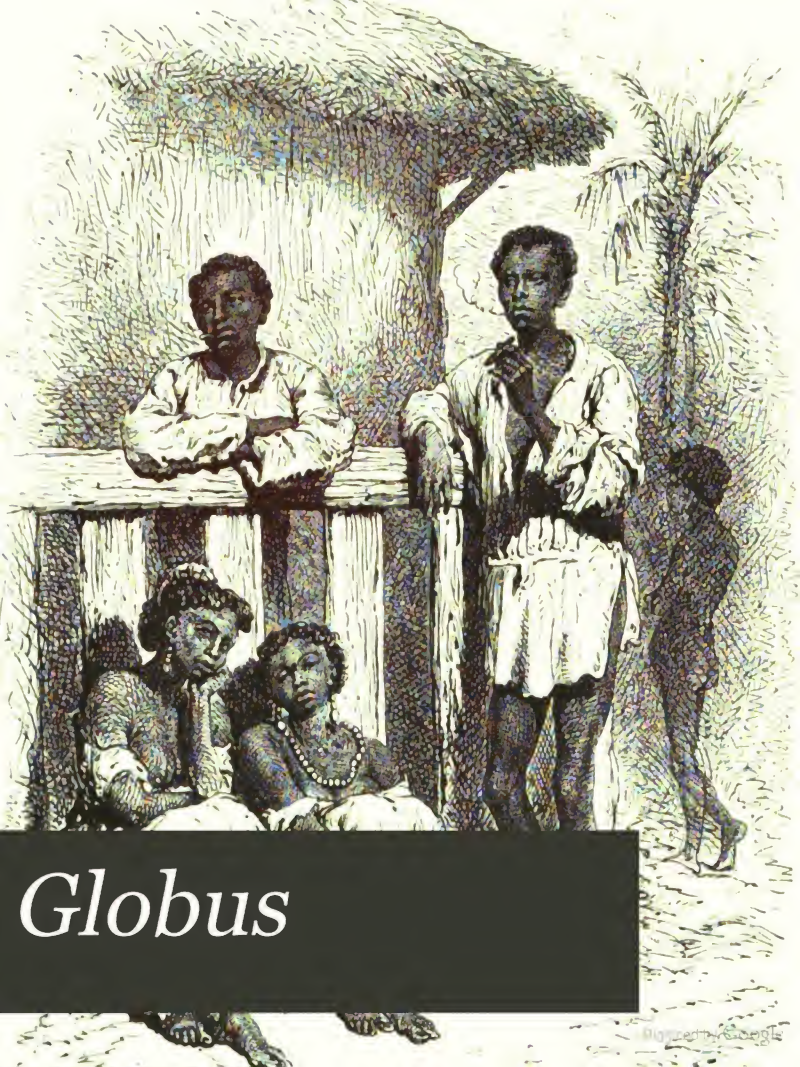
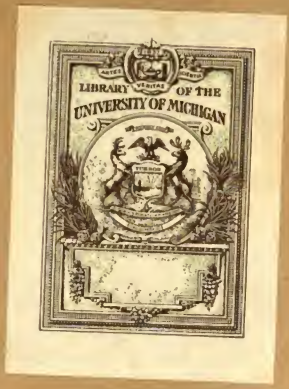


Globus

Digitized by Google


LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Globus.

XXIII. Band.

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Dreiundzwanzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1873.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Die Karte von Deutschland. 10.
Die Insel Fehmarn. 90.
Festliche Gebräuche in Preußisch-Litauen. 59.
Großbritannien. Volkszählung von 1871. 320. — Auswanderung ländlicher Arbeiter. 90. — Zur Kohlenstatistik. 351. — London's Volksmenge. 336.
Wanderungen im nördlichen Spanien. 209. (Galicien und die Gallegos. Asturien. Burgos.) — 257. (Die Maragatos. Die spanische Küche.) — 271. (Navarresen und Aragonesen.) — 289. (Saragossa.)
Skandinavien. Neue Nachrichten über die eingefrorenen Polarfahrer. 43. — Die norwegische Polarexpedition. 288. — Das norwegische Land am Jakobshafe. 159. — Die Vegetation in Skandinavien 1872. 207. — Aberglaube bei schwedischen Bauern. 47.
Aus Russisch-Lappland von J. A. Friis. 229 ff. — Eisfreie Häfen. 267. — Die Fischerei an der Küste. 313. — Der Klosterfluß. 207. — Die russischen Ansiedler. 279.
Zur Bevölkerungsstatistik des russischen Reiches. 109.
Die Altgläubigen und die Secten in Rußland. 69. (Der Raskol.) — 85. (Verschiedene ältere und neuere Secten.)
Cunynhame's Besuch einer Kalmückenniederlassung bei Astrachan. 136.

Asien.

Neue Ausgrabungen in Kleinasien. 49. In Ephesus und Priene.
Ausgrabungen auf der Insel Cypern. 72.
Die Deutschen in Smyrna. 62.
Karawanenreise von Mosul nach Aleppo. Von Lother Becker. 173. (Hauptstationen und Wasserplätze der Karawanen.) — 184. (Kurden. Nisibin. Mardin. Thierdekir.)
Wo liegt der Berg Sinai? 304.
Der Wahabismus in Arabien seit 1819 und die Staatenbildungen auf der arabischen Halbinsel im 19. Jahrhundert. Von Dr. A. Jehme. 344. (Die Wahabiß.) — 360. (Eschebel Schammar.) — 379. (Oman.)
Persien. Die Reisen St. John's und Blandford's, Goldmid's, Pollak's und des Capitäns Smith. 96.
Goldmid's Reise von Bender Abbas bis Meschhed. 220. (Erforschung Seistans.)
Merw in Chorassan. 319.
Wanderungen in Indien. 321. (Bhartpur. Die Volksgruppe der Dschats. Ein Derbar in Dholpur.) — 337. (Gwalior. Die Dschainas und ihre Religion.)
In Agra. 97. (Der Tadsch Mahal. Ein Derbar des Vicekönigs.)
Zur Bevölkerungsstatistik. 144.
Die Luschais. 252.
Religiöse Polemik des Hinduismus gegen das Christenthum. 31.
Unterricht der Eingeborenen in der Schiffahrtskunde. 80.
Cinchona. 64. — Thee. 80. — Der Kaffeehafen Calassahal. 239.
Die Giftschlangen Indiens. 76. 160.
Kaschmir. 32. (Klägliche Zustände. Bedrückung des Volkes. Blutiger Kampf zwischen Sunniten und Schiiten in Srinagar.)
Neue Nachrichten über Hayward's Ermordung in Dardistan. 27.
Die anglo-indische Gesandtschaft an den Ameer Gasi nach Ostturkestan. 330.
Aus Wereschagin's Reise von Orenburg nach Samarkand. 354. (Orenburg. Fahrt durch die Steppe. Orsk. Kirgisen. Stationen und Forts. Die Ruinen von Djanketent.) — 370. (Die Stadt Turkestan. In Tschimkend. Der Bettelorden der Duwanas.)
Markosow's und Sievers' Reise in die Turkmenensteppe. 14.
Nationales und gesellschaftliches Leben im Chanate Chiwa. Von Hermann Vambery. 205. 215.
Rey Elias in der westlichen Mongolei. 382.
Prschewalsky's Wanderungen in der südlichen Mongolei. 300.
Der Jiskuk schiffbar. 64.
Fedtschenko's Reisen in Centralasien. 143. — Im südlichen Kokan. 338. — Die Gebiete zwischen Kokan und Britisch-Indien. 346.
Die Höfen an der russisch-mandschurischen Küste und die Insel Sachalin. 174.
Japan. Volksmenge. 192. — Culturfortschritte. 119. — Einführung des europäischen Kalenders. Münzstätten. 319. — Eröffnung der Bahn zwischen Yokohama und Yeddo. Gründung von Volksschulen in allen Gemeinden. Nordamerikanische Novdiet. Patentgesetz. Was bedeutet das Wort Nippon? 15.
Wie versteht die japanische Regierung mit Menschenraubern? 95.
Auf dem Gipfel des Fuji yama. 47.
Ostasiatische Polemik. Manifest eines gebildeten Japaners. 155.
Die japanischen Studenten in Michigan. 223.
Soll Japan das Englische als Volks- und Schriftsprache annehmen? 239.
China. Fortschritt und Barbarei. 105.
Chinesisch-kritische Beziehungen. 44.
Geistige Regsamkeit unter den Mohammedanern. 351.
Menschenopfer bei Begräbnissen im alten China. 61.
Seeraub in den chinesischen Gewässern. 166.
Hongkong. Volkszählung. 368.
Die Franzosen und der Kaiser von Annam. 329.

Digitized by Google

Afrika.

Aus den Tagen des Sceräuberthums in Algier. Von H. v. Maltzan. 91. 101. 122.
Der Kohlenaufschwung in Algerien. 142.
Zwei Episoden aus der algierischen Revolution von 1671. Von H. v. Maltzan. 268. 281.
Die Eisenbahnfrage in Algier. 368.
Baltsmenge in der Provinz Algier. 336.
Ein versteinerter Wald in Aegypten. 349.
Pascha Samuel Baker in Khartum. 254.
Völkerstiften aus dem Gebiete des Bachr el Ghasal. Von Dr. Georg Schweinfurth. 1. 23. 24. (Die Niamniam und ihre Anthropophagie.)
Notizen zur Karte des Bachr-el-Ghasal-Gebietes. 32.
Endlich Nachrichten von Dr. Nachtigal. 334.
Dr. G. Nachtigal und seine neuesten Reisen im Sudan. 375.
Aus Abyssinien. 168. (Urtheilssprüche. Werdösse aber Budahs.) — Fest der Kreuzerhöhung. 159. — Das Ohrabschneiden bei den Gallas. 176. — Joh. Mayer's Missionsreise nach Schoa in Südabyssinien 1872. 157.
Die Insel Socotra und der ostafrikanische Sklavenhandel. 23.
Der ostafrikanische Sklavenhandel. 318.
Von der ostafrikanischen Küste. Bartle Freere's Mission an den Sultan von Sansibar. 333. — Die Expedition Cameron's und Dillon's zur Unterstützung Livingstone's. 304.
Inhambane und dessen ausblühender Handel. 207.
Aus den Briefen Adolf Hübner's über Südafrika. 202. (Seefahrt von Capstadt nach Durban im Natallande.) 217. (Von Durban nach Potschefstrom.) 232. (Von Potschefstrom nach Rustenburg. Die Kolonen.) 249. (Unter den Matebelekaffern.) 267. (Mißlungener Versuch, den Sambesi zu erreichen.)
Die Delagoabai. 256.
Aus dem Caplande. 160. (Das Budget.) — 16. West-Griqualand eine unabhängige Kronkolonie.
Geographische Untersuchungen. Handelsverkehr. 47.
Congo. Die Expedition der Gebrüder Grandy zur Unterstützung Livingstone's. 16.
Lagos. Eröffnung von Handelsstraßen nach dem Innern. 282.
Gegenwärtige Zustände im Nigerdelta. 287. (Menschenopfer. Der Cannibalenbaum der Obotschi.)
Von der afrikanischen Westküste. 303. (Allerlei Unruhen. Fantis und Aschantis.) — 127 und 222. Die klimatischen Verhältnisse und die Krankheiten Liberias.
Die älteste Geschichte der Canarischen Inseln. 98.
Skizzen aus Senegambien. 113. 129. 145. 161.

Amerika.

Eduard Whymper in Nordwestgrönland 1872. Entdeckung eines Flusses. 96.
Alte unterirdische Wohnungen auf Unalaschka und im Archipelagud der Aleuten. 55.
Canada. Die französischen Einwohner und ihre Fruchtbarkeit. 352.
Neuschottland und Cap Breton. Kohlenlager. 254. 320.
Aus den westlichen Einöden Nordamerikas. 74. (Die Hudsonsbay-Gesellschaft. Das Eindringen der Weißen und seine Folgen. Untergang der Indianer.)
Manitaba. Zunahme der Volksmenge. 352.
Kellog's Expedition am Yellow Stone. 62.
Ausfluß nach dem Pugetsund 1872. Von Theodor Kieshoff. 283. 297. 330.
Die Stadt Umatilla, ein Opfer der Pacifischahn. 43.
Der Census der Vereinigten Staaten von 1870. 144.
Weinernte 1871. Hopfenernte 1872. Tabakseente 1872. 64.
Weizenernte in Minnesota. 224.
Texas. Das Mezquitegummi als Handelswaare. 64. — Baumwollenernte. 191.
Alabama und der Hafen Mobile. 368.
Colarada. Eisenbahnen. 320.
Oregan 336. (Einwanderung aus Deutschen. Lachsfang.)
Californien. Anbau der Fiebernde und Eingewöhnung der Angoraziege. 64. — Schafwolle 64. — Weizenhandel. 80. — Anbau des Thees 191. — Das Beerenden des Grauen Bären 335. — Sitten der Chinesen. 272.
Abzug von Edelmetallen nach Ostasien. 224.
Rückgang der Kriegs- und Handelsmarine. 128.
Nationalität der 1872 in Newyork Eingewanderten. 288.
Die Skandinavier. 240.
Das fremde Element in der Bevölkerung. 223.
Annexitates Americanae. 123. 199.
Albertei Kuriositäten und Betrügereien. 224. 240. 272. 320.
Urtheile über die gesetzgebenden Versammlungen der verschiedenen Staaten. 382.
Budget der in Newyork verübten Mordthaten. 176.
Wilde Wirren in Kansas. 382.
Mißbrauch des Präsidenten Grant mit dem Begnadigungsrecht. 208.
Das zu Grunde gerichtete Louisiana. 208.
Die Spielhöllen in Philadelphia und die Politiker. 256.
Eine Hergottsconvention in Newyork. 352.
Der Millerismus in Vermont. 288.
Scheu der Yankeestaaten vor den Arbeiten. 304.
Weiße und weizengelbe Arbeit. 271.
Das Signalbureau. 246.
Fluß- und Canalverbindung zwischen dem obern Mississippi und dem Michiganse. 95.
Die Nordpacifichahn. 78.
Newyork als Fabrikstadt. 368.
Chicago und die Eisenbahnen. 191.
Engbrurige Eisenbahnen. 159.
Haut der Alligatoren als Handelswaare. 160. — Büffel auf der Prairie. 160. — Zucht der Schweine im Westen. 160.
Die rasche Besiedelung des Nordwestens. 162.
Die Moermonen 48.
Ausrottungskrieg der Yankees gegen die Apatsches-Indianer. 314.
Von der Insel Cuba. 240.
Hayti's Lage über St. Dominga. 331.
Mexico. Eröffnung der Bahn zwischen der Hauptstadt und Vera Cruz. 336. — Die Pyramide von Teotihuacan. Ausdehnung des deutschen Handels. 80. — Guatemala. 31. (Sorgfalt für den Volksunterricht. Aufreizung der Indianer durch den Clerus. Aus Süd- und Centralamerika.)
An der Küste von Neugranada. 305. (Die Hafenstadt Santa Martha, Carthagena.)
Auf dem Magdalenenstrome. 6. Begrüßungsbilder. Der Dique. Geophagen. Verschiedene Fahrzeuge und die Ruderknechte. Uferlandschaften und schwimmende Inseln. 17. Ameisenbrut. Das Leben im Walde. Brüllaffen. Vegetabilisches Eisenbein. Cebron als Heilmittel. Die Taironas-Indianer.
Die Perlenfischerei im Golfe von Panama. 288.
Warnung vor dem Auswandern nach heißen tropischen Gegenden. 191. (Bond's verunglückte Ansiedelung in Venezuela.)
Venezolanische Personennamen, von A. Ernst in Caracas. 93.
Eine zweite Dampferlinie auf dem Amazonas. Fahrten auf dem Madeira. 31.
Brasilien 143. Die Provinz San Paula. Die Peranumbucobahn. Projectirte Bahnen in Matto grasso. — 31. Kaffeeausfuhr. — 240. Deportirte auf Fernando Noranha. — Hohes Alter mancher Neger. 353. — Anzahl der Deutschen in der Provinz Rio Grande do Sul. 336.
Zucht der Angoraziege. 31.

Digitized by Google

Die transandinische Eisenbahn zwischen Argentinien und Chile. 191.
Deutsche Lehrer in Argentinien. 32.
Die 20 Calanien in der Provinz Santa Fe. 31.
Paraguay. 128. Einwanderung, Producte, Handel.
Einwanderung in Uruguay. 256.
Aelenstücke zur Eroberung Perus. 12. (Die spanischen Freibeuter. Bericht des Francisco Xerek.)
Fortschritt in Peru. 111. — Kalis. 80. — Einwanderung 175. — Verschiffung von Guano. 320.
Bolivia. Die oberen Zuflüsse des Amazonenstromes. 206. — Schule für Architekten in La Paz. 80. — Caracoles in der Atacamawüste. 208. — Unnatürlicher Tod der Präsidenten. 350.
Erforschung der Westküste Patagoniens. 319.
Die Magellansstraße. 384.

Der Hinterindische Archipelagus. Australien. Großer Ocean.

Krieg der Holländer gegen den Sultan von Atschin auf Sumatra. 364.
Europäische Fabeln im malayischen Gewande. 151.
F. Jagor's Reisen auf den Philippinen. 177. 196. 215. 298. 326.
Der Vulcan Albay auf Luzon. 47.
Plan zu einer italienischen Niederlassung auf Borneo. 176. 319.
Der europäisch-australische Telegraph. 18.
Die Battömenge in den einzelnen Calanien und ihr Handelsverkehr. 288.
Nordaustralien. Die Stadt Palmerston an Port Darwin. Gold. 16.
Entdeckungsreisen in Australien. 15. Gosse und Warburton. — 192. Giles. Hann.
Seltsamer Brauch bei den Eingeborenen von Queensland. 153.
Schulwesen in Victoria. 96.
Südaustralien als Agriculturland. 378.

Vermischte Mittheilungen.

Das Museum Godeffroy in Hamburg und seine Unternehmungen. 171. 182.
Zusammenhang der neuindischen Sprachen mit dem Sanskrit. 235.
Mission und europäische Civilisation. 140.
Zum Weltgange der Cholera 126.
Vom Waffenrechte der germanischen Völker. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters. Von A. Ernst. 188.
Die Mondflecken in Sage und Mythologie. Von R. Hasselcamp. 108. 139.
Zur Geschichte, Theorie und Praxis der Spectralanalyse. 225. 242. 262.
Scrope's Werk über Vulcane, bearbeitet von v. Hitden. 144.
Thomé's Lehrbuch der Zoologie. 193.
Allgemeine Erdkunde von Hann, v. Hochstetter und Pokorny. 144.
Die Bedeutung von Payer's und Weyprecht's österreichischer Nordpolarexpedition. Uebersicht des ganzen Unternehmens. 25. 41.
Eine Nordpolarexpedition in England projectirt. 63.
Die britische Regierung gegen eine Polarexpedition. 110.
Eine Mähr über das Wrangell-Land im Gismeere. Angebliche Entdeckungen Pony's. 125.
Die oceanische Expedition der Dampfcorvette „Challenger". 57.
Expedition der „Pommerania" 1872. 867.
Wanderung der Walfische. 240.
Der Walfischfang im Jahre 1872. 79.
Verluste auf See 1872. 111.
Wettfahrten auf dem Ocean. 32.
Schnellsegelnde Clipperschiffe. 64. 336.
Abnahme des Baues hölzerner Seeschiffe. 128.
Der Weinbau in Frankreich und die Verwüstungen der Wurzellaus des Rebstocks. 158.
Zucht der Seidenraupe in Frankreich. 64.
Wirkung des Opiums auf Thiere. 64.
Fossile Eier des Pleiosaurus und Ichthyosaurus. 352.
Dinoceren, eine fossile Säugethierordnung. 224.
Juden. Zunahme derselben in verschiedenen großen Städten. 208.
Der Ortsname Berlin. 388.
Das Wort Fetisch. 256.
Stanley-Humbug in Newyork. 79.
Stiftungsfest der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. 368.
Die ungarische geographische Gesellschaft in Pesth. 142.
Bartle Frere. 333. — Cameron. 304. — Cesnata. 73. — Crawther. 287. — Damil. 171. — Dillon. 304. — Fedtschenko. 143. — Forsyth. 338. — Gartel. 171. — Giles. 192. — Goldsmid. 96. 220. — Gosse. 15. — Grosse. 171. — Grandy. 16. — Gray. 176. — Hann. 192. — Hasselcamp. 108. — Kellog. 62. — Kubary. 171. — Lorenz. 31. — Matgan. 91. — Mauch. 232. — Mayer (Joseph). 157. — Mohr. 233. 267. — Mori (Arinori). 229. — Muir. 235. — Nachtigal. 334. — Ney Elias. 383. — Payer. 41. — Pollod. 96. — St. John. 96. — Snape. 144. — Simpson. 319. — Smith. 96. — Staud. 65. — Warburton. 15. — Weyprecht. 41.

Illustrationen.

Europa.

Berglappen im Sommerzelt an der Küste. 34.
Boris- und Gleb-Capelle in Südvarangez. 35.
Der Kiefernwald — Wasserfall. 36.
Poststation in Nordfinland. 37.
Strandpartie bei Männilo Jarvi. 38.
Altgläubiger Kaufmann erster Gilde. 69.
Ein Pope im Ornat. 70.
Ein Altgläubiger. 71.
Der Kreml in Moskau. 86.
Frauenkloster in Moskau. 88.
Thomé's Lehrbuch der Zoologie. Mit acht Abbildungen.
Ein Maragato. 210.
Eine Gallega im Sonntagspuz. 212.
Die Probres de Solemnidad in Burgos. 213.
Der Koffer des Cid. 214.
Lappengamme bei Tutom. 229.
Lutherische Berglappen in Russisch-Lappland. 230.
Sonnenfleckspectrum nach Secchi. 242.
Das gewöhnliche Sonnenspectrum mit Fraunhofer's Linien. 244.
Spectrum der untergehenden Sonne mit dunkeln atmosph. Absorptionsstreifen. 244.
Spectrum des elektrischen Funkens mit hellen atmosphärischen Linien. 244.
Sonnenspectrum. 245.
Kohlenstoff. Funkenspectrum des Chlorids. 245.
Kohlenstoff. Funkenspectrum des sibildenden Gases. 245.
Komet II. 1868. 245.
Brorsen's Komet 1868. 245.
Funkenspectren von Elementen. 245.
Nebelfleckspectrum. 245.
Grajal bei Sahagun in der Provinz Leon. 258.
Sahagun in der Provinz Leon. 260.
Nachtlager in einer Benta zu Grajal. 260.
Der Tunnel durch die Schlucht von Pancorbo. 274.
Das alte Buschdakloster zwischen Burgos und Miranda del Ebro. 275.
Hofraum im Palaste der Herzoge von Infantado in Guadalajara. 277.
Der Wolf ist auf den Beinen. 279.
Ein Pfarrhof in Russisch-Karelen. 280.
Der schiefe Thurm in Saragossa. 290.
Ein aragonischer Bubonero (Haustier). 291.

Digitized by Google

Asien.

Ruinen des Minervatempels zu Priene vor der Ausgrabung. 49.
Säulenrest vom Dianatempel zu Ephesus. 50.
Säulenrest vom Dianatempel zu Ephesus. 51.
Plan von Ephesus. 52.
Säulencapitäl von Priene. 53.
Ausgegrabene Platform des Tempels zu Priene. 53.
Kolossaler weiblicher Kopf von Priene. 54.
Kolossaler Fuß von Priene. 54.
Lageretat bei Sekandra. 98.
Der Tadsch Mahal in Agra. 99.
Derdar des Bicekönigs in Agra. 101.
Chinesische Schweine. 112.
Chinesische Dschonke. 167.
Ansicht von Carthagena. 307.
Auf dem Marktplatze in Carthagena. 308.
St. Domingo. 311.
Ansicht von Bhartpur. 322.
Ebelleute von Dholpur. 323.
Derdar des Maharadscha Rana von Dholpur. 325.
Seitenfaçade des Pal-Palastes in Gwalior. 338.
Kolosse von Urwahi, Abinathgruppe, Gwalior. 340.
Tschainastempel in Gwalior. 341.
Bihara-Tempel in der Festung Gwalior. 342.
Dschaines-Embleme. 343.
Postillon. Uralischer Kosack. 354.
Kirgise. 355.
Postillon in den uralischen Steppen (Tatar). 355.
Ein Postillon in Orenburg (Baschkire). 356.
Kirgisischer Postillon. 356.
Ein tatarischer Jemtschik (Postillon) von einer Station im Ural. 356.
Russischer Postillon im Ural. 356.
Tarantasse mit einem Kameele bespannt. 357.
Ueberfahrt über den Sir Darja (Jaxartes). 357.
Kirgisisches Grabmal bei Dschanekent. 358.
Kirgisisches Grabmal bei Dschanekent. 358.
Grabmal eines reichen Kirgisen. 359.
Belebende Ternische. 370.
Eine Straße in der Stadt Turkestan. 371.
Minaret in den Ruinen von Sauram. 371.
Die große Moschee in der Stadt Turkestan. 372.
Die große Moschee in der Stadt Turkestan (von einer andern Seite). 372.
Auf der Höhe der Festung von Tschemkend. 373.
Karren in der Steppe. 374.

Afrika.

Niamniam-Männer. 2.
Tättowirung der Sandeh unter der Brusthöhle. 2.
Ein junger Niamniam in vollem Schmuck. 3.
Trumbasch der Niamniam. 4.
Säbel der Niamniam. 4.
Niamniam-Tasch. 4.
Dolch mit Scheide. 4.
Niamniam in Kriegsrüstung. 5.
Eine Balsa (Floß) aus Bambus. 6.
Mandoline der Niamniam. 40.
Ansicht von St. Louis, der Hauptstadt Senegambiens. 114.
Markt zu Guet Nder in St. Louis. 115.
Familie in St. Louis. 116.
Hausdiener in St. Louis. 117.
Hospital in St. Louis. 118.
Frauen vom obern Senegal: eine Serrarole und eine Kassonka. 130.
Frauen vom untern Senegal. 131.
Phara Penda, Häuptling von Richard Toll. 132.
Paar vom obern Senegal. 133.
Moses, ein frommer Kapitol. 134.
Griots in Gorée. 146.
Das Fort in Gorée. 147.
Markt in Gorée. 148.
Markthalle in Gorée. 149.
Regierungsgebäude in Gorée. 150.
Schwarzer Handlungsdiener am Senegal. 162.
„Civilisirte" Neger. 163.
Marabuts in Gorée. 164.
Landungsplatz in Dakar. 165.

Amerika.

Die Diquepassage im Delta des Magdalenastromes. 7.
Ein Champan auf dem Rio Magdalena. 8.
Schwimmende Insel im Magdalenastrome. 9.
Anwohner des untern Magdalena. 18.
Cedren. 19.
Jagd auf einen Kaiman. 20.
Negerknabe und Haifisch bei Santa Martha. 21.
Taironas-Indianer in der Sierra de Santa Martha. 22.
Maske der Indianer auf Vancouver-Eiland. 55.
Aschenkörge der Koliuschen. 55.
Karte der Osterinsel. 65.
Hütte eines Häuptlings von der Osterinsel. Nach einer Zeichnung von Biaud. 66.
Tättowirter Häuptling von der Osterinsel. Nach einer Zeichnung von Biaud. 67.
Tättowirter Eingeborener der Osterinsel. Nach einer Zeichnung von Biaud. 68.
Kolossaltöpfe aus Stein am Abhange des Rano-Raraku (Osterinsel). Nach einer Zeichnung von Biaud. 82.
Krater des Rano-Kau auf der Osterinsel. Nach einer Zeichnung von Biaud. 83.
Kopf eines der Götzenbilder von der Osterinsel. 84.
Profilansicht eines Götzenkopfes von der Osterinsel. 84.

Der Hinterindische Archipelagus.

Vulcan Albay oder Mayon. Aufgenommen vom Convento von Daraga. 178.
Vulcan Majaisai und San Cristoval. Vom Thurme des Conventes von Majaisai. 179.
Vulcan Bulusan von Osten. Im Vorbeisegeln aufgenommen. 180.
Vulcan Bulusan von Südsüdwest. Vor Anker liegend aufgenommen. 180.
Vulcan Magulling von Ostnordost. 180.
Kleines tagalisches Mädchen. 181.
Tagalin in Sarong, Tapis, Camisa und Schullertuch. 181.
Tagalin in einer Hängematte. 181.
Lastboot (Cadco). Nach der Zeichnung eines Tagalen. 197.
Floß mit Seehunden (Salambau), Alles von Bambus. 197.
Pavava. Gestell und Kasten von Bambus, Verbände und Nasenteil des Büffels von Stuhlrohr, Dach von Pandanusblättern. 197.
Bambusbusch. 198.
Bearbeitung des Bambus. 198.
Dorfglocke in Camarines. Ein ausgehöhlter Baumstamm, mit einem horizontal schwebenden Holzstop als Klöppel. 198.
Vulcan Prigo von Südwest. 246.
Vulcan Prigo von Ostsüdost. 246.
Negrito von Panay. 247.
Negrito von Mariveles. 247.
Der Pflug (Arabo). 247.
Ackergeräthe der Bicolinder. 247.
Reismesser. 248.
Bisaya-Indierin. 248.
Vulcan Pjarog in Westsüdwest, aufgenommen von Goa. 293.
Cuadrillero. Bewaffneter Begleiter in voller Ausrüstung (Hut, Hemd, Schwimmhose und Waffen). 294.
Weberin von Pjarog. 294.
Bogen und Pfeile der Pjarroten des Pjarog. 295.
Pjarrote vom Pjarog. 296.
Pjarrotenmädchen vom Pjarog. 296.
Fleischverkauf in Santa Martha. 306.

Dr. Gustav Nachtigal. 375.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. GLOBUS № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Völkerskizzen aus dem Gebiete des Bachr el Ghasal.

Von **Dr. Georg Schweinfurth.**

Die Niamniam.

I.

Bedeutung des Namens. — Die Nachfolger der Sandeh. — Ihre äußere Erscheinung. — Tätowirung. — Hautfarbe. — Haarputz. — Waffen. — Getreide. — Bierbereitung. — Die Speisen.

Lange Zeit bevor noch jene epochemachenden Expeditionen zur Erforschung der Nilquellen, welche Mehemed Ali den Weißen Nil hinaussandte, einen tiefen Stich in das unbekannte Innere des Welttheils gethan, bevor noch die erste Segelbarke jene schwimmenden Grasdecken durchfurchte, welche sich auf den Gewässern des Gazellenflusses ausbreiten, zu einer Zeit, als europäische Reisende noch kaum die Grenzen des vom Islam beherrschten Centralafrikas überschritten hatten und die heidnischen Negerländer im Süden derselben erst Nebelflecken gleich am weithinschwindenden Horizonte unserer geographischen Erkenntniß aufzutauchen begannen, da war bereits zu uns die Kunde von der Existenz eines Volkes gelangt, an dessen Namen die mohammedanischen Bewohner des Sudans alle Vorstellungen von Wildheit zu knüpfen pflegten, deren ihre reiche Einbildungskraft fähig erschien.

Bilden heutzutage im gesitteten Europa Fragen einen Gegenstand der täglichen Unterhaltung, welche den vom Affen abzuleitenden Ursprung des Menschen behandeln, so galten im Sudan schon damals die Niamniam, ausgestattet mit den unvermeidlichen Attributen des Urmenschen, als Gemeinplatz aller darauf bezüglichen Ideen, ein Volk, dessen Dasein, hervorgerufen aus nächtlicher Begattung von Hexen und Waldkobolden, sich im sagenhaften Dunkel der Urwälder verloren hätte, wäre demselben nicht in Alexander Dumas' an höherm Blödsinn reichen Schrift „l'homme à queue" noch zur rechten Zeit ein kleines Denkmal errichtet worden.

Den Schleier, welchen ein märchenhafter Zauber über dieses Volk ausgebreitet, gelüftet zu haben, war das Verdienst meines Vorgängers Piaggia, jenes schlichten aber unerschrockenen Italieners, welcher den Muth gehabt hatte, ein volles Jahr allein unter den Niamniam auszuharren, um uns den ersten klaren Einblick in ihre Sitten zu eröffnen. Bald nach ihm führte auch mich ein gütiger Stern in die Mitte dieser „Menschenfresser", und indem ich so den Uebergang aus dem Zeitalter der Sage in das der positiven Erkenntniß bewerkstelligte, fand ich, daß die Niamniam, abgesehen von einigen Privilegien, welche unserm Geschlechte eigen sind, so lange es noch unbewußt an den Brüsten seiner großen Mutter Natur zu hangen hat, Menschen seien wie wir Alle, und in gleichem Grade ergeben den Gefühlen des Schmerzes und der Freude. Mit ihnen habe ich manchen Spaß gehabt und mich oft an ihren kindlichen Spielen

Digitized by Google

erfreut, unter den Schlägen der Kriegspauke ſo gut wie unter den anſpruchsloſen Klängen ihrer Mandoline.

Der Name Niamniam iſt der Sprache der Dinka entlehnt und bedeutet „Freſſer, Vielfreſſer“, auf den Cannibalismus dieſes Volkes anſpielend. Dieſer Name hat ſich im Arabiſchen des geſammten Sudan bereits in ſo hohem Grade eingebürgert, daß es nicht rathſam erſcheint, ihn durch denjenigen zu ſubſtituiren, welchen ſich das Volk ſelbſt ertheilt. Letzterer lautet „Sandeh“. Da die Mohammedaner des Sudans an den Namen Niamniam (Plural Niamaniam) hauptſächlich die Vorſtellung des Menſchenfreſſens zu knüpfen pflegen, ſo findet ſich bei ihnen derſelbe auch zuweilen für andere Völker im Gebrauch, welche mit den eigentlichen Niamniam, den Sandeh, nichts gemein haben, außer dem Cannibalismus.

Verſchiedene Bezeichnungen für dieſes Volk haben die Nachbarn. Die im Norden ſind die Bongo, welche die Niamniam bald Mundo, bald Manjanja nennen; hinter ihnen

Niamniam-Männer.

lagern Djur und Dinka, welche den Niamniam den Namen Dſ-Madjaka ertheilen. Die öſtlichen Nachbarvölker der Niamniam, die Mittu, geben ihnen die Bezeichnung Makkaraka oder Kakkaraka.

Die größte Maſſe des Niamniamlandes fällt zwiſchen den 4. und 6. Grad nördlicher Breite, in ſeiner ganzen von Oſt nach Weſt gerichteten Mittellinie mit der Waſſerſcheide zwiſchen Nil- und Tſadbecken zuſammenfallend. Auf meinen Wanderungen habe ich nun zwar ausſchließlich den öſtlichen Flügel dieſes Landes durchzogen, welcher nach Oſten zu vom oberſten Laufe des Tondſtluſſes begrenzt erſcheint; ſoweit indeß die eingezogenen Nachrichten reichen, ſind mir allein 35 ſelbſtändige Häuptlinge bekannt, welche gegenwärtig den von Chartumer Handelscompagnien durchzogenen Theil des Niamniamgebietes beherrſchen. Ueber die Ausdehnung zur Weſtgrenze hin vermochte ich keine beſtimmten Angaben zu erzielen, ſo weit aber das Land den Nubiern bekannt zu ſein ſcheint, muß es zwiſchen 5 und 6 Grade in ſeiner Längenausdehnung umfaſſen, einem Flächenraume von allein 3000 deutſchen Quadratmeilen entſprechend. Die Einwohnerzahl in dieſem bekannteren Theile des Niamniamlandes muß mindeſtens 2 Millionen betragen, eine Schätzung, welche ich ſowohl auf die den Häuptlingen auf der bereiſten Strecke zur Verfügung ſtehende Zahl waffenfähiger Mannſchaft als auch auf die übereinſtimmenden Berichte von der Macht derſelben in den weſtlichen Territorien zu ſtützen Gelegenheit fand.

Tätowirung der Sandeh hier der Bruſthöhle.

Wer ſich zum erſten Male von einer Anzahl echter, unverfälſchter Niamniam umgeben ſieht, wird geſtehen müſſen, daß im Vergleich zur fremdartigen Wildheit ihrer äußern Erſcheinung Alles gleichgültig und langweilig erſcheint, was ihm bis dahin an Völkerſtämmen in Afrika unter die Augen gekommen. Ueberraſcht in dieſem Weltheile, wo auf unermeßliche Strecken vorherrſchende Monotonie ein unerbittliches Niveau über faſt alle Erſcheinungen der phyſiſchen Welt gezogen hat, ein derartig buntſcheckiges Völkergemiſch wahrzunehmen, wie es das Gebiet des Gazellenſtromes darzubieten ſcheint, wird der Reiſende vor Allem am Anblicke der Niamniam mit ganz beſonderm Staunen haften. In jeder Beziehung ein Volk von ſcharf ausgeprägteſter Eigenartigkeit, wird er im Stande ſein, den Niamniam ſelbſt aus weiter Entfernung ſofort unter Hunderten herauszuerkennen. Als ich eines Tages damit beſchäftigt war, an einem Trupp von Bongoträgern meine Körpermeſſungen vorzunehmen, fließ ich, beim Anführer der Bande angelangt, auf die charakteriſtiſchen Merkmale des Niamniamtypus. Wie kamſt Du dazu, Dich einen „njere“ (Diſtrictchef) der Bongo zu nennen, wenn Deine Schädelform Dich zum Niamniam ſtempelt? So fragte ich ihn, und zum Erſtaunen der Anweſenden erwiderte dieſer: „Zwar bin ich von Niamniameltern

Digitized by Google

geboren, doch als Kind bereits kam ich ins Land der Bongo.“ Man wird nach dem Gesagten leicht begreifen, wie auffallend die Racenmerkmale des Niamniamvolkes sein müssen, wenn man mit derartiger Gewißheit nach ihnen die Diagnose eines Negers zu stellen vermag, welche in der Regel allein in der Tracht und den äußeren Zierrathen sichere Anhaltspunkte aufzuweisen hat.

Fassen wir nun alle Merkmale ihrer äußern Erscheinung, physiognomische sowohl wie ostealogische, zusammen, dann die in Tracht und Kleidung dargebotenen Stammeseigenthümlichkeiten, so erhalten wir folgendes Bild. Lange Haarflechten und Zöpfe (stets das feingekräuselte Haar der sogenannten echten Negerrace), welche weit über die Schultern und bis zum Nabel herabhängen können, bedecken den runden breiten Kopf, dessen Proportionen sich auf den unteren Stufen der Brachycephalie bewegen. Eine beispiellose Größe und Offenheit der mandelförmig geschnittenen, etwas schräggestellten Augen, welche von dicken, scharf abgegrenzten Brauen beschattet in ihrem weiten Abstande von einander eine eben so außerordentliche Schädelbreite verrathen, ertheilen dem Gesichtsausdruck ein unbeschreibliches Gemisch von thierischer Wildheit, kriegerischer Entschlossenheit und dann wieder Zutrauen erweckender Offenheit; dazu die wie nach einem Modell gefarmte Nase, welche bei gleicher Breite und Länge eine geringere Höhe besitzt; schließlich der zwar von sehr breiten Lippen berandete, aber selten die Nasenbreite überragende Mund, ein rundes Kinn und wohl abgerundete, wohl ausgepolsterte Wangen vervollständigen die rundliche Gestalt des Gesichtsumrisses; ein untersetzter zur Fettbildung geneigter Körper ohne scharf ausgeprägte Muskulatur, der die durchschnittliche Höhe mittelgroßer Europäer nur selten übersteigt (1,8 Meter war die größte gemessene Körperhöhe der Niamniam), verbunden mit einem unverhältnißmäßigen Ueberwiegen der Länge des Oberkörpers, welche allen ihren Bewegungen einen durchaus fremdartigen Charakter ertheilt, ohne sie indeß an der bei ihren Waffentänzen entwickelten Sprunggewandtheit zu hindern.

Ein junger Niamniam in vollem Schmuck.

Von geringerer Bedeutung erschien die Hautfarbe, welche, im Allgemeinen derjenigen der Bongo entsprechend, am besten mit dem matten Glanz der Tafelchocolate verglichen werden kann. Unter den Frauen fanden sich die ins Kupferrothe spielenden Nüancen noch häufiger als bei den Bango. Die Grundfarbe ist dieselbe, ein erdiges Roth, im Gegensatze zum Bronze der äthiopischen (kuschitischen) Völker Nubiens.

Als Stammesmerkmal haben alle Sandeh drei oder vier mit Punkten ausgefüllte Schröpfnarben ähnliche Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen tättowirt; ferner stets, gleich der Cartouche einer Mumie, eine förmige Figur unter der Brusthöhle, wie sie die Abbildung auf S. 2 unten zeigt. Außerdem tragen sie nach als individuelle Erkennungsmerkmale mancherlei Muster in Gestalt von Strichen, Punktreihen und Zickzacklinien auf Oberarm und Brust tättawirt. Berunstaltungen am Körper werden weder vom weiblichen noch vom männlichen Geschlechte vorgenommen, ausgenommen etwa das sich auch bei anderen Völkern Centralafrikas wiederholende Spitzfeilen der Schneidezähne, was zum Zwecke hat, im Einzelkampfe und beim Ringen wirksam in die Arme des Gegners eingreifen zu können.

Ihre gewöhnliche Kleidung (nur ausnahmsweise einem Stück des im Lande noch seltenen Rindenzeuges der Urostigma) besteht in Fellen, welche, im Gürtel hängend, malerisch um die Hüften drapirt sind. Es sind meist schöne, bunte Felle, welche hierbei Verwendung finden, am häufigsten die van Genetten und Colobus, und der lange, schwarze Schwanz des Quereza hängt auch gewöhnlich an der entsprechenden Körperstelle. Nur Häuptlinge und solche van fürstlichem Geblüt beanspruchen das Recht, auch das Haupt mit einem Felle zu bedecken, zu welchem Zweck in der Regel das des Serval zu dienen pflegt. Ein größeres Fell von Antilopenhaut wird während der Regenzeit getragen, um in den Morgenstunden durch die thautriefenden Steppen zu streifen. Um den Hals gehängt reicht es einer Schürze gleich bis über die Knie und schützt den Körper vor der empfindlichen Kühle und gegen die Nässe des Hochgrases. Einen prachtvollen Schmuck bietet, im Vereine mit solchem Ruben, vor allen das Fell des geschirrten Bocks (A. scripta) mit seinen blendend weißen Streifen und Strichen auf tiefergrauem Grunde. Die Söhne einer Häuptlings tragen ihre Kleidung stets auf der einen Seite hoch aufgeschürzt, so daß das eine Bein ganz entblößt wird.

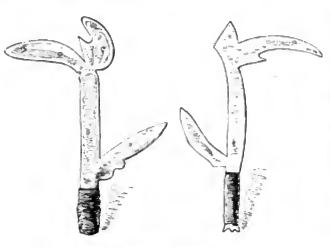
Auf den Haarputz verwenden die Niamniam, und unter ihnen vorzugsweise die Männer, (denn das weibliche Geschlecht sieht sich nach der Anschauungsweise der Naturvölker durch Betrachtung der dasselbe im Thierreiche auszeichnenden Einfachheit und Schmucklosigkeit zu einer bescheidenen Anspruchslosigkeit aufgefordert), alle erdenkliche Sorgfalt, und es wäre schwierig, eine neue Form ausfindig zu machen, das Haar in Flechten zu legen und diese zu Zöpfen und Knäuel aufzuhäufen oder wieder in Tauperls aufzulösen, welche nicht bereits von ihnen erfonnen worden wäre. In der Regel ist die Anordnung der Frisur eine derartige, daß der Scheitel in der Mitte das Haupthaar in zwei gleiche Hälften theilt. Ueber der Stirn nimmt van einem dreieckigen Felde ein feines Zöpfchen seinen Ursprung, welches, in die Furche des Scheitels gelegt, nach hinten zum Hinterkopfe zurückgeschlagen ist. Rechts und links gruppiren sich nun radial eine Anzahl von Haarwülsten, gleich den Rippen einer Melone gerundet. Die einzelnen Wülste sind an den Schläfen zu Knäueln drapirt und geknotet, von denen aus wiederum kleine lange Zöpfchen, gleich Schnüren, bischelweise rings um den Nacken hängen. Zwei bis drei der längsten Flechten hängen vorn über die Schulter frei zur Brust herab. Im Allgemeinen ist auch bei den Weibern eine gleiche Anordnung des Haars zu beobachten, indeß vermißt man an ihnen meist die auffallende Länge der Zöpfe und Flechten. Nur die Männer tragen eine Kopfbedeckung. Vermittelst großer Haarnadeln von Eisenbein, Kupfer und

Digitized by Google

Eisen, welche an ihrem Kopfende in zierliche Figuren, Halbmonde, Neptungabeln, Knöpfe ꝛc. auslaufen, wird ein cylindrischer, an der Spitze vierkantiger Strohhut ohne Schirm auf dem Scheitel befestigt, den stets ein lang herabflatternder Federbusch ziert.

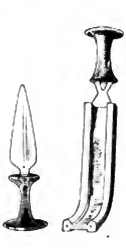
Die beliebtesten Zierrathen, die am Körper getragen werden, bestehen aus Thier- und Menschenzähnen. Ein sehr werthvoller Schmuck wird aus den Reißzähnen des Hundes hergestellt, welche man auf eine Schnur gereiht über die Stirn, längs der Grenze des Haarwuchses befestigt. Von verschiedenen Nagethieren erhält man einen Zahnschmuck, welcher feinen Korallenschnüren gleicht. Sehr häufig und von prachtvollstem Effect indeß sind die von Elfenbein imitirten Reißzähne des Löwen, welche aufgereiht einen vom dunklen Grunde der Haut grell abstechenden blendend weißen Strahlenkranz über die ganze Brust werfen; ein solider Schmuck als die Spitzenkragen der Ritterzeit, und recht entsprechend dem Charakter eines kriegerischen Jägervolkes. In weit geringerem Grade als bei den übrigen Völkern des Gebiets sind Glasperlen geschätzt. Nur die auf dem Chartumer Markte „Mambjur" genannte lasurblaue Art erfreut sich einiger Popularität bei den Niamniam. Kaurimuscheln dienen häufiger zu Gürtel- und Kopfputzverzierung.

Die Hauptwaffen der Niamniam sind Lanze und Trumbasch; dies ist der im Sennaar für eine der vielen Wurfwaffen der Negervölker gebräuchliche Ausdruck, den das Arabisch des Sudan adoptirt hat. Der Niamniam-Trumbasch besteht aus einem mehrschenkligen mit spitzen Zacken versehenen an den Rändern geschärften Eisen. Aehnliche Wurfeisen finden sich bei den Völkern des Thadbeckens wieder; namentlich bei den Marghi und Muëgu ist eine im Princip dem Niamniamtrumbasch gleichgestaltete Waffe im Gebrauch. Dieses Wurfeisen wird stets an der Innenseite der aus spanischem Rohr geflochtenen Schilde befestigt. Letztere sind von länglicher Ovalform und decken zwei Drittel der Körperlänge. Das stets mit hübschen Mustern*) schwarzweiß gezierte Geflecht ist von derartiger Leichtigkeit, daß es den Kämpfenden nicht im Geringsten in seinen wilden Sprüngen und Sätzen hemmt. Während des Sprunges selbst ist ein gewandter Niamniam im Stande, seine Extremitäten momentan gegen baherfausende Waffen zu schützen. Bogen und Pfeile, welche den Bongo und Mittu eine gewisse krie-



Trumbasch der Niamniam.

Säbel der Niamniam.



Niamniam-Dolch.

Dolch mit Scheide.

gerische Ueberlegenheit über ihre Nachbarn verleihen, sind bei den Niamniam nicht allgemein im Gebrauch, wohl aber verschiedene große Meister mit sichelartiger Klinge und fädelförmige Gebilde von fremdartiger Gestalt. Einen Theil dieser Waffen erhalten sie von den ihnen in der Schmiedekunst überlegenen Manbuttu, denen sie ihrerseits wieder eine gewisse Gattung schwerer Lanzen zur Büffel- und Elephantenjagd im Tausche darzubieten pflegen. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die äußere Erscheinung des Niamniam, wie er im seltsamen Waffenschmuck, die Lanze in der einen, den mit dem Kreuze gezierten Schild und die Zickackwaffe in der andern, den Dolch im Gürtel, um die Hüften mit langschwänzigen Fellen geschürzt und mit den Trophäen, die er seiner Jagd- und Kriegsbeute entnommen, den aufgereihten Zähnen der Erschlagenen geziert auf Brust und Stirn in herausfordernder Stellung dem Fremden entgegentritt, die langen Haarflechten ihm wild um Hals und Schultern fallen, wie er mit weitaufgerissenen Augen die dicken Branen furcht, im Munde die blendende Reihe spitzer Krokodilzähne hervorleuchten läßt — so haben wir in seinem ganzen Wesen alle Attribute einer ungefesselten Wildheit, so recht entsprechend den Vorstellungen, welche unsere kühnste Phantasie an die Person eines echten Sohnes afrikanischer Wildnisse zu knüpfen vermag, und wir begreifen leicht den tiefen Eindruck, welchen jede Begegnung mit dem Niamniam auf das phantastische Gemüth der sudanischen Araber hervorzurufen nicht verfehlte. Ich habe wilde Beschariu und andere Beduinen der nubischen Wüsten gesehen, habe den stolzen Kriegesschmuck der Abyssinier bewundert und meine Blicke an den aalglatten Gestalten berittener Baggara-Araber geweidet, nirgends aber kam mir ein Volk in Afrika unter die Augen, welches in allen Stellungen, im Gange wie in der ganzen Körperhaltung, in so hohem Grade seine Bertrautheit mit Krieg und Jagd verrathen hätte, wie diese Niamniam. Allen fehlte der theatralische Pyomp, den man von ihren Bewegungen zu erwarten sich berechtigt glaubte, nur die Niamniam machten Posen!

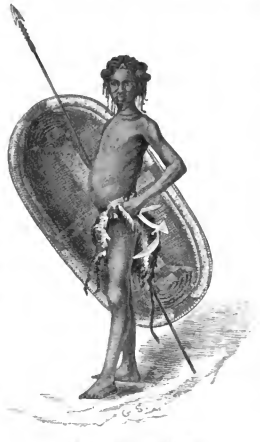
Es ist schwer bei der Charakteristrung eines Volkes wie die Niamniam zu entscheiden, ob man es hier mit einem

*) Die Form des Kreuzes ist bei diesen Verzierungen wie bei solchen, die an den Häusern angebracht werden, besonders beliebt.

Digitized by Google

Jägervolke oder mit Ackerbauern zu thun habe, denn beide Beschäftigungen gehen hier Hand in Hand. Im Vergleiche zum Areal des Ackerlandes bei den Bongo und unter Berücksichtigung der Einwohnerzahl, welche im Gebiete der Niamniam durchweg weit höhere Ziffern auf die Quadratmeile ergiebt, ist die Bodenbestellung des letztgenannten Volkes eine entschieden geringere und bei der größern Fruchtbarkeit des Bodens, welcher in vielen Districten eine unerschöpfliche genannt werden kann, ist die Arbeit selbst eine unbedeutende. Dazu bietet das Land an Hülfsmitteln zum Unterhalte des Menschen, namentlich was animalische und vegetabilische Fette anlangt, eine große Menge. Eine bei den bisher besprochenen Völkern nur schwach vertretene Getreideart, die Eleusine coracana, bildet hier den Hauptgegenstand der Cultur, während Sorghum in den meisten Gegenden des Niamniamgebiets gänzlich zu fehlen scheint, auch Mais nur in geringem Umfange angebaut zu werden pflegt. Wie Abyssinien, wo man ihr Product Tocusso nennt, liefert auch hier die Eleusine ein wohlschmeckendes Bier, auf dessen Bereitung die Eingeborenen ganz besondere Sorgfalt verwenden. Im mohammedanischen Sudan bereitet man aus gegohrenem Sorghum-Mehlteig auf kaltem Wege die viel gerühmte Merissa, auf warmem Wege und mit größerer Mühe den Bilbil der Takarir. Beide Getränke sind jedoch nach unseren Begriffen nicht viel besser als gesäuerter Kleister, und selbst die Busa der Aegypter ist nur ein solcher von Weizenmehl. Das aus Eleusine hergestellte Getränk verdient aber in der That und beanspruchte vermöge seiner Bereitungsart ein Bier genannt zu werden. Es ist völlig klar, von rothbrauner Farbe, wird aus regelrecht gemaltzem Korn gebraut und hat auch ohne anderweitige Zuthat eine angenehme Bitterkeit, welche demselben die dunkele Schale des Korns ertheilt, die allerdings dem Bier und der aus demselben bereiteten Polenta einen sehr widerwärtigen Beigeschmack giebt. In wie hohem Grade die Niamniam dem Biergenusse ergeben sind, geht zur Genüge aus der Art hervor, wie sie ihre Kornvorräthe aufspeichern. Auf jedes Wohnhaus kommen nämlich in der Regel drei Kornspeicher, und von diesen enthalten nur zwei das zur Mehlkost erforderliche Korn, der dritte aber beansprucht ausschließlich solches in gemaltzem Zustande.

Mit geringer Mühe werden Manioc, süße Bataten, Jams und Colocasien gebaut, alle von vorzüglicher Qualität. Bananen, bei den östlichen Niamniam nur in geringem Umfange angepflanzt, werden unter den bereiten Längegraben erst mit dem 4. Grade nördlicher Breite die Basis der menschlichen Nahrung. Zuckerrohr und Oelpalmen fehlen dem östlichen Flügel des Niamniamlandes vollständig, sollen aber in den Kifa'schen Territorien eben so häufig sein, wie bei den Monbuttu. Tabak ist überall bei den Niamniam im Gebrauch, und sie sind unter allen Völkern des Bachr-el-Ghasal-Gebietes und der anstoßenden Gegenden das einzige, dessen Sprache ein eigenes Wort für diese Culturpflanze hat. Gundeh nennen sie die Nicotiana Tabacum, während die andere Art, Nicotiana rustica, die wiederum in den Sprachen der Nachbarvölker eine eigene Benennung hat, was auf die Indigenität dieses Gewächses in Centralafrika hinzuweisen scheint, im Niamniamlande völlig unbekannt ist. Die Niamniam rauchen den Taback aus kurzen Thonpfeifen von eigenthümlicher Gestalt, ohne Rohr; das Kauen des Tabacks ist bei ihnen, wie bei allen Negervölkern, die noch vom Islam unberührt geblieben sind, nicht im Gebrauch.



Niamniam in Kriegsrüstung.

Vieh jeder Art fehlt dem Lande; die einzigen Hausthiere, deren Zucht sich die Niamniam angelegen sein lassen, sind Hühner und Hunde. Letztere gehören einer kleinen, dem Spitz nahestehenden, aber kurz- und glatthaarigen Race an, mit großen, breit aufgerichteten Ohren und kurzem, dünnem, stets aufgerolltem Schwanz. Die Thiere sind, wie ihre Herren, außerordentlich zur Fettbildung geneigt, welche von letzteren auch ganz besonders beabsichtigt wird, da Hundefleisch eine ihrer vorzüglichsten Leckerbissen ausmacht. Ziegen und Kühe sind den Niamniam meist nur vom Hörensagen bekannt; zuweilen erbeuten sie solche auf ihren Raubzügen gegen ihre östlichen Nachbarn, den Babukor, Mittu ꝛc. Für das Schaf fehlt es ihrer Sprache an einer Benennung, ebenso für Esel, Pferde und Kameele, die schon mehr zu den sagenhaften Thieren ihrer Vorstellung gehören.

Im Allgemeinen sind die Niamniam, obgleich sie einige recht sorgfältig zubereitete Speisen zu bereiten wissen, in der Auswahl des Essbaren eben so wenig wählerisch, wie die Völker im nördlichern Theile des Bachr-el-Ghasal-Gebietes, mit eminenter Ausnahme der Dinka. Fleischkost gilt ihnen als das Höchste aller irdischen Güter, und Fleisch, Fleisch ist das Losungswort, das bei ihren Kriegszügen erschallt. Da nun der Wildreichthum zu gewissen Jahreszeiten und in bestimmten Strichen ein außerordentlicher ist, kann man sich leicht vorstellen, wie die Sorge um Jagdvorkehrungen aller Art ihr tägliches nur auf Fleischerwerb gerichtetes Dichten und Trachten zu beherrschen vermag. Nichts kann bezeichnender für die Lebensweise der Völker sein, als die Art, nach welcher in den Sprachen der Bongo und Niamniam Essen und Speise im Allgemeinen bezeichnet zu werden pflegt. Während die Bongo, als Volk von Ackerbauern, das Wort „mon“ sowohl für Sorghum vulgare, der Basis ihres

Digitized by Google

Feldbaues, als auch für Speiſe überhaupt gebrauchen und es noch dazu als Zeitwort für eſſen verwenden *), entlehnen die Niamniam dieſen Ausdruck dem Worte Fleiſch, puſchio, welches auch für Wild im Allgemeinen gilt; die Speiſe heißt bei ihnen puſchje.

Auf den unterſten Stufen des Thier- und Pflanzenreiches erfreut den Erforſcher des kleinſten Lebens die elementare Einfachheit aller Verhältniſſe, welche uns zum Verſtändniß tauſendfältig complicirter Gebilde geführt hat. Aehnlich verhält es ſich mit dem Studium der Völkerkunde, und eben deshalb gewährt die Betrachtung des Völkerlebens auf der unterſten Stufe menſchlicher Geſittung dem Reiſenden einen wahrhaften Genuß. Hier erſt tritt ihm klar und unverhüllt das ewig Menſchliche vor die Augen, und oft gerade anders und nicht da, wie und wo er es erwartet.

*) Monjba, ich eſſe, monjitro ich habe gegeſſen.

Auf dem Magdalenenſtrome.

I.

Von Carthagena und Turbaco nach Calamar. — Vegetationsbilder. — Der Dique. — Gropfagen. — Die verſchiedenen Fahrzeuge: Balſa, Bongo, Champan. — Die ſchwarzen Ruderknechte. — Wie lebt der Bonga? — Uferlandſchaften. — Schwimmende Inſeln.

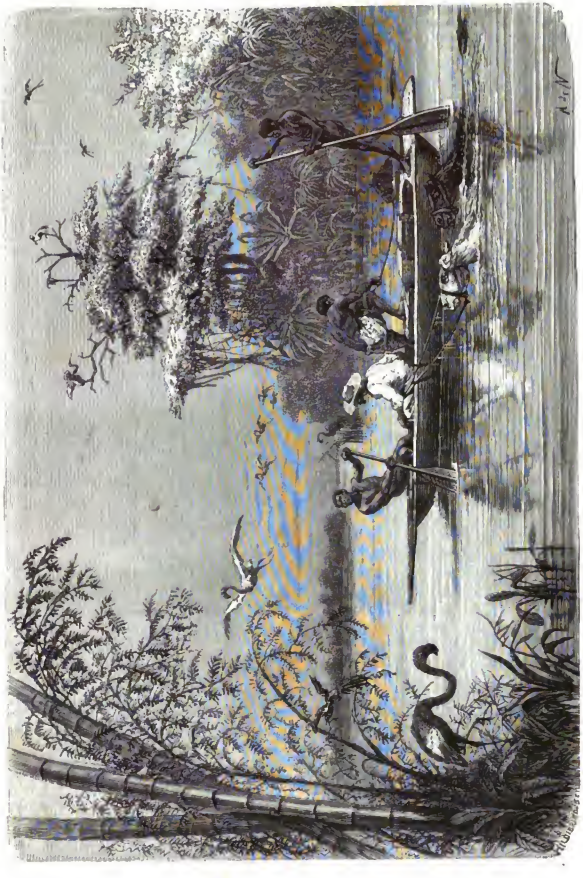
Der Magdalena iſt der bedeutendſte Strom unter allen, welche in die ſogenannte caraibiſche See oder das Antillenmeer münden, und für die Vereinigten Staaten von Colombia (Neugranada) eine wichtige Verkehrsader. Auf dem Bergknoten von Las Papas, 1°3′ N., 76°20′ W. v. Gr., liegen dicht neben einander einige Alpenſeen; aus einem derſelben fließt der Rio Cauca ab, aus einem andern der Magdalena. Beide ſtrömen in ziemlich gerader Richtung von Süden nach Norden. Der letztere hat in ſeinem obern Laufe ein ſehr ſtarkes Gefäll, iſt aber dort auf einer Strecke von etwa 40 deutſchen Meilen ſchiffbar. Von der Mündung können Dampfer ſtromauf bis Honda fahren. Der Cauca mündet unter 9°27′ N. in den Hauptſtrom, welcher in etwa 10° N. ein weitverzweigtes Delta bildet, deſſen einzelne Arme durch viele Stromcanäle mit einander in Verbindung ſtehen. Am wichtigſten iſt der Hauptarm, an welchem der bedeutendſte Handelshafen des Landes, Savanilla, liegt. Er wird, gleich Santa Martha, regelmäßig auch von deutſchen Dampfern beſucht. Dieſer Nordarm ſteht mit der einſt hochberühmten Stadt Carthagena de los Indios in Verbindung vermittelſt des Dique, eines Canals, welchen einſt die Spanier in gutem, fahrbarem Zuſtande erhielten, der aber nun in Verfall gerathen iſt. Bei Calamar vereinigt er ſich mit dem Magdalena.

Eine Balſa (Floß) aus Bambus.

Wir wollen dieſen Dique zum Ausgangspunkte unſerer Fahrt nehmen. Von Carthagena gelangt man auf einem ſehr ſchlechten Wege nach dem wenige Meilen entfernten Dorfe Turbaco, in deſſen Nähe die oft beſchriebenen Schlammvulcane liegen, und auch die ſogenannte Königsſtraße von dort nach Calamar iſt in einem überaus kläglichen Zuſtande. Die Wanderung durch den Wald iſt nicht ohne Gefahren, weil nicht ſelten kleine, ſchwarze Wespen in ganzen Schwärmen über den Reiſenden herfallen; ihr Stich iſt überaus ſchmerzhaft und verurſacht Fieberanfälle.

Beim Dorfe Arjona gelangt man an den Dique. Das alte, einſt regelmäßige Bett dieſes nach Carthagena führen-

Digitized by Google

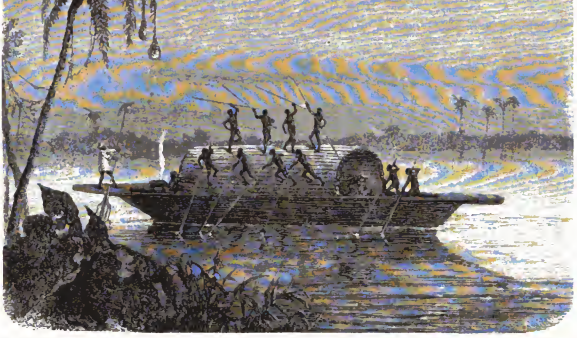


Die Tierwelt im Delta des Magdalenenstromes.

Digitized by Google

den Canals iſt verſchwunden, das Waſſer iſt weit ins Land hineingetreten und bildet Lagunen und Sümpfe. Die Reiſenden beſteigen einen großen Kahn, die Reit- und Packthiere ſchwimmen neben demſelben her. Die Landſchaft iſt wunderbar reizend und anmuthend. Im Hintergrunde ſteigen blaue Hügel empor; in dem breiten Waſſerlaufe ſpiegelt ſich der tiefblaue Himmel, da und dort liegt eine Sandbank oder eine von Bambus überwucherte Inſel. Den Ufern entlang ziehen, oftmals hinter dichten Rohrmaſſen, Waldgeſtrüppe hin, aus welchen Rieſenbäume emporragen. Manche ſind förmlich überzogen mit Schmarotzerpflanzen, auf grünen wie auf dürren Reſten ſonnen ſich Vögel; im Rohr, im Schilf und an offenen Stellen ſieht man Reiher und Flamingos, zwiſchen den Waſſerpflanzen ſchwimmen ſchnatternd Enten mit metallglänzendem Gefieder und Waſſerhühner, auf deren ausgebreiteten Flügeln ein goldener Halbmond auf Purpurgrund gezeichnet iſt. Eine Fahrt auf dieſem Dique macht tiefen Eindruck und bleibt unvergeßlich.

Auf der andern Seite des Canals wird der Pfad etwas beſſer; er führt durch einen herrlichen Wald. Ueber das Dickicht von Cacteen, Bromeliaceen und über ſcharfſchneidende Gräſer ſteigen Gruppen von Palmen empor; da und dort ſtehen Cedern und Lorbeerbäume, mächtige Stämme mit glatter Rinde, die bis mehr als 100 Fuß hoch werden und mit ihrem weit ausgebreiteten Aſt- und Laubwerk ein ſchattenſpendendes Dach bilden. An ihnen rankt ſich die



Ein Champan auf dem Rio Magdalena.

Liane mit duftigen Blüthen empor, umwindet ſie bis zum Gipfel und fällt dann, lange Seile bildend, wieder zum Boden hinab, wo dieſe Wurzeln ſchlagen. Man findet auch dünne Paraſiten mit ins Graue ſpielenden, fadenförmigen Blättern; ſie hängen wie Kopfhaare herab. Am Ende der Zweige ſchaukeln ſich Vogelneſter, die hier vor Schlangen ſicher ſind. Oben und unten, überall Blumen von allen Farben, namentlich auch gigantiſche Orchideen. Zwiſchen ihnen flattert der Kolibri und nippt Nectar; der Turpial, welchen man als die Nachtigall der heißen Zone bezeichnet hat, ſchlägt im Gebüſche ſeine melodiſchen Triller; da fliegen Cardinäle, Silberſchnäbel und ganze Schwärme kreiſchender Papageien an den lichten Stellen, auch der Aras fehlt nicht. Hin und wieder ſitzt einſam ein Adler auf einem Baume und lauert auf Beute; der Brüllaffe läßt ſich hören, die Iguana, dieſe Rieſeneidechſe, und die Schlange raſcheln durch dürres Laub am Boden hin.

Bei Calamar gelangt man auf dem Landwege an den Magdalena. Der Naturforſcher Dr. Saffray machte von dort aus einige Ausflüge und raſtete in einer Hütte bei Indianern, welche ihm Bananen und Milch vorſetzten. Es fiel ihm auf, daß ein vierzehnjähriger Knabe eine bleiche, ungeſunde Hautfarbe und einen ſtarren, verſchwommenen Blick hatte; er war abgemagert und ſein Bauch war unverhältnißmäßig dick aufgetrieben. Krank iſt er nicht, ſagte der Vater, er ißt Erde. Die Geophagie iſt in einigen Gegenden am untern Magdalena ziemlich verbreitet, aber nicht etwa endemiſch, wie am Orinoco. Die eßbare Erde beſteht aus einem ſehr fettigen Thon von gelblicher oder röthlicher Färbung; derſelbe enthält zerſetzte Beſtandtheile

Digitized by Google

von allerlei Thierchen und kryptogamen Pflanzen. Am Magdalena genießt man ihn so, wie man ihn findet, die Otomaken am Orinoco backen ihn mit Fett.

Die Schifffahrt auf dem Magdalena ist sehr lebhaft. Dampfer gehen in jeder Woche regelmäßig bis Honda, aber auch andere landesübliche Fahrzeuge sieht man in Menge. Da schwimmt eine Balsa, ein Floß; es ist zusammengesetzt aus Bambus oder aus Stämmen des Hibiscus tiliaceus, die so leicht sind wie Korkholz. Auf diesen Balsas verschifft man Bananen, Früchte verschiedener Art und Waaren, welche durch ungünstige Witterung nicht leiden; am Bestimmungsorte läßt man das Floß, welches an sich weiter keinen Werth hat, liegen.

Ein Bongo ist eine große Pirogue und besteht aus dem ausgehöhlten Stamme des Ceïberbaumes (Bombax ceïba). So gewaltig sind diese Bäume, daß mancher aus einem Stamme bestehende Einbaum 60 bis 70 Tonnen (je zu 20 Centner) Waaren faßt und trägt. Als Champan bezeichnet man einen sehr großen Bongo, der ein rundes Dach hat; dieses besteht aus langen Stäben, Schilf und Palmblättern. Solch ein Champan gewährt einen malerischen Anblick. Das Innere ist durch Matten in mehrere Verschläge abgetheilt, die als Magazine und als Wohnräume benutzt werden. Auf dem Hintertheile prangt der Capitän in seiner Staatskleidung, die aus einem weißen Hemde besteht; als Steuerruder verwendet er ein langes Schlagruder (eine Pagaye). Auf dem Dache hantiren etwa ein Dutzend Neger mit ihren Stangen, die sehr lang sind und an einem Ende eine Gabel von sehr hartem Holze haben; mit dem andern Ende, das sie gegen die mit Schwielen bedeckte Schulter stemmen, schieben sie das Boot, immer unter hellem Geschrei, gegen die Strömung. Man glaubt Luftspringer vor sich zu haben, wenn man sieht, wie sie auf dem abgerundeten Dache mit ihren Stangen in der Luft umherfuchteln, springen und mit den Beinen Schlenkerübungen anstellen.

Diese Ruderknechte nennt man Bongas und sie bilden eine besondere Classe, der man gute Eigenschaften nicht nachrühmen kann. Der Bonga hat seine Hütte irgendwo

Schwimmende Insel im Magdalenenstrome.

am Stromufer, in ungesunder Lage, wo die heißfeuchte Luft den üppigsten Pflanzenwuchs fördert. Die Wohnung verfertigt er aus Bambusstäben und deckt sie mit Palmblättern; sie ist niedrig, eng, und man findet in ihr weder Hausrath, Möbeln oder Werkzeuge, außer einem Herd von Lehm, einem alten Beil und einem Hackmesser. Die Lebensgefährtin des Bonga ist insgemein abschreckend häßlich; sie liegt oder sitzt auf einer Ochsenhaut, neben ihr kauern oder spielen dickbäuchige, schwarze Kinder, die bis in ihr drittes Jahr nicht laufen können, sondern wie das Vieh am Boden umher kriechen. Der Bonga pflanzt neben der Hütte einige Bananen; zwei- oder dreimal im Jahre kratzt er einen Fleck Erdboden auf und wirft Mais hinein, welcher ihm nach dritthalb Monaten seine Ernte giebt. Er hat Angelhaken und Leine, kann also Fische fangen, doch ist er öfters selbst zu solcher „Arbeit" viel zu träge und faul. Weit lieber kratzt er in dem heißen Sande am Ufer herum, dort findet er die Eier von Kaimans und Schildkröten, die für ihn ein Leckerbissen sind.

Man sieht, daß ein Mensch solchen Schlages eigentlich gar nicht nöthig hätte zu arbeiten, aber er will doch dann und wann in Städten und Dörfern lustig leben und sich nach seiner Art einen guten Tag machen. Dazu muß er Geld haben. Er verdingt sich also auf ein paar Wochen bei dem Patron einer Balsa, eines Bongo oder Champan. Und dann schiebt er das Fahrzeug unter der brennenden Sonne stromauf und arbeitet schwer. Es ist erklärlich, daß er dabei oftmals ausruhen muß; Abends trinkt er gern so viel, daß er seiner Sinne nicht mehr mächtig ist.

Der Magdalena hat, 40 spanische Meilen von seiner Mündung, noch eine Breite von etwa dreiviertel Wegstunden, aber im Strombette liegen viele Inseln und Sandbänke. Der Pflanzenwuchs ist je nach dem Alter des Bodens verschieden. Auf neu entstehenden Eilanden tritt zuerst blaßgrünes Schilf auf, nachher folgen Gräser, Sträucher, bald auch Bäume mit dunkelm Land und Palmengruppen. Oftmals bilden herabgeschwemmte Baumstämme, welche sich fest in den Grund eindohren, den Anbeginn neuer Inseln; um sie lagern sich andere Bäume herum und die Zwischenräume füllen sich mit Sand oder Schlamm aus. Auf dem

Sande liegen unzählige Kaimans in der Sonne, die Schildkröte kommt aufs Trockene, um ihre Eier zu legen, die Iguana verfolgt Frösche und Insekten, von denen es unter den Steinen im Grase und im Gebüsch wimmelt.

Die Fahrt auf dem Strom in einem Bongo oder Champan geht nur langsam vorwärts, aber sie ermüdet nicht etwa, man wünscht, daß sie noch recht lange dauern möge, weil die wechselnde Landschaft immer neue Reize darbietet. Weiter aufwärts steigt das Ufergland zu steilen Anhöhen empor, die mit dem dichtesten Waldwuchs bestanden sind. Manchmal hängen dieselben so weit über, daß man meint, sie müßten jeden Augenblick in den Fluß stürzen. Zuweilen rennt das Fahrzeug auf eine Schlammbank, von der man es jedoch bald wieder abbringt; man hat Stromschnellen zu umgehen und wohl Obacht zu geben, daß das Boot nicht mit festliegenden Baumstämmen in unsanfte Berührung gerathe. Nach Sturmgewittern treiben in dem schlammigen Wasser mächtige Baumstämme herab; sie sind von Lianen und allerlei Schmarotzerpflanzen überwuchert und ihr Wurzelwerk führt große Massen abgerissenen Rasens mit sich. Solch eine obendrein mit Blüthen bedeckte schwimmende Insel nimmt sich ungemein malerisch aus. Auf den Zweigen beluſtigen sich weiße Reiher und Löffelgänse, sie schlagen mit den Flügeln und sind offenbar munter und guter Dinge.

Die Karte von Deutschland.

A. Wenn man bis zum Jahre 1869 den Blick auf eine Landkarte von Deutschland warf, konnte man sich vom patriotischen Standpunkte aus trüber und niederschlagender Betrachtung nicht erwehren. Der Rhein war auf einer beträchtlichen Strecke seines Laufes kein deutscher Strom, sondern auf derselben in der Gewalt eines Nachbars, der Jahrhunderte lang systematisch darauf ausgegangen ist, deutsches Land zu rauben und unser Reich in Schwäche und Zersplitterung zu erhalten. Während der unseligen Wirren über dynastische und kirchliche Angelegenheiten gingen und die lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun verloren; der dreißigjährige Krieg brachte uns um das Elsaß und in seinen Folgen auch um Straßburg. So waren die wichtigsten Bollwerken für Deutschland verloren, und unsere ganze Westgrenze lag dem alten Feinde offen. Die Geschichte lehrt, wie er seine Ausfallthore gegen uns gebraucht hat. So groß blieb der Uebermuth, so schamlos die Raubsucht, daß er im Jahre 1870 darauf ausging, alles Land am linken Rheinufer für Frankreich zu erobern. Das quecksilberige Volk jubelte dabei dem Abenteurer zu, vor welchem es achtzehn Jahre lang in hündischer Weise geschwiedelt hatte; es wollte ihm nach Berlin und Königsberg folgen.

Die Tage von Wörth, Metz und Sedan haben uns das lange Verlorene, stets so schmerzlich Vermißte wieder gebracht; eine historische Stunde ist endlich wieder gut gemacht worden, das Elsaß und Deutsch-Lothringen gehören wieder uns, unsere Westgrenze ist gut gedeckt, den Franzosen die Möglichkeit genommen, uns zu überfallen, wie in den Tagen des vierzehnten Ludwig und der beiden Napoleon.

Heinrich Kiepert hat jüngst (bei Dietrich Reimer in Berlin) seine große Wandtarte von Deutschland in einer neuen Ueberarbeitung erscheinen lassen. Sie empfiehlt sich durch Uebersichtlichkeit und dadurch, daß sie nicht mit Namen überladen ist. Wir möchten sie auch den Kaufleuten für das Geschäftszimmer und den Schulanstalten für den Lehrsaal empfehlen. Mit Genugthuung verweilt unser Auge auf jenem von den neun Blättern, welches den Südwesten unseres Vaterlandes scharf markirt darstellt und unser Wiedererwerbenes mit rother Farbe umrissumt hat. Nun ist der Rhein auch von Hüningen bis Lauterburg ein deutscher Strom, die Grenze gegen den gefährlichen Nachbar läuft im Elsaß auf dem Kamme der Vogesen; in Lothringen ist ein Theil des Moselstromes wieder deutsch, — und wird es auch bleiben.

Zwar dringt den Franzosen das Rachegefühl aus allen Poren, und ihr Adolf Thiers, der jetzt den Friedlichen spielt, ist der Schlimmste von Allen. Man denke nur an seine ganze Vergangenheit, an sein Attentat gegen die Rheinlande im Jahre 1840 und dann wieder 1859. Jetzt möchten sie nun wieder mit Rußland kokettiren, wie es Polignac 1829 gethan; das alte Wort taucht wieder auf: „Ein Händedruck zwischen Frankreich und Rußland wird die Grenzen Teutoniens um ein Beträchtliches verengen.“ Man sieht, es ist immer die alte Geschichte. Thomas Carlyle sagte in dem weltbekannten Briefe, welchen er im August 1870 an die „Times“ schrieb, sie würden von den Deutschen eine „starke Lection“ erhalten, welche sie als ewige, unverbesserliche Ruhestörer schon längst verdient gehabt hätten. Aber es sei gewiß, daß die erste Lection bei ihnen nicht fruchten werde; in ihrem Hochmuthsdünkel, als die mächtigste Nation Europas dastehen zu wollen, würden sie eine zweite und wahrscheinlich auch eine dritte Lection sich holen und sich immer mehr zu Grunde richten.

Die erste Lection war hart, aber wohl verdient. Jetzt legen sie Alles darauf an, sich eine zweite nicht zu ersparen. Denn für uns ist es so sonnenklar, wie der hellste Tag, daß sie keine Ruhe halten werden. Sie allein sind Schuld, daß der durch sie trügerisch gemachte Friede auf manches Jahr hinaus ein bewaffneter sein wird und leider auch sein muß.

Als die Franzosen im Jahre 1859 eben so naiv als unverschämt eine „Revision der europäischen Landkarte“ zu ihren Gunsten verlangten und gar nicht hinter dem Berge mit ihrer Absicht hielten, Belgien, Luxemburg und das linke Rheinufer zu gewinnen, weil nur dann das europäische Gleichgewicht hergestellt sei, war in Deutschland die nationale Gesinnung schon längst erkräftigt. Das ganze Volk wußte, daß von einem wirklichen europäischen Gleichgewichte nur dann die Rede sein könne, wenn ein einheitlich organisirtes Deutschland unter einem starken Oberhaupte zur Wahrheit werde. Daß an einem solchen Deutschland alle Pläne unserer Feinde, sei es im Westen, sei es im Osten, zerschellen würden wie Glas an einem Felsen, das hoffte man. Der Erfolg hat gezeigt, wie richtig dieser Instinct des Volkes war.

Man stellt uns von Frankreich her einen Rachekrieg in Aussicht, und ausbleiben wird er nicht. Aber bei uns zeigt sich deshalb keine ängstliche Unruhe, keine Besorgniß; wir wünschen aufrichtig den Frieden, wir wollen aber ihn und uns in der Art gesichert wissen, daß nicht in jedem Augenblick eine neue Gefahr auftauche und Alles wieder in Frage stelle. Eine definitive Abrechnung mit Frankreich wird, wie

Digitized by Google

gesagt, uns nicht erspart bleiben, aber sie wird ohne Zweifel zu unseren Gunsten ausfallen. Durch die Einigkeit und die Einheit des Reiches haben wir unsere gewaltige Kraft kennen und zu verwerthen gelernt. Die alte Zerstückelung, welche stets dem Feinde eine Prämie bot, ist durch Kaiser und Reich begraben worden, und wir sind in ein ganz neues Stadium unserer Geschichte getreten.

Das alte römische Reich deutscher Nation ging hauptsächlich auch an der Wohlthatkeit der Kaiser und an der habsburgischen Hauspolitik zu Grunde, aber unser Volk ist nicht zu Grunde gegangen. Dasselbe hat sich aus dem tiefen, unsäglichen Jammer des siebenzehnten Jahrhunderts nach und nach wieder aufgerichtet, und heute kann ihm auch der Neid der Anderen nicht abstreiten, daß es die erste Stelle in Europa einnimmt. Damit ist Jedem im Reiche, sei er wer er wolle, die Verpflichtung auferlegt, Alles zu thun, daß wir und auf unserer Höhe behaupten und des gesammten Vaterlandes Ruhm und Ehre, Jeglicher in seinem Kreise, wahre und vermehre.

Wir stehen inmitten einer großartigen Entwickelung, welche entschieden ein nationales Gepräge trägt. Es ist das wiedererwachte, so kräftig gewordene Nationalbewußtsein, welches uns vor dem Untergange bewahrt und uns Kaiser und Reich wieder gebracht hat, aber nicht mehr ein römisches, sondern ein deutsches Reich. Wir können uns selbst genügen, wir wissen, daß wir jedem Gegner gewachsen sind; das volle Bewußtsein der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit ist in Mark und Bein gedrungen. Allerdings sind noch Manche, die da schmollen, weil sie das Große nicht begreifen können oder zu würdigen wissen und im Kleinen hängen bleiben. Ueber diese wird die Zeit mit ihrem gewaltigen Schritt hinwegschreiten, und wenn das neue Jahrhundert eintritt, werden sie den Antiquitäten angehören.

Heute können wir mit Ruhe auf die Tage des Baseler und Lüneviller Friedens, auf die Mediatisirungen, die Tage von Ulm und Jena, den Rastatter Congreß, den Rheinbund ꝛc. zurückblicken. Die Geschichte zeigt, was dabei herauskam, wenn man dem äußern Feinde nicht einträchtig genug entgegenstand, und wie ganz anders die Dinge sich gestalteten, als das Heer Gesammtdeutschlands ausrückte und seine gewaltige Macht kundgab.

Ich blicke wieder auf unser Lothringen, jenes schöne und fruchtbare Land, das östlich an das Elsaß, nördlich an Luxemburg und Trier, nordöstlich an Kurpfalz, im Süden an die Freigrafschaft Burgund und an das Sundgau grenzt. Es wird von Saar, Mosel und Maas durchströmt und ist so reich an innerer Hülfsquellen, daß es in alten geographischen Lehrbüchern bezeichnet wird als Lotharingiæ suis contenta. Es war deutsches Reichsland auch in den französischredenden Theilen, die bis in das vorige Jahrhundert reichstreu blieben. Schon im dreißigjährigen Kriege warfen die Franzosen ihr lüsternes Auge auf dieses Lothringen; sie vertrieben dessen Herzog, weil er ehrlich zu seinem Kaiser hielt; sie erzwangen 1662 die Stipulation, daß das Land nach des Herzogs Tode an die Krone Frankreich fallen solle. Ludwig der Vierzehnte überfiel 1669 und 1670 das Land; er rückte durch das Gebiet des Kurfürsten von Köln, der mit ihm bündelte, während der Bischof von Münster ihm Hülfstruppen stellte. Das war der Segen geistlicher Herrschaft! Doch erst im Jahre 1733 nahm Frankreich dieses Gebiet des Herzogs Franz Stephan in Besitz, gab ihm den ehemaligen Polenkönig Stanislaus Leczynski zum Scheinherrscher, begann mit dem Franzosiren und vereinigte es dann mit der französischen Krone. So wurden Luneville, Nanzig, das Land an der obern Meurthe und Mosel, Neufchateau, das Leberthal, Epinal, Reimersberg (Remiremont), Plombieres, Saarlouis, Forbach und Bar le Duc von deutschen Reiche abgerissen gegen den Willen der Unterthanen. Ein großer Theil des Raubes ist auch jetzt den Franzosen belassen worden.

Nun schreien sie, wir seien Räuber, welche ihnen ihr rechtmäßig erworbenes Landeigenthum entfremdet hätten! Quis tulorit Gracchos, de seditione querentes? Wie haben sie es denn im Elsaß mit ihren berüchtigten Reunionskammern getrieben? Das Elsaß gehörte einst zum großen fränkischen Reiche und fiel 870 als Theil von Lotharingien an Deutschland; es wurde 916 mit seiner kerndeutschen Bevölkerung das Hauptland des Herzogthume Alemannien, bei welchem es bis 1268 blieb; dann war es bis 1648 unmittelbares Reichsland, mit Ausnahme des südlichen Theiles (Sundgau) und der obern Landgrafschaft, die zu Oesterreich gehörte. Im westphälischen Frieden riß Frankreich einen großen Theil des Landes an sich; nach dem Nymweger Frieden nahm Ludwig der Vierzehnte den Rest. Er setzte zwei sogenannte Reunionskammern in Metz und Breisach ein, welche nach seinem Gebote decretirten, was Frankreich außer dem, was schon abgetreten war, noch haben müsse. Die Metzer Reunionskammer sprach ihm nicht weniger als 80 außerhalb Frankreichs gelegene Lehen zu; die von Breisach verfuhr in ähnlicher Weise und erklärte, daß auch die zehn Reichsstädte im Elsaß nebst Hagenau und Weißenburg dem Könige gehören müßten.

So sind nach und nach in den Tagen unserer Schwäche nach dreißigjährigen Kriege nachweislich mehr als sechshundert Städte, Flecken, Dörfer, Burgen ꝛc. von Deutschland abgerissen worden, ohne auch nur einen Schatten von Recht! Straßburg, das durch Verrath in französische Hände kam, wurde Ludwig dem Vierzehnten 1697 im Frieden von Ryswick noch obendrein ausdrücklich zuerkannt. Die Franzosen nahmen, was sie eben nehmen konnten, auch in Flandern und der Freigrafschaft Burgund.

Nun leben sie wie Besessene, weil Deutschland ihnen einen kleinen Theil ihres Raubes wieder abgenommen hat! Sie werden sich nach und nach in das Unvermeidliche fügen müssen; von unserm wiedererworbenen Eigenthume wird nichts wieder herausgegeben. Wir halten das stramm fest, und davon werden sich in Elsaß-Lothringen auch jene Bewohner überzeugen, die so unglücklich sind, verwälscht zu sein. Diese Generation stirbt aus und die künftige wird das Glück und den Segen zu würdigen wissen, wieder mit dem Mutterlande vereinigt zu sein. Für uns hat die Landkarte die richtige „Revision“ erfahren.

Digitized by Google

Actenstücke zur Eroberung Perus.

Die spanischen Freibeuter.

r. d. Der verdiente Secretär der Londoner geographischen Gesellschaft, der auf den verschiedensten Gebieten der Erdkunde gleich thätige Clements Markham, hat jetzt im Auftrage der Hakluyt-Society eine neue Reihe höchst wichtiger Documente über die Eroberung Perus durch die Spanier veröffentlicht*), die allerdings in spanischer Sprache schon publicirt waren, jetzt aber einem größern Publicum leichter zugänglich sind. Markham kennt Peru aus eigener Anschauung, er versteht die Quechuasprache, hat alle einschlägige Literatur genau verfolgt, so daß er der beste Commentator der alten Berichte ist, die wir mit erneutem Vergnügen studirt haben und aus denen wir stets frische Belehrung schöpfen, zumal an der Hand eines so tüchtigen Führers wie Markham.

Das erste Actenstück ist das Itinerar Pizarro's, niedergeschrieben von seinem Secretär Francisco de Xeres, einem sevillanischen Edlen; es führt den Titel: „Ein wahrer Bericht von der Provinz Cuzco, Neu-Castilien genannt, erobert durch Francisco Pizarro, Hauptmann Seiner Majestät des Kaisers, unseres Herrn." Es ward zuerst 1534 zu Sevilla gedruckt im Jahre der Rückkehr des Verfassers, welcher bis dahin fünfstehalb Jahre lang Pizarro auf seinen Reisen von San Lucar vom Januar 1530 an begleitet hatte. Er zog mit entlang an der peruanischen Küste, durch die Anden und war bei der Verhaftung und Ermordung des Inka Atahuallpa zugegen. Die zweite Ausgabe seines Werkes, jetzt selten gleich der ersten, erschien zu Salamanca im Jahre 1547. Die dritte und am besten bekannte Ausgabe ist jene von Barcia in den Historiadores primitivos de las Indias occidentales, Madrid 1749 (III, S. 206 f.). Eine italienische Ausgabe von Domingo de Gastelu von Tudela, Geheimschreiber des Pope de Soria, des Gesandten Karl's des Fünften in Venedig, erschien in dieser Stadt 1535 und wurde aufs Neue herausgegeben von Ramusio im Jahre 1556. Purchas giebt von ihr eine kurze Notiz, und Prescott, sowie andere Geschichtsschreiber Perus, benutzten sie. Markham ermahnt auch eine sorgfältige französische Uebersetzung, die Ternaux Compans 1837 in Paris publicirte.

Soviel auch von Xeres' Geschichte durch Herrera und andere Compilatoren schon bekannt geworden ist, es liegt in seinen einfachen und doch plastischen Erzählungen der volle Reiz der Ursprünglichkeit und das Anziehende, was nur der Augenzeuge, der Theilnehmer an merkwürdigen Begebenheiten wiederzugeben vermag; dabei hält sich der Geheimschreiber hübsch bescheiden zurück und spricht niemals von sich in der ersten Person. Deshalb bleiben wir auch im Zweifel darüber, ob er an der ersten mißglückten Expedition seines Herrn Theil nahm, als Pizarro mit seinen 112 Spaniern am 14. November 1524 von Panama auszog und nur bis zur Hungerbucht (etwa 8° nördl. Br.) gelangte, wo es sein Leben mit einer gegebten Kuhhaut fristete, die auf dem Schiffe dazu gedient hatte, die Pumpe zu bedecken, und wo man ihn nach einem Angriffe der Indianer für todt liegen ließ. Erlöst durch Almagro brach Pizarro wieder gen Süden auf. Es war in Gallo, an der heutigen Grenze zwischen Colombia und Ecuador, wo sich die berühmte auch von Herrera und Garcilasso de la Vega erzählte, hier von Xeres aber nur kurz geschilderte Scene ereignete, daß Pizarro mit seinem Schwerte eine Linie in den Sand zog und diejenigen, welche mit ihm ferner das Abenteuer theilen wollten, aufforderte, über dieselbe hinwegzuschreiten. Xeres weicht von anderen Quellen in Bezug auf die Zahl der Leute ab, welche übertraten; er giebt sie auf nur sechzehn an, da er aber in Allem genau und vorzüglich unterrichtet war, so müssen wir wohl diese kleine Zahl als die richtige annehmen.

Jedenfalls war Xeres bei der spätern großen Expedition Pizarro's zugegen. Mit diesem ging auch sein älterer Halbbruder Hernando, der einzige legitime Sohn seines Vaters, denn Francisco, Juan und Gonzalo Pizarro waren uneheliche Söhne. Ein anderer Halbbruder, Francisco de Alcantara, befand sich auch bei der Expedition; er war ein Sohn von Pizarro's Mutter aus zweiter Ehe. Im Ganzen waren es drei Schiffe, 180 Mann mit 37 Pferden, welche aufbrachen. Nachdem Pizarro in der Bai von San Mateo gelandet war, sandte er seine Schiffe mit einem reichen Vorrathe von Gold und Silber zurück, zugleich mit dem Auftrage, ihm mehr Mannschaften und Pferde nachzuführen; auch Smaragde hatte er gefunden, die damals noch nicht als Edelsteine benutzt wurden. Die Spanier konnten mit den Verstärkungen, welche sie von Zeit zu Zeit erhielten, nun etwas ausrichten, sie eroberten die Insel Puna in der Bai von Guayaquil, nannten sie Santiago, und setzten dann auf Balsas, Flößen, wie sie noch heute die Eingeborenen bauen, nach dem Festlande über, um Tumbez zu erobern. Drei seiner Leute, die Pizarro als Boten ausgesendet hatte, waren von den Indianern ermordet worden; er rächte ihren Tod, indem er die Indianer unterjochte und die Unterwerfung ihres Kaziken erzwang. Xeres spricht mit voller Bewunderung von den Straßen, welche die Spanier bei ihrem Vorrücken antrafen: „sie waren alle mit der Hand gebaut, breit und gut gemacht, und an felsichten Stellen gepflastert." Ueberall traf man zahlreiche „Schafe", wie er die Llamas und Alpacas nennt. Hernando, welcher zur Erforschung des Landes vorausgeschickt worden war, um die Kaziken zur Unterwerfung aufzufordern, berichtete von den Goldminen, die 20 Leguas jenseits Puechio am Flusse Chira lagen. Nachdem man an dem Kaziken Atmotaz und seinen Häuptlingen, die sich verschworen hatten, dem Christenthume zu widerstehen, „Gerechtigkeit" geübt, indem man sie verbrannte, wurde zu Tangarara die erste Niederlassung gegründet, welche den Namen San Miguel empfing.

Der Geheimschreiber ist seinem Herrn und Meister offenbar sehr ergeben gewesen; er ist entzückt von den gewaltigen Erfolgen Pizarro's, schildert, wie Alles sich vor ihm beugt, sobald er nur erscheint, und überspielt dabei völlig die Grausamkeiten und Schändlichkeiten, welche sich an Pizarro's Schritte heften. So wird auch die Gefangennahme und der Mord des unglücklichen Atahuallpa, oder wie Xeres ihn nennt, des Atabaliba, in der ruhigsten, officiellen Weise erzählt. Nachdem man ein ungeheures Lösegeld von ihm erpreßt hatte, wurde dennoch die Anklage auf Verschwörung gegen ihn erhoben! Xeres wußte wohl, daß diese An-

*) Reports on the Discovery of Peru. Translated and edited with Notes and an Introduction by Clements R. Markham. London. Printed for the Hakluyt Society. 1872.

Digitized by Google

klage falsch war, und doch macht er viel Aufhebens von der Gnade Pizarro's, der die Strafe des Verbrennens in die des Erhängens verwandelte. Er schweigt gänzlich über den Protest des Hernando de Soto, dem sich elf andere Männer von Ehre anschlossen, und den man unter einem falschen Vorwande fortgeschickt hatte. Das Scheingericht, bestand aus Pizarro und Almagro als Richter; Beisitzer war der Mönch Balverde, derselbe Schurke, welcher den unglücklichen Atahuallpa dazu gereizt hatte, die Bibel auf den Boden zu werfen, und dadurch auch das Zeichen zu seiner Verhaftung und Ermordung gegeben hatte. Das würdige Benehmen und der Scharfsinn, welche der peruanische Fürst bei seiner Vertheidigung entwickelte, erregte allgemeine Bewunderung unter den Spaniern, welche, so schreibt Xeres, erstaunt waren, bei einem Barbaren so viel Beisheit zu finden.

Die Parteilichkeit des Geheimschreibers tritt ganz deutlich zu Tage. Stillschweigend übergeht er die Thränen, welche, nach Pedro Pizarro, es seinem Bruder gekostet haben soll, daß er das Leben des Gefangenen nicht retten konnte; nichts erwähnt er von dem großen Fiskut, den jener als Zeichen der Trauer getragen haben soll, als Soto von der Expedition zurückkehrte, auf welche man letztern ausgesandt, um ihn bei dem Verbrechen nicht als lästigen protestirenden Zeugen zu haben. Er hatte nichts finden können von der indianischen Armee, die angeblich herannahte, kein Zeichen von der Empörung war vorhanden, die zu unterdrücken man ihn fortgeschickt. „Herr," sagte Soto zu Pizarro, wie wir aus weniger parteiischen spanischen Quellen wissen, „Ihr habt übel gehandelt. Es wäre in der Ordnung gewesen, auf unsere Rückkehr zu warten, denn die Anklage gegen Atabaliba ist falsch; nirgends haben sich Bewaffnete versammelt." Pizarro suchte die Schuld auf den Pater Balverde und Riquelme, den königlichen Schatzmeister, zu wälzen, die ihn zur Hinrichtung gedrängt hätten. Einer beschuldigte nach geschehener That den andern, aber es liegt auf der Hand und paßt ganz zu den Thatsachen, daß beim Befehrungseifrigen Pfaffen ein großer Theil des Verbrechens zufällt. Welche Verbrechen und Schandthaten wären auch nicht durch Mönche verübt worden? Die Geschichte lehret es.

Xeres freilich steht in dem Rufe eine gerechte Bestrafung für die Verbrechen und Grausamkeiten, welche der indianische Fürst selbst begangen habe; er habe für ein einziges kleines Vergehen ganze Dörfer zerstören und seine Unterthanen zu Zehntausenden hinmorden lassen. Andererseits aber werden wir wieder mißtrauisch gegen diese Angaben des Geheimschreibers, denn er selbst erzählt uns von der Liebe und Anhänglichkeit des Volkes gegen den Inka, von der Sympathie, die ihm während seiner Gefangenschaft bewiesen wurde, von der allgemeinen Trauer nach seinem Tode. Das reimt sich nicht mit der Behauptung, Atahuallpa sei von allen seinen Unterthanen gehaßt worden. Der Spanier hat gelogen, mindestens hat er übertrieben. Wo es darauf ankommt, einen milden Zug Pizarro's hervorzuheben, da versäumt Xeres die Gelegenheit nicht. So soll dieser gesagt haben, als seine Soldaten, diese „Christen", in ihn drangen, doch alle Krieger Atahuallpas zu tödten oder ihnen wenigstens die Hände abzuhauen: „Sie möchten doch nicht gleich den Indianern sein, die an ihren Gefangenen Grausamkeiten begingen." Dabei begegnen wir denn zufällig in dem Berichte Erzählungen, aus welchen hervorgeht, daß man die indianischen Gefangenen nach spanischer Sitte mit Feuer marterte, um aus ihnen Geständnisse von vergrabenen Schätzen zu pressen; gewöhnlich wurden sie dann von ihren Opfern auf eine falsche Fährte geführt.

Hernando Pizarro scheint weniger grausam gewesen zu sein als sein Bruder Francisco. Der Bericht über seine Expedition nach Pachacamac und Xauxa, geschrieben von Miguel Astete oder Estete, ist in die Erzählung des Xeres eingeschoben. Wie grausam und niederträchtig aber auch alle diese spanischen Filibustier gewesen sein mögen, man kann nicht umhin, ihrem Muth und ihrer Thatkraft, die vor keinen Hindernissen zurückschreckten, Anerkennung zu zollen. Mitten in das Herz eines unbekannten und feindlichen Landes dringen sie ein; diese christlichen Mörder und Barbaren erreichen den Mittelpunkt des „heidnischen" Cultus, Pachacamac, und verlangen im Namen des spanischen Gouverneurs alles Gold aus der „Moschee", wie Xeres durchweg die Tempel der Inkas nennt. Der Hauptmann wollte das Götterbild sehen. In einer sehr dunkeln Kammer, aus der ein übler Geruch hervordrang, doch in einem guten Hause, das schön ausgemalt war, fand er ein schmutziges Götzen bild aus Holz, zu dessen Füßen Goldopfer lagen. Nachdem er sich vergewissert hatte, sagt Xeres, daß der Teufel — der ja nicht fehlen darf — dieses Götzenbild besuchte, und teuflische Dinge zu seinen Dienern sagte, die dann sich über das Land verbreiteten, zerbrach er es vor allem Volke und befahl, daß das Gewölbe, in welchem es stand, niedergerissen wurde. Dann lehrte er dem Volke das Zeichen des Kreuzes machen, wodurch es sich gegen den bösen Geist schützen könne!

Diese Ereignisse werden ausführlicher in einem Briefe Hernando's an das königliche Gericht in Santo Domingo erzählt, welcher das dritte in der vorliegenden Sammlung mitgetheilte Document ausmacht. In einer gelehrten Abhandlung über den Tempel des Pachacamac, welchen Markham selbst zweimal, 1853 und 1854, besuchte, versolgt er selbst die wahre Geschichte des Pachacamac. Das schmutzige Idol, welches Hernando Pizarro zerstörte, war keine Inkagottheit, sondern ein Fischgott, welchen die noch an der Küste wohnenden Aboriginer verehrten. Die Inkas hatten diese unterworfen, aber ein Zeichen großer Duldsamkeit, welche den Christen jener Zeit durchaus fremd war, gestattet, daß das Götzenbild erhalten bleibe, und ja diesem famen dann Pilger der vor den Inkas in den Anden seßhaften Race gewallfahrtet. Auf einem hohen Berge, in der Nähe der „Moschee", welche das nicht benannte Götzenbild enthielt, stand der große von Astete beschriebene Tempel, welchen die Inkas der Sonne erbaut hatten. Dies war der große Tempel des Pachacamac, des Erschaffers der Welt, von den Quechuaworten pacha, Welt, und camac, dem Participium von camani, ich erschaffe. Die Verehrung des höchsten Wesens unter den Namen Pachacamac und Pachajachachic, „Lehrer der Welt", von jachachic, dem Participium von jachachini, ich lehre, bildete einen hervorstechenden Zug in der Religion der Inkas. Diese Beziehungen nehmen den vornehmsten Rang in dem Inkarituale ein. Bei der Eroberung der Stadt des Fischgottes nun übertrugen die Spanier auf letztern den Namen des Pachacamac, welcher nichts mit der Religion des Küstenvolks zu thun hat. Der Name ist ein reines Quechuawort, ebenso wie Naóca, Pisco, Runahuanac, Rimac, Huaman ꝛc., welche von den eroberuden Inkas auf die Küstenthäler übertragen wurden, als sie die Aboriginer vertrieben, welche Yunkas hießen. Sie waren eine nach Abstammung und Sprache gänzlich von den Inkapernanern verschiedene Race.

Von dieser Yunkarace wissen wir leider nur sehr wenig; bekannt ist, daß sie die Kunst der Bewässerung zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht hatten, und daß sie die Wände ihrer Gebäude reichlich mit bunten Malereien schmückten. Es giebt kein Wörterbuch ihrer Sprache; doch Markham erwähnt einer Grammatik und eines Vocabularinms von Carrera, sowie einiger Dialektproben, gesammelt von Bischof

Digitized by Google

Orò, die als Manuscript in der Nationalbibliothek zu Madrid aufbewahrt werden. Avila und Arriaga, welche dieser Race erwähnen, stimmen in dieser Beziehung mit Aſtete überein; ſie ſagen die Yunkas ſeien der Zauberei ergeben geweſen, hätten wahrgeſagt und die Altäre des Rimac, des „Sprechers", beſucht. Das Fiſchgötzenbild wurde nach ſeiner Zerſtörung durch Hernando Pizarro wieder hergeſtellt. Die auch bei Avila und Arriaga auftretende Verwechslung des Pachacamac mit dem Fiſchgötzen wird noch verſchlimmert durch den Inka Garcilaſſo, welcher erklärt, der Herr der Küſte, Cuismanca, habe die Verehrung des Pachacamac von den Inkas angenommen, und ihm einen Tempel errichtet, in welchem er die Fiſch- und Fruchtgötzen der Yunkas aufſtellte. Der Fehler Prescott's, welcher die Erbauung des Pachacamac-Tempels vor die Herrſcherzeit der Inkas ſetzt, wird von Markham verbeſſert. Der einzige Tempel des Pachacamac war jener, welcher die Stadt gleichen Namens auf dem hohen Berge von Cuzco überragte. Dieß war der weit berühmte Sonnentempel, zu dem man auf drei weiten Terraſſen gelangte und den, nach Aſtete's Beſchreibung, fünf Mauern umgaben. Am Fuße des Berges lagen die goldgefüllten Vorrathshäuſer und die Wohnſtätten der ſorgfältig gehüteten Jungfrauen. Auf der darüber gelegenen Terraſſe ſtanden, wie Hernando Pizarro berichtet, die Baulichkeiten, welche der hohe Prieſter bewohnte, und diejenigen des Fiſchgotts oder Teufels, wie er es nennt. Oben auf dem Gipfel aber thronte der Tempel der Sonne *). Markham bemerkt, daß Xerez den Namen „Inka" gar nicht gekannt zu haben ſcheint; er nennt den Inka Huaina Ccapac, den Vater Atahuallpa's und Huascar's, ſtets „Alter Cuzco", indem er den Namen der Hauptſtadt und des Herrſchers verwechſelt.

*) Schade, daß Markham mit den neueſten „Forſchungen" über den Sonnendienſt in Peru nicht bekannt geworden iſt. Wer ſich eine Erheiterung verſchaffen will, der leſe: Frenzel, der Belus oder Sonnendienſt auf den Inſeln oder Kelten in Amerika. Berlin, Denicke's Verlag. Dieſer Keltenſchrimm überſteht nachgerade die ganze Erde; die dreiſten Autodidakten lachen überall.

Der letzte von Markham mitgetheilte Bericht iſt die Schrift des Notarius Pedro Sanchez über die Vertheilung des Löſegelds des Atahuallpa. Das fabelhaft klingende bekannte Anerbieten des unglücklichen Inka, das 30 Fuß lange und 18 Fuß breite Gemach, in welchem er gefangen gehalten wurde, bis zur Mannshöhe mit Gold füllen zu laſſen, wird durch dieſen Bericht buchſtäblich aufrecht erhalten. Danach betrug die Maſſe 10,000 Tejuelos oder Goldplatten, mit denen die vornehmſten Häuſer und Tempel in Cuzco bedeckt geweſen waren, abgeſehen von Silber und Juwelen. Hernando Pizarro und ſeine Begleiter kehrten, als ſich gerade dieſe Goldmaſſen auf dem Transport befanden, von ihrer Expedition zurück, und berichteten von einer meilenlangen in der Sonne glänzenden Goldlinie, welche ſie ſeem im Gebirge geſehen haben wollten: es waren die mit jenen Goldplatten beladenen Tauſende von indianiſchen Trägern. Francisco Pizarro ordnete am 18. Juni 1533 an, daß dieſe ganze Goldmaſſe eingeſchmolzen und nach einem beſtimmten Verhältniſſe unter die Spanier vertheilt werden ſolle. Die 120 Glücklichen, welche dabei bedacht wurden, ſind bei Sancho namhaft aufgeführt; das Gold iſt nach Peſos, das Silber nach Marcos berrechnet. Zunächſt wurde die Kirche bedacht; auch ſie erhielt und nahm ihren Antheil an dem Sündengelde und zwar 2220 Peſos in Gold, 90 Marcos in Silber. Den Löwenantheil erhielt natürlich F. Pizarro, „für ſich, ſeine Dolmetſcher und ſeine Pferde", nämlich 57,220 Peſos in Gold und 2350 Marcos in Silber, das iſt etwa ein Viertel von der Summe, die Garcilaſſo ihm zuſchreibt, aber immerhin noch ein bedeutender Schatz. Am geringſten erſcheint in der Liſte Criſtobal de Sora bedacht, mit 3330 Peſos in Gold und 135 Marcos in Silber; merkwürdigerweiſe iſt er einer der breizehn, den welchen Pizarro am 26. Juni 1541 in Lima ermordet wurde. Markham berechnet den Geſammtwerth des Löſegelds Atahuallpa's auf 3½ Millionen Pfund Sterling, d. h. 24 Millionen Thaler.

Aus allen Erdtheilen.

Markoſow's und Dr. Sievers' Reiſe durch die Turkmenenſteppe.

Oberſt Markoſow hat ſchon im Jahre 1871 mit einer Soldatenabtheilung weite Strecken in dieſer Steppe zurückgelegt. Er gab topographiſche Nachrichten, aber keine aſtronomiſchen Beſtimmungen und keine wiſſenſchaftlichen Beobachtungen; in ſeinem Gefolge befanden ſich keine Gelehrten, auch hatte er keine Inſtrumente. Der Zweck ſeiner Reiſe war offenbar militäriſcher Art und ſtand wohl im Zuſammenhange mit der von Sten der ruſſiſchen Regierung beabſichtigten Expedition gegen Chiwa.

Seit Bambery hatte kein europäiſcher Reiſender die große Turkmenenſteppe zwiſchen dem Kaſpiſchen See und dem Aralſee durchzogen; die Route, welche er in derſelben genommen, iſt von ihm auf der Karte zu ſeiner „Reiſe in Mittelaſien 1863" eingezeichnet worden. Nun haben die Ruſſen eine neue „Expedition zur Recognoſcirung des Innern der Turkmenenſteppe" abermals unter Führung Markoſow's unternommen, und dabei ſoll die Wiſſenſchaft zu ihrem Rechte kommen. Die Expedition beſteht aus einigen Mitgliedern der kaukaſiſchen geographiſchen Geſellſchaft, dem Vorſtande der militär-topographiſchen Abtheilung, Oberſt Strebnitzky, und hier mit der Steppe bereits vertrauten Offizieren vom Topographencorps. Als Naturforſcher iſt derſelben Dr. Georg Sievers beigegeben und dieſe Wahl iſt vortrefflich. Wir haben im „Globus" XIX, Februar 1871, Einiges über ſeine Reiſen mitgetheilt, welche er mit Guſtav Radde am Kaſpiſchen Meere unternommen. Radde hat ſich der Expedition nicht angeſchloſſen, ſondern bleibt den Winter über in Tiflis. Die Reiſenden ſind im October vom Kaſpiſchen Meere aus aufgebrochen; es ſcheint, wie man uns aus St. Petersburg ſchreibt, in der Abſicht zu liegen, bis zum ſüdlichen Ufer des Aralſees vorzudringen. Den jüngſten Nachrichten zufolge ſind die Truppen, aus welchen das Detachement beſteht, in zwei Abtheilungen vom Oſten des Kaſpiſchen Meeres in die Steppe vorgedrungen. Als ihre Ausgangspunkte werden bezeichnet Krasnowodsk, dieſe wichtige Niederlaſſung, welche erſt vor wenigen Jahren gegründet wurde und wo neben dem Fort manche Kaufleute ſich angeſiedelt haben, und Tſchikiſchjar. Der „Ruſſiſche Invalide" ſchreibt: „Die erſte Colonne wurde auf Dampfern über den Golf von Balachu (— ſoll wohl heißen Balkan-Bay, die bei 40° N. durchſchnitten wird —) und in der Gegend von Belek ausgeſchifft. Von hier aus nahm ſie ihren Weg nach Tapiatan, wo ſie ihre Vereinigung mit der zweiten Colonne bewerkſtelligte. Beide gingen dann vereint vor-

Digitized by Google

wärts. Den neuesten Nachrichten zufolge ist eine Abtheilung von einer Turkomanenbande angegriffen worden; diese wurde zurückgeschlagen." Mit Ausnahme von Krasnowodsk finden wir keinen der hier erwähnten Punkte auf H. Kiepert's Karte des russischen Reiches (6 Blätter, neue Auflage 1872, Berlin bei Dietrich Reimer). Auf einem der Blätter finden wir das Kaspische Meer mit allen seinen Küstenumrissen und den westlichen Theil der Turkomanensteppe, in welcher die Karawanenstraßen verzeichnet sind, nebst einem Theil des Aralsees. Das Ganze ist eine saubere und sorgfältige Arbeit. Auch in H. Brauer's „Handbuch der Geographie und Statistik von Asien" haben wir vergeblich nach jenen Punkten gesucht.

Der europäisch-australische Telegraph.

Die Strecke desselben beträgt zwischen Falmouth in England und Adelaide in Südaustralien 12,650 englische Meilen, sagen wir drittehalbtausend deutsche Meilen. Davon entfallen auf die Strecken:

Falmouth nach Gibraltar über Lissabon . .	1250	Miles
Gibraltar nach Malta (Kabel)	981	„
Malta nach Alexandria (Kabel)	819	„
Alexandria nach Suez (zu Lande)	224	„
Suez nach Aden (Kabel)	1308	„
Aden nach Bombay	1664	„
Bombay-Madras (zu Lande)	600	„
Madras nach Pulo Pinang (Kabel)	1213	„
Pinang nach Singapore (Kabel)	301	„
Singapore nach Batavia (Kabel)	500	„
Batavia nach Banguwangi (Draht) . . .	480	„
Banguwangi nach Port Darwin (Kabel) . .	970	„
Port Darwin nach Port Augusta (Draht) .	1800	„
Port Augusta nach Adelaide	212	„
Summa . . .	12,382	Miles
Dazu Lissabon-Falmouth	268	„
Total . . .	12,650	Miles

Die australischen Colonien sind unter einander durch Telegraphen verbunden, die weit bis ins nördliche Queensland reichen. Nach Eröffnung der Adelaide-Port-Darwin-Linie erhielt der Bürgermeister von Adelaide ein Telegramm des Bürgermeisters von San Francisco in Californien! Man klicke auf eine Weltkarte und verfolge den Raum, welchen diese Botschaft durcheilen hat! Am 15. November wurde in London ein Festmahl veranstaltet, um das „große Ereigniß" zu feiern; den Vorsitz führte der Colonialminister Lord Kimberley. Bevor er sich niedergesetzt hatte, telegraphirte er nach Adelaide und erhielt die Rückantwort, als er noch bei Tafel saß; das Zurücktelegraphiren hatte gerade zwei Stunden Zeit in Anspruch genommen. Mit Recht hob der Minister die Energie der Colonie Südaustralien hervor, die noch nicht 200,000 Seelen zählt und doch ein so kostspieliges und großartiges Unternehmen auf eigene Kosten durchgeführt hat, indem es von Süden nach Norden durch die Einöden des australischen Continentes den Telegraphen herstellte. Von den Colonien Englands sind jetzt nur noch die Capcolonie und Neuseeland ohne telegraphische Verbindung mit dem Mutterlande.

Neue Entdeckungsreisen in Australien.

Für solche ist neuer Eifer erwacht, seitdem der große transcontinentale Telegraph von Adelaide nach Port Darwin vollendet worden ist. Ein nicht unbeträchtlicher Theil des Landes, durch welches derselbe geht, ist fruchtbar und wird nach und nach besiedelt werden. Für die Erforschung der Ostseite Australiens sorgen die Colonien Neusüdwales und Queensland; Südaustralien will nun Expeditionen aussenden, welche das zum großen Theil noch unbekannte Land, welches westlich liegt, untersuchen sollen. Dort ist noch sehr viel zu thun.

Im Jahre 1870 wagte es eine kleine Schaar kühner Männer von Perth aus, der Hauptstadt der Colonie Westaustralien, nach Osten hin ins Adelaide zu wandern. Das Unternehmen war allerdings sehr gewagt, aber diese Expedition zog im Allgemeinen der Küste entlang und entfernte sich nie weiter als etwa 10 deutsche Meilen von derselben. Es handelt sich aber darum, das noch unbekannte Innere zu erforschen. Zu diesem Zwecke sind in Südaustralien zwei Expeditionen ausgerüstet worden, eine von der Regierung, die andere von Privatleuten. An der Spitze der ersteren steht William Gosse; er ist Ingenieurtopograph und war mehrere Jahre bei Vermessungen thätig; Führer der zweiten ist Major Warburton; dieser stand früher in Indien bei der Bombayarmee, ist gegenwärtig Besitzbesitzer der südaustratischen Freiwilligen und ein tüchtiger schon erprobter Entdeckungsreisender.

Gosse wird nach Norden hin der Telegraphenlinie bis Charlotte Waters, in etwa 26° S., folgen und von da in südwestlicher Richtung bis nach Perth vorzudringen suchen. Warburton geht anfangs mit Gosse bis zur Peake Station, in 28° S., etwa 450 Miles nördlich von Port Augusta (— der an der innersten Spitze des Spencer Golfes liegt —) entfernt. Von dort will er mit einer berittenen Partie nach Nordwesten vordringen durch hunderte von Miles unbekannten Landes. Es ist sein Plan, sich mit seinen übrigen Leuten bei Central Mount Stuart, in 22° S., zu vereinigen und von dort aus, auf so directem Wege als irgend möglich, in gerader südwestlicher Richtung nach Perth zu gehen.

Beide Expeditionen sind wohl mit allem Nöthigen ausgerüstet; sie haben Pferde, Rindvieh, Zugochsen und auch Kameele, deren Treiber Afghanen sind. Die Zeitdauer ist auf 7 bis 8 Monate berechnet.

Aus Japan.

Im October hat der Mikado in eigener Person die Eisenbahn von Yokohama nach Yeddo eröffnet; vorher hatte er mit einem stattlichen Gefolge der Stadt Nagasaki besucht, wo er, der legitime Erbfürst und Abkömmling der uralten Landesgötter, mit Ehrfurcht empfangen wurde. Die dortigen Bewohner meinten jedoch, daß es ihm angestanden hätte, mit mehr kaiserlichem Pomp aufzutreten als geschehen ist. Er besuchte dort das Telegraphenamt und hätte gern Grüße an seine europäischen Collegen geschickt; das unterblieb jedoch, weil er in Nagasaki nicht so lange verweilen konnte bis die Antworten eingetroffen wären.

Denjenigen Ländern Europas und Amerikas, in welchen der Volksunterricht entweder ganz vernachlässigt worden oder noch sehr dürftig und mangelhaft ist, also Spanien, Portugal, Frankreich, Italien, Wallachei, Rußland ꝛc., giebt der „Heide" ein großartiges Beispiel, welches der Nachahmung werth erscheint. Er hat Befehl gegeben, fünfundfunfzigtausend Volksschulen im Reiche zu gründen, und es sind sofort die Vorarbeiten in Angriff genommen auch die erforderlichen Geldmittel angewiesen worden.

In Macao, das bekanntlich in der Nähe von Canton liegt, wird unter den Augen der portugiesischen Behörden der Menschenhandel Wahl und der Kulihandel trotz aller Warnungen und Einsprachen der Engländer fortbetrieben. Nun ist solch ein Kulitrieb nach Japan verschlagen und von den dortigen Behörden in Beschlag genommen worden. Eine Untersuchung stellte heraus, daß die meisten Kulis geraubt worden waren und daß man sie unterwegs hatte hungern lassen. Die japanische Regierung hat erklärt, daß sie den christlichen Portugiesen die Nichtswürdigkeit ihres Verfahrens in den schärfsten Ausdrücken vorhalten werde; es sei geradezu abscheulich, mit Menschenwesen so barbarisch zu verfahren.

Ein Engländer Namens Phound hat sich mit einer Prinzessin Satsuma verlobt. Die Satsumas sind bekanntlich eine der drei vornehmsten, im Range am höchsten stehenden Daimiosfamilien. Ein anderer Engländer, Lowder, Stiefsohn des vormaligen britischen Gesandten Rutherford Alcock, hat seine Stellung

Digitized by Google

bei der Gesandschaft aufgegeben und wird Generalinspector der Marinezöllе. Die Uebernahme der Staatsbahn ist dem Ingenieur Boyle übertragen worden.

Unter allen Mateosen bewegen sich die nordamerikanischen am schlechtesten; sie geben durch ihr höchst brutales Benehmen vielfach Anlaß zu Beschwerden und benehmen sich, wenn sie losgelassen werden, am Lande „wie wilde Bestien". So erzählt die „Hioga News" vom 7. August 1872 Folgendes. Die Kaufleute in Hioga waren übereingekommen, am Sonnabend ihre Läden schon um 2 Uhr Nachmittags zu schließen. Der Kriegsdampfer der Vereinigten Staaten „Colorado" lag im Hafen. Um 5 Uhr am Sonntag Morgen hört ein deutscher Kaufmann, Herr Göttlinger, der sein Gewölbe in der Hauptstraße hat, ein Geräusch; man pocht an seine Thür und er steht auf und öffnet dieselbe. Ein amerikanischer Matrose tritt ein und ruft, er wolle eine Mütze kaufen; gleichzeitig drängen sich fünf andere ein, plündern in aller Eile und laufen dann fort. Einer dieser Piraten hatte auch einen Revolver gestohlen, welchen er dann gegen Herrn Göttlinger abfeuerte, doch ohne zu treffen. Man begreift, wie die Japaner über solche Jünger der abendländischen Civilisation urtheilen.

Die japanische Regierung hat ein Patentgesetz gegeben, das von Sachkennern gelobt wird. Die Ausländer werden mit den Inländern auf gleichem Fuß behandelt.

Was bedeutet das Wort Nipon? Wir bezeichnen herkömmlich mit demselben die größte Insel der japanischen Archipelagus, und das thut auch v. Siebold, aber mit Unrecht. Ein Correspondent der „Japan Mail" schreibt: „Nipon oder Niphon ist überhaupt gar kein Name. Die Bezeichnung Nihon oder Nippon — der erstere Ausdruck gilt für elegantere — wird von den Japanern für die gesammten Besitzungen des Mikado gebraucht und ist einfach die japanische Aussprache eines chinesischen Wortes, welches wir Europäer dann in Japon umgewandelt haben."

Wie wollen unsererseits hinzufügen, daß das Wort Korea aus Keirin verderbt worden ist; das letztere ist der einheimische Name für das Land.

Das Segelschiff „Gobavery" hat die Fahrt von Hongkong in Südchina nach Yokohama in Nordjapan in der beispiellos kurzen Zeit von 151 Stunden oder 5½ Tagen zurückgelegt. Es ging in See am 8. August 6 Uhr früh und ankerte am 13. um 5½ Uhr Nachmittags.

Aus der Capcolonie.

Ein Dampfer der Union Company „Danube" hat die Fahrt von Cophstadt nach Southampton in der kurzen Zeit von nur 27½ Tagen zurückgelegt. Er verließ die Tafelbay am 5. October, St. Helena am 12., Ascension am 15., Madeira am 27. October. Wir erfahren, daß West-Griqualand, d. h. die Region, in welcher die Diamantenfelder liegen, eine süe sich bestehende, von der Capcolonie unabhängige Kroncolonie werden und ihre eigene Legislatur haben soll. Die Diggers nahmen diese Kundmachung, welche durch den Gouverneur der Capcolonie, H. Barkly, an Ort und Stelle erfolgte, mit Jubel auf. Die letztere hat nun eine verantwortliche Regierung erhalten, befindet sich also sortan in ähnlichen Verhältnissen wie etwa die australischen Colonien. Der Präsident Burgers aus der Transvaal- oder, wie sie sich auch nennt, südafrikanische Republik, kam am 5. October nach Capstadt, wo er glänzend empfangen wurde. Die Behörden begrüßten ihn mit einer Adresse, in welcher sie hervorhoben, wie wünschenswerth es sei, daß alle Colonien und Staaten Südafrikas sich vereinigen, um eine föderative Union zu bilden. — Weitere Nachrichten sind folgende. Unter den Angehörigen der anglicanischen Kirche war viel Zank und Streit darüber, ob der Nachfolger eines vor Kurzem verstorbenen Geistlichen aus der Geistlichkeit in der Capcolonie oder aus jener in England genommen werden solle! — Die Regierung hat eine Prämie von 5000 Pf. St. demjenigen versprochen, der innerhalb der Colonialgrenzen Gold entdeckt. Sie wird aber erst ausgehändigt, sobald nicht weniger als 15,000 Unzen des edlen Metalles gewonnen worden sind. — Die Ein- und Ausfuhrhäfen der Colonie sind: Port Elizabeth, Cape Town, East London, Port Alfred, Mosel Bay, Simons Town, Port Beaufort.

* * *

— Am Port Darwin ist gegenwärtig die Stadt Palmerston im Bau. Das Gebiet Nordaustralien bildet bekanntlich einen Bestandtheil der Colonie Südaustralien, und diese ist nun bestissen, die Ansiedelung im Norden zu befördern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in der nördlichen Küstenregion überraschend ergiebige Goldlager aufgefunden worden sind. Am Yam Creek, 150 Miles von Palmerston, fand man ein Quarzrift, das 3 Miles weit sich ausdehnt; auf manchen Strecken war das Gold auf der Oberfläche sichtbar. Ein Mann fand denselben, als er Telegraphenstangen setzte, und auch in dem Schmutz, welcher nach einem Regen den Straßenstein anhaftete. Es versteht sich von selbst, daß auf solche Nachrichten hin Goldsucher in Masse nach dem Norden abgegangen sind. Das neue Dorado soll übrigens in einer sehr wasserarmen Gegend liegen. Aber auch im Süden ist ein Goldfieber ausgebrochen, in der Nähe von Adelaide selbst, seitdem etwa 25 Miles von dieser Stadt entfernt ein Mann nicht weniger als 920 Unzen auf seinem eigenen Acker eingesammelt hat; sofort sind mehrere Actiengesellschaften gegründet worden, um Gold zu fördern. — Die Moonta-Grube hat in den ersten sechs Monaten 1872 nicht weniger als 9605 Tonnen Kupfererz geliefert, das 20 Proc. reinen Metalles enthält.

— Die Expedition, welche Henry Young in London nach Congo ausrüstete, steht unter der Leitung des Gebrüder Goody; beide sind Lieutenants. Sie wollen von San Paulo de Loanda aus sich bis zu einem Punkt im Innern begeben, der 200 Miles von der Mündung des Congo entfernt ist; dadurch entgehen sie den Erpressungen der Häuptlinge im Unterlande. Sie wollen dann, oberhalb der Katarakten, den Congo stromauf bis zur Einmündung des Lualaba befahren. — Eine andere Expedition wird von Osten her, d. h. von Sansibar aus, über den Tanganyika-See nach Westen hin bis an Livingstone's Lualaba vorzudringen suchen; sie steht, wie wir bereits gemeldet, unter der Leitung Cameron's.

— Auf der großen Central-Pacific-Bahn ist in der Sierra Nevada eine Schienenstrecke von nicht weniger als 45 Miles mit Schneedächern versehen.

— In Frontreich und dessen Colonien zählt man 5674 Buchhändler, 1389 Buchdruckereien und 1624 lithographische Anstalten. Auf Paris entfallen von der ersten Classe ein Fünftel, von der zweiten ein Achtel, von der dritten ein Viertel. Die Zahl der Zeitschriften und Zeitungen stellt sich auf 2303; davon erscheinen in Paris nicht weniger als 846.

Inhalt: Völkerskizzen aus dem Gebiete des Bachr el Ghazal. Die Niamniam. Von Dr. Georg Schweinfurth. I. (Mit neun Abbildungen.) — Auf dem Magdalenenstrome. (Mit vier Abbildungen.) — Die Karte von Deutschland. — Actenstücke zur Eroberung Perus. Die spanischen Freibeuter. — Aus allen Erdtheilen: Morlow's und Dr. Sievers' Reise durch die Turkmenensteppe. — Der europäisch-australische Telegraph. — Neue Entdeckungsreisen in Australien. — Aus Japan. — Aus der Capcolonie. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Auf dem Magdalenenstrome.

II.

Maganque und Mompox. — Ameisenbrot. — Das idyllische Stromeiland Margarita. — Stimmungsbild einer tropischen Landschaft. — Das Leben im Walde. — Die Brüllaffen und ihr Concert. — Kokospalmen. — Schmetterlinge. — Das vegetabilische Elfenbein. — Das Cedron als Heilmittel gegen giftige Schlangenbisse und Fieber. — Wie man die Kaimane tödtet. — Verhöhnung des Haifisches. — Die Taironasindianer in der Sierra de Santa Martha.

Die Fahrt von Calamar stromaufwärts bis zur Einmündung des Cauco, welcher den wichtigsten Nebenfluß des Magdalena bildet, wird von den Champans gewöhnlich in sechs Tagen zurückgelegt. Unweit von dem Zusammenflusse liegt die Stadt Maganque, wo alljährlich eine große Handelsmesse abgehalten wird, und etwas weiter aufwärts das ungleich wichtigere Mompox mit ungefähr 7000 Einwohnern, in einem sehr heißen Klima. Es ist keineswegs selten, daß der Thermometer Nachmittags bis zu 40° C. im Schatten zeigt, bei ganz stiller Luft. Daraus erklärt sich, daß die Bewohner dann jede Bewegung scheuen; sie nehmen an, daß diese drückende Schwüle einigermaßen erträglich wird, wenn sie von Stunde zu Stunde ein kleines Glas Rum trinken.

Die spanischen Eroberer hatten am Magdalena Kämpfe zu bestehen, erlitten schwere Verluste und hatten fast übermenschliche Beschwerden zu ertragen. Oftmals zwang der Hunger sie, Eingeborene abzuschlachten und zu verzehren; manchmal fristeten sie ihr Leben nur mit Termiten. Sie kochten Gras, legten dasselbe auf einen Termitenhügel, und wenn sich Insecten genug angesammelt hatten, kneteten sie das Gras zusammen. Dieses Verfahren wurde mehrmals wiederholt und lieferte dann, was man als Ameisenbrot bezeichnete. Sie genossen dasselbe aus Noth; bekannt ist, daß manche Insecten bei verschiedenen Völkern eine Lieblingsspeise bilden, so z. B. bei den Buschmännern in Südafrika manche Larven und dann auch Heuschrecken. Solche Akridophagen kannte schon das Alterthum. Knox hebt in seiner Beschreibung von Ceylon hervor, daß die Wilden auf jener Insel Bienen genießen, und Livingstone fand am Nyassalee schwarze Stämme, welche Kuchen aus Mücken bereiten und diese Speise sehr gern essen.

Der Hunger setzte den spanischen Abenteurern hart zu, aber sie kamen auch oft in große Verlegenheit, weil sie weder Führer noch Dolmetscher erhalten konnten. Die Indianer allesammt waren ihnen wegen der verübten Grausamkeiten feindlich, und je weiter diese Flibustier landein drangen, um so größer wurde ihre Noth. Es fiel ihnen auf, daß in jenen Gegenden so viele verschiedene Sprachen geredet wurden, die weit von einander abwichen. Dafür hat der Geschichtschreiber Gregorio Garcia in seinem Buche über den Ursprung der Indianer eine Erklärung, die gewiß ihm und seinen Zeitgenossen recht annehmbar erschien. Er schreibt wörtlich: „Der Teufel, welchem es keineswegs an Schlauheit fehlt, hatte im Voraus aufgespürt, daß dereinstens das evangelische Gesetz in jenen Gegenden verkündet werden würde. Er wollte nun den Missionären ihre Arbeit recht schwer und es den Indianern unmöglich machen, dieselben zu verstehen.

Digitized by Google

Deshalb überredete er die Eingeborenen, eine große Anzahl von Sprachen zu erfinden, und er half ihnen dabei mit jener Geſchicklichkeit, welche wir an ihm kennen."

Die Inſel Margarita iſt in der That eine wahre Perle ſelbſt in jener unbeſchreiblich üppigen Naturumgebung, ein Garten, wie ihn die Phantaſie eines begeiſterten Dichters nur ſchaffen kann. Am Stromufer und im Innern liegen wohlgebauete, ſaubere Bambushütten zerſtreut; jede derſelben iſt von einem Baumgarten umgeben, in welchem Citronen, Apfelſinen und andere Südfrüchte wachſen; ſie verbreiten das ganze Jahr hindurch köſtlichen Blüthenduft. Daneben iſt ein Stück Land mit Zuckerrohr bepflanzt, ein anderes mit Mais, und an manchen Stellen ſieht man Gruppen von Bananen. Alles iſt wohl unterhalten; auch Palmen fehlen nicht und andere hohe Bäume, welche dem Ufer entlang dichten Schatten geben; dort befeſtigt der Fiſcher ſeinen Kahn.

Anwohner des untern Magdalena.

Die Bewohner ſind Meſtizen, Miſchlinge von Weißen und Indianern; die Frauen haben einen trefflichen Wuchs und in ihrem ganzen Behaben viel Anmuth. Man glaubt die ſchönſten antiken Geſtalten vor ſich zu haben, wenn man ſieht, wie ſie am Morgen mit ihren Krügen zum Waſſerholen gehen, maleriſch angethan mit einem Ueberwurfe, welcher die ſchöngeſtaltete Büſte nicht verhüllt; der kleine, zierliche Fuß iſt untadelhaft. Abends hört man Guitarrengeklimper und Geſang der zufriedenen Menſchen; es iſt zwiſchen ihnen und der ſie umgebenden Natur völliger Einklang; man trennt ſich ungern von ihnen, aber man will weiter ſtromaufwärts.

Der Abend naht. Im Weſten ſchwimmen roſarothe, dunkelrothe und purpurne Wolken auf orangefarbenem Grunde, der allmälig in helleres Gelb verläuft, während der Himmel am Zenith noch tief blau iſt. Nach und nach ſchwächen alle Farbentöne ſich ab, das Roſa geht in Lila, das Rothe in Violett über und das purpurne Gewölk wird blaugrau, iſt aber von einem goldenen Rande eingeſäumt. Nur noch wenige Minuten und Alles verſchwindet im Dunkel.

Digitized by Google

Aber an der entgegengeſetzten Seite des Horizontes dämmert Licht auf, der helle Mond erſcheint, wird immer größer und ſpiegelt ſich in dem breiten Strome ab. Die Baumgrille zirpt, der Cucaracchero (Kogulus) ſingt eine förmliche Tonleiter. Der Otter und der Cabiai (das Waſſerſchwein) laſſen aus Schilf und Rohr in Zwiſchenräumen ihren Ruf hören, aus dem Walde her kommt das rauhe Gebrüll des Tigers, und das Faultſchier giebt ſich zu erkennen durch ſeinen weinerlichen Ton ai, ai, welcher jenem eines ſchmerzlich wimmernden Kindes gleicht. Der am Strande liegende Kayman ſchlägt ſeine Kinnladen laut zuſammen, und die Brüllaffen im Gebüſch heulen ſo gewaltig, daß man das Rollen eines fernen Donners zu hören glaubt.

Dieſe Brüllaffen ſind merkwürdige Geſellen. Offenbar hat die Natur es darauf abgeſehen, Muſikanten aus ihnen zu machen, denn ihre ſehr entwickelte Stimmritze gleicht einer knochigen Trommel, und vermittelſt derſelben können ſie tiefe Tenortöne hervorbringen. Solch ein Alnates wird etwa drei Fuß hoch, hat rothbraunes Haar und einen langen Greifſchwanz. Das Geſicht iſt ſchwärzlichblau, hat einen majeſtätiſchen Bart und der Geſichtswinkel hat 30 Grad, was für einen Herrn Affen gar nicht ſo übel iſt. Die Brüllaffen ſind ſehr geſellig und oftmals ſieht man ſie in großen Trupps beiſammen, aber die ausgelaſſene Munterkeit der kleineren Affen iſt ihnen fremd. Es iſt leider wahr, je mehr eine Affenart ſich dem Menſchen nähert, um ſo viel trifter wird ſie.

Der Brüllaffe am Amazonenſtrom iſt Simia Belzebuth. Der Patriarch einer Schaar fängt ein ſehr unmelodiſches Brummgeheul an, welchem dann der Chor wie bei einer Litanei antwortet. Zuweilen heulen Alle zumal in einem fort und es iſt dann, als ob auf dumpf geſpannten Trommeln Wirbel geſchlagen würde. —

Gebron.

Vom Palmwein und dem ſogenannten Palmkohl hat Dr. Saffray keine gute Meinung; der letztere bildet ein ſehr fades Gemüſe, das obendrein wenig nahrhaft iſt und ſtark gewürzt werden muß, wenn es ſchmecken ſoll. Es ſei, ſagt er, geradzu barbariſch, einen dreißigjährigen Baum zu opfern, um eine ſo armſelige Speiſe zu erhalten. Der Nutzen der Kokospalme, ſo meint er, werde viel zu ſehr überſchätzt, und die Schilderungen derſelben ſeien übertrieben. Der Baum giebt erſt Früchte, wenn er 20 Jahre alt iſt; er wächſt bis in ein Alter von 100 Jahren und iſt dann 80 bis 100 Fuß hoch. Wenn die Kokosnuß noch ſo jung iſt, daß man ſie mit einem Haumeſſer (Machete) aus einander ſpalten kann, giebt ſie bekanntlich eine etwas ſäuerliche, friſche, angenehme Flüſſigkeit her; der Genuß derſelben ſoll jedoch Wechſelfieber im Gefolge haben, wenn man ſie ohne einen Zuſatz von Branntwein genießt. Im völlig reifen Zuſtande hat die Nuß nur ſehr wenig von ſolcher Flüſſigkeit. Das weiße ſogenannte Fleiſch iſt ſelbſt für den ſtärkſten Magen ſchwer verdaulich, und das nur, wenn man ſie in kleiner Quantität genießt. Aber die Wurzeln ſind ein vortreffliches Mittel gegen das Fieber.

Sehr oft ziehen in förmlichen Wolken Cydimonſchmetterlinge umher; ſie ſind braun mit grünen, blau angelaufenen Flecken, und kommen in ſolcher Menge vor, daß die Spanier nicht unrecht hatten, dieſe Gegend als Land der Schmetterlinge, Tierra de mariposas, zu bezeichnen. Mit leichteſter Mühe könnte man von hier aus alle Muſeen der Welt verſorgen.

Da fährt ein Kahn hin. Er wird von zwei Negern ge-

Digitized by Google

rudert und ist mit Tagua beladen, d. h. mit den Fruchtkernen von Phytelephas macrocarpa. Die Pflanze sieht fast aus wie ein junger Kokosbaum, die Frucht hat die Größe einer Melone und fällt ab, sobald sie reif ist. Die Peccaris und die Affen sind sehr lecker nach ihr; sie verzehren das Fleisch oder den Brei und lassen die zahlreichen Kerne liegen. Diese haben die Größe kleiner Aepfel und eine graubraune Schale oder vielmehr Hülle, die schwammig und leicht zerbrechlich ist; unter derselben liegt eine braune Haut, die man leicht ablösen kann. Die Mandel ist hornartig zäh, durchsichtig, gelblich weiß und läßt sich, wenn noch frisch, leicht mit einem Messer durchschneiden; sobald sie trocken geworden ist, wird sie sehr hart und man kann sie wie Elfenbein drechseln. Deshalb bezeichnet man sie im Handel als vegetabilisches Elfenbein, das am Magdalena und am Atrato in sehr großer Menge vorkommt; doch ist die Trägheit der Leute so groß, daß sie sich nicht einmal die Mühe geben, diese Kerne einzusammeln, und so gehen die meisten ungenutzt verloren.

Umweit von der Mündung des Rio Dcaña sah Dr. Saffray einen Strauch in voller Blüthe, der wegen seiner Heilkraft und seiner Samenlappen weit und breit berühmt ist, den Cedron, Simaba cedron; derselbe gehört zur Familie der Simarubeen. Er sieht wie eine Palme aus; auf dem geraden Stamme hängt ein Wipfel großer gefiederter Blätter; die rispenförmig gestellten Blüthen haben fünf sehr schmale Blumenblätter, die inwendig weiß und ohne Glanz sind, auswendig dagegen braun und mit Flaum überzogen. Die steinige Frucht hat die Größe eines Gänseeis; ihr innerer Theil ist hart und holzig, inmitten einer geschmacklosen Umhüllung liegen zwei an einander schließende Cotyledonen, welche man als Cedernnüsse bezeichnet; diese enthalten die Heilkräfte der Pflanze.

Im Jahre 1828 kamen Indianer nach Carthagena und brachten zum ersten Male solche Nüsse dorthin. Ihrer Aussage zufolge war ein Pulver oder eine aus demselben bereitete Tinctur ein ganz unfehlbares Heilmittel gegen den Biß auch der giftigsten Schlangen. Sie ließen auch

Jagd auf einen Kaiman.

von solchen verschiedene Thiere beißen und diese blieben am Leben; noch mehr, sie selbst ließen an sich selber Experimente vornehmen und, Dank dem Cedron, blieben sie frisch und munter. Nachdem diese Versuche so überaus günstig ausgefallen waren, bezahlte man in Carthagena alle von den Indianern mitgebrachten Cedernnüsse sehr theuer. Man schabt fünf bis sechs Kerne in einen Löffel voll Branntwein, welchen der Gebissene trinkt, und legt gleichzeitig ein mit derselben Flüssigkeit getränktes Stück Leinewand auf die Wunde. Dr. Saffray betont, daß nur in seltenen Fällen eine zweite Gabe erforderlich sei; er selber habe sich häufig von der heilkräftigen Wirkung überzeugt. „Ich sah die giftigen Hakenzähne der Schlangen, durch welche die Wunde entstanden war, und wußte aus eigener Anschauung, daß der Biß nach wenigen Stunden den Tod herbeigeführt hätte. Aber von allen Personen, bei welchen ich das Mittel anwandte, starb keine einzige und sie waren in kürzester Zeit wieder vollkommen hergestellt. Ich wollte mich auch von den tonischen Eigenschaften dieses Mittels überzeugen, das auch gegen Fieber ausgezeichnete Dienste leistet; es ist auch ganz vortrefflich gegen Dysenterie, Skropheln und Bleichsucht. Geradezu überraschende Resultate erhielt ich, als ich es gegen nervöse Wechselfieber anwandte. Gegen diese Plage heißfeuchter Länder ist das Cedron viel wirksamer als das Chinin; es heilt radical und läßt keinerlei üble Nachwirkungen zurück. Nachdem ich Versuche aller Art und unter sehr verschiedenen Umständen angestellt habe, bin ich überzeugt, daß das Cedron als Heilmittel eine hervorragende Stelle in unseren Pharmacopöen einnehmen wird. Es möchte sich übrigens empfehlen, daß sachverständige Männer unter verschiedenen Klimaten eine Reihenfolge von Versuchen und Beobachtungen anstellen. Diese werthvolle Simarubee wird einst den Anwohnern des Magdalena großen Nutzen bringen. Die Quinquina- (Cinchona-) Wälder in Südamerika sind schon stark gelichtet; man weiß, daß Chinin, wenn in heißen Ländern in starken Dosen genommen, nachtheiligen Einfluß hat. Das Cedron bietet ein unfehlbares Ersatzmittel. Um dasselbe zu erhalten, braucht man nicht den Baum niederzuschlagen; man kann die Frucht das ganze Jahr hindurch einsammeln und der Kostenpreis wird gering sein. Hier ist für die leidende Menschheit in der That eine Eroberung zu machen." —

Digitized by Google

Es wimmelt am Magdalena von Kaimans. Man könnte dieſe Amphibien nutzbar machen, denn ihre Haut läßt ſich als Leder verwenden, die Zähne als Elfenbein, und aus den ausgeſchlachteten Leibern würde ſich Guano bereiten laſſen. Aber für dergleichen ſind die Anwohner zu träge.

Wenn die Sonne hoch ſteht, die Atmoſphäre ſo zu ſagen glüht, wenn die Thiere im Walde ſchweigen und unter dem dichteſten Schatten ausruhen, dann fühlt der Kaiman ſich am wohlſten. Er liegt am Strande auf dem heißen Sande, ſperrt ſeinen gewaltigen Rachen auf und fängt Mücken. Dann und wann ſchlägt er mit klappendem und ziſchendem Ton ſeine Kinnladen zuſammen. Er glaubt ſich vor Feinden ſicher, aber er iſt im Irrthum. Ein Neger geht ſcheinbar nachläſſig aus Ufer und dann in den Fluß; der Kaiman hat ihn wohl bemerkt. Langſam und ſchwer bewegt er ſeine plumpe Maſſe vorwärts über den Sand und gleitet ins Waſſer; er glaubt einen Fraß zu erſchnappen. Der Neger, wenn er keine Waffen führt, weicht ihm aus, und die beiden eben noch ſo langſamen Individuen ſind nun überaus flink. Wenn der Neger jedoch ſein ſpitz und ſcharf geſchliffenes Meſſer mitgenommen hat, was in der Regel der Fall iſt, dann hält er ſeinem Gegner Stand und erwartet ihn. Dieſer ſchwimmt in gerader Richtung auf ihn zu. Der Schwarze taucht dann raſch unter, macht eine Volte und kommt an einer andern Stelle wieder zum Vorſchein. Das iſt eine Art von Vorſpiel oder Einleitung zum Kampfe, und dieſes Manöver wird vom Neger mehrmals wiederholt, weil er

Negerknabe und Haifiſch bei Santa Martha.

weiß, daß er dadurch das Monſtrum irre macht und ermüdet. Er beobachtet dabei alle Bewegungen des Kaimans und bereitet ſich zum Angriffe vor. Dem Panzer, an welchem auch eine Flintenkugel wirkungslos abprallt, kann er allerdings nichts anhaben, aber er weiß, daß unter der Schulter eine bloße, verwundbare Stelle ſich befindet, und wenn er dieſe trifft, iſt es um das Krokodil geſchehen. Nun giebt er ſich alle Mühe, durch raſche, unruhige Bewegungen ſeinen Gegner zu verwirren; er hebt ſich bald hoch über das Waſſer empor, bald taucht er, wirft ſich auf die Seite, ſchwimmt nach dieſer oder jener Richtung und dann liegt er plötzlich wie unbeweglich da, als ob er des Kampfes müde ſei. Nun kommt der Kaiman näher und ſperrt ſchon den Rachen auf; jetzt taucht der Neger einige Fuß tief unter, und während das Monſtrum über ihm hinweggleitet, iſt er ſchon wieder oben und verſetzt ihm den Meſſerſtich. Er hat die richtige Stelle getroffen, das Waſſer röthet ſich von Blut, aber der Kampf wird ein verzweifelter. Der verwundete Kaiman wüthet, er ſucht ſeinem Gegner in allen Bewegungen zu folgen; auch er taucht unter und kommt wieder auf die Oberfläche. Gewiß fühlt er, daß ſein Ende nahet, aber er will ſich rächen. Seine Kräfte ſchwinden nach und nach, manchmal liegt er ſchon ſteif auf dem Waſſer und regt ſich nicht mehr. Darauf hat der Neger gewartet; er benutzt einen günſtigen Augenblick und bringt dem Kaiman noch einen tiefen Stich bei. Dieſer verendet; ſein ungeſchlachter Cadaver treibt ſtromab, während der ſchwarze Mann, als ob weiter nichts geſchehen ſei, nach ſeiner Hütte zurückkehrt und ausruht.

Es giebt Kaimane, welche die Liebhaberei haben, die Wohnungen zu umſchleichen und dort auf Menſchen und Vieh

lauern. Solch ein Cebado, wie man ihn nennt, iſt ein unbequemer und gefährlicher Nachbar, deſſen man ſich entledigen muß. Der Mann, welcher es mit ihm aufnimmt, bedarf vor allen Dingen kalten Blutes. Er nimmt ein etwa 30 Centimeter langes Stück ſehr harten Holzes, das etwa 8 bis 9 Centimeter dick iſt; er hat daſſelbe an beiden Enden zugeſpitzt und unter dem zugeſpitzten Theil einen viereckigen Rand gelaſſen. Er lauert nun dem Kaiman auf, ſchleicht demſelben auf der Erde langſam entgegen und ſtreckt ihm den mit dem Holze bewaffneten rechten Arm hin. Das Monſtrum öffnet den Rachen, ſchnappt zu, ſo daß die Spitzen oben und unten eindringen, und wirft ſich allemal eilig ins Waſſer. Nun kann es die Kinnladen nicht ſchließen, das Waſſer bringt ihm in die Kehle, es erſtickt. Es giebt auch noch eine andere Art, den Kaiman zu fangen. Einige Neger legen ſich im Hinterhalt; ſie haben ſtarke Seile mit laufender Schlinge. Sobald ſie ein Krokodil finden, das recht feſt ſchläft, ſchleicht ſich einer zu demſelben hinan und ſtipelt ihm

Taironas-Indianer in der Sierra de Santa Martha.

ſanft an der Kehle. Das Thier öffnet die Augen nicht, hebt aber den Kopf ein wenig in die Höhe, läßt ihn wieder ſinken und ſchläft weiter. Der Mann hat den günſtigen Augenblick benutzt, um die Schlinge anzubringen, die nun angezogen wird. Der Kaiman iſt gefangen, man zerrt ihn eine Strecke weit weg und macht ihm mit Lanzenſtichen den Garaus.

Es iſt bemerkenswerth, daß die Neger den Ungeheuern der Tiefe gegenüber ſich mit einer geradezu erſtaunlichen Dreiſtigkeit benehmen. Wer den Hafen von Santa Martha beſucht, kann ſich ein eigenthümliches Schauſpiel verſchaffen. Dieſe Stadt liegt öſtlich vom Delta des Magdalenenſtromes und am Antillenmeere und iſt für den Handel immerhin von Belang. Ich ſchilderte, ſo erzählt der Naturforſcher Saffray, am Waſſer einher, wo eine Schaar brauner und ſchwarzer Knaben ſich ſonnten. Einer kam auf mich zugelaufen und rief: Blanco, mi Blanco, yo doy una patada al tiburon por una peseta, d. h.: Mein weißer Herr, gieb mir eine

Digitized by Google

Peseta (ein paar Groschen) und ich will dafür dem Haifisch einen Fußtritt versetzen. Dieser Negerknabe mochte etwa zwölf Jahre alt sein. Es handelte sich nicht etwa um einen Scherz, und ich versprach diesem Wilden einen Peseta.

Es nimmt uns nicht mehr Wunder, wenn wir sehen, wie in einer Menagerie sich ein Löwe mit einer Reitpeitsche schlagen läßt, wohl aber, wenn wir Zeugen sind, daß ein Knabe dem gefräßigsten aller Seethiere, dem Hai, Trotz bietet. An einer ruhigen Stelle warf er sich, den Kopf nach unten, ins Meer, kam gleich wieder zum Vorschein, tummelte sich munter umher und rief mir nach ein paar Minuten in seinem Creolendialekt (dem Papiamento) zu: Li venir! Da kommt er. Gleichzeitig schwamm er nach dem Ufer hin, bis nahe an den Felsen, von welchem herab ich ihm zusah. Bald fiel mir auf, daß eine bläuliche Masse sich in den Fluthen bewegte und schnell näher kam; es war ein Haifisch. Der Knabe tauchte unter, bewegte sich rundum und versetzte dem Ungeheuer einen herzhaften Fußtritt. Der Hai schwamm fort und der Junge rief lustig: Li pour do moi! Er fürchtet sich vor mir, und kam dann ans Land. Es ist ganz richtig, daß auch der Hai instinctmäßig vor dem Menschen flieht und ihn nur angreift, wenn er stark von Hunger gepeinigt wird. Das begegnet ihm aber in der Bai von Santa Martha nicht, weil dieselbe ungemein fischreich ist und er stets Nahrung vollauf hat. Deshalb können die kecken Negerknaben sich mit ihm zu schaffen machen.

Die Stadt Santa Martha ist 1525 von Roderich Bastidad gegründet worden; die Spanier verübten auch in dieser Gegend Grausamkeiten ohne Maß und Zahl an den Indianern vom Stamme der Gairas und Taganzas. Die gegenwärtigen Eingeborenen sind Abkömmlinge der tapferen Taironas, welche einst, wie gewiß übertrieben behauptet wird, gegen fünfzigtausend Krieger aufboten. Sie bebauten die Abhänge der Sierra de Santa Martha, wie auch noch heute von ihren Nachkommen geschieht, die ein recht hübscher Menschenschlag sind und, wie unsere Abbildung zeigt, sich viel besser ausnehmen als die mit Negerblut gemischten Leute. Zumeist halten sie sich auf in der gemäßigten Zone der Sierra, in welcher das Klima warm genug ist, nun ihnen dichte Bekleidung zu ersparen; ein Lendenschurz genügt ihnen; die kegelförmige Kopfbedeckung wird aus Blättern der Heliconia geflochten. Wenn die Frauen vom Gebirge herab zur Stadt kommen, bedecken sie Schultern und Brust mit einem Ueberwurf von Wollen- oder Baumwollenzeug und schlingen auch ein solches um die Hüften.

Diese Taironas bauen Mais und verschiedene Wurzelfrüchte; dabei sind sie gute Jäger, verschmähen jedoch die Feuerwaffe und bedienen sich der Bodoguera, eines etwa acht Fuß langen Blasrohres, das mit großer Sorgfalt aus dem jungen Stamme einer Macomapalme verfertigt wird. Die Stämme am Orinoco haben es bequemer, ihnen liefern verschiedene Rohrarten, die zwischen den Knoten bis zu 15 bis 16 Fuß Länge haben, ihre Sarbacanen, Blasröhre.

Völkerskizzen aus dem Gebiete des Bachr el Ghasal.

Von **Dr. Georg Schweinfurth.**

Mit einer Karte.

Die Niamniam.

II.

Ein Volk von Anthropophagen. — Schilderung des Kannibalismus. — Wohnorte. — Bauart der Hütten. — Stellung der Häuptlinge. — Kriegführung.

Den von Alters her wohlbegründeten Ruf des **Cannibalismus**, den alle Völker, zu welchen die Kunde von der Existenz der Niamniam gedrungen, an ihren Namen geknüpft haben, wird Niemand in Frage stellen wollen, der sich über den Ursprung eines großen Theils meiner Schädelsammlung unterrichten will. Zwar gieb es Ausnahmen von der Regel, hier wie allerwärts; so erfuhr ich von anderen Niamniamgliedern, welche die ehmals Tombo'schen und Basimbeh'schen Territorien im Westen meiner Route besucht hatten, ohne daselbst auf Anzeichen von Cannibalismus gestoßen zu sein, und Piaggia, welcher gleichfalls diese Gegenden kennen lernte, erfuhr während seines dortigen Aufenthalts von nichts dem Aehnlichen. Auch kann ich aus eigener Erfahrung Hauptlinge namhaft machen, welche selbst den Genuß von Menschenfleisch verabscheuen, wie Uando z. B., trotzdem uns seine Kriegslust wiederholte Verlegenheiten bereitete. Im Großen und Ganzen aber darf man getrost die Niamniam als ein Volk von **Anthropophagen** bezeichnen, und wo sie Anthropophagen sind, sind sie es ganz und ohne Reserve um jeden Preis und unter jeder Bedingung. Die Anthropophagen rühmen sich selbst vor aller Welt ihrer wilden Gier, tragen mit Ostentation die Zähne der von ihnen Verspeisten auf Schnüre gereiht wie Glasperlen am Halse, und schmücken die ursprünglich nur zum Aufhängen von Jagdtrophäen bestimmten Pfähle bei den Wohnungen mit Schädeln ihrer Opfer. Am häufigsten und von allgemeinstem Gebrauch wird **das Fett von Menschen** verwerthet. Dem Genusse anfeuchtender Quantitäten schreiben sie allgemein eine berauschende Wirkung zu. Es gelang mir nicht, die Ursache, welche zu dieser sonderbaren Vorstellung Veranlassung gegeben hat, zu erspähen, so oft mir auch von Niamniam selbst die Sache mitgetheilt wurde. Verspeist werden im Kriege Leute jeden Alters, ja die Alten häufiger noch als die Jungen, da ihre Hülflosigkeit sie bei Ueberfällen zur leichtern Beute des Siegers gestaltet. Verspeist ferner werden Leute, die eines plötzlichen Todes starben und in dem Districte, wo sie lebten, vereinzelt und ohne den Anhang einer Familie dastanden; es ist dies jene Kategorie von Menschen, welche bei uns der Anatomie verfallen. Die Rubier wollen sogar Fälle constatirt haben, in denen Träger von ihren Karawanen, welche den Strapazen der Reise erliegend unterwegs verscharrt wurden, aus ihren Gräbern geholt worden sind, und einer meiner Gewährsmänner dieser Angaben, einer von Abu Ssamat's Hauptleuten, Namens Achmed, der von Anfang

Digitized by Google

an alle Niamniam-Expeditionen der Chartumer mitgemacht, und dem ich noch beim Antritt meiner Reise stets mit hartnäckigen Zweifeln zu begegnen pflegte, so oft er mir vom Cannibalismus der Niamniam erzählte, hat einen Theil seiner Aussagen buchstäblich mit seinem Leibe bestätigen müssen. Armer Achmed! Wir hatten in einer schattigen Schlucht mit wenigen Nachzüglern eine kurze Rast gemacht und neben uns lag ein ermüdeter Träger, den Tu zur Fortsetzung seines Marsches aufforntirt, unter Androhung der Gefahr von den Einwohnern der Gegend verspeist zu werden. Du ahntest nicht, daß ein paar Wochen später ein gleiches Loos Deiner harrte!

Nach den von Niamniam selbst eingezogenen Nachrichten und Erklärungen verabscheuen diejenigen, welche überhaupt Anthropophagen sind, nur dann den Genuß von Menschenfleisch, wenn der Körper einem an ekelhaften Hautkrankheiten Verstorbenen angehörte. Andere wiederum betheuerten, daß bei ihnen zu Hause das Menschenfressen in so hohem Grade Gegenstand des Abscheus sei, daß Jedermann sich weigere, mit einem Anthropophagen aus einer Schüssel zu essen.

Dörfer oder gar Städte in unserm Sinne giebt es im Gebiete der Niamniam nirgends. Die Hütten zu kleinen Weilern gruppirt, finden sich meithin über das Culturland der bewohnten Districte zerstreut. Letztere sind von einander durch Wildnisse von oft mehreren Meilen im Durchmesser getrennt. Auch der Wohnsitz eines Fürsten besteht nur aus einer größern Anzahl der von ihm und seinen Weibern bewohnten Hütten, welche durch nichts ausgezeichnet scheinen von den Behausungen der übrigen Sterblichen, umgeben von den zu seinem Unterhalte dienenden Feldern. Die Bauart der Niamniamhütten entspricht im östlichen Theile des Landes im Allgemeinen ganz der vorherrschenden Kegelform in anderen Gegenden Centralafrikas, nur ist das Kegeldach von höherer und spitzerer Gestalt als bei den Hütten der Bongo und Dinka und springt mit horizontal ausgebreitetem Rande am untern Ende etwas weiter über die Thonmauer, der es zum Schutze gegen den Regen dient, vor. Die zum Feuern und Kochen bestimmten Hütten haben ein spitzeres Dach als die zum Schlafen. Eigenthümlich geformte kleine Hütten mit glockenförmigem Dach und auf einem Fuß errichteten völlig becherförmigem Unterbau von Thon, zu welchem nur eine ganz kleine Oeffnung führt, werden eigens für die halbwüchsigen Knaben der Vornehmen errichtet, welche abgesondert von den Erwachsenen und wohl geschützt gegen den Angriff eines Raubthiers daselbst die Nacht verbringen. Es geschieht dies aus Gründen der Moral, zur Ueberwachung des Knaben gegen vorzeitiges Eindringen in die Geheimnisse des Geschlechtslebens.

Die Nacht eines souveränen Fürsten, der den Titel bjiä (fast wie das französische bien ausgesprochen) führt, beschränkt sich auf den Oberbefehl aller waffenfähigen Männer des Landes, die er beliebig versammelt, auf Vollstreckung von Todesurtheilen, auf freie Verfügung über Krieg und Frieden. An Abgaben erhebt er von den Bewohnern seines Gebiets, deren Freizügigkeit nicht selten durch die Feindseligkeiten einander benachbarter Districte und Landestheile beschränkt ist, außer Elfenbein, welches ihm ausschließlich zufällt, nur die Hälfte des Fleisches von der Beute der gemeinschaftlichen Jagd. Die übrigen Lebensmittel, Korn und andere Bodenprodukte, erzielt er selbst von den Feldern, welche seine Sklaven, nicht selten sogar seine Weiber bestellen, deren er eine große Zahl um sich zu schaaren pflegt.

Ein Hause Trabanten umgiebt stets den Häuptling, und die Mbanga, so nennt man seinen Wohnsitz, den Hof eines Fürsten, erkennt man von Weitem an den daselbst an Pfählen und Baumstämmen aufgehängten Schilden, welche, malerisch gruppirt und mit dem Leopardenfell geflittert, von welchem der glänzende Trumbasch sich prächtig abhebt, der Tag und Nacht den höchsten Befehlen harrenden Leibwache angehören. Alles fürstlichen Pomps ermangelnd und selbst jeden fremdartigen Putz und Schmuck hartnäckig verschmähend, ist die Autorität eines Häuptlings doch die vollkommenste bei den Niamniam, und ohne seinen Befehl würde ein Untergebener es sich nie einfallen lassen, auf eigene Hand Krieg zu beginnen oder Frieden zu schließen. Nach dem Tode ist der erstgeborene Sohn der Erbe seiner Macht, die Brüder werden unter dem Titel bäki mit einzelnen Districten belehnt, wo sie den Unterbefehl über die waffenfähige Mannschaft führen und meist einen Theil der Jagdgerechtsame erhalten. Die Souveränetät des Erstgeborenen wird aber oft von den übrigen Brüdern nicht anerkannt, und während die Einen sich um dieselbe streiten, erklären Andere sich zu selbständigen Häuptlingen in den Districten, wo sie Bäki waren. Hieraus erklären sich zur Genüge die unaufhörlichen Streitigkeiten, Ueberfälle und Gewaltthätigkeiten.

Eine auffällige Erscheinung bot bei dem kriegerischen Sinne der Niamniam mir die Sitte, daß ein Häuptling nie selbst in den Kampf zu gehen pflegt, sondern in ängstlicher Erwartung in der Nähe seiner Mbanga ausharrt, um schlimmsten Falls mit Frauen und Schätzen das Weite zu suchen und sich in unzugänglichen Waldsümpfen, im hohen Grase abgelegener Steppen und dergleichen zu verbergen. Nur selten hört man davon reden, daß ein Häuptling selbst seine Leute in den Kampf geführt hätte. Beim Angriff sind die einzelnen Lanzenchargen stets von dem wildesten Kriegsgeschrei begleitet; jeder Einzelne, so oft er zum Wurfe ausholt, ruft den Namen seines Häuptlings dem Feinde zu. Bei Pausen im Gefechte werden in sicherer Entfernung alle sich darbietenden Terrainhöhen, als welche vorzüglich die 10 bis 15 Fuß hohen Termitenhaufen benutzt werden, die auf dem Hochgrase hervorragen, bestiegen, und die feindlichen Parteien rufen sich alsdann stundenlang die lächerlichsten Schimpfreden und Herausforderungen zu.

Als wir an der Südgrenze des Uando'schen Gebiets uns einige Tage in einem Verhau gegen die Angriffe der Eingeborenen zu vertheidigen hatten, hörte man solche Rufe stündlich. Alle Türken, so lassen sich die Nubier in den Negerländern allgemein nennen, schrien sie, sollen umkommen, Keiner soll aus dem Lande hinaus, sie sollen nie wiederkommen, in den Kochtopf mit den Türken, Fleisch, Fleisch! Und dann wiederholten sie die Versicherung, daß mir selbst kein Leid zugefügt werden solle. „Der weiße Mann, hieß es, da er zum ersten Male zu uns gekommen, er allein soll abziehen dürfen, ihm thun wir nichts zu leide.“ Ich brauche kaum zu erwähnen, daß ich unter den Verhältnissen, in welchen ich mich gerade befand, wenig Neigung verspürte, mich ihrer Großmuth auf Gnade und Ungnade zu übergeben.

Noch will ich der sinnig symbolischen Art und Weise Erwähnung thun, in welcher uns, als wir auf dem Rückwege von Süden her die Grenzen des Uando'schen Gebiets wieder betraten, der Krieg erklärt wurde. Hart am Pfade und Jedem so recht in die Augen springend, fanden sich an einem Baumaste drei Gegenstände aufgehängt. Dieß waren ein Maiskolben, eine Hühnerfeder und ein Pfeil. Lebhaft erinnert an die herausfordernde Botschaft, welche dem großen Perserkönige zuging, als er bis zum Herzen des Scythenlandes vorgedrungen war, ward mir bald die Bekräftigung in den Erklärungen unserer Führer geboten: Laßt Ihr Euch's einfallen, auch nur einen Maiskolben zu knicken, oder ein Huhn zu greifen, so werdet Ihr durch diesen Pfeil

Digitized by Google

sterben. Indeß waren die Niamniam nicht so geduldig, das Erstere abzuwarten, sondern machten noch am nämlichen Tage einen verrätherischen Ueberfall auf uns.

Zur Jagd bedienen sich die Niamniam in der Regel aller Vorrichtungen, Fallen, Gruben und Schlingen, welche das Einfangen des Wildes erleichtern, und die Treibjagd auf große Thiere wird von ihnen systematischer und in größerm Maßstabe betrieben. Bei jeder Weilergruppe, namentlich bei der Mbanga des Districts- und Ortshäuptlings, die man borrumbanga nennt, d. h. den Herrn des Hofes, befindet sich eine sehr große Holzpaule, welche aus einem hohlen Baumstamme mit 4 Füßen besteht. In kunstvoller Weise ausgehöhlt zeigt ein solches Instrument und auf der Oberseite einen langen schmalen Spalt; die Aushöhlung ist in der Art angebracht, daß die beiden Hälften ungleich dicke Wände darstellen, so daß sie beim Anschlagen zwei Töne von sich geben. Mit diesen zwei Tönen werden, je nachdem man sie wiederholt, oder in welchem Takte man sie wechseln läßt, dreierlei Signale gegeben, 1) zum Kriege, 2) zur Jagd, 3) zur Festversammlung. Von der Mbanga des Häuptlings ausgehend, werden in wenigen Augenblicken die Signale auf allen Pauken eines Districts wiederholt und in kürzester Frist Tausende bewaffneter Männer zusammengeschaart. Das geschieht vor Allem, wenn sich Elephanten gezeigt haben, zu deren Vernichtung die dichtesten und vom Pärtsten Grasdickicht erfüllten Steppen eigens geschaut und vor dem Steppenbrande in Acht genommen zu werden pflegen. Dahinein nun treibt man die Thiere, umstellt den ganzen Bezirk mit Leuten, welche Feuerbrände bei sich führen, und der Brand beginnt nun von allen Seiten, bis die Elephanten theils betäubt vom Rauche, theils durchs Feuer selbst lahm gelegt, eine wehrlose Beute des Menschen werden, und ihnen durch Lanzenwürfe der Rest gegeben wird. Da bei solchem Vernichtungskampfe nicht nur die mit großen werthvollen Stoßzähnen bewehrten Männchen, sondern auch ihre Weibchen und Jungen schmählich zu Grunde gehen, kann man leicht begreifen, in wie hohem Grade die Ausrottung dieses edlen Thieres, das sich der Mensch nutzbar machen könnte, zumal in einem Lande, wo es an Lasthieren und anderen Communicationsmitteln gänzlich fehlt, von Jahr zu Jahr vorschreiten muß. Die Häuptlinge, deren Gewinnsucht durch die mit Kupfer zum Einkaufe des Elfenbeins beladenen Züge der Nubier, dem einzigen Werthe, welches außer Eisen, die Niamniam zu schätzen wissen, erregt wird, verdoppeln ihre Anstrengungen bei der Elephantenjagd, während ihre Untergebenen lüstern nach den großen Fleischvorräthen, die sie sich bei derartigen Treibjagden leicht erwerben, das Ihrige thun. Oft sah ich Leute, welche ich mit einem großen Bündel Brennholz beladen ihren Hütten zuschreiten glaubte; sie trugen ihren Antheil an Elephantenfleisch, welches in lange Striemen geschnitten und über dem Feuer gedörrt ganz das Aussehen von Holz und Reißig angenommen hatte. In wehreren Theilen des Landes, zunächst in den der Nordgrenze benachbarten Territorien, wo der Elfenbeinhandel bereits seit 12 bis 13 Jahren florirt, werden bereits Elephanten gar nicht mehr erlegt, und nicht schwer wäre es, in Abständen von 5 zu 5 Jahren die entsprechenden Zonen quer durch das ganze Gebiet des Gazellenstromes zu zeichnen, innerhalb welcher diese Thiere vor der Massenverfolgung theils sich zurückgezogen haben, theils gänzlich verschwunden sind.

Die Bedeutung von Payer's und Weyprecht's österreichischer Nordpolexpedition.

Ueberblick des ganzen Unternehmens.

I.

r. d. Neue Nachrichten. Die Nachrichten aus dem hohen Norden von den im Sommer 1872 aufgebrochenen Polarexpeditionen lauten nicht günstig. Schon daß wir überhaupt ziemlich spät im Jahre Nachrichten erhielten, war kein gutes Zeichen, und es steht jetzt wohl so ziemlich fest, daß sowohl die Schweden als die Oesterreicher eine Saison verloren haben. Wie weit dies für die ganzen Unternehmungen hinderlich sein wird, muß die Zukunft lehren; wir wollen aber das Beste hoffen, und wünschen, daß das, was unter widrigen Verhältnissen eingebüßt wurde, nachgeholt werde.

Die schwedische Expedition unter Professor Nordenskiöld, welche 1872 auf 1873 unter 80°40′ n. Br. auf der Parry-Insel im Norden von Spitzbergen überwintern wollte, ist nicht so weit nördlich gelangt, sondern wie der Walfischfänger „Pepito“ berichtet, saumt den Begleitschiffen in der Mossel- oder Halbmondbai (79°50′ n. Br.) an der Nordwestküste von Neufriesland eingefroren *). Wären auch meteorologische Beobachtungen unter 80°40′ n. Br. wünschenswerther als unter 79°50′ n. Br. gewesen, so sind diese doch für die Wissenschaft außerordentlich willkommen. Wir besitzen nämlich noch keine Beobachtungen, welche während des Winters in so hoher Breite gemacht wurden. Auf der westlichen Halbinsel lag Kane's Winterquartier im Rensselaer Hafen (1853 bis 1855) unter 78°37′ n. Br. am nördlichsten, und auf der östlichen haben wir nur die weit südlicher gelegenen der Russen vom Nataltschin-Schor (73°20′ n. Br.), dieser Nowaja-Semlja durchschneidenden Straße. Wir dürfen daher auch mit der gezwungenen Ueberwinterung Nordenskiöld's zufrieden sein; sie wird der Wissenschaft reiche Ausbeute liefern.

Was die österreichische, oder wie man später sie taufte, die österreichisch-ungarische Nordpolarexpedition, betrifft, so sind die letzten Nachrichten derselben vom 16. August. Capitän Weyprecht schreibt vom Cap Nassau an der Nordwestküste Nowaja-Semljas (76°21′ n. Br. und 61°50′ östl. L. v. Gr.): „Schon am 25. Juli trafen wir das Eis auf 74½° n. Br. und 48° östl. L. v. Gr., wo in sonstigen Jahren um diese Zeit nicht das kleinste Stückchen Eis. Sonderig sind die Temperaturverhältnisse dieses Jahres, wäh-

*) Ueber Mossel-Bai vergl. Die schwedischen Expeditionen. Deutsch von Pfeffarge. Jena 1869. S. 85.

Digitized by Google

rend die mittlere Monatstemperatur des August für 74½° n. Br. in Nowaja-Semlja + 5° C. ist, steht, seitdem wir das Eis gesehen haben, der Thermometer fast fortdauernd unter Null. Dabei anhaltende Schneefälle. Welch ein Gegensatz zum vorigen Jahre! Die Wassertemperatur übersteigt Null Grad fast nie. Drei Grad nördlich von hier hatten wir im vorigen Jahr vierzehn Tage später weit gelinderes Wetter, als nun schon seit drei Wochen unter so niedriger Breite. Es scheint fast als sei das ganze Eis des Weißen Meeres nicht zum Schmelzen gelangt und mit Südwestwinden herangekommen. Es ist jedoch noch immer nichts verloren, wir haben fast noch einen ganzen Monat Schifffahrtszeit und haben es trotz der kolossalen Eismassen bis Cap Nassau gebracht. Ich rechne hauptsächlich auf die ersten Tage des September. Auf keinen Fall können aber die sanguinischen Hoffnungen realisirt werden, die in der letzten Zeit vor unserer Abfahrt laut geworden sind. Anhaltende Nebel, Schneegestöber u. s. w. ließen uns bis jetzt kaum noch zu astronomischen Beobachtungen kommen."

Seitdem haben wir keinerlei Nachricht von den Oesterreichern. Hat sich, was ja der Fall sein kann, die Beschiffung des Meeres im Norden und Osten Nowaja-Semljas im Laufe des September noch möglich erwiesen, dann ist der „Admiral Tegetthoff", der als tüchtiges Schiff sich bewährte, auch weiter vorgedrungen. Wohin? darüber sind nur Spekulationen möglich. Er kann noch Cap Tscheljuskin, Asiens nördlichste Spitze, erreicht haben; er kann auch ein neues, noch unbekanntes Land im Norden aufgefunden haben und dort überwintern, denn die unträglichen Beweise für ein solches sind vorhanden*). Er kann auch, was das Unglücklichste wäre, im freien Meere vom Eise besetzt worden, er kann endlich auf Nowaja-Semlja zurückgeblieben sein. Im letztern Falle hätten wir von den Oesterreichern wieder schätzbare meteorologische Beobachtungen zu hoffen, denn so hoch im Norden Nowaja-Semljas wie Cap Nassau sind noch keine gemacht worden. Heemskeef und Barents überwinterten allerdings 1596 bis 1597 im Eishafen unter 76°6' n. Br., allein sie hinterließen keinerlei meteorologische Beobachtungen. Auch ist anzunehmen, daß Payer und Weyprecht im Falle einer gezwungenen Ueberwinterung auf Nowaja-Semlja jedenfalls etwas für die Erforschung des Innern dieser Insel thun werden. Bisher ist nur der Rand bekannt geworden; im Süden, um Matotschkin-Schar, und an der nördlichsten Spitze (durch Mack) sind zwar einzelne Striche des Innern etwas bekannt geworden, doch im Ganzen wissen wir über die innere Gestaltung der etwa 2000 Quadratmeilen großen Insel so gut wie nichts. Besser aber als diese Forschungen wäre es jedenfalls, wenn die Oesterreicher noch fortgekommen wären und wenn Weyprecht's Ausspruch: „Es ist jedoch noch immer nichts verloren", zu Wahrheit geworden wäre.

Indem wir solchergestalt die Expedition und ihre tüchtigen, unerschrockenen Führer mit unseren besten Wünschen und Hoffnungen begleiten, wird es wohl an der Zeit sein, einen allgemeinen Ueberblick über deren Unternehmen, über die Basis, auf welche es gegründet wurde, und die Aussichtung desselben zu geben. Es ist gerade ein passender Abschnitt, die erste Periode liegt hinter uns, der Anfang ist gemacht und es wird geraume Zeit vergehen, bis wir wieder von jenen etwas vernehmen. Keinenfalls vor der Mitte des nächsten Sommers und dies auch nur dann, wenn die Oesterreicher gezwungen waren, auf Nowaja-Semlja zu überwintern*).

Ergebnisse der österreichischen Recognoscirung 1871. Die vortreffliche Arbeit Petermann's über den Golfstrom hatte nachgewiesen, daß dieser sich von der Bäreninsel aus nach entlang der Westküste Nowaja-Semljas erstrecke. Diese riesige erwärmte Wassermasse muß bei dem Zusammentreffen mit dem Eise ihre Wärme abgeben und dadurch gewaltig auf die Eisverhältnisse im hohen Norden wirken. Das Meer aber, in welches der Golfstrom sich hier ergoß, war unbekannt; von der Hope-Insel (ihöchstlich von Spitzbergen) bis Nowaja-Semlja war es unbefahren, trotzdem jedoch wegen seiner „undurchdringlichen" Eiszustände verrufen. Aber Niemand war dort gewesen und Aufklärung brachte erst die kleine Recognoscirungsreise Payer's und Weyprecht's vom Sommer 1871 im „Isbjören", die nur wenige tausend Thaler kostete, dafür aber Bedeutendes leistete. Sie erreichten unter 78°48' ihre höchste nördlichste Reise auf 42°30' östl. L. v. Gr. und fanden zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja überall eisfreies, offenes, schiffbares Meer und zwar im September. Größern Werth erhält diese Beobachtung durch die gleichzeitige Fahrt des norwegischen Capitäns Mack weiter nach Osten. Er drang mit großer Unerschrockenheit im Karischen Meere östlich von Nowaja-Semlja bis fast zu 83° östl. L. v. Gr. und 75°30' n. Br. vor und fand auch hier Alles eisfrei, bei einer Wassertemperatur von + 6¾° C. an der Oberfläche und starker Strömung nach Nordost.

Schon der Umstand, daß es im September mit kleinen Segelschiffen möglich war, hier fast den 79. Breitengrad, dort fast 83 Grad östl. L. zu erreichen — Breiten und Längen, welche in dieser See noch nicht erreicht waren —, spricht dafür, daß hier eine günstige Basis zum weitern Vordringen in die Nordpolarregion vorhanden ist. Durch Payer, Weyprecht und Mack war im Sommer 1871 ein Meer befahren worden, an Ausdehnung so groß, wie das baltische Meer, und dieses Meer war bis dahin für absolut unfahrbar angesehen worden. „Der Grund, warum das Meer nördlich von 76° bisher so unbekannt und verrufen war," sagt Payer, „ist in dem Umstande zu suchen, daß alle Schiffe, welche hier einzudringen versuchten, viel zu früh im Jahre kamen und dasselbe zu früh verließen. Unsere eigenen Erfahrungen, welche auch durch die letzten norwegischen Fahrten bestätigt werden, deuten darauf hin, daß der Culminationspunkt der hiesigen günstigen Eiszustände erst Mitte, vielleicht gar Ende September eintritt."

Strömungs- und Eisverhältnisse im arktischen Eismeere. In seinem Berichte an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Wien hat Weyprecht über dieselben das Beste gesagt, was darüber überhaupt, unserer Ansicht nach, bisher gesagt wurde. Er hat, theilweise wenigstens, den Schleier gelüftet, der über den Strömungen des Nordpolarmeeres ruhte, und in sehr anschaulicher Weise gezeigt, wie der regelmäßige Ab- und Zufluß der kalten und warmen Gewässer dort erfolgt. Es ist dort in jenem ungeheuern Eisbecken, das alljährlich einmal in Bewegung geräth, über-

*) „Viele Anzeichen," schreibt Payer, „ließen uns hier unter 78° nördl. Br.) auf die Nähe von Land schließen. Wir sahen viel Treibholz, das wir weiter südlich fast nie getroffen hatten, und auf einem Stücke, das wir fischten, fand sich frischer Schlamm; ferner Algen und viel Süßwasserthiere, welches an seiner Durchsichtigkeit sehr leicht kenntlich ist. Ein fast ganz sicheres Zeichen waren sechs nach Süden fliegende Eiderventen, die sich nie weit vom Lande entfernen." Umgekehrt beobachteten die Schweden im nördlichen Spitzbergen nach Norden ziehende Seevögel. Darüber kann kein Zweifel mehr sein, daß im Norden von Spitzbergen noch unentdecktes Land liegt.

*) Quellen für den nachstehenden summarischen Ueberblick: Die Mittheilungen der geographischen Gesellschaft zu Wien 1871 und 1872. — Bericht des k. k. Schiffslieutenant Weyprecht an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien vom 7. December 1871. — Petermann's Mittheilungen 1871 und 1872.

Digitized by Google

haupt der Ursprung der Strömungen der Meere zu suchen, soweit sie mit den Nordpolarregionen im Zusammenhange stehen, wenn auch über die Einzelnheiten wir noch keineswegs im Klaren sind. Weitere Nordpolarexpeditionen — und dies ist ja eine ihrer wesentlichsten wissenschaftlichen Aufgaben — werden noch mehr Licht über den Ursprung der Meeresströmungen verbreiten.

Nach Weyprecht müssen die Wasserströmungen als die wahren Regulatoren der Eisverhältnisse im Polargebiete angesehen werden, und diese Strömungen sind zur Aufrechterhaltung der Temperaturverhältnisse unseres Erdballs durchaus nothwendig. Unsere Erde würde ganz gewiß einer allmäligen von den Polen aus vorschreitenden Vereisung entgegen gehen, wenn das im Winter um dieselben gebildete überschüssige Eis nicht durch warme Strömungen geschmolzen oder durch kalte nach Süden theilweise hinweggeführt und dort aufgelöst würde. Wenn im Winter nur ein einziges Eisfeld mehr producirt, als im Sommer fortgeschafft würde, so müßte unser Klima in historischer Zeit merkbare Veränderungen erleiden. Davon ist aber keine Rede, im Gegentheil gewahren wir eher ein Zurückweichen des Eises, und die geschaffenen Eismengen im Polarmeere, im Süden wie im Norden, stehen in einem ganz bestimmten Verhältnisse zur Abfuhr.

Neue Nachrichten über Hayward's Ermordung in Dardistan.

Hayward nimmt unter den Forschungsreisenden einen ehrenvollen Platz ein. Es gelang ihm, von Leh in Ladakh aus über die hohen Gebirgsketten des Karakorum und des Küen lün bis nach Ostturkestan hinein vorzudringen. Die Londoner geographische Gesellschaft hatte ihm die Aufgabe gestellt, einen möglichst kurzen und praktikabeln Weg aufzufinden im Interesse des indisch-turkestanischen Handels. Zu Anfang Octobers 1868 überstieg er, den Tschangschemmo-Paß benutzend, die Hauptkette des Karakorum in fast 18,000 Fuß Höhe über dem Meere, und das Küenlüngebirge in 17,859 Fuß vermittelst des von ihm entdeckten Jengi- (d. h. neuen) Passes. Nach einer ungemein beschwerlichen Reise von sechs Wochen traf er die ostturkestanischen Wachtposten an der Grenze. Es gelang ihm, nach Yarkend und einige Zeit darauf auch nach Kaschgar zu gelangen, wo er beim Atalik Ghazi eine Audienz hatte und ungefähr einen Monat verweilte. Wir haben seine Wanderungen und Erlebnisse ausführlich geschildert („Globus" XVII, S. 265 ff.

* Die Londoner geographische Gesellschaft zeichnete ihn durch Verleihung ihrer großen Medaille aus und gab ihm den Auftrag, in Innerasien weitere Forschungen anzustellen. Er sollte von den westlichen Besitzungen des Radscha von Kaschmir, also von Dardistan aus, nach der Hochsteppe von Pamir vordringen und weiter bis ins russische Turkestan gehen. Im Herbst 1870 kam dann die Nachricht, daß er von einem Häuptlinge der Yassin zu Gilgit ermordet worden sei, als er auf dem Wege nach Pamir sich befand. Die Todeskunde war leider nur allzu wahr, auch daß der Mörder Mir Walli heißt; aber nicht in der Nähe von Gilgit, wo er nun begraben liegt, verlor er sein Leben, sondern in der Nähe von Tschitral („Globus" XIX, S. 191).

Nach Verlauf einiger Monate erfuhr man dann durch einen Herrn Drew, welcher im Dienste des Herrschers von Kaschmir steht, daß Hayward's Körper durch Säbelhiebe verstümmelt worden sei; es habe den Anschein gehabt, als ob man ihn vorher durch Steinigung besinnungslos gemacht und dann zu Boden geworfen habe („Globus" XIX, S. 32).

Auf seiner ersten Reise war Hayward vom Häuptlinge in Yassin freundlich aufgenommen worden. Was dann zwischen derselben und seiner zweiten Ankunft bei demselben vorgegangen ist, wußten wir nicht; als Hayward nach Darkot unterwegs war, schickte Mir Walli ihm mehrere Bewaffnete nach. Indeß hatte der Reisende wohl Verdacht geschöpft und seinen Leuten eingeschärft, die Waffen stets in Bereitschaft zu halten; Nachts hatte er geladene Pistolen neben sich liegen und hielt selber Wacht. Als er einmal gegen Morgen eingeschlummert war, fielen die Bewaffneten Mir Walli's aus einem Hinterhalte hervor, packten ihn, warfen ihm einen Strick um den Hals, zogen ihn an demselben aus dem Zelt und steinigten ihn zu Tode. Ein gleiches Schicksal hatte sein indischer Secretär. Hayward's Leiche wurde mit Steinen bedeckt. —

So lautete die zweite Nachricht, welche nach Indien kam. Es hieß dann weiter: „Mir Walli hat seinen Vortheil von dieser Missethat gehabt. Die Häuptlinge und Stämme der Nachbarschaft waren empört über diesen Mord und der Verbrecher mußte entfliehen. Zuerst fand er in Badachschan ein Unterkommen; als auch dort seines Bleibens nicht war, entfloh er zu seinem Oheim, der Häuptling von Tschitral ist, und von dort entkam er nach einem Schlupfwinkel irgendwo im Gebirge. Man stellte ihm nach, hoffte ihn einzufangen und will ihn mit dem Tode bestrafen." (— „Globus" XVIII, S. 302. Ich habe dort auch, nach Cunninghams Werk über Ladakh, die Landschaften geschildert, deren in den Berichten über Hayward erwähnt wird. Gilgit liegt westlich vom obern Indus und gehört zu Balti; Tschitral liegt näher dem Hindukoh und gehört zum Stromgebiete der Kabul. Die Bewohner sind schiitische Darden; sie reden die Arnijasprache. Von der Hauptstadt Tschitral laufen Straßen nach Peschawer, Badachschan und Yarkend. Das Hoflager des Häuptlings befindet sich in Yassin. A. —)

Bisher war in Bezug auf die angedeuteten Vorgänge noch Manches nicht recht klar; nun aber haben wir ganz vor Kurzem einen Bericht erhalten, welcher Licht in das Dunkel bringt. Die Engländer lassen sich bekanntlich die Aufnahme und die trigonometrische Vermessung der Region im Norden des Himalaya angelegen sein und haben darin Großartiges geleistet. Zur Erforschung der verschiedenen Landschaften verwenden sie auch Eingeborene, welche vom Capitän Montgomerie für ihren Beruf, z. B. Höhenmessungen, besonders vorbereitet werden. Das war der Fall mit den drei indischen Panditen, von welchen einer bis zur tibetanischen Hauptstadt Lhassa gelangte, und mit einem Mohammedaner, den man als den Mirza bezeichnet. Im Jahre 1872 wurde ein Pathane (— man bezeichnet als Pathanen die in Indien ansässigen Afghanen —) ausgeschickt, um die Landstriche zwischen Kabul und Tibet zu durchziehen und Beobachtungen anzustellen. Der Mann diente als Sappeur bei der trigonometrischen Aufnahme und trat wohlgemuth

Digitized by Google

seine Wanderung an. Auf dem Wege von Dir nach Tschiral trieben Räuber aus Kastristan ihr Unwesen und die Straße war so unsicher, daß die Reisenden nur in Karawanen von einigen Hundert Bewaffneten sich fortbewegen konnten, und auch dann hatten sie manchmal Angriffe abzuwehren. Dem Pathanen gelang es indeß, wohlbehalten nach Tschiral zu gelangen, und er verkehrte dort mit dem Häuptling Aman i mukf. Bei diesem traf er Hayward's Mörder Mir Walli. Sein Bericht lautet:

Am 4. September (1872) hielt der Badschah von Tschiral einen Derbar (große Rathsversammlung), ließ mich rufen und ich mußte mich zu seiner Rechten setzen, zwischen ihn und Mir Walli. Nachdem er einige gewöhnliche Fragen an mich gerichtet, unterhielt er sich mit den ihm gegenübersitzenden Beamten; ich meinerseits wandte mich an Mir Walli und fragte ganz ruhig, weshalb er mit Hayward Sahib in Zwist gekommen sei. Er sagte zu mir: „Ich hatte gar keine Lust, mit Hayward Sahib in Zwist zu gerathen; ich hatte ihn schon früher gesehen, als er durch unser Land reiste; wir wechselten damals Höflichkeiten und Geschenke und sind als gute Freunde geschieden. Als er aber das letzte Mal hier war, preßte er zwangsweise Kulis und andere Leute in seinen Dienst, um sein Gepäck von einer Station bis zur andern nach Badachschan zu tragen. Außerdem nahm er mit Gewalt den Dorfbewohnern Nahrungsmittel für seine Leute weg, und von mehreren Grundbesitzern kamen mir Klagen darüber zu. Als er dann in das Dorf kam, wo ich mich befand, machte ich ihm Vorstellungen und sagte, er solle doch nicht in solcher Weise mit den Leuten verfahren. Da drehte mir Hayward Sahib den Rücken zu, schimpfte mich und und sagte, das Land gehöre gar nicht uns, sondern den Engländern. Bei dieser Gelegenheit war sein ganzes Benehmen außerordentlich heftig, so sehr, daß ich besorgte, er werde sich an meiner Person vergreifen. Ich sagte deßhalb kein Wort mehr."

„In jener Nacht hatte der Sahib sein Lager neben der Ortschaft, wo ich mich befand. Gegen Morgen schickte ich 60 Mann nach dem unweit entfernten Orte Ufchgum, wo sie sich in Hinterhalt legen und auf ihn und seine Leute zu warten hatten. Sie hatten Befehl, über dieselben herzufallen und sie zu tödten. Das haben sie denn auch gethan; sie tödteten Hayward Sahib und sieben seiner Leute."

Man sieht, Mir Walli hat sich ohne allen Rückhalt ausgesprochen. Der Bericht, welchen der jüngste Bericht der trigonometrischen Commission veröffentlicht hat und dessen der Calcuttaer Correspondent der „Times Mail" vom 1. November erwähnt, fügt einige Notizen zur Erläuterung bei.

Man nahm bisher an, Aman i mukf sei höchst zornig gewesen, als er von der Ermordung hörte; er habe gesagt: Mir Walli ist mein Feind; wie durfte er, ohne Befehl von mir zu haben, auf seine eigene Hand Hayward Sahib tödten? Ich werde ihn dafür einkerkern lassen! — In Tschiftal scheinen die Leute der Ueberzeugung zu sein, daß Hayward auf Befehl des Aman i mukf ermordet worden sei und daß Mir Walli lediglich sein Werkzeug war. Der letztere sei allerdings nach verübter That eine kurze Weile außer Landes gewesen, aber nach seiner Rückkehr nach wie vor mit seinem Häuptling eng befreundet geblieben. Aman i mukf habe sich nur zum Schein erzürnt gestellt; er wollte die Schuld von sich abwälzen und der Welt Sand in die Augen streuen. —

Im Allgemeinen treffen diese Nachrichten mit den früheren zusammen. Ufchgum ist wahrscheinlich das Wurschagam auf Hayward's Kartenskizze; er bezeichnet so ein Thal und einen Fluß unmittelbar nördlich von Yassin; er kam auf seiner ersten Reise durch den untern Theil dieses Thales. Nachrichten aus Kaschmir zufolge heißt das Dorf, neben welchem er ermordet wurde, Darkot; es liegt 20 Miles in gerader nördlicher Richtung von Yassin. Der Pathane sagt noch ausdrücklich, daß Aman i mukf, der Häuptling von Tschiftal, mit Mir Walli auf dem vertraulichsten Fuße stand; jener habe sich zuverlässig einen Theil des Raubes angeeignet. Er trug stets eine von Hayward's Büchsen, die er nicht einmal ablegte, wenn er zum Gebete ging. Der Pathane begleitete ihn in die Idgah (Moschee) und sah, daß er das Gewehr an die Wand neben sich hinstellte, bevor er sein Gebet begann.

Die älteste Geschichte der Canarischen Inseln.

r. d. Jede Publication der Hacluyt Society bezeichnet einen Fortschritt in der Geschichte der Reisen und Entdeckungen, zumal wenn der verdiente Major Herausgeber ist. Das ist auch mit dem neuesten Werke der Fall, welches ein Wiederabdruck nebst Uebersetzung und Commentar eines alten französischen Buches ist und den Titel führt: The Canarian; or book of the Conquest and Conversion of the Canarians in the year 1402 by Mr. Jean de Bethencourt. Composed by Pierre Bontier and Jean le Verrier. Translated and edited for the Hackluyt Society by Richard Henry Major. London 1872.

Die erste bekannt gewordene Reise eines Franzosen nach Süden hin war jene de Bethencourt's nach den Canarischen Inseln gerade zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts. Obgleich sie sich nicht in unerforschte Breiten erstreckte, so nahm diese Inselgruppe doch schon damals einen hervorragenden Platz in der poetischen Sage und Geschichte ein, und de Bethencourt's Bericht machte seiner Zeit großes Aufsehen. Ans Licht gezogen wurde er zuerst wieder vor mehr als zweihundert Jahren durch den Kanzler des Parlaments von Rouen, Galien de Bethencourt, welcher das Manuscript im Familienarchive fand und seinem Freunde Pierre Bergeron zur Herausgabe einhändigte. In all der Einfachheit und Naivetät, welche den Urtext auszeichnen, erschien es dann 1630 zu Paris. Spätere Ausgaben sind weniger kritisch; durch d'Avezac's Vermittelung kam aber Major in den Besitz des Originalmanuscriptes, das er nun, geschmückt mit einem Porträt Bethencourt's, für die Hacluyt-Gesellschaft edirte.

Humboldt und Leopold von Buch, Bolle und Fritsch haben und die Canarien geschildert; mit der Ethnographie, der Schilderung der theils ausgestorbenen, theils in den Spaniern aufgegangenen Guanchen, beschäftigten sich Blumenbach und Pritchard. So wie die Canarien selbst als eine Art Fortsetzung des afrikanischen Atlas nach Westen hin angesehen worden, von dem sie durch Senkung des dazwischen liegenden Landes abgerissen wurden, so sind auch die Urbewohner, wie die Reste ihrer Sprache beweisen, ein Theil des Atlasvolkes, der Berber. Aber Betrachtungen dieser

Digitized by Google

Art lagen den beiden Mönchen Bontier und le Verrier, welche Bethencourt's Reise und Eroberungen niederschrieben, gänzlich fern; sie kümmerten sich wenig nach der Frage über die Abkunft der Insulaner, doch geht aus ihren Beobachtungen, die sich auf Menschen und Sitten, auf Spracheigenthümlichkeiten und die Mumien erstrecken, deutlich hervor, daß im Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts neben den Berbern auch noch Araber auf den Canarien wohnten. Die arabischen Stämme, welche in der Minderheit auf den westlichen Inseln waren, herrschten dagegen auf den östlichen in der Uebermacht. Die beiden Mönche beschreiben die Eingeborenen von Lancerote und Fuerteventura als schlank, jene von Groß-Canaria und Palma als von mittlerer Größe. Die Bevölkerung von Gomera und Ferro wird von Galindo als klein geschildert, während die Mumien der Guanchen von Teneriffa keine hervorragende Größe zeigen. Die Eingeborenen von Lancerote und Fuerteventura hatten sehr braune Farbe, während auf Groß-Canaria, Teneriffa, Gomera, Palma und Ferro heller, ja selbst blonder Teint vorherrschte. Auf Lancerote und vielleicht auch auf Fuerteventura war die Polyandrie Sitte: viele Frauen hatten drei Männer, während auf den anderen Inseln die Monogamie auf das Strengste vom Gesetze verlangt wurde. Die Begräbnißgebräuche jeder Gruppe zeigten nicht minder verschiedene Ursprungszeichen, welche wieder mit den Verschiedenheiten in den Regierungssystemen correspondirten. Im Osten Despotismus und Erbrecht ohne Unterschied des Geschlechtes, im Westen waren die Frauen auf das Strengste von der Herrschaft ausgeschlossen, welche die Form eines Familien- und erblichen Vorrechtes annahm, modificirt durch ein Stammesrecht. Das Territorium des Stammes bildete eine Art von gemeinsamem Patrimonium, in dem jedes Glied, ähnlich wie der bengalische Reiot, sein eigenes Stück bebaute, während die Verwaltung des Ganzen dem Häuptlinge zukam. Ob nun diese Racen durch Kühne vom Festlande herübergeführt wurden oder ob sie Reste der alten Bevölkerung waren, die hier zurückblieben, nachdem die Canarien vom Continent losgerissen waren, ist eine nicht mehr zu lösende Frage. Jedenfalls kannten die Einwohner bei Ankunft der Spanier weder Kühne noch das Eisen, dagegen cultivirten sie Weizen und Gerste.

Die Geschichte der Canarien wird bis auf die homerischen Zeiten zurückgeführt, indem man die „Inseln der Seligen", die fern bei der untergehenden Sonne liegen sollten, mit ihnen identificirt. Wie wir durch Plinius wissen, beschrieben zwei Schriftsteller des Alterthums, Statius Sebosus und Juba, die Inseln so genau, daß man einzelne derselben in den Berichten erkennt. So ist Nivaria, die Schneeinsel, nur auf Teneriffa zu deuten. Dreizehn Jahrhunderte lang wurde dann nichts wieder von den Canarien gehört, wenn man von den vagen Kenntnissen absehen will, welche die spanischen Mauren von den „Chalebat-Inseln" besaßen. Major verfolgt alle diese einzelnen, zum Theil schon bekannten Nachrichten mit großer Genauigkeit und fügt ihnen noch einige unbekannte hinzu. Signor Sebastiano Ciampi hatte nämlich schon 1827 gefunden, daß Boccacio die Canarien erwähnt. Seine Kunde stammt aus Briefen, welche im December 1341 von florentinischen, in Sevilla angesiedelten Kaufleuten in die Heimath gelangten. Im Juli jenes Jahres hatte Dom Luis, König von Portugal, zwei wohlbewaffnete und gut ausgerüstete Schiffe zur Eroberung der Canarien abgesandt. Aber die Expedition schlug fehl und brachte nur die steinerne Statue eines Mannes zurück, der mit einer Schürze von Palmblättern bekleidet war und einen Ball in der Hand hielt. Diese Nachricht der portugiesischen Expedition nach den Canarien vom Jahre 1341 ist heute uns ganz neu, denn Ciampi's Bericht blieb unbeachtet.

Im Jahre 1382 beginnen die spanischen Fahrten nach den Canarien. Der Capitän Francisco Lopez litt an der Mündung der Guiniguada auf Groß-Canaria Schiffbruch. Sieben Jahre lang lebte er dort friedlich mit seinen zwölf Leidensgefährten unter den Eingeborenen, bis Mißhelligkeiten zwischen beiden Theilen entstanden und die Spanier getödtet wurden. Von Zeit zu Zeit suchten auch Seeräuber die Canarien auf, wo sie Greuelthaten aller Art verübten und die Eingeborenen gegen die Weißen aufbrachten. Ein von d'Abezac im Escurial aufgefundenes amtliches Document, welches 1476 auf Befehl Isabella's der Katholischen niedergeschrieben wurde, enthält Alles, was sich auf die verschiedenen europäischen Besitzrechte und Prätendenten der Canarien bezieht.

Die Zahl der Bewerber um den „Thron der Canarien" war im Mittelalter sehr groß; aus dieser Zahl aber ging nur ein normännischer Edelmann, Jean de Bethencourt, Herr von Grainville la Teinturière, aus dem Pais de Caux, als glücklicher Besitzer hervor. Ihm hatte sein Vetter Robert von Bracamonte die Inseln abgetreten, welche dieser seinerseits von Heinrich dem Dritten von Castilien zum Geschenke erhalten hatte. Bethencourt eroberte Lacarote, Fuerteventura, Gomera und Ferro und empfing die Canarien dann von der Krone Castilien zu Lehn. Bethencourt starb 1425 in seiner Heimath Grainville, wo ihm 1831 ein Marmordenkmal errichtet wurde. Unter Bethencourt's Herrschaft schon brach die schreckliche Krankheit Nadorra aus, welche die meisten Guanchen dahinraffte. Uebrigens sind diese nicht gänzlich untergegangen, sie haben sich nur mit europäischem Blute vermischt, doch ist der berberische Typus noch hier und da erkennbar, am meisten in den Bandas de Sul auf Teneriffa und auf Gomera. Bethencourt, dem ein Schwarm Mönche gefolgt war, sorgte für die Christianisirung der Inseln. „Der saracenische König" von Lancerote wurde getauft und erhielt den Namen Alphonso, auch zwei „Könige" von Fuerteventura nahmen das Christenthum an. Groß-Canaria konnte Bethencourt nicht unterwerfen, hier wurde er sogar mit einem Verluste von 22 Mann zurückgeschlagen.

Bethencourt, König der Canarien, suchte eine Dynastie zu begründen, und da er selbst keinen Sohn hatte, so übertrug er seine Rechte und Würden auf seinen Neffen Maciot de Bethencourt. Für das neue Reich erhielt er 1405 persönlich den Segen des Papstes, der ihm in Albret de las Casas den ersten Bischof der Canarien sandte. Die späteren Schicksale der Inseln sind bekannt; 1478 begann die spanische Occupation. Die Inseln Bethencourt's kaufte Ferdinand der Katholische dem Dynasten Diaco Herrera für 15,000 Ducaten ab; die übrigen wurden hinzugefügt und noch jetzt heißen die Canarien die herrschaftlichen Inseln und gehören großen spanischen Grundbesitzern *).

*) Ein recht belehrendes Werk ist von einem anonymen Verfasser 1869 in Paris und Brüssel erschienen: „Les îles fortunées ou l'archipel des Canaries." 2 Bände. Ueber Sitten und Gebräuche der Guanchen wird Band I, S. 248 bis 288 eingehend gesprochen; über Ursprung, Regierung und über die Atlantis Band II, S. 190 ff. Ein Vocabularium der Guanchensprache, so viel von derselben bekannt ist, steht S. 319 ff. Wie Juba in demselben unter Anderm, das Guanisch deutet weißer Mensch. A.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Die Insel Socotra und der ostafrikanische Sklavenhandel.

Gegen den ostafrikanischen Sklavenhandel wird nun in der That mit Ernst eingeschritten werden. Die Engländer selbst gestehen zu, daß sie bisher eine durchaus unzweckmäßige Methode befolgt haben, und sie wollen deshalb die Sache am rechten Ende angreifen. Es waren Banianen in Bombay und Kaufleute von der indischen Halbinsel Katicha, die sogenannten Katschis, welche die zum Betriebe des Sklavenhandels erforderlichen Gelder und Handelswaaren den an der afrikanischen Ostküste ansässigen arabischen Kaufleuten vorstreckten. Sir Bartle Feere wird nun den Banianen das Handwerk legen und den Arabern die Mittel abschneiden. Es wird diesen künftighin schwer fallen, im Innern Afrikas Handel zu treiben. Auf See sollen alle Sklavenschiffe weggenommen werden; man wird den Sultan von Sansibar anhalten, die Bedingungen, welche man ihm vorschreiben wird, anzunehmen. Von den Schwarzen, welche seither von den englischen Kreuzern genommen wurden, ist auch nicht ein einziger wieder in seine Heimath zurückgekommen; man brachte sie nach den Seychellen-Inseln, wo sie als Arbeiter unter die Pflanzer vertheilt wurden. Auch dort ist es oftmals nicht mit rechten Dingen zugegangen, und die „freien Arbeiter" sind als Kulis zuweilen nicht viel besser daran gewesen, als wirkliche Sklaven. Nun fragt sich, was man mit den auf See weggenommenen Sklaven anzufangen habe und wohin man sie bringen solle? In ihre Heimath nicht, da ist 50 und mehr deutsche Meilen weit im Innern liegt; die Sklaven werden ohnehin aus sehr verschiedenen Landschaften zusammengeraubt. — Nun hat ein Herr Mead Corner der britischen Regierung den Vorschlag gemacht, die Insel Socotra anzukaufen oder auch ohne Weiteres in Besitz zu nehmen. Ganz richtig bezeichnet es dieselbe („Times Mail", 27. November 1872) als den Schlüssel zum Rothen Meere. Der Scheich oder Sultan zahlt an Sansibar jährlich eine kleine Abgabe, macht sich aber sehr unnütz und fördert nicht nur die Sklavenverschiffer, sondern treibt auch See- und Strandraub. Noch im Sommer 1872 brandete bei Socotra ein von Herrn Mead Corner's Bruder befehligter Dampfer. Sofort kam der Sultan mit etwa 300 Leuten, plünderte das Schiff aus, schleppte die Mannschaft, welche er hungern ließ, 35 Miles landein über rauhe Berge nach seiner Hauptstadt Tamarida, hielt sie volle 70 Tage in Gefangenschaft, behandelte sie grausam, gab ihr die schlechtesten Speisen, machte einen farbigen Mann zum Sklaven, und Alle wären sicherlich umgekommen, wenn nicht nach zu rechter Zeit der Kriegsdampfer „Briton" erschienen wäre. Der Sultan entfloh mit seinen Piraten.

Nun meint Mead Corner, Socotra eigne sich zu einer Kreuzerstation und zu einem Depot für befreite Sklaven, welche man dann nicht mehr nach den Seychellen zu bringen brauche; auch sei die Insel als Niederlage für Kohlen und als Erfrischungsstation für Kauffahrer zu gebrauchen.

Wir unsererseits sind anderer Meinung. Socotra hat allerdings eine ausgezeichnete Lage; man nimmt an, daß sie 80 Quadratmeilen groß sei, aber nur etwa 3000 Bewohner habe. Sie ist gebirgig; manche felsigen Landvorsprünge reichen weit ins Meer; aber es ist nicht einmal eine sichere Rhede, geschweige denn ein guter Hafen vorhanden. Dazu ist sie sehr ungesund. Darin liegt auch der Grund, daß die Portugiesen, welche sie einst besetzt hielten, dieselbe wieder verließen, und wir wollen daran erinnern, daß sie auch von den Engländern, welche sie 1834 sich aneigneten, gleichfalls wieder aufgegeben wurde. Das scheint Herr Corner vergessen zu haben. Uebrigens laufen auf der Rhede von Tamarida in günstiger Jahreszeit dann und wann Schiffe an, weil sie gutes Trinkwasser finden und sich mit Trauben, Obst, Melonen, Bananen, Ochsen und Ziegen versorgen können. In den Handel kommen auch Datteln, Aloeharz, Drachenblut und Weihrauch.

Eduard Whymper 1872 in Nord-West-Grönland.
(Entdeckung eines Flusses.)

Eduard Whymper, der Alpensteiger und Grönlandbesucher, schreibt über seinen Aufenthalt während des Sommers in Westgrönland folgendermaßen: „Die Saison in Grönland war lang und brillant. In der Mitte Mai verschwand das Fjardeneis im Umanak Fjord (70° nördl. Br.) sechs Wochen früher als gewöhnlich, und schon im April gingen die Leute in Godhavn in Sommerkleidern aus. Als ich am 6. Juli ankangte, war das Land mit Blumen bedeckt, die Schmetterlinge erschienen und saßt aller Schnee war vom Gestade bis aufwärts 2000 Fuß (engl.) verschwunden. Seitdem hatte ich mit Ausnahme einer Woche sartwährend das schönste Wetter. In dieser arktischen Region hat es nur zwei Nächte — bis Anfang September — gefroren und am Tage schwankte das Thermometer zwischen 50° und 70° F. (= 10° bis 21° C.). Bis vor Kurzem hatten wir hohen Barometerstand und sehr wenig Wind.

Ich war drei Tage lang auf der Haseninsel und auch im Umenak, aber die Hauptzeit habe ich in dem Waigat (dem Fjord nördlich von Disco) verbracht, wo noch ungemein viel zu thun ist. Ich habe einen der höchsten Gipfel an der Nauetaafseite — der nördlichen — des Waigat erstiegen und das große Thal überschaut, welches fast das ganze Innere derselben (nämlich der Halbinsel Nentsoak) einnimmt. Die Seen, welche nach Eskimoberichten auf Rink's Karte angegeben sind, existiren nicht, doch besteht ein sehr großer See, zu welchem von etwa 2000 Fuß Höhe sich Gletscher herabsenken. Dies Thal ist das wichtigste bisher in Nordgrönland entdeckte. Der Fluß, welcher es durchströmt, hat echten Flußcharakter, und ist kein Torrent; nachdem er mit vielen Krümmungen einen Lauf von wenigstens 100 engl. Meilen zurückgelegt hat, ergießt er eine Wassermenge in das Meer, gleich groß jener, welche die Rhone in den Genfersee ergießt. Eine halbe englische Meile vom Ufer sand ich sein Wasser noch süß.

Im Umenak-Fjord erstieg ich einen Berg von etwa 7000 Fuß (engl.) Höhe mit fast Grönländern und schleppte meinen Theodoliten auf den Gipfel. Die Erfteigung, die zunächst durch Sumpf führte, ging dann über zertrümmertes Basalt, der auf festem Basalt ruht und schließlich, an der Spitze, über säulenförmigen Basalt. Es war ein saures Stück Arbeit, brachte aber nicht unwichtige Ergebnisse. Mein isolirter Gipfel beherrschte fast den ganzen Umenakdistrict — welcher die höchsten Berge des eigentlichen Grönland enthält — und gewährte einen prächtigen Blick auf das „Inlandeis". Ich fand, daß die Berge im Allgemeinen etwa 2000 Fuß engl. höher waren, als man bisher annahm. Ueber die Höhe des „Inlandeises" werde ich bei einer andern Gelegenheit sprechen.

Einen großen Theil meiner Zeit im Waigat benutzte ich zur Ausmessung einer Basisstinie. Das war das wichtigste Werk, welches ich unternahm, und es wurde glücklich ausgeführt. Ich finde, daß das Waigat an einigen Stellen kaum die halbe Breite hat, welche es auf unseren Karten zeigt. Ich finde ferner, daß die Berge an demselben doppelt so hoch sind, als man bisher annahm, und die Haseninsel ist zweimal so lang, als sie auf der Admiralitätskarte gezeichnet wurde. Auf ihr sammelte ich eine große Menge fossiler Pflanzen; auch bestieg ich den 1800 Fuß engl. hohen Gipfel. Von diesem Gipfel erkannte ich um Mitternacht deutlich den Berg Sandersen's Hope bei Uper-

Digitized by Google

navif (etwa unter 78° n. Br.), der von mir 140 engl. Meilen entfernt war!

Ich habe eine herrliche, hochinteressante Reise ausgeführt. Meine Sammlungen sind wenigstens so werthvoll als jene des Jahres 1867, obgleich, so weit ich jetzt urtheilen kann, sie nichts von der Wichtigkeit der damals aufgefundenen Magnolia enthalten. Ich habe jedoch größere Sammlungen seltener Pflanzen als damals und von Orten, die ich 1867 nicht aufsuchte. Meine Steinwerkzeuge sind gut und von guter Qualität und die naturwissenschaftlichen Exemplare sind nicht wenig zahlreich.

Aus Süd- und Centralamerika.

Brasilien ist für die Ausfuhr von Kaffee von großer Wichtigkeit; es steht in der Erzeugung dieser unentbehrlichen Waare allen anderen Ländern voran. Seine Hauptabnehmer sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika, und es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie der Absatz dorthin im Fortgange der Zeit sich gesteigert hat. In der zehnjährigen Periode von 1821 bis 1830 stellte sich derselbe jährlich auf 5,976,844 Pfund; in den folgenden zwei Jahrzehnten stieg er auf respective 31,652,148 und 86,719,584 Pfund. Von 1851 bis 1860 betrug die Gesammteinfuhr von Kaffee aus allen Ländern in den Vereinigten Staaten 203,187,285 Pfund, wovon aus Brasilien 148,791,207 Pfund kamen; 1861 bis 1870 war der Durchschnitt respective 172,555,659 und 133,218,722 Pfund. Im Jahre 1871 belief sich die Gesammteinfuhr auf 317,992,048 Pfund, und davon kamen aus Brasilien 257,472,708 Pfund. Ein sehr beträchtlicher Theil davon ging noch Baltimore, das als Einfuhrhafen für Kaffee in erster Linie steht. Der Kaffeexport Brasiliens stellte sich schon 1868 auf 4,262,203 Centner.

Die Campanhia Fluvial zu Para hat am 12. August 1872 ihre Dampferfahrten auf dem Amazonenstrom eröffnet. Ihre Schiffe befahren auch den Madeira aufwärts bis San Antonio, wo die Katarakten beginnen. Um diese wird bekanntlich jetzt die Mamore-Madeira-Bahn bis nach Guajara-Mirim gebaut. Auf dem Amazonas fahren gegenwärtig mehr als 30 Dampfer, und die englische Compagnie, in deren Hände jetzt das Privilegium übergegangen ist, will die Zahl derselben noch beträchtlich vermehren. Mit jedem Jahre kommt mehr Leben in diese Waldeinöden.

Die Zucht der Angoraziegen in Argentinien fängt an bedeutend zu werden; das Land verdankt dieselbe einem Deutschen, Herrn Kaulen, und einem Engländer, Herrn Baxter. Der letztere brachte vor nun etwa acht Jahren eine aus 360 Köpfen bestehende Herde von Südafrika, wo sie sehr gut fortkommen, herüber und acclimatisirte sie in den gebirgigen Gegenden der Provinz Cordova. Baker ist gegenwärtig in Europa, um für sein großes Landgut (seine Estancia) Ackerbauer und Schäfer zu holen. Jeder Familienvater bekommt 80 Acres Land mit Wohngebäude zu billigem Preise und mit langem Credit; die Gemeinde erhält 100 Schafe, 100 Angoraziegen und 30 Milchkühe; die Hälfte des Ertrages der Viehzucht gehört ihnen, die andere ist für Baker.

Unsere deutschen Landsleute Dr. Lorenz und Herr Stelzner (aus Freiberg in Sachsen), beide Professoren an der Universität Cordova, haben botanische und geologische Forschungen in den sogenannten oberen Provinzen veranstaltet. Ein wichtiges Ergebniß derselben ist der Nachweis, daß gute Kohle in Menge vorhanden sei. Für ein im Allgemeinen holzarmes Land ist das von großer Wichtigkeit.

In den dreißig Colonien der Provinz Santa Fe waren im August 1872 schon 438,680 Acres Land unter dem Pfluge; die Zahl der in derselben angesiedelten Europäer belief sich auf etwa 12,000 Köpfe. Die Ernte hatte 825,000 Bushels Weizen ergeben; außerdem Mais, Gemüse ꝛc. Im Durchschnitt erhalten diese Santa-Fe-Colonien jährlich einen Zuwachs von etwa 2000 Köpfen, zumeist aus England und Schottland.

Seit man in Guatemala sich der Jesuiten entledigt hat, zeigt sich ein reger Eifer, den Volksunterricht zu fördern, und man gründet Unterrichtsanstalten, in welchen kein Schulgeld bezahlt wird. Es kommt vor Allem darauf an, die verwahrloste Jugend der ärmeren Classen ihrer Verwilderung zu entreißen. Die Stadt Quezaltenango hat auf Gemeindekassen ein geräumiges Schulhaus bauen lassen, und viele Bürger, zumeist reinblütige Indianer, haben die Mittel zur Besoldung der Lehrer aufgebracht. In den Elementarclassen unterrichtet ein Weltgeistlicher, und der erste Regierungsbeamte, gleichfalls ein Indianer, führt die Oberaufsicht.

Es ist ein großes Mißgeschick, daß bei der von der reactionären Jesuitenpartei angezettelten Rebellion in Centralamerika das roheste Indianerelement der Dörfer in Bewegung gebracht wird. So war es in Guatemala, dann auch in San Salvador, wo die braunen Leute von Cojutepec, welchen ein Kreuz vorangetragen wurde, einen Versuch machten, die Besatzung zu überrumpeln. Die Verstürmten ließen dabei eine große Anzahl von Todten auf dem Platze. Die Untersuchung ergab, daß ein von den Jesuiten aufgehachelter Priester die Rebellion in Scene gesetzt hatte. Die Sache war schon angelegt worden. Die amtliche Zeitung schreibt: „Dieser Canonigo Don Matias Orellana verantwortet einige von ihm sanctionirte Personen, die Johanniskirche in Cojutepez zu berauben und das so anzuzünden, daß der Verdacht des Kirchenraubes auf die Regierung fallen müsse. Sie mußten auf sein Geheiß eine Priestermütze und einen Priesterrock auf den Altar legen; dadurch sollte angedeutet werden, daß Gott diese Kirche verlassen habe.“ Die Mönche Paul und Poza wurden, als unverbesserliche Unruhestifter, über die Landesgrenze geschafft.

Aus Ostindien.

Die Palemik über religiöse Angelegenheiten, welche leider auf allen Seiten mit Heftigkeit, theilweise auch mit maßloser Erbitterung geführt wird, ruht auch in Asien nicht. Aus die Angriffe der Missionäre gegen die Religion der Hindus lassen diese ihrerseits scharfe Entgegnungen folgen, und nachdem sie lange sich auf Abwehr beschränkt hatten, sind sie auch ihrerseits zum Angriffskriege übergegangen. Die Auslassungen eines Erzbischofs in England gegen die „Heiden“, welche ihm zufolge Landen überfluthen, und die Polemik, welche dort ein Hindu, Dr. Thakur, mit großer Gewandtheit für die „Heiden“ in der „Times“ führte, hat in Calcutta Anklang gefunden. Es ist von Interesse, zu sehen, in welcher Weise die dortigen Dichten diesselbe ihrerseits weiter führen.

Ein Prediger ihrer religiösen Gemeinschaft, des „Adi Somatsch“, welche dem ältern Zweig der Brahmos bilden, hielt im September 1872 eine öffentliche Vorlesung, die sehr stark besucht war. Die Bekenner welchen von den Brahmineneltern in mancher Beziehung ab. Wie es Christen giebt, welche sich, mit Verwerfung der Kirchen, dem Urchristenthum zuwenden, so verwerfen die Brahmos das Götterwesen und bekennen sich zur einfachen Lehre der Vedas, von welcher der Hindaismus abgewichen sei. Der Calcuttaer Correspondent des genannten Blattes schildert die im Adi Somatsch tanangehenden Männer als hochgesittet, gebildet, wohlerzogen, gemessen und bedächtig; sie stehen bei allen Classen ihrer Landsleute in hohem Ansehen. Ihr vornehmster Prediger kündigte an, daß er in einem Vortrage darthun werde, „daß der Hinduismus allen anderen Religionen entschieden vorzuziehen sei;“ er dürfte die Superiorität über sie in Anspruch nehmen. Das Wesentliche seiner Predigt soll gewesen sein: „Der Hinduismus steht höher, weil er nicht nach einem Menschen benannt wird, weil er keines Vermittlers zwischen Gott und Menschen bedarf. Der Hindu verehrt Gott mit tiefster Innigkeit als die Seele der Seele; der Hindu allein kann ihn zu allen Zeiten verehren, beim Vergnügen, beim Geschäft, bei Allem und Jedem. Die Schriften anderer Religionen schärfen Frömmigkeit und die Ausübung der Tugend der Erlangung einer ewigen Seligkeit halber ein; die Schriften der Hindus allein sagen, daß man Gott lediglich und allein Gottes wegen verehren, und die Tugend lediglich der Tugend wegen

Digitized by Google

ausüben müsse. Es schürt allgemeines Wohlwollen ein, während andere Religionen das Wohlwollen nur auf den Menschen beschränken. Er ist nicht im Geringsten zelleristisch, denn er lebt der Ueberzeugung, daß jeder Glaube gut sei, wenn die Menschen, welche sich zu demselben bekennen, gut und tugendhaft sind; er vermeidet die Proselytenmacherei, ist durchaus duldsam; er lenkt den Geist ab von Zeit und Sinnlichkeit und richtet denselben ganz und gar auf das Göttliche. Mit seinem hohen Alter reicht er bis in die Anfänge des Menschengeschlechts, und er hat von da an bis heute Einfluß geübt auf die wichtigsten Angelegenheiten des Staates und die geringsten Angelegenheiten des Hauses und der Familie."

Dies sind, dem Berichterstatter zufolge, einige Punkte, welche der Redner hervorhob. Jener bemerkt: „Ich besorge, daß noch liebe lange Zeit vergehen wird, bevor wir in Betreff derselben die Ansichten des Volkes werden ändern können. Sie vermögen über solche Punkte eben so scharf und gewandt zu discutiren, wie unsere besten englischen Theologen hier, und sie zeigen dabei eine in hohem Grade überraschende Kunde der Völkergeschichte, wenn es sich darum handelt, ihre Aussprüche mit Beispielen zu belegen. Gegen den Hindurednet trat an einem andern Abend der Vorsteher des Free Church College auf; er wurde von mehreren Hindus in lebhafter Disputation auf Grund der oben erwähnten Punkte bekämpft; sie stellten die Richtigkeit dessen, was er vorbrachte, rundweg in Abrede. Es ergiebt sich aus Allem, wie nöthig es ist, dogmle und gründlich gebildete Männer als Missionäre nach Indien zu schicken. Jener christliche Vorsteher des Gymnasiums der freien Kirche, ein braver Mann und tüchtiger Gelehrter, hatte die Tantras als heilige Bücher der Hindus bezeichnet. Ein junger Hindu entgegnete diese Behauptung als unrichtig nochweiden: Dann müßten jo auch die Werke der Scholastiker Duns Scotus und Thomas Aquinas unter die heiligen Schriften der Christen gerechnet werden!" — Man sieht, daß die mit den Wissenschaften und der Literolue des Abendlandes vertrauten, in christlichen Lehranstalten Indiens oder Englands gebildeten Hindu, dieselben gegen das anwenden, was sie als „fremde, ausländische Religion" bezeichnen.

* * *

— Alle Welt will jetzt Schulmeister aus Deutschland haben. Chile hat nun uns Professoren an der Universität Santiago (Philippi, Lobed rc.); — die Argentiner haben in Cordova nicht weniger als sechs Professoren der Naturwissenschaften (Stelzner, Lorenz rc.); — Peru hat ihnen die Leitung des Gymnasiums und der höheren Realschule in Lima übergeben (Dr. Bellen), will nach deutschem Muster in allen größeren Städten höhere Lehranstalten einrichten und verlangt von uns Lehrer. — Die Republik Colombia (Neugranada) hat bereits eilige vierzig von uns im Laufe des Jahres 1872 besogen. Japan würde so viele, daß wir seinen Bedarf kaum zu befriedigen vermögen, und nun tritt auch die centralamerikanische Republik Costa rica auf und will durch Deutsche die Lehrerseminarien ganz nach deutschem Muster einrichten lassen. Sie sollen sehr gut honorirt werden, das Bürgerrecht erhalten und mit ihren Familien kommen. In Costa rica wohnen, zumeist in den beiden wichtigsten Städten San Jose und Cartlago, etwa 10,000 unserer Landsleute, die sich in guten Umständen befinden.

— Die Zukünde im Königreich Kaschmir, über welche wir im „Globus" mehrfach Erörterungen goben, werden als geradezu schauderhaft doegestellt. Es heißt in einer Correspondenz aus der Hauptstadt Srinagar in einem Londoner Blotte: „Ihr Blut würde vor Ingrimm aufwallen, wenn Sie die Dinge hier mit ansehen müßten. Das Beil ist bis heinabe zum Verjungern ausgelogen. Am 15. October fand die Metz, ein großes Fest der hier sehr zahlreichen Mohammedaner, statt. Beide Seiten, sowohl die Sunniten wie die Schiiten, machen Anspruch auf das Grabmal eines Heiligen, dessen Sterbetag auf den 15. fiel. Die Schiiten haben eine Moschee neben dem Grabmal gebaut, und letzteres befindet sich in einer den Sunniten gehörenden Moschee, und eröffneten die ihrige. Die Sunniten rotteten sich zusammen und machten sie der Erde gleich; sie wurde in einen Steinhaufen verwandelt. Dabei begann der Krieg; die Schiiten, welche in der Minderzahl sind, unterlagen, die Sunniten schlugen ihnen die Kinder todt, thoten den Frauen Gewalt an und brannten 1400 Wohnhäuser nieder. Die Unruhen währten drei Tage lang. Der Minister des Königs und dessen Truppen plünderten die Häuser beider mohammedanischen Secten ohne Unterschied aus und schleppten eine Menge Ruheströer ins Gefängniß. Viele Hunderte ganz unschuldiger Leute sind zu Grunde gerichtet worden. Alt und jede Sache ist schwer bestwert; der Maharodsha nimmt von allen Erpressungen den Adelsbaus und der Gewerbe die Hälfte für sich. Kein anderes Land schmachtet unter so argem Drucke, und der König ist doch ein Vasall — Englands!"

— Weltfahrten auf dem Ocean. Die Dampfer „Northumberland" und „Great Britain" von Plymouth und Liverpool unternahmen eine solche nach Melbourne. Der erstgenannte legte die Strecke in 62 Tagen 12 Stunden zurück und kam am 16. September 1872 an; der andere, der am 19. September eintraf, in 63 Tagen. Beide hatten den Weg um Südafrika herum genommen.

Notizen zur Karte des Bachr-el-Ghasal-Gebietes.

Die Karte, welche unserer heutigen Nummer beiliegt, giebt eine anschauliche Uebersicht der von Dr. Schweinfurth durchwanderten Gegend und über die geographische Vertheilung der Völkerstämme im Gebiete des Bachr el Ghasal südlich vom 10. Grad Norden, welcher das Gebiet der Schilluk durchschneidet. Schilluckstämme findet man auch weiter westlich; es sind die Djur und Dembo. — Der Bachr el Ghasal wird durch die Vereinigung des Bachr el Arab und des Djur gebildet; der erstere, der von Westen her Fremende hauptsächlich, hat eine mächtigere Wosserfülle als der zweite. Die viel erwähnte Meschera el Ret liegt im Gebiete der Dinka, welche noch, gleich den Nuehr und den Schilluk, das Ufersand bewohnen. Sie olle bilden einen scharfen Gegensatz zu ihren Nachbarn im Süden und Westen: den Bongo, Mittu, Niamniam (Sondeh) und Kredi, die auf dem Sandsteinplateau wohnen. Ueber die Bongo, welche von den Dinka als Djur bezeichnet werden, verweisen wir auf die Schilderung, welche Dr. Schweinfurth in unserer Zeitschrift gegeben hat („Globus" XXII, S. 74, 88 ff.). Südöstlich von diesen sand er die Mittu (S. 225), und südlich de Niamniam oder Sandeh. Südlich von diesen, jenseits des 4. Grades Norden, kam er ins Gebiet der Monbuttu, die gleichfalls Anthropophagen sind. Dort überschritt er den Uelle, welcher den obern Lauf des in den Tschadsee mündenden Schari bildet. — Ueber die Monbuttu, Abanga, Bobuder und das Zwergvolk der Akka haben wir seine Beobachtungen im „Globus" XXI, S. 199 ff. mitgetheilt.

Inhalt: Auf dem Magdalenenstrome. (Mit fünf Abbildungen.) II. (Schluß.) — Völkerlisten aus dem Gebiete des Bachr el Ghasal. Von Dr. Georg Schweinfurth. (Mit einer Karte.) Die Niamniam. II. — Die Bedeutung von Payer's und Weyprecht's österreichischer Polarexpedition. Ueberblick des ganzen Unternehmens. I. — Neue Nachrichten über Hayward's Ermordung. — Die älteste Geschichte der Canarischen Inseln. — Aus allen Erdtheilen: Die Insel Socotra und der ostafrikanische Sklavenhandel. — Eduard Whymper 1872 in Nord-West Grönland. (Entdeckung eines Flusses.) — Aus Süd- und Centralamerika. — Aus Ostindien. — Verschiedenes. — Notizen zu Schweinfurth's Karte der Region des Bachr el Ghasal.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig, und eine Karte.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Wanderungen in Lappland.

Von Professor J. A. Friis in Christiania*).

Der Runenbaum als Orakelspender. — Bestrebungen der dänischen Missionäre. — Rückfall ins Heidenthum. — Eine Schilderung des Berglappen Aslub. — Gegenseitige Stellung der Finnen und Normänner. — Die dänischen Skolper. — Das Lehrerseminar in Tromsö. — Quänische Einwanderung. — Leben und Treiben der Fischer. — Alte Gammen und Gräber.

Wir haben im „Globus“ eine Reihenfolge charakteristischer Schilderungen über die in geographischer wie ethnographischer Beziehung sehr merkwürdige Region gegeben, welche man als die drei Lappländer bezeichnet, und wollen heute weitere Mittheilungen hinzufügen.

Die Lappen sind ihren alten heidnischen Gebräuchen bis in die neuere Zeit treu geblieben, und das Christenthum, so weit sie dasselbe begreifen können, ist erst gegen den Ablauf des vorigen Jahrhunderts angenommen worden. Bis dahin war der Runenbaum (Abbildung und Beschreibung, Band XXII) ihr Orakelspender, an den sie glaubten; er verkündete ihnen Glück oder Unglück, und die Noaiden, welche die Manipulationen besorgten und die Deutung gaben, spielten als „Zauberpriester und Hexenmeister“ eine wichtige Rolle; sie ließen sich natürlich ihre Dienste gut bezahlen.

Jede Familie besaß ihren eigenen Runenbaum, welcher seine Stelle im hintersten Theile der Gamme hatte, und kein erwachsenes weibliches Wesen durfte diesem Heiligthume sich nähern. Wenn eine Frau über den Weg fuhr, auf welchem im Verlaufe der letztvergangenen drei Tage ein Runenbaum gefahren worden war, dann hatte sie, dem Volksglauben gemäß, wenn nicht baldigen Tod, doch schweres Unglück zu erwarten. Konnte sie es nicht vermeiden, über einen solchen Weg zu fahren, dann mußte sie als Versöhnungsopfer einen Ring von Messing geben. Man brachte den Runenbaum, welcher nach einer andern Wohnung übergeführt werden sollte, aus der Hintherthür, und der Mann, welcher ihn trug, war der letzte im Zuge; er machte weite Um- und Abwege, welche selten oder nie betreten wurden. So glaubte man Unheil im Voraus zu vermeiden.

Als die dänischen Missionäre kamen, eiferten sie sehr scharf gegen den Runenbaum; sie paßten den wandernden Lappen auf, durchsuchten ihre Zelte und nahmen den „Zauberkram“ weg. Aber diese Nomaden wurden vorsichtig, beharrten bei ihrem Glauben, und so ist es gekommen, daß „der letzte lappische Götze“ erst vor nun etwa 20 Jahren gestürzt wurde.

Die Missionäre verlangten von den Lappen, daß diese Norwegisch verstehen sollten, aber sie bemerkten doch, nach langjährigen aber vergeblichen Bemühungen, daß die Lappen nach wie vor noch Heiden geblieben seien, obwohl diese nichts dagegen hatten, daß man sie als Christen bezeichnete.

Man suchte nun die lappische Sprache zu cultiviren und in derselben zu unterrichten. Nachdem dieser Unterricht etwa funfzig Jahre fortgesetzt worden war, schien der größte Theil der norwegischen Lappen bekehrt zu sein. Nur

*) Vergl. „Globus“ XXII. S. 1. 17. 49. 162.

Digitized by Google

in einzelnen Winkeln wurde Abgötterei im Geheimen getrieben. Da verließ man wieder den richtigen Weg und erklärte sich gegen die bisherige Praxis, indem man es für falsch hielt, den Lappen Unterricht und Bücher in ihrer Sprache zu geben! Diese müsse so viel als möglich unterdrückt und dagegen die norwegische eingeführt werden. Es wurde daher das lappische Seminarium in Drontheim aufgehoben und befohlen, das Norwegische einzuführen, namentlich aber die Jugend anzuhalten, ihr Christenthum in norwegischer Sprache zu erlernen. Des Volkes höchste Interessen in einer reinen Volkssache wurden von jener Zeit an gänzlich beiseite gesetzt, weshalb heute noch die Normänner auf die Frage: warum Dieses oder Jenes bei ihnen nicht so weit vorgeschritten sei, als bei anderen Nationen? antworten: „Ja, wir haben vierhundert Jahre in dänischer Sklaverei gelebt und haben uns erst seit 1814 als ein Volk gefühlt."

Die dänischen Bestrebungen, das Lappenvolk in Bezug auf Religion und Sprache zu vernorwegern, sind immer fortgesetzt worden, so daß die Missionsthätigkeit aufhörte; die lappischen Bücher verschwanden und das geistige Licht wurde vollständig ausgelöscht, gerade zu der Zeit, wo die Bevölkerung auf dem besten Wege war, vollständig und mit Ueberzeugung bekehrt zu werden. Dagegen wandten sich die Lappen ihren alten Göttern wieder zu, welche ihnen noch im frischen Gedächtniß waren, und deren Stein- und Holzbilder noch ringsum auf Fels und Strand standen.

So hatte man also 50 Jahre lang auf lappisch aufgebaut und dann durch 50 Jahre auf norwegisch niedergerissen und hatte außer vieler Arbeit nichts gewonnen. Die Lappen waren 1824 wieder zum größten Theile Heiden geworden, aber keineswegs vernorwegerte. Im Jahre 1837 bekamen sie wieder das erste Buch in lappischer Sprache und der Unterricht ist seither hauptsächlich in dieser gegeben worden. Indeß lebt noch ein großer Theil lappischer Männer und Frauen, welche vor der angegebenen Zeit auf norwegisch unterrichtet und confirmirt worden sind, ohne den Sinn dessen, was sie gelesen, gehört oder gesungen haben, verstanden zu haben; und wenn Reisende öfter behaupten, in Lappland lebten noch Heiden, so dürften sie mit Bezug auf das Vorstehende keine Unwahrheit gesagt haben, denn der Verfasser dieses erzählt als Selbsterlebtes Folgendes:

Berglappen im Sommerzelt an der Küste.

Es sind ungefähr zwanzig Jahre her, als ein Berglappe im eigentlichen Lappland von der Seeküste in Form eines Bautasteins einen Götzen stehen hatte, welchem er jedes Jahr, wenn er mit seiner Rentierherde vom Hochgebirge nach den Inseln an der Küste hinabzog, mit heiligem Ernste nach altheidnischer Weise Opfer brachte, und in altheidnischer Ueberzeugung lebte, der Götze könne ihm bei der Rentierzucht Glück oder Unglück bringen. Dieser Berglappe hieß Rastus, und er lebte vielleicht noch, wenn ihn nicht auf seinen Wanderzügen ein besonderes Unglück getroffen hätte. Er war getauft, hatte Confirmationsunterricht gewissen und war confirmirt, aber, wie Alle in seiner Jugendzeit, in norwegischer Sprache, von welcher er nichts verstand. Er hatte aus dem norwegischen Katechismus nur so viel auswendig gelernt, daß er vor dem confirmirenden christlichen Geistlichen mit durchschlüpfte und also heirathen konnte, ein Ziel, welches er bei der ihm aufgedrungenen christlichen Confirmation besonders vor Augen hatte. Nachdem er dieses Ziel durch Unterwerfung unter die christliche Confirmationsformel erreicht, warf er den norwegischen Katechismus weg, opferte nach gewohnter Weise seinem oder seinen Götzen, und konnte als alter Mann weder norwegisch

Digitized by Google

noch lappisch lesen. Dieser Rastus gehörte zu denjenigen Berglappen Norwegens, welche vor 1852 ihre Herden im Winter in Finland weiden, daher die russische Grenze alle Jahre zweimal überschreiten durften, einmal im Spätherbst auf der Wanderung nach Finland und im Frühjahr auf dem Zuge von Finland nach den norwegischen Seeküsten. Auf letzteren standen Rastus' Götzenbilder, zuletzt nur noch eins. Für dieses kaufte er vor Beginn seiner Wanderung etwas Butter und Branntwein als Opfergegenstände, salzte mit der Butter des Götzen Kopf und, da er wahrscheinlich aus Erfahrung wußte, daß ein Schluck Branntwein sehr gut auf das Fett paßt, leerte er seine Branntweinflasche über den Götzen. Längere Zeit war ihm Alles nach Wunsch gegangen; sein Abgott schien mit ihm zufrieden und seine Herde wuchs zusehends. Allein „mit des Geschickes Mächten ist kein ewger Bund zu flechten". Rastus kam in einem Frühjahr, wie gewöhnlich, mit seiner Herde nach der Küste hinab; aber er hatte entweder vor seiner Abreise in Finland keinen Branntwein bekommen können, oder er war müde vom Tragen — wie die Berglappen auf ihren Frühjahrswanderungen oft thun müssen, nämlich Weib, Kinder, Rentierkälber und junge Hunde über die eiskalten, angeschwollenen Gebirgsbäche bringen —, oder er war von der Versuchung überwunden worden: kurz, er hatte den ganzen Branntwein ausgetrunken. Doch glaubte er, der Götze werde sich wegen einmaligen Sündigens mit dem Buttertractamente genügen lassen; allein dies mußte der sündige Mann theuer bezahlen. Eines Tages ging seine Rentierherde bergab nahe dem Felsen, auf dessen Fuße das Götzenbild stand, als plötzlich der Blitz in die Felsspitze schlug, eine Masse großer Steine losriß, welche den Berg hinabrollten, im Absturze wieder andere lösten, und durch diesen Bergsturz zwei von Rastus' besten und werthvollsten

Boris- und Glebs Capelle in Sildvaranger.

Rentthieren getödtet wurden. Nachdem das Donnerwetter vorüber war, fand er seine schönsten Thiere vollständig zerquetscht unter Steintrümmern.

Rastus war seiner Zeit berüchtigt wegen seines wilden Aussehens und seines unbändig hitzigen Charakters. Wenn er einmal ordentlich in die Hitze gebracht worden war, scheuete er nichts, fürchtete er keine Gewalt und hatte ferner keinen Respect mehr, weder vor göttlichen noch menschlichen Dingen. Daß der Götze bloß eines Schlucks Branntwein wegen ihn so gestraft habe und zwei seiner besten Rentthiere erschlagen, das war mehr, als Fleisch und Blut eines echten Rentthierlappen ertragen konnte; am wenigsten dachte er daran, diesen Schlag mit demüthiger Unterwürfigkeit hinzunehmen. Anstatt, wie man hätte erwarten sollen, sogleich hinzugehen, die Knie vor dem Götzen zu beugen, mit demüthigen Bitten Vergebung zu erflehen und für das nächste Mal doppelt so viele Geschenke anzubieten und zu versprechen, eilte Rastus gleich zum Felsensturz. Beim ersten Blick auf seine zermalmten Thiere schlug sein Zorn in wilde Flammen auf. Mit innerer Wuth riß er die Ueberbleibsel von den Thieren aus den Steinen heraus, unter denen sie zerstreut umher lagen, sprang in rasender Erbitterung auf, schlug, die noch zuckenden blutigen Fleischstücke in den Händen, mit denselben wüthend dem Götzen ins Gesicht. „Da hast du," schrie er, „was du selbst geschlachtet hast; aber von diesem Tage an sollst du niemals mehr Opfer von meiner Hand zu kosten bekommen."

Solches geschah vor zwanzig Jahren, und nicht mit Unrecht wird angenommen, daß diese Begebenheit zu Rastus' Bekehrung beigetragen habe, denn er ist als Christ gestorben; und der Götze, welchem er diente, war der letzte, welchem ein Lappe göttliche Verehrung erwiesen hat.

Digitized by Google

Die Verhältnisse der Finnen und Normänner, als Nachbarn, sind je nach der Grenze zwischen denselben verschieden. Ein Hauptbindemittel für beide ist die protestantische Religion. Am besten vertragen sich jene Nordbewohner in denjenigen Bezirken, wo die drei Nationen: Normänner, Lappen und Finnen ziemlich in gleicher Anzahl unter einander wohnen, nach dem alten Grundsatze: Drei vergleichen sich leichter als Zwei. Auch ist ein Zeichen guten Einvernehmens der Normänner und Finnen die mehr oder weniger große Zahl gemischter Ehen. In denjenigen Bezirken, wo die sogenannten Skolper, d. h. die Nachkommen der Verbrecher, wohnen, welche die Dänen nach Lappland schicken (da sie Lappland als Strafcolonie betrachteten), ist zwar das Land durch dänischen Auswurf bevölkert worden; jedoch betrachten sich die Finnen, welche mit außerordentlicher Zähigkeit an ihrem Eigenthum wie an ihren Gewohnheiten hängen, als gleich, wo nicht höherstehend, als die Skolper. Der Finne ist daher nicht immer und gegen Jeden der freundlichste Nachbar. Ja wenn es zu Feindseligkeiten kommt, ist er gewiß nicht der erste, welcher die Hand zur Versöhnung oder zum Vergleiche bietet. Und jedesmal läßt er gewiß „die Sonne viermal über seinem Zorn untergehen", ehe versöhnliche Worte bei ihm Eingang finden. Er leidet Verdruß und macht Verdruß und zwar so lange, bis er seinen Gegner ermüdet hat, so daß dieser den Wohnplatz verlassen muß. Läßt sich ein Finne unter einer Anzahl körperlich schwächerer Brüder, Lappen, häuslich nieder, so geht es letzteren in der Regel nicht besser, als den Jungen im Neste eines Kleinvogels, in welches der Kuckuck sein Ei legte. Der junge Kuckuck pufft, stößt und hackt so lange um sich, bis er zuletzt den Platz allein behält.

Die Fennomanen erklären zwar, daß der Finne am geschicktesten sei, jene nordischen Gegenden zu bebauen und zu bewohnen, weil er am meisten aushalte und das rauhe und wechselnde Klima am besten ertrage; allein die unparteiischen Ethnographen erklären den nordländischen Normann für denjenigen, welcher über dem Russen, dem Lappen und dem Finnen stehe, namentlich wenn alle drei Fischer oder Seemänner sind. Ebenso erklären die Ethnologen die Einwanderer aus Ulealborglän oder aus Oesterbotnien für ein schon durch ihr Aeußeres ausgezeichnetes Volk. Das hellfarbige Haar, die körperliche Bewegung und das freie Wesen zeigen, daß in den Adern dieses Stammes schwedisches und lappisches Blut fließt. Das lebhafte, ja oft hitzige Temperament dieser Einwanderer läßt sie oft in Schlägereien gerathen, wobei sie ohne vieles Bedenken die Messer gebrauchen. Allein wenn auch ihre Gewandtheit, ihr dreistes, ja kecks Wesen anerkannt werden muß, so haben sie doch noch wenig gewirkt auf die starknochigen, vierschrötigen, echten Inlandsfinnen, welche im Hungerjahre 1867 sich in dem Grade träge und in alten Gewohnheiten verfauert zeigten, daß sie lieber verhungerten, als die gewöhnliche Kost von Brot und Fisch mit frischem Fleische zu vertauschen.

Die Ruckuck pufft, stößt und hackt so lange um sich, bis er zuletzt den Platz allein behält.

Der Kiefernwald — Wasserfall.

Die genannten Volksstämme also sind durch den Protestantismus verbunden, aber bis jetzt noch durch die Sprachen getrennt. Deshalb ist in Tromsö ein mit allen Lehrmitteln versehenes, reich ausgestattetes Lehrerseminar gegründet worden, in welchem Norwegisch, Lappisch und Finnisch gelehrt wird und von wo aus die wissenschaftlich gebildeten, sprachkundigen Lehrer über ganz Lappland zerstreut werden. Die Schulen sind zugleich Pensionate, in denen fortwährend jene drei Hauptsprachen gesprochen werden, und wobei die Kinder die Sprachen spielend lernen, weil jedes seine Muttersprache am liebsten spricht und dadurch unbewußt zum Leh-

Digitized by Google

rer für die anderen wird. Den Religionsunterricht erhält jedes in seiner Muttersprache und noch den dafür zweckmäßig eingerichteten Büchern. Dem Unterrichte in den Wissenschaften dienen die zahlreichen, vortrefflichen Lehrmittel der Anstalt. Auf diesem humanen Wege ist schon ein Drittel der ganzen Einwohnerschaft des lappischen und finnischen Stammes fertig in der norwegischen Sprache geworden. Uebrigens muß der Geschäftsmann in jenen Gegenden Norwegisch, Schwedisch, Lappisch, Finnisch und Russisch verstehen, wenn er mit Glück agiren will. In der Quänenstadt in Varanger wird natürlich quänisch gesprochen. In Vadsö besteht eine Bürgerschule, eine dreiclassige Elementarschule und eine Spielschule. Andere Schulen sind in Hammerfest, Vardö, Alten und mehreren Lappenstädten, und überall wird ohne Zwang Sprachunterricht gegeben, welcher die besten Früchte trägt, da alle Einrichtungen der Art sind, daß Niemand Ursache zur Klage oder zu Mißvergnügen hat. Im Ganzen bestehen jetzt in Norwegisch-Lappland 91 Lehrdistricte.

Es läßt sich voraus sehen, daß noch mehr Quänen als bisher namentlich aus Nordfinland in Norwegisch-Lappland einwandern, und sich an den Küsten des Eismeeres niederlassen werden. In Nordfinland ist fast jedes dritte Jahr ein Hungerjahr; dann müssen die Menschen von Suppe aus Kiefernrinde, ein paar Hände voll Mehl und einem Stückchen Fett leben, während ihnen doch das Meer Fischnahrung im Ueberfluß gewährt. Man hat deshalb für Kirchen und Schulen unter den Neulingen im Voraus gesorgt, und dadurch wird am besten einem politischen Coup vorgebeugt. Rußland hatte nämlich bis jetzt keinen eisfreien Hafen im Eismeer, während Norwegen in Lappland Ueberfluß an Gelegenheiten zu Hafenanlagen besitzt. Deshalb bemühte sich Rußland, den sogenannten lappischen Kopf von Nor-

Poststation in Nordfinland.

wegen abzuschneiden, da an entscheidender Stelle Rußland nur durch eine Strecke von vier Meilen vom Eismeere getrennt ist. Bisher waren die Bemühungen vergeblich. Jetzt scheinen die Fennomanen als Pioniere für Rußlands Absichten wirken zu sollen; denn diese enragirten Finnen gedenken sich an Stelle der Lappen zu setzen und auf diese Weise Norwegen um sein Lappland zu bringen. Diese politischen Minirungen längs Rußlands Grenzen fressen wie ein Brand im Moor, zwar langsam, aber doch immer mehr um sich.

Als Contremine benutzen die Norweger das, was Deutschland groß gemacht und überhaupt überall die Völker gehoben hat, nämlich die Aufklärung. An der Ostgrenze finnlands herrscht noch eine Unwissenheit und geistige Finsterniß, wie zur Zeit des Heidenthums; deshalb wirken die Normänner nicht nur durch Unterricht auf die umwohnenden Einwanderer, sondern auch dadurch, daß sie ihnen die Rechte norwegischer Bürger, nach dem Grundsatze: gleiche Rechte gleiche Pflichten, einräumen und sie überhaupt so behandeln, daß jene sich gedrungen fühlen, ihr christliches und politisches Glaubensbekenntniß als ihre innerste Ueberzeugung auszusprechen.

Diese Ueberzeugung wird besonders befördert zu der Zeit, wo zahlreiche Schaaren aus Finland in der Quänenstadt bei Vadsö ankommen, um einige Zeit an der norwegischen Küste zu fischen, theils als Miethlinge norwegischer Rheder, theils zusammen mit ihren früheren finnischen Landsleuten. Norwegen ist so liberal gegen diese Leute, daß es ihnen freie Fischerei an den Eismeerküsten gestattet, und nur, wenn ein Boot lediglich mit finnischen Fischern bemannt ist, muß es zur Bezirksvarmencasse eine Kleinigkeit abgeben. Dabei werden die Bewohner Lapplands sehr belästigt; denn ganze Schiffsladungen von Quänen kommen zugleich nach Vadsö und suchen Unterkommen bei ihren Landsleuten. Wenn auch der größte Theil aus ledigen Männern besteht, so kommen doch oft Mann, Weib und ein Haufen kleiner Kinder, welche

Digitized by Google

in Ermangelung ordentlicher Kleider bisweilen nur in einen Sack genäht, oder in Lumpen gehüllt sind, wie es sich denn ereignet hat, daß bei der Landung und der Eile der Ausschiffung solche Säcke und Packe ergriffen und wie Waarenpacke ans Land geworfen wurden, bis durch das Geschrei der Kinder offenbart wurde, daß die Säcke lebenden Inhalt hatten!

Sobald die fremden Fischer angenommen worden sind, rudern und segeln sie nach allen Richtungen aus, je nachdem sie erfahren, wo sie den größten Fischreichthum finden dürften. Ein Theil fährt daher nach Vardö, ein anderer nach dem Varangerfjord, und ein dritter nach der russischen Küste. Zwei bis drei Monate sieht man dann seine Firmen in der Quänenstadt. Am Johannestage ist die Frühlingsfischerei zu Ende und nun kehrt die ganze Gesellschaft nach Vadsö zurück. Wenn die Abrechnung glatt abging, weil die Fischerei glücklich gewesen war, dann herrscht in der Quänenstadt eine Woche lang das lustigste Leben. Alle Küstenbewohner, welche fast nackt, verhungert und ohne einen Schilling in der Tasche nach Vadsö kamen, haben jetzt gute Kleider, einen wohlgenährten Leib und blanke Silberspecies (à $1^1/_2$ Thaler) in der Tasche. Freilich muß dies Alles oft sehr sauer verdient werden; denn die Arbeit auf dem Meere ist schwer; der eisige Nordsturm beißt in Nase und Luftröhre, und die Bequemlichkeiten am Lande sind überaus ärmlich. Kein Wunder also, wenn Lappe und Finne sich nach der Rückkunft in die Quänenstadt versucht fühlen, ihre Lebensgeister mit einem Schluck von dem mitten in der Fischsaison lieblich duftenden Branntwein oder Rum aufzufrischen und neu zu beleben. Doch darf nur ein kleiner Theil von dem erhaltenen Lohne dazu verwendet werden, den steifen und störrigen Gliedern ihre Geschmeidigkeit wiederzugeben. Der Haupt-

Strandpartie bei Männilo Jarvi.

theil des baaren Lohnes wird mit nach Hause gebracht, wo vielleicht schon eine Hausfrau mit einem Haufen Kinder, welche halb verhungert und halb nackt sind, sehnsuchtsvoll auf des Vaters Heimkehr warten; oder wo ein über Anschaffung von Lebensmitteln geschlossener Vertrag erfüllt werden muß; oder wo eine alte Mutter ihren Sohn mit Schmerzen zurück erwartet, damit er sie vom Hungertode errette. Indessen kann doch der beste Vater oder Sohn mit gutem Gewissen ein halbes Quart zu sich nehmen. Denn zu ihrem Lobe muß man sagen, daß sich die Meisten von diesen Fischern mit einem Trunke begnügen und sich so rasch als möglich auf den Heimweg begeben. Freilich giebt es auch in Lappland Ausnahmen.

Unfern von Vadsö nahe dem Hofe „Martinsnäse" liegen mehrere Lappengammen, welche in ihrer Architektur von den gewöhnlichen Gammen abweichen. Denn sie bestehen äußerlich, wie die andren, aus Torf, sind aber vierseitig, inwendig mit Brettern ausgeschlagen und haben Fenster. Böden fehlen, so daß die Familien in einem solchen Hause immer nur einen Porterreraum zur Wohnung haben. Dieser ist stets sehr heiß, und im Sommer kann man es kaum in demselben aushalten. Die Torfhäuser sind viel wärmer als die Holzhäuser. An jene sind zwei Räume angebaut, der eine für ein Pferd, der andere für ein Paar Kühe. Jeder dieser Ställe hat seinen besondern Ein- und Ausgang im Wohnzimmer. Solche Häuser werden auf die Weise erhalten, daß alle Jahre frische Torflagen auf die eingesunkenen Wände gebracht werden. Falls nun ein Besitzer eines solchen Hauses dieses und die ganze Wirthschaft satt bekommt, und dieselbe verlassen will, kann er wohl ein Capital von einem bis zwei Thalern erhalten. In die Hypothekenbücher ist somit nicht viel einzutragen.

In der Nähe der obgenannten „Martinsnäse" finden sich auch uralte Gräber, in denen zum Theil menschliches Gebein, zum Theil nichts gefunden wurde. Diese eben sind mit Steinen unmauerte Oxale; oben mit flachen Steinen gedeckt und in dem Steinschutte so versteckt, daß ein unge-

Digitized by Google

übtes Auge sie nicht entdecken kann. In einigen dieser Gräber fand man menschliche Hirnschalen und Gebeine, nach Lappenart in Birkenrinde gewickelt.

In der Nähe dieser Gräber finden sich gemauerte Steinringe, welche früher mit Plankenzäunen umgeben waren und worin der alten Lappen Götzenbilder standen. Diese waren theils aus Holz, theils bestanden sie aus einem Stein, welchen die Witterung so ausgewaschen, daß ihn die Phantasie zu einer Persönlichkeit stempeln konnte.

In jener archäologisch wichtigen Gegend steht auch ein Bautastein, welcher von vierzehn Steinringen — immer einer außerhalb des vorhergehenden — umgeben ist. Dieser merkwürdige Stein ist 3 Ellen 19 Zoll hoch, steckt $1^{3}/_{4}$ Ellen in der Erde, ist 1 Elle breit und $4^{1}/_{2}$ Zoll dick. Alte Leute wissen noch heute, daß Lappenfrauen an diesem Steine den heidnischen Göttern geopfert haben.

Dr. Me'wald.

Völkerskizzen aus dem Gebiete des Bachr el Ghasal.

Von **Dr. Georg Schweinfurth.**

Die Niamniam.

III.

Kunstfertigkeit. — Begrüßung. — Musikalische Instrumente. — Die Sprache der Sandeh. — Augurien. — Böse Geister und Waldkobolde. — Bestattung der Todten.

Die Kunstfertigkeit der Niamniam erstreckt sich auf Eisenarbeiten, Töpferei, Holzschnitzerei, Hausbau und Korbflechterei. Felle zu gerben verstehen sie eben so wenig, wie die übrigen Völker in diesem Theile von Centralafrika. Ihre irdenen Gefäße sind fast immer von tadelloser Regelmäßigkeit der Form; sie stellen Wasserkrüge von enormer Größe her, formen die zierlichsten Trinkkrüge und verwenden auf die kunstvolle Verzierung ihrer Pfeifen eine erstaunliche Sorgfalt. Dagegen verstehen sie es so wenig wie ihre Nachbarn, dem Thon durch Auswaschen der Beimengung von Glimmerblättchen eine größere Festigkeit zu geben. Aus dem weichen Holze mehrerer Rubiaceen schnitzen sie Schemel und Bänke, große Schüsseln, Näpfe, welche, obgleich stets aus einem Stücke gethanen, in der complicirten Beschaffenheit ihres Fußgestelles eine unendliche Formenverschiedenheit an den Tag legen. Ich sah derartige Kunstgebilde, welche ihrem Meister gewiß viel Kopfzerbrechen verursacht haben, bevor er sich über die Symmetrie der einzelnen Theile und über ihre verwickelte Anordnung klar geworden war. Da Lanzen, Trumbasch und Dolchmesser, welche letzteren am Gürtel in einer Lederscheide getragen werden, zur Ausrüstung eines Jeden gehören, beschäftigt die Herstellung dieser Waffen eine große Anzahl von Schmieden, die sich bei Vervielfältigung der Formenmannichfaltigkeit gegenseitig den Rang der höchsten Geschicklichkeit abzugewinnen suchen. Die Lanzenspitzen der Niamniam unterscheiden sich von denen der Bongo durch das Vorwalten hastater Formen, wie die Botaniker die folia hastata im Gegensatze zu den folia lanceolata zu nennen pflegen. Alle Waffen haben ihr nationales Gepräge und man kann beim Betrachten eines jeden einzelnen Stückes mit Sicherheit über ihre Provenienz urtheilen. Alle Lanzen, Messer, Klingen ꝛc. der Niamniam sind durch Blutrinnen gekennzeichnet, welche den entsprechenden Erzeugnissen der Bongo- und Djurschmiede fehlen.

Die Bewillkommnung ist bei den Niamniam an eine völlig stereotype Redensart gebunden. Bei jeder Begegnung auf dem Wege ruft man sich gegenseitig ein „muijette" zu, im Hause dagegen begrüßt man sich mit dem Worte mukenote oder mutinau. Ihr Adieu heißt minapatiroh. Als Versicherung der Freundschaft ruft man in zweifelhaften Fällen badja, badja, muie, d. h. gut Freund, komm her! Stets reicht man sich zum Gruße die rechte Hand, und dies geschieht allemal in der Weise, daß man dreimal hinter einander die mittleren zwei Finger der einen mit denen der andern Hand schnalzen läßt. Man winkt sich zu, indem man die Hand von oben nach unten bewegt, wie von Neapel an bis zum äußersten Osten Asiens hin sich alle Völker zuzuwinken pflegen, nach unseren Begriffen eine abwehrende Bewegung machend. Frauen pflegen von fremden Männern nie begrüßt zu werden. Während die Bongofrauen zutraulich sind, wie die Männer, die der Monbuttu sogar im höchsten Grade naiveweis, vortaut und zudringlich-neugierig erscheinen, weicht eine Niamniamfrau, der man auf engem Pfade begegnet, von Weitem bereits vom Wege ab und umgeht auf einem Umwege die Stelle, als hätte sie in einem Harem Zucht und feine Sitte, nach den Begriffen des Islam, gelernt. In der That steht dies mit der mehr sklavischen Stellung der Niamniamweibes im Vergleich mit denen vieler anderer Negervölker im Zusammenhange.

War vorhin von ihren Kunstfertigkeiten die Rede, so sei in Nachfolgendem der Beweis geboten, daß auch Genüsse idealerer Natur, als Kriegsüberfälle und Elephantenjagd darzubieten vermögen, den Niamniam nicht fremd seien. Auch sie haben den Instinct der Kunst. Die Musik erfreut ihr Gemüth, und bei den feindtönenden Klängen ihres Lieblingsinstruments, der Mandoline, mögen auch die feineren Saiten ihres Innern zuweilen in Schwingung gerathen. Wahrhaft erstaunlich ist die Ausdauer, mit welcher sie sich ihren musikalischen Productionen hinzugeben pflegen. Bereits Piaggia, mein Vorgänger, hat berichtet, daß ein richtiger Niamniam im Stande sei, Tag und Nacht beim Spiele zu verharren und dabei auf Speise und Trank zu verzichten. Ich glaube kaum, daß er zu viel gesagt habe, so groß auch die sprüchwörtliche Gefräßigkeit sein möge, die diesem Volke eigen ist. Das Saiteninstrument der Niamniam ist eigentlich ein Mittelding zwischen Harfe und Mandoline; mit ersterer hat es die in Gestalt von Bogensehnen frei ausgespannten Saiten und ihre verticale Stellung auf die Fläche des Instrumentes, mit letzterer die Form des Resonanzbodens,

Digitized by Google

den Hals und die zum Anspannen der Saiten dienenden Schrauben gemein. Der nach allen Regeln der Akustik construirte Resonanzboden ist aus Holz geschnitzt und oberseits mit einem Stück Haut überspannt, das zwei Schalllöcher hat. Die Saiten bestehen aus feinen Bastfaden und den dicken drahtartigen Haaren des Giraffenschwanzes. Ein murmelndes, näselndes, weinerliches Recitativ begleitet das ewige Einerlei der Accorde, aus welchem sich kaum eine bestimmte Melodie heraushören läßt. Arm in Arm sah ich nicht selten Freunde sich diesem stillvergnügten Genusse der Kunst hingeben, unter beständigem Schütteln ihres Kopfes dem Schwirren der Saiten folgen. Auch findet man bei den Niamniam Sänger und Musiker von Profession, welche in abenteuerlichem Federputze und Behängen mit wunderwirkenden Hölzern und Wurzeln, mit den Emblemen der höhern Magie, wie Klauen vom Erdferkel, Schildkrötenknochen, Adlerschnäbeln, Vogelkrallen, Zähnen ꝛc. dem Fremden entgegentreten, seine Erlebnisse und weiten Wanderungen in schwungvollem Recitativ feiernd, schließlich seine Freigebigkeit gestissentlich hervorstreichend: „Ringe, Kupfer und Perlen sind mein Lohn.“ Als Minnesänger bezeichnet sie die Phantasie Baker's und anderer Reisenden; sie finden sich wieder unter den verschiedensten Benennungen in allen Theilen Afrikas, aber richtiger und bezeichnender belegt sie der Araber des Sudan mit dem Collectivnamen „Haschasch“, d. h. Spaßmacher; Mfanga nennen sie eben so bezeichnend die Niamniam selbst, ihnen den gleichen Namen gebend, wie jenen Frauen, die nie das heilige Feuer der Vesta geschürt und deren Gewerbe sich bei den Niamniam und den übrigen Völkern Afrikas wiederfindet, so gut wie in Paris und London.

Mandoline der Niamniam.

Die Niamniam- oder vielmehr die Sandehsprache gehört nebst den übrigen des Bachr-el-Ghasal-Gebietes dem großen Sprachstamme Afrikas nördlich vom Aequator an, speciell der nubisch-libischen Gruppe. Obgleich die Aussprache deutlich ersichtlich ist, die demnach im Munde eines und desselben Individuums außerordentlichen Schwankungen innerhalb der Grenzen gewisser Laute unterworfen. Eigenthümliche Nasallaute, wie ã und ĩ, verleihen ihr einen vom Bongo durchaus fremdartigen Charakter, desgleichen die aus der Tiefe der Kehle ausgestoßenen Laute gewisser Vocale. An grammatikalischen Formen scheint die Sandehsprache ärmer zu sein als die der Bongo, es fehlen in ihr solche Formen für die einzelnen Zeiten des Verbums. Seltsame Häufungen von Consonanten kommen in ihr vor; im Allgemeinen ist sie minder vocalisirt als die Bongosprache. An abstracten Begriffen ist sie nicht minder arm. Zur Bezeichnung der Gottheit bedienen sich manche Dolmetscher des Wortes „gumba“, welches zugleich Blitz bedeutet. Nach Anderen wäre „bongmbottmm“ der richtigere Ausdruck; ich vermuthe indeß, daß dieses Wort nur als Umschreibung des mohammedanischen Begriffs des Propheten, des Gesandten Gottes, rassul, biene, da man einen gewöhnlichen, sehr sterblichen Sendboten gleichfalls mit „mbottmm“ titulirt.

Obgleich die Eingeborenen im Gesammtgebiete des Bachr el Ghasal keinerlei eigentlichen Cultus besitzen, so fehlt es in den betreffenden Sprachen doch nicht an Ausdrücken, welche und ein Aequivalent für das „Beten“, d. h. Ausüben einer religiösen Handlung, bieten, wie sie es bei den Mohammedanern wahrnehmen. So nennen die Niamniam das Beten derselben „borru“. Dieses borru ist indeß nur ein Augurium, um sich von den unsichtbaren Mächten bei wichtigen Unternehmungen Raths über bevorstehendes Glück oder Unglück zu erholen. Dies geschieht nun vorzugsweise nach folgendem Modus. Aus dem Holze des von ihnen „damma“ genannten Sarcocephalus Russegeri wird eine Bank mit vier Füßen, ähnlich den kleinen Schemeln, deren sich die Frauen bedienen, geschnitzt, die eine glatte, ebene Oberfläche darbietet. Dann wird von demselben Holze ein Pflock geschnitten, dessen Ende gleichfalls glatt abgehobelt ist. Nun benetzt man die Holzfläche mit ein paar Tropfen Wasser und beginnt, den Pflock fest in die Faust nehmend, auf dem Brette mit demselben hin und her zu fahren. Reibet der Pflock leicht hin und her, gleitet derselbe ungestört auf der Holzfläche, so ist Glück für das bevorstehende Unternehmen dem Betreffenden unzweifelhaft. Es kommt aber zuweilen vor, daß das Hin- und Hergleiten bei diesen der Handhabung einer Hobelbank gleichenden Bewegungen unmöglich wird und beide Hölzer so fest an einander haften, daß, wie die Niamniam sagen, nicht 20 Menschen im Stande sind, den Pflock von der Stelle zu bewegen, daß derselbe wie angewachsen erscheint; das gilt dann als Zeichen böser Vorbedeutung. Dieses Hinundherreiben nennen sie borru, und da sie diesen Ausdruck auch auf das Beten der Mohammedaner ausdehnen, so zeigen sie damit an, daß es bei ihnen wirklich als eine religiöse Handlung betrachtet wird, ja Einzelne gehen sogar auf die Frage, was in der Niammiamsprache Beten hieße, geradezu an, „wir machen es so,“ dabei die Bewegung des Hobelns ausführend. Diesen Gebetsapparat pflegen die Niamniam sorgfältig vor den Augen der Mohammedaner zu verbergen, auch spielte derselbe eine große Rolle zur Zeit unseres Krieges mit ihnen, als meine eigenen Niamniam unser Schicksal zu befragen sich anschickten, und das Resultat, welches hierbei für meine Person erzielt wurde, trug nicht wenig dazu bei, meine Umgebung mit großem Zutrauen zu meinem Glücke zu erfüllen.

Von noch größerer Bedeutung ist das so vielen anderen Negervölkern gefängige Augurium vermittelst eines Huhns. Dieses wird einer Art Gottesurtheil ausgesetzt. Ein Fetischtrank von rothem Holze, „bengie“ genannt, wird dem Huhne beigebracht. Stirbt es, so bedeutet sein Tod unfehlbares Unglück im Kriege und Lebensgefahr; bleibt es am Leben, so bedeutet das Sieg. Kein Niamniamhäuptling tritt einen Kriegszug an, ohne auf diese Art den Rath der unsichtbaren Mächte eingeholt zu haben. Unerschütterlich ist ihr Glaube an das Ergebniß eines solchen Auguriums. Uando z. B., unser Bibersacher, griff selbst unsere Karawane nicht an, obgleich er bereits zwei Districte gegen uns alarmirt und zu offenen Feindseligkeiten angetrieben hatte, bloß weil sein Huhn durch das bengie im Augurium getödtet wurde. Alle erwarteten wir einen energischen Angriff, da er beständig damit gedroht hatte, dennoch ließ er sich nirgends blicken, sondern zog sich vielmehr aus Furcht, ihn möchte

Digitized by Google

sein Geschick ereilen, in die unzugänglichsten Wildnisse zurück. Uns Allen hätte es schlimm ergehen können, wie die Niederlagen unserer detachirten Corps im Westen der Route bestätigten. Die zu uns haltenden Niamniam selbst behaupteten steif und fest, daß wir nur durch den Tod des Huhnes unserm unvermeidlichen Untergange entgingen.

Auch Hexen werden einem derartigen Gottesurtheile ausgesetzt, und Schuld oder Unschuld vermittelt Bedrängung des Bengie an einem Huhne außer Zweifel gestellt. Bei den Niamniam spielen böse Geister und Waldkobolde eine eben so große Rolle wie bei den Bongo und anderen Völkern des centralen Afrikas. Immer ist es der Wald, in dessen schauervolles Dunkel der Sitz der dem Menschen feindlichen Mächte verlegt wird, wo im gespenstischen Rauschen des Laubes die Geister ihre Zwiegespräche halten. Auch der Aberglaube ist ein Kind des Bodens, wie jede Religion, entsprießt der Erde, wie die Pflanze des Feldes, welche das Geheimniß ihres Innern ausspricht. Im hohen Norden, im Schatten eines bleifarbigen, düstern Himmels, die hohen Mauern voll Spuk und Gespenster, hier der Wald mit fledermausen und fliegenden Hunden, dazwischen Völker ohne Wald (die romanischen und die Orientalen) unter dem heitern Blau ihres klaren Himmels, frei von Gespensterfurcht, den offenen Blicken der Sonne preisgegeben, sich selbst aber vor bösem Blicke fürchtend. Auch die Religionen gehören mit zur Erdbeschreibung!

Zum Schluß noch Einiges über die Bestattung ihrer Todten. Bornehme werden bald stehend auf ihren Bänken, bald in einem ausgehöhlten Baumstamme sargartig verschlossen beigesetzt, nachdem man sie auf ihrem gewöhnlichen Schurze gebettet. Man schüttet nicht unmittelbar Erde auf den Begrabenen, sondern stellt vermittelst eines Holzverschlages eine seitliche Kammer her, in deren Hohlraum die Leiche abgeflellt wird, ohne von der Erde gedrückt zu werden, gerade wie es die Vorschriften des Islam erheischen*). Ein ähnliches Verfahren wiederholt sich indeß in verschiedenen Theilen des heidnischen Afrikas. Auch die Niamniam beobachten bei der Beisetzung ihrer Todten die Himmelsrichtung, nur in anderer Weise als die Bongo, indem die Männer mit dem Antlitz nach Osten, die Weiber aber westwärts gekehrt bestattet werden. Ueber der aus festgestampftem Thon geformten Grabdecke errichtet man eine Hütte, welche sich durch nichts von den Behausungen der Lebenden unterscheidet, und vernachlässigt und vereinsamt eben so rasch dem Untergange durch Steppendrand und Fäulniß preisgegeben ist wie diese.

*) Die Niamniam üben nicht den Brauch der Beschneidung.

Die Bedeutung von Payer's und Weyprecht's österreichischer Nordpolexpedition.

Ueberblick des ganzen Unternehmens.

II.

r. d. Behalten wir allein das arktische Gebiet im Auge, das durch drei Oeffnungen: Beringsstraße, Baffinsbai und das große Meer zwischen Grönland und Norwegen mit den Oceanen in Verbindung steht. Beringsstraße und Baffinsbai sind enge Canäle, durch die kein wesentlicher Abzug aus dem ungeheuern Gebiete flattfinden kann. Bleibt also nur das nordeuropäische Meer übrig, das nun auch allerdings, wie die Untersuchungen ergeben, diejenigen Strömungen besitzt, welche allein die Eisverhältnisse regulixen.

Sehen wir uns den Abzug, die nordsüdliche, und dann den Zug, die südnördliche Strömung, an.

1) Der Abzug. Längs der grönländischen Ostküste läuft das ganze Jahr hindurch aus dem arktischen Becken ein kalter Strom, der sich auf 75° n. Br. mit einer ungefähren Geschwindigkeit von etwa 2½ deutschen Meilen täglich gegen Süden bewegt und eine Breite von 40 deutschen Meilen hat. Er ist vollständig mit schwerem Packeis bedeckt, das aus dem unbekannten Innern des arktischen Beckens stammen muß und dessen jährliche Masse etwa 200,000 deutsche Quadratmeilen beträgt. Soviel, mehr im Umfange als unser Erdtheil an Flächenraum besitzt, wird alljährlich an Eis vom Norden nach dem Süden zum Schmelzen geführt. Man vergegenwärtige sich diese kolossale Masse, deren Bewegung uns die traurige Fahrt der Männer von der „Hansa" auf der Scholle anzeigt, und bedenke die Wirkungen, die sie hervorbringen muß!

2) Der Zug. Es liegt auf der Hand, daß für jeden von Norden nach Süden strömenden Tropfen umgekehrt auch einer von Süden nach Norden geführt wird. Für den kalten, an Grönlands Küste nach Süden strömenden Polarstrom führt ein warmer Aequatorialstrom nach Norden. Das ist der Golfstrom, der fast die ganze Breite zwischen dem kalten Strome und Norwegen einnimmt und sich unter 74° bei der Bäreninsel in zwei Arme trennt. Der eine läuft entlang der Westküste Spitzbergens, der andere, östliche, breitere, zieht sich hinüber nach Nowaja-Semlja. Seit der Fahrt des Capitäns Mack im Jahre 1871 wissen wir mit Bestimmtheit, daß der echte Golfstrom, der von Florida flammende, sich bis zum nördlichen Ende Nowaja-Semljas ausdehnt. Dort liegen unter 76° 20' n. Br. und 64° östl. L. v. Gr. zwei kleine Inseln (neuerdings von Petermann „Golfstrominseln" genannt), bei denen Capitän Mack eine Frucht fand, die er für eine „Kastanie" hielt; er nannte die Inseln daher auch zuerst Kastanieninseln. Diese Kastanie nun war die Frucht des westindischen Schotengewächses Entada gigalobium! Von Norwegens, Schottlands, Spitzbergens Küsten war sie schon als Anschwemmungsproduct des Golfstromes bekannt, jetzt wurde sie noch hier bei Nowaja-Semlja, östlicher als je zuvor gefunden, ein unumstößlicher Beweis für die Ausdehnung des Golfstroms in diese Gegenden. Der mächtige, in diesen Breiten sich allerdings mehr und mehr abschwächende Golfstrom ist also der Zug in das arktische Becken, der Ersatz für den abziehenden kalten Polarstrom und seine 200,000 Quadratmeilen Eis. Mannichfaltige Temperaturbeobachtungen Payer's und Weyprecht's erwiesen außerdem das Vorhandensein des Golfstromes bis

Digitized by Google

78° nördl. Br. und 60° östl. L. v. Gr. „wo er indessen seinem Ende ziemlich nahe zu sein scheint."

Einfluß der sibirischen Flüsse auf die Strömungsverhältnisse im Eismeere. Obi und Jenisei, die beiden sibirischen Riesenströme, welche eine gemeinschaftliche Mündung in das Karische Meer haben, müssen mit der bedeutenden Wassermenge, welche sie liefern, ganz entschieden von Einfluß auf die Strömungsverhältnisse im Karischen Meere sein, zumal im östlichen Theile desselben. Das Stromgebiet des Jenisei umfaßt 49,000, das des Obi 58,000 Quadratmeilen; der Jenisei ist 700, der Obi 600 deutsche Meilen lang. Es handelt sich bei diesen beiden Strömen also um ein Gesammtgebiet von fast 110,000 Quadratmeilen, das durch sie entwässert wird, ein Gebiet also so groß wie jenes des Amazonenstromes. Die Quellen beider liegen südlich vom 50. Breitengrade, zum Theil tief in der Mongolei. Durch sie werden ungeheure, verhältnißmäßig warme Wassermassen dem flachen Karischen Meere, zusammengedrängt im Laufe weniger Monate, zugeführt, die bedeutende Wirkungen in der Strömung des Meeres hervorbringen und auf das Eis wirken müssen. Hierbei ist noch zu bedenken, was diese Wirkungen des Obi-Jenisei-Wassers noch verstärkt, daß im Arktischen Meere die Luft mit Feuchtigkeit fast gesättigt ist, daher die Verdunstung gleich Null ist. Es kommt somit der ganze meteorische Niederschlag des Obi und Jenisei beim Eisschmelzen und der Einwirkung auf die Strömungen in Rechnung. Die warmen Gewässer dieser beiden Ströme fließen auf die Nordostspitze Nowaja-Semljas zu und gehen von hier weiter, vereint mit dem oben erwähnten Ausläufer des Golfstromes in nordöstlicher Richtung.

Diesen vereinten Strömungen ist das offene Meer zu verdanken, welches Payer und Weyprecht fanden. Directer Beweis für die Ausdehnung der Obi-Jenisei-Strömung bis in hohe Breiten (78°) ist das von Payer und Weyprecht daselbst aufgefischte sibirische Treibholz; auch fanden sie südlich von König-Karl-Land Eis, das von allem arktischen Eis abwich und von ihnen für Flußeis gehalten wird. — Capitän Mack fand unter 82° östl. L. die Strömung reißend schnell nach Nordost gehend. Es ist dies die durch den vereinigten Golfstrom und die warmen Gewässer des Obi und Jenisei hervorgebrachte Strömung, welche sich direct auf Cap Tschejuskin, Asiens nördlichste Spitze, wendet, und hier auf das Eis seinen schmelzenden Einfluß ausüben muß. In der That fand v. Middendorff die Taimyrbucht (95° östl. L. v. Gr.) am 26. August eisfrei, was für die obige Annahme spricht.

Aus dem Dargestellten ergiebt sich nun, daß Payer und Weyprecht unter 60°, Mack unter 82° und v. Middendorff unter 95° östl. L. v. G. so ziemlich in gleicher Breite im Herbste das Meer eisfrei fanden. Daß dem in allen Jahren so sein müsse, ist damit nicht behauptet; aber es giebt Jahre, in denen jenes Meer zwischen Spitzbergen und dem Taimyrlande auf eine Erstreckung von 60 Graden eisfrei ist. Wie liegen nun die Eis- und Strömungsverhältnisse am Cap Tschejuskin und östlich von demselben?

Die Polynia. Im Osten von Cap Tschejuskin ist ein eben so großartiges Flußsystem entwickelt, wie im Westen desselben: Chatanga, Anabara, Lena, Jana, Indigirka, Kolyma u. s. w. münden hier, führen dem flachen Eismeere erwärmtes Wasser zu und wirken lösend auf das Eis. Ueber die Wärme der sibirischen Ströme liegen indessen nur wenige Beobachtungen vor; als Anhaltepunkt möge dienen, daß Middendorff die mittlere Wassertemperatur der kleinen Boganida auf der Taimyrhalbinsel im August + 11° C. fand. Ob nun auf diese erwärmten Wasser und die östliche Strömung, die im sibirischen Eismeere herrscht, die Polynia zurückzuführen ist, steht noch dahin. Unter Polynia versteht man das offene sibirische Eismeer, und es handelt sich hier nicht etwa um einzelne offene Stellen, sondern um ein ganzes offenes Meer, ähnlich dem, welches Payer, Weyprecht und Mack weiter im Westen fanden. Daß diese Polynia immer offen, sondern zeitweilig nicht auch von Eis verschlossen sei, wird damit nicht behauptet. Aber es fällt auf, daß alle Beobachtungen, welche das sibirische Eismeer an den verschiedensten Punkten offen fanden, aus einem der kürzesten Monate, nämlich dem März, stammen. Es wurde gesehen und als offenes, weites Meer geschildert 1764 von Leontjew, 1810 von Hedenström, 1811 von Pschenizyn und am 23. März 1823 von v. Wrangel*). Dieser verdiente Forscher befand sich damals 18 deutsche Meilen nordwestlich von Cap Jakan auf Schlitten auf dem einbrechenden Küsteneise, und hatte von den höchsten Torossen, d. h. aufgethürmten Eismassen, eine weite Fernsicht nach Norden. Er schreibt: „Vor uns lag das Nordmeer, eine offene Meer weit ausgebreitet. Die Strömung ging ostsüdöstlich mit einer Schnelligkeit von vier Meilen in der Stunde." Petermann setzt beim Citiren dieser Stelle hinzu: „Und das war nur einen Breitengrad vom Lande, im Norden des absolut kältesten Landes der Erde und in dem Monate, wo das Eis seine größte Stärke erlangt hatte." In demselben Monate und demselben Jahre sah auch Seelieutenant Anjou, welcher von der Lena nach Norden vorgedrungen war, das große offene Meer. Wir haben also hier fünf verschiedene, sehr zuverlässige Beobachter, welche alle offenes Meer im Norden von Sibirien und nicht etwa offene Stellen im Eise sahen. Die hier citirten Beobachtungen reichen von 130 bis 175° östl. L. v. Gr., also fast bis zur Beringstraße. Zwischen den früher angeführten im Westen von Cap Tschejuskin und diesen liegen noch 35 Längengrade absolut unbekannten Gebiets, doch tritt die Vermuthung nahe, daß die beiden offenen Meere im Zusammenhange mit einander stehen." (Weyprecht.)

Ziel der Expedition. Dieses in wissenschaftlicher Beziehung ganz unbekannte Meer ist das Ziel der Payer-Weyprecht'schen Expedition, nicht etwa die Erreichung des Nordpols. In ihm vermuthen sie den Schlüssel zu den ganzen arktischen Strömungsverhältnissen, den Uebergang des kalten in den warmen Strom; hier durch geht die Verbindungslinie zwischen dem amerikanischen und sibirischen Küstenpole. In diesem Gebiete sind aber auch noch Länder zu entdecken, deren Existenz durch verschiedene Beobachtungen sichergestellt ist, und die höchst wahrscheinlich in dem 1868 von dem amerikanischen Walfischjäger Long nördlich von Cap Jakan entdeckten Wrangel-Lande endigen (Petermann's Hypothese). Es können diese Länder, ähnlich dem Inselgewirr im Norden Amerikas, sich von Grönland und dem nördlich von Spitzbergen gelegenen noch unbekannten Lande über eine Längenausdehnung von 600 deutschen Meilen erstrecken. Da sind sie. Gewiß ein ergiebiges Forschungsobject. Als „idealen Ziel" schwebt der Expedition die Erreichung der Beringstraße vor.

Ausrüstung und Abfahrt. Die bedeutenden Mittel zu dieser Expedition (175,000 Gulden) wurden in überraschend schneller Weise in Oesterreich zusammengebracht, und in Bremerhafen der 220 Tonnen große Dampfer „Admiral Tegetthoff" gebaut, dessen Maschine in Triest construirt wurde. Die Expedition ging am 13. Juni 1872 von Bremerhafen in See und war am 6. Juli in Tromsö.

*) Wrangel, Reise längs der Nordküste von Sibirien. Berlin 1839. 2 Bde. Vergl. auch Petermann's Mittheilungen 1869. S. 28 f.

Digitized by Google

Commandant zu Schiffe ist Lieutenant Weyprecht, zu Lande und bei Schlittenfahrten Lieutenant Payer. Außerdem sind noch zwei Seeoffiziere (Brosch und Orel) an Bord, ein Arzt (Dr. Kepesch), zwei Tiroler Bergsteiger, ein norwegischer Harpunier, ein Koch. Die Matrosen sind Dalmatiner. Alles in Allem 24 Mann; die Schiffssprache ist die italienische. Schiff und Maschine haben sich auf der ersten Fahrt vortrefflich bewährt. Sehr günstig stellte sich der Kohlenverbrauch, was von Wichtigkeit ist, da derselbe nicht wieder ersetzt werden kann. An Bord sind 130 Tonnen Kohlen, die, abgesehen vom Küchenverbrauch, für 80 Heiztage reichen. Unter Segel ist das Schiff ein guter Läufer, die Ausrüstung ist für drei Jahre berechnet; 17,000 Pfund Brot und 800 Kisten und Fässer mit anderen Materialien sind an Bord. Alles ist auf das Vortrefflichste nach den bisher Erfahrungen eingerichtet. Auch sieben Hunde für Schlittenreisen und 1400 Pfund getrocknetes Pferdefleisch für dieselben wurden mitgenommen.

* * *

Daß der erste Anlauf dieser vortrefflich geplanten und ausgerüsteten Expedition kein günstiger war, darf unsere Hoffnungen nicht herabstimmen. Payer wie Weyprecht, beide keine Sanguiniker, sondern praktische, erfahrene und nüchterne Männer der Wissenschaft, haben übrigens vor ihrer Abreise Alles gethan, um unbegründete, ins Blaue schweifende Hoffnungen und Aussichten auf das nöthige Maß zurückzuführen. „Wir sind weit davon entfernt zu glauben, daß sich wegen der überraschend günstigen Zustände in diesem Meere große Resultate ohne weitere Anstrengungen erreichen lassen," schrieb Payer. „Unsere Ueberzeugung geht nur dahin, daß man hier mit gleich großen Anstrengungen viel Größeres leisten wird, als auf irgend einem andern Punkte des arktischen Gebietes." Und wieder: „Die Expedition erwartet weder ein offenes Polarmeer noch die Erreichung der Beringstraße, wenngleich diese ihr ideales Ziel ist."

Wer bei so klar ausgesprochenen Ansichten dennoch später höher gehende Erwartungen nicht befriedigt sehen wird, hat sich dies dann selbst zuzuschreiben. Das große Verdienst Payer's und Weyprecht's bleibt es aber unter allen Umständen, daß sie auf einer völlig neuen Basis, einer günstigen von ihnen entdeckten, in das arktische Gebiet einzudringen versuchen. Mit ihnen sind unsere besten Wünsche für das Gelingen des großen Unternehmens.

Ein Opfer der Pacificbahn.

Von **Theodor Kirchhoff.**

Es ist eine traurige Ueberraschung für einen Reisenden, den seine Kreuz- und Querzüge wieder in eine Stadt führen, deren geschäftsthätiges Bild ihm von einem frühern Besuche her lebendig in der Erinnerung geblieben, wenn er in ihr kaum einen Schatten von ihrer ehemaligen Größe wiederfindet. Ist dieses schon in einem alten Culturstaate der Fall, wo die Ruinen der Vergangenheit oft in unmittelbarer Nähe von Neubauten gesehen werden, um wie viel peinlicher muß es den Wanderer in einem Lande berühren, dessen Städte ganz allein eine Schöpfung der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit sind, und wo der rege Unternehmungsgeist seiner Bewohner blühende Ortschaften und Culturgebiete fast tagtäglich gleichsam aus der Wildniß emporsprießen läßt. Ein solches Bild der Zerstörung zeigte mir während einer in der letzten Woche des Septembermonats 1872 auf dem obern Columbia unternommenen Dampferfahrt die einst blühende Stadt Umatilla.

Die Leser des „Globus" werden aus einer frühern in diesen Blättern von mir veröffentlichten Reiseskizze*) wohl noch den Namen und die Lage jenes Ortes kennen, damals der Hauptstapelplatz für die von Californien und dem westlichen Oregon nach den reichen Goldminendistricten von Idaho bestimmten Waarenzüge, welche von hier aus durch Packthierkarawanen über die Blauen Berge nach Boise weiter befördert wurden. Aber jene Zeit des Glanzes ist für dieses Karawanenfeld am obern Columbiastrome, welches bei einer Bevölkerung von kaum tausend Seelen den Verkehr einer deutschen Stadt von ihrer zehn- und zwanzigfachen Größe aufzuweisen hatte, längst verschwunden. Wo sonst in den lebendigen Straßen täglich die Peitschen von Hunderten von „Muleteers" knallten und das Schellengeklingel langer Züge von mit Gittern aller Art schwer beladenen Packthierkarawanen ertönte, dort sieht man jetzt in tagelangen Zwischenräumen höchstens eine einzelne Frachtfuhr auf der flaubigen Landstraße ihren Weg die Blauen Berge hinaufnehmen, um das Thal des Grande Ronde zu erreichen. Boise, einst das Dorado des fernen Nordwestens, dessen Goldproduct nach Millionen zählte, obgleich heute ein halb verlassener Minendistrict, hat immer noch einen bedeutenden Handel, welchen sich die Packthierkarawanen ganz und gar tributär gemacht und der Stadt Umatilla dadurch ihren Hauptlebensnerv so zu sagen unterbunden hat.

Ich machte einen Spaziergang durch die Straßen von Umatilla, wo der Flußdampfer, auf welchem ich die Fahrt von den Dallesfällen nach Wallula, dem Beschiffungsorte des Walla-Walla-Thales, unternommen hatte, gelandet war. Ein Bild des Verfalls bot sich meinen Blicken, wie es sonst in Amerika nur eine ganz heruntergekommene Minenstadt aufzuweisen hat. In den wenigen bewohnten Häusern lebten kaum ein halbes Hundert Menschen. Die festen der frühern Gebäude waren von ihren ehemaligen Bewohnern, ehe diese auf Nimmerwiedersehn ihre Heimath verließen, an die in der Umgegend angesiedelten Stock-Ranchers (Viehzüchter) für Spottpreise verkauft worden. Die feinsten Häuser hatten einen Marktpreis von zwanzig Dollars pro Stück; schlechtere waren, je nach der Qualität, für zehn und selbst fünf Dollars zu haben, und die niedrigste Sorte konnte nicht einmal weggeschenkt werden. Die „Ranchers", welche jene Häuser kauften, brachen dieselben ab und schafften die besten Theile davon nach ihren Wohnplätzen, wo sie dieselben wieder aufbauten. Die Schindeldächer und halb verfaulten Bretter, sowie die zu schwer zu transportirenden Balken und Gerüste waren auf den alten Bauplätzen

*) Streifzüge in Oregen. „Globus" XV, Nr. 1. und 2. (Januar 1869.)

Digitized by Google

liegen geblieben und boten, auf den Sandbergen gruppirt, einen überaus traurigen Anblick. Die meisten Gebäude standen leer da: Fenster und Thüren waren zerbrochen; Berge von Sand, welche der in dieser Gegend fast stetig wehende heftige Wind durch die Spalten der Wände und offenen Fenster in die Häuser hineingetrieben hatte, lagen mitten in den verödeten Stuben; die Dachverkleidungen der Verandas (Vorbauten) hingen in Fetzen herunter. An den Wänden, Fensterläden und Thüren der wenigen noch bewohnten Geschäftshäuser, deren Besitzer seit Jahren nicht einen Nagel zur Reparatur eingeschlagen und nicht einmal die allernothwendigsten Verbesserungen gemacht hatten, waren in großen Lettern die ominösen Worte hingemalt: „Selling out below cost“ (hier wird die Waare unter dem Einkaufspreise losgeschlagen), ein deutliches Zeichen, daß die Bewohner baldmöglichst von hier fortzukommen wünschten.

Doch genug der Worte über den traurigen Anblick dieser dem Untergange anheim gefallenen Stadt! Einen passenden Rahmen zu dem in Trümmern sinkenden Platze bildeten die Ufer des obern Columbia, welcher hier auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen durch eine fast nur von Wilden bewohnte Einöde seinen Weg nimmt. Eine Dampfschiffsfahrt von den Dallesfällen stromaufwärts nach Wallula bietet dem Reisenden nirgends, mit Ausnahme von etwa einem halben Dutzend „Stock-Ranches“ und dem bejammernswerthen Umatilla, auch nur das geringste Culturbild. Von den weit landeinwärts liegenden bebauten Thälern sieht man vom Deck des Dampfers nichts, und die Thalrinne des obern Columbia selbst ist eine für den Ackerbau ganz und gar nicht zu verwerthende Sand- und Felsenwüste. Als in früheren Jahren die große Verkehrsstraße von Idaho nach Californien über Umatilla den Columbia hinabführte, brachte dieselbe Leben in diese Wildniß; aber jetzt ist hier Alles wie ausgestorben. Die Viehzucht bildet gegenwärtig fast die einzige Hülfsquelle der spärlich gesäeten Bevölkerung dieser Gegenden.

Dalles City, welches seine vormalige Blüthe ebenso wie Umatilla dem Durchzug der Miner nach Boise zu verdanken hatte, ist durch den einträglichen Handel mit den schnell wohlhabend werdenden Viehzüchtern allein vor dem Schicksal bewahrt worden, welches die Pacificbahn seiner Schwesterstadt gebracht hat. An dem auf den Bergen und in den Thalmulden in Menge wachsenden Büschelgras (bunch grass) findet das Hornvieh zu jeder Jahreszeit ein außerordentlich nahrhaftes Futter, und die umliegenden Minenländer sowie das westliche Oregon und die Gegenden am Puget Sund bilden einen vortrefflichen und leicht zu erreichenden Absatzmarkt für dasselbe. Die Thäler des Tygh (sprich: Tei), 30 Miles südlich von The Dalles, und des 50 Miles jenseits desselben gelegenen und mit dem Gebirgszuge der Cascaden parallel laufenden in neuerer Zeit entdeckten Ochoko, welche beide in den John Day fallen; des Klikatat, der zwölf Miles unterhalb der Dalles in den Columbia mündet, und des oswärtsströmenden und oberhalb Wallula in den Columbia fallenden Yakimafluß es sind alle von „Stock-Ranchers“ (Viehzüchtern) besiedelt, welche ihre Lebensbedürfnisse meistens von Dalles City beziehen. Umatilla dagegen muß auch dieser Hülfsquelle entsagen, und selbst die Ochsenhändler des nicht weit entfernten Yakima meiden den Ort, als sei er verpestet. Froh war ich, als unser Dampfer das Signal zur Weiterfahrt gab und ich jene in Trümmer sinkende Stadt wieder verlassen konnte.

Chinesisch-arische Beziehungen.

r. d. Unter dieser Ueberschrift bringt die „Saturday Review“ die Besprechung des neuesten Werkes*) des verdienten Sinologen Dr. Gustav Schlegel, der wir Nachstehendes entnehmen. Dr. Schlegel, welcher die Stellung eines chinesischen Dolmetschers bei der holländischen Regierung in Ostindien bekleidet, ist bereits durch seine Uebersetzungen und Werke über chinesische Gegenstände vortheilhaft bekannt. In der jetzt vorliegenden Abhandlung hat er versucht, an der Hand der strengen Methode der deutschen philologischen Schule — welche leider sein Vorgänger Edkins in Chinas place in philology zu sehr vernachlässigte — die Verwandtschaften zwischen chinesischen und arischen Wurzellauten nachzuweisen, welche er, gleich Edkins, noch erklärten zu können glaubt. Das Studium dieses Problems, so dunkel es in seinen Einzelheiten auch noch sein mag, hat nichtsdestoweniger für den Gelehrten und Linguisten doch seine günstige Seite. Wenn die chinesische Sprache auch dadurch gelitten hat, daß sie, wie Rémusat vermuthet, durch die frühzeitige Ausbildung der ideographischen Methode des Schreibens in ihrem natürlichen Bildungsgang gehemmt wurde, so verdanken wir doch entschieden anderentheils dieser Thatsache die Bewahrung von ursprünglichen Sprachformen in einem Grade, wie er anderswo nicht bekannt ist. Demselben Umstande ist auch die Fortdauer eines bleibenden Systems von unabänderlichen Lauten zu verdanken, das in vielen Fällen den Ursprung der alten Aussprache erläutert, so daß im Chinesischen der Linguist ohne Schwierigkeit jene archaistischen Eigenthümlichkeiten herausfindet, die in fast allen anderen Sprachen nur mit großer Mühe zu entdecken sind. Der einfältige Charakter des Chinesischen, insofern er ein Element unverschnlicher Verschiedenartigkeit gegenüber der arischen Sprachfamilie ausmacht, wird nun als eine specielle Veranlassung zu Nachforschungen für den vergleichenden Linguisten angesehen, seit die ursprünglich gleiche anderer Sprachen, wie bei Sanskrit und Hebräischen, sicher festgestellt wurde. Dieser Aufgabe hat sich nun Dr. Schlegel unterzogen, indem er der Lenchte folgte, die ein Pott, Curtius, Bopp, Benfey und neuere Schriftsteller angezündet haben.

In seiner aus Batavia, Juni 1872, datirten Vorrede erwähnt Dr. Schlegel die neue Schrift Edkins', indem er den Mangel der wissenschaftlichen Methode und Kenntnisse darin bedauert. Er zeigt, wie er die einfältigen Wurzellaute des Chinesischen mit den Sanskritwurzeln und deren bekannten Verwandtschaften in Zusammenhang bringt; sehr Vieles ist ihm geglückt, und eine Anzahl neuer und schlagender Analogien wurden aufgestellt, während manches Andere weniger genügend bewiesen wurde. Die einfachsten concreten Formen sind natürlich jene, welche zuerst durch bestimmte

*) Sinico-Aryaca, ou Recherches sur les Racines primitives dans les Langues chinoises et aryennes. Etude philologique par Gustave Schlegel. Batavia 1872.

Digitized by Google

Laute unterschieden werden und, abgesehen von Onomatopöen, können wir unter solchen Formen am ersten auf Wurzelverwandtschaften treffen. So z. B. bemerkt Schlegel, daß im Chinesischen der generische Name für Pferd Ma ist, und ebenso für die Stute Ma (doch mit dem weiblichen Radical geschrieben, neben seinem primären Charakter). Im Annobialekte heißt das Pferd bā oder bà. In Japan heißt es u-ma, auf den Lutschu-Inseln ma. Im Mongolischen wird das Suffix ri der Wurzel ma hinzugefügt, und das Pferd heißt mo-ri, woher sicher das angelsächsische mear, das altdeutsche merihā, marah, altkeltische marca, bretonische march, gaelische marc, lithauische morga, deutsche Mähre und englische mare stammen.

Die Verwandtschaft dieser aus den europäischen Sprachen citirten Wörter mit dem mongolischen mo-ri, wenn nicht deren „Ableitung“ davon, wie Dr. Schlegel etwas nachlässig sagt, ist sehr wahrscheinlich, und der Zusammenhang dieser Wurzel mit dem chinesischen ma wird durch starke Analogien unterstützt. Dasselbe läßt sich von einer großen Anzahl anderer Wurzellaute sagen, die Schlegel analysirt und vergleichen hat. Großen Scharfsinn wendet er an, um ein Problem zu lösen, welches schon seit langer Zeit die Linguisten beschäftigt hat. Die Wurzel von ἀλώπηξ (vulpes) ist in dem Sanskritworte lopāka oder lopāpaka (der Schakal) gesucht worden, was der „Aasfresser“ bedeutet. Dieser Muthmaßung gegenüber hat Professor Schmidt-Göbel richtig darauf hingewiesen, daß der Fuchs kein Aasfresser ist und daher die Ableitung nicht zutreffen kann. Pott und Grimm haben in diesem Punkte der Etymologie fehlgegriffen, indem der erstere annahm, daß vulpes auf das Präfix vi (dis) und die Wurzel lup (scindere) bezogen werden könne, während Grimm „Fuchs“ von dem altnordischen fax (Haar) ableiten wollte, so daß er „der Haarige“ bedeutete. Dr. Schlegel nun zeigt, „daß im Chinesischen einer der dem Fuchs gegebenen Namen fuh ist, ein Schriftzeichen, das auf dem Radical, welches „ein Thier“ bedeutet, und der Zusammensetzung fuh, kriechen, sich ducken, gebildet wird, so daß es ein sich duckend kriechendes Thier anzeigt, eine recht treffende Bezeichnung für den Fuchs, welcher in schleichend kriechender Art vorsichtig sich vorwärts bewegt. Die alte Aussprache des Schriftzeichens war puk. In Amoy wird der Charakter hok und pok, in Canton fuk ausgesprochen. Von diesem Worte mag nun sehr wahrscheinlich das gothische fauho, das deutsche Fuchs, englische fox, lithauische lape (Diminutiv la-puk-as), griechische ἀλώπηξ abgeleitet sein.“

Eine Analogie, die vielleicht einleuchtender als die vorige erscheint, wurde zum ersten Male zwischen der Bezeichnung poh — im Altchinesischen puk, pok oder pik gesprochen und die Cypresse oder Nadelhölzer im Allgemeinen bezeichnend — und dem griechischen πεύκη (pinus) entdeckt. Weitere Verwandtschaften sind das deutsche Fichte, das lithauische puszis, für welches, wie Curtius bemerkt, eine Wurzel puk vorausgesetzt werden muß, obgleich sie bis jetzt im Sanskrit noch nicht aufgefunden wurde.

Indem wir diesen elementaren Zweig des Gegenstandes verlassen, finden wir, daß Dr. Schlegel im dritten Capitel unter der Ueberschrift „Semasiologie oder Verwandtschaft der Ideen“ einen hohen Grad von Scharfsinn in der Vergleichung der Bedeutung wie der Laute in chinesischen und arischen Wurzeln entwickelt. Bei der Lösung dieser Aufgabe wird er wesentlich durch jene Eigenschaft der chinesischen Sprache unterstützt, auf welche wir bereits hingewiesen haben, nämlich die malerische oder ideographische Form der geschriebenen Charaktere. Nicht allein sind die Laute der ersten Aussprache derselben bewahrt geblieben, sondern auch ein Index ihrer Bedeutung ist vorhanden, ein Ergebniß, welches rein phonetisches Schreiben offenbar nicht darbieten kann. Zu diesem Leitfaden nimmt Dr. Schlegel seine Zuflucht, um mit seiner Hülfe die früheste Identität der Ideen nachzuweisen, welche zur Bildung der Wurzeln führen, die in chinesischen und arischen Sprachen gleich sind. Um seine eigene Ausdrucksweise zu gebrauchen, so „sucht er in einer Menge von Wurzeln die primitiven wie abgeleiteten Bedeutungen zu entdecken, welche sich aus dieser Grundidee entwickelt haben, was das beste Mittel sein wird, wissenschaftliche Männer bezüglich der Verwandtschaft der chinesischen und arischen Sprachen zu überzeugen.“

Mit dieser Ueberzeugung untersucht Schlegel nun eine Anzahl chinesischer Laute, wie kap, hap, bak, mut, pan, lut u. s. w. und verknüpft sie durch eine mehr oder weniger plausibele Kette von Schlüssen mit Sanskritwurzeln und deren bekannten Ableitungen. Es würde unmöglich sein, ohne die Anwendung chinesischer Typen hier die mühevolle Arbeit Dr. Schlegel's zu verfolgen, welcher auch das Wort Aria selbst mit einem der ältesten chinesischen Wörter in Verbindung bringt. Selbst der Einsilbe weiß, wie außerordentlich schwer die Deutung des Wortes li in der Phrase li-min ist; letzteres bedeutet das Ly-Volk und kommt in einigen der ältesten Theile des Schu-king, oder Buch der Geschichte, vor, welches mit Sicherheit den frühesten Theilen der Vedas als gleichalterig an die Seite gestellt werden kann. Einheimische Commentatoren haben ihre Unfähigkeit eingestanden, die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes ausfindig machen zu können, und man hat, um nur etwas zu thun, ihm die Bezeichnung „schwarz“ beigelegt. Daher ist denn auch bei Uebersetzungen von li-min gewöhnlich „schwarzhaarige Race“ angewandt worden, wenn auch die Richtigkeit dieser Uebertragung stets höchst zweifelhaft war. Es ist sehr wohl bekannt, daß eine etymologische Verbindung zwischen dem Schriftzeichen li und dem Begriffe des Ackerbaues besteht, wie dieses durch die Zusammensetzung des Zeichens hervorgeht, und in mehr als einem einheimischen chinesischen Wörterbuche ist seine Identität mit einem Charakter, welcher denselben Laut und die Bedeutung „pflügen“ hat, dargethan. Am Schlusse eines ungemein erschöpfenden Vergleichungsverfahrens, dem wir hier nicht folgen können, kommt Dr. Schlegel dann zu dem Schlusse, daß der Charakter li in li-min als „pflügendes Volk“ übersetzt werden müßte, und nicht als „schwarzhaarige Race“, was ohne Werth sei, da alle gelben Völker Asiens schwarze Haare hätten. Die Chinesen selbst könnten diesen Namen als Unterscheidung einer fremden Race nicht gegeben haben, da sie doch auch schwarzhaarig seien. Dagegen ist auch wieder zu constatiren, daß die Chinesen selbst recht eigentlich ein Ackerbauvolk sind, das sich selbst wohl als „pflügendes“ bezeichnen kann im Gegensatz zu den nomadischen Mongolen und auch anderen Nachbarn.

Zur Unterstützung seiner neuen Theorie versucht Dr. Schlegel alle indoeuropäischen Wörter, welche den Pflug und seine Anwendung bezeichnen, und welche die Wurzel ar, er, or, ir enthalten, mit dem Sanskrit zu zu verknüpfen, was „schneiden“ oder „verletzen“ bedeutet. Dieses letztere nun wieder identificirt er mit der chinesischen Wurzel li, scharf, woher die gleichfalls li gesprochenen Zusammensetzungen mit der Bedeutung „pflügen“ stammen. Von dieser Grundlage aus sucht Dr. Schlegel dem berühmten Namen unserer linguistischen Vorfahren, der vorsitzlorischen Eroberer Hindostans, beizukommen. Wenn wir seiner Ansicht beistimmen, so müssen wir, jedoch widerstrebend, seine der Wurzel ri in Aria gegebene Bedeutung annehmen und, indem wir aufhören, die Chinesen das „schwarzhaarige Volk“ zu nennen,

Digitized by Google

wird es denn auch nicht länger mehr möglich sein, die bisher angenommene Bedeutung der Arier als der „Edlen", „Höherstehenden" beizubehalten. Sanskritgelehrte wie Sinologen haben aber alle Ursache, eingehend mit Schlegel's Auseinandersetzungen gerade in diesem Punkte sich zu beschäftigen.

Aus allen Erdtheilen.

Neue Nachrichten über die eingefrorenen Nordpolfahrer.

M. Erst haben wir die frohe Nachricht empfangen, daß das Schiff „Albert" glücklich in Tromsö angekommen, so meldet der Telegraph aus Hammerfest, daß dort wichtige und erfreuliche Berichte von Spitzbergen und dessen freundlichen und unfreundlichen Bewohnern eingetroffen seien. Eines von den Fahrzeugen, welches man eingefroren glaubte, ist in Hammerfest eingetroffen und bringt außer zwei Schiffsmannschaften auch Nachrichten von allen übrigen, deren Schicksale und Aufenthaltsorte man nicht konnte, vielmehr sich nur in Vermuthungen über ihr Sein oder Nichtsein erging. Ein anderes Fahrzeug, ebenfalls mit zwei Schiffsmannschaften an Bord, folgte dem angekommenen Schiffe, da sie beide zugleich von Prinz Karl's Vorland (westlich von Spitzbergen) abgesegelt waren. Diese beiden Fahrzeuge wurden im Schneetreiben von einander getrennt, und es wurden überhaupt noch sechs norwegische Schiffe vermißt. Von diesen sind also zwei vom Eise los und heim gekommen und zwar jedes, außer mit seiner eigenen Besatzung, noch mit einer zweiten. Die vier norwegischen Fahrzeuge, welche nicht aus dem Eise entkamen, liegen eingefroren mit vollen Walfischladungen im Innern von Grey-Hut — einer Landzunge auf der Nordseite von Spitzbergen. Zwei von diesen Mannschaften waren auf dem Wege, mit Booten rund um die Küste bis zum Eisfjord auf der Westseite zu gelangen. Die vier Fahrzeuge liegen also verlassen. Nicht weit von denselben liegen alte drei schwedischen Schiffe eingefroren, nämlich in Mossel-Bay, der nördlichsten Bucht auf der Ostseite der Wijde-Bay, ein paar Meilen O.-N.-O. von Grey-Hut. Alle schwedischen und ein paar norwegische Schiffsmannschaften sind bei ihren Schiffen. Die Rentthiere, welche die Expedition mitgenommen, haben denselben Weg genommen, den die wilden Rentthiere nehmen, wenn die nordische Nacht beginnt: sie sind fortgelaufen.

Das Schiff „Albert", welches die norwegische Regierung ins Eismeer geschickt, um verloren gegangene Schiffe zu suchen, ging rasch von Tromsö ab und konnte also die erfreulichen Nachrichten, welche sechs Stunden später in Tromsö eintrafen, nicht erfahren. In Tromsö lag eines der schnellsten norwegischen Postdampfschiffe „Throndhjem". Dieses wurde sofort dem „Albert" nachgeschickt, um wo möglich den „Albert" noch zu erreichen und demselben die neuen Nachrichten, welche der Expedition vom größten Interesse waren, mitzugeben: eine eigene Art Jagd im Eismeere! Wird „Albert" von „Throndhjem" erreicht, so wird die Expedition mit der gegründeten Hoffnung nach dem Eisfjorde gehen können, dort den Rest der norwegischen Schiffs- und Expeditionsmannschaften zu finden und mitzubringen. Glückt „Throndhjems" Jagd nicht, so wird gleichwohl „Albert" zuerst nach dem Eisfjord steuern, weil dasselbe wahrscheinlich noch eisfrei sein dürfte, und zugleich ist zu rechnen, daß es an der schwedischen Niederlagsstelle die beiden obgedachten Schiffsbesatzungen finden wird. Jedenfalls wird „Albert" dort Nachrichten von der schwedischen Expedition erhalten und denselben gemäß nähere Bestimmung treffen können, ob es sogleich nach Norwegen zurückgehen muß, oder Nordenskjöld's Expedition befreien soll. Die Zurückgekommenen meinen nicht, daß „Albert" nördlich vom Eisfjorde, wegen der nordischen Winternacht, etwas ausrichten könne. Nach Allem scheint es dem „Albert" nur möglich, den Rest der eingefrorenen Normänner zurückzubringen. Ueberdies begann der schwedischen Expedition der Proviant knapp zu werden. Man behauptet zwar in Schweden, daß die Expedition Proviant bis zum nächsten März mitgenommen habe; doch ist es ungewiß, ob da die Rentthiere mitgerechnet sind oder nicht. Dieser Monat ist zwar der kälteste in jenen Gegenden, allein da in dieser Zeit im hohen Norden das Tageslicht wieder erscheint und allerlei Arbeiten möglich macht, so ist es auch gerade diejenige Zeit, wo Landreisen vorgenommen werden können. Deshalb hatte sich Nordenskjöld vorgenommen, zu dieser Zeit seine Rentthiertour nach dem Pole zu beginnen. Zu dieser Zeit soll also ein Theil der schwedischen Mannschaften mit Booten und Schlitten, womit sie zur Polfahrt vorzüglich ausgerüstet sind, die Tour rund um die Küsten bis zum Proviantlager am Eisfjord machen. Was nach dieser Uebung ferner geschieht, wird wohl der nächste Bericht sagen. — Vielleicht errichtet der „Albert" zum Besten der Schweden an der Westküste Spitzbergens neue Proviantniederlagen und befreit die Expedition vor der Furcht vor Hunger.

An den Wasserfällen des Mississippi.

Im Verlaufe der letztverflossenen zehn Jahre haben die Ansiedelungen im Staate Minnesota sich immer weiter nach Norden hin vorgeschoben, und sowohl an den Ufern des großen Stromes wie an jenen seiner Nebenflüsse findet der Reisende eine lange Reihenfolge von Farmen und viele Ortschaften, die rasch zu Städten emporwachsen. Etwa unter 45° N. bildet der Mississippi, in welchem oberhalb dieses Punktes viele Stromschnellen (kleine „Falls" und „Rapids") liegen, die Sanct-Anton's-Katarakten, die eine sehr große Fülle von Wasserkraft für den Industriebetrieb darbieten. Unterhalb derselben baute man die Stadt St. Paul, welche blühend und wohlhabend geworden ist und einen Mittelpunkt für den Handel mit Getreide, Vieh und Pelzwerk bildet. Zwei deutsche Meilen oberhalb derselben, an den Wasserfällen, ist Minneapolis gebaut worden. Der Name ist aus dem indianischen Minna, Wasser, und Polis, Stadt, zusammengesetzt, etwas barbarisch aber bezeichnend, denn Minneapolis liegt nicht bloß am Wasser, sondern erhält auch seinen Wohlstand durch dieses nasse Element. Es hat die vielen kleinen Ströme des Kataraktis in den Dienst seiner Industrie gezwungen. Weiter aufwärts liegt wieder ein Fall, der Minnehaha, d. h. gekräuselten Wasser, nicht wie Longfellow poetisch meinte, lachelndes Wasser; er ist 40 Fuß hoch und nur 25 Fuß breit, aber sehr malerisch. Die geognostische Formation ist dort von eigenthümlicher Art; eine dünne Schicht harten Trappgesteins liegt über weichem Sandstein, der vom Wasser leicht weggewaschen wird, und dann stürzt der Trapp sehr oft in großen Massen hinab; der Wasserfall rückt deshalb rasch weiter stromaufwärts. Man hat eine große hölzerne „Schütze" angelegt, um das Wasser über das Felsbett hinwegzuführen und die Felsenbarriere, auf welche so viel für das Gedeihen von Minneapolis ankommt, gegen weitere Verwüstungen durch das Wasser zu schützen. Die Stadt hat große Wollenfabriken, verfertigt große Baumwollenzeuge, aus welchen man Weizenstäcke verfertigt, und eine Mühle liefert „Mehl" aus Pappelholz, das in der Papierfabrikation verwandt wird. Sehr beträchtlich ist der Handel mit Bauholz. Die in den Wäldern zur Winterzeit geschlagenen Stämme werden auf dem

Digitized by Google

Schnee an die Flüsse geschleift und im Frühjahr herab geflößt; wo nöthig, hat man Dämme und Schleusen angelegt.

Die Viehzucht ist im Aufschwunge; ein Herr King hat etwa anderthalbhundert Durham-Kühe und -Bullen; den Stamm kaufte er in England; im September hat er Jungvieh und Kälber im Betrage von mehr als 20,000 Dollars verkauft. Ein Reisender, welcher im September die Gegend am obern Mississippi besuchte, schreibt, daß man mit eigenen Augen gesehen haben müsse, um an den merkwürdigen Fortschritt zu glauben, der überall sich zeigt. Die Einwanderer fluthen in wahren Strömen nach diesem Nexen Nordwesten herein, der vor zwei oder drei Jahrzehnten noch eine fast unbetretene Waldeinöde war. Die Zählung von 1870 ergab für Minnesota 439,000 Bewohner; heute übersteigt die Zahl derselben eine halbe Million. Deutsche haben in großer Menge dort eine zusagende Heimath gefunden, und außer ihnen auch die Skandinavier. Mit vollkommen richtigem Instinkte wählen diese Nordeuropäer gerade Wisconsin und Minnesota für ihre Niederlassungen; das Klima sagt ihnen zu und ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau. Viele haben bei ihrer Ankunft Geldmittel genug, um sofort Land zu kaufen; die Nermeren arbeiten ein paar Jahre an den Eisenbahnen oder verdingen sich in den Städten, sind sparsam und erwerben gleichfalls Land. Alle behelfen sich anfangs mit armseligen Hütten; im Ackerbaubetriebe stehen sie hinter den Deutschen zurück, bearbeiten das Feld nicht so sorgfältig wie diese, aber der ungemein fruchtbare Boden, welcher auf Jahre hinaus keines Düngers bedarf, liefert doch ergiebige Weizenernten, Gemüse und was für die Küche nöthig ist. Das Vieh gedeiht und nach fünf Jahren wohnt die Familie gewöhnlich schon in einem leidlich behaglichen Wohnhause. Gleich den Deutschen sind diese Skandinavier vortreffliche Bürger, fleißig, ruhig, besonnen, und zu den Irländern, welche in jenen Gegenden nicht stark vertreten sind, bilden sie einen sehr vortheilhaften Gegensatz.

Auf dem Gipfel des Fuji yama.

Dieser Vulcan, dessen herrliche und regelmäßige Gestalt von keinem andern Berge der Welt erreicht wird, ist am 27. September 1872 wieder bis zum Gipfel oberhalb des Kraters von drei Personen erstiegen worden; die eine war eine englische Frau aus Yokohama. Wir wollen beiläufig bemerken, daß schon früher zwei Engländerinnen dasselbe Wagniß unternommen haben. Diesmal war die Sache sehr beschwerlich, da an den zwei vorhergehenden Tagen viel Schnee gefallen war, der vom Gipfel bis etwa 5000 Fuß abwärts den ganzen Berg bedeckte. Die japanesischen Führer weigerten sich anfangs, unter diesen Umständen hinaufzugehen, zeigten sich aber, alle Verantwortlichkeit von sich ablehnend, doch willig. Eine Strecke von mehr als einer deutschen Meile war mit Eis bedeckt, und während der letzten halben Wegstunde mußten Stufen in Eis und Schnee gehauen werden. Die Wanderer gelangten glücklich bis zum Gipfel, und hatten bei wolkenlosem Himmel eine wunderbar schöne Aussicht. Sie stiegen auf einer andern Seite abwärts, und hatten auch dabei große Beschwerlichkeiten, erst im Schnee und dann, bei sehr heißem Absall, auf dem Lavaboden. Jedesen ging Alles glücklich ab, und sie gelangten wohlbehalten nach Nuruyama, welches 33 englische Meilen vom Gipfel entfernt ist. Ein Offizier des vor Yokohama stationirten Marinebataillons giebt nach seinen Messungen die Höhe des Berges auf 13,080 englische Fuß an. Den Durchmesser des Kraters hat er in der Richtung von Nord-Nord-West zu Süd-Süd-Ost auf annähernd 350 Yards, die Tiefe auf ungefähr 440 Fuß bestimmt.

Der Vulcan von Albay auf Luzon.

Albay liegt im südöstlichen Theile dieser großen Insel, etwas nördlich von 13° N. an einem nach dieser Stadt benannten Busen. Unweit von ihr erhebt sich ein noch thätiger Vulcan, welcher zu Anfang Octobers 1872 einen gewaltigen Ausbruch hatte; gleichzeitig verspürte man Erdbeben. In dem Berichte eines Augenzeugen heißt es: „Am 28. September, 4 Uhr Nachmittags, gab der Berg wieder Lebenszeichen von sich; es stiegen gewaltige Rauchmassen aus ihm empor, die eine halbe Stunde später geradezu ungeheuer wurden. Sie überdeckten den ganzen Berg und zogen sich dann der Straße entlang, die nach Tobaco führt, und hüllten die Städte Bacacay und Libor ein. Auf der andern Seite war der Himmel ganz klar; aber man sah dort Blitze, die von gewaltigem Donner begleitet wurden. Indem ich dieses mit zitternder Hand niederschreibe, ist der Qualm geringer, aber die Wälder am Mayong stehen in Flammen und Lava kommt in großen Strömen herab."

Wir dürfen wohl über diesen Vulcan demnächst genaue Kunde durch Herrn F. Jagor erhalten. Dieser treffliche Forschungsreisende, dem wir über die Halbinsel Malakka und die Eilande des hinterindischen Archipelagus so werthvolle Mittheilungen verdanken, wird in der nächsten Zeit ein umfassendes Werk über die Philippinen herausgeben, welche er in verschiedenen Theilen gründlich kennen gelernt hat. Dem Buche wird eine sehr sauber gearbeitete Karte beigegeben, auf welcher wir von Luzon abgesehen, auch eine Nebenkarte des gesammten Philippinenarchipels finden; auf dieser sind sowohl die erloschenen wie die thätigen Vulcane verzeichnet. Das Blatt ist, auf Grundlage der Karte Coello's, von Herrn Richard Kiepert gezeichnet; wir verdanken diesem Herrn ein Exemplar derselben und ersehen aus demselben, daß Herr Jagor auch Albay besucht hat. Nachdem Dr. Semper in Würzburg sich um die Kenntniß der Philippinen ein nicht geringes Verdienst erworben hat, sind wir gespannt auf Jagor's Buch, welches sicherlich der deutschen Wissenschaft nicht minder zur Ehre gereichen wird.

Aus der Capcolonie.

Die Colonialregierung ist bestissen, ihr Gebiet mehr und mehr wissenschaftlich erforschen zu lassen. Ihr Staatsgeognost ist in der Mitte des Octobers 1872 nach Capstadt zurückgekommen, nachdem er binnen etwas mehr als vier Monaten eine Strecke von etwa 4000 Miles zurückgelegt hat. Er ging von der Hauptstadt nach West-Victoria, dann nach Hopetown und Priesta, wo eine Abtheilung berittener Polizeisoldaten sich ihm anschloß. Er zog am Oranjeftrom abwärts bis zur Einmündung des Hartebeek, machte einen Abstecher nach Kenhart und Van Wyks Vlei und ging weiter nach Pella, Springbock und Port Nolloth. Dann kehrte er zurück über Buschman Land und Commissioners Salt Pan nach Fraserburg und Beaufort West; von hier fuhr er zu Wagen nach Capstadt. Sein Suchen nach Gold war vergeblich, auch fand er auf der ganzen Strecke keine Anzeichen anderer Metalle. — Der Leser wird finden, daß hier eine Menge neuer Ortsnamen angeführt werden; ihre Zahl mehrt sich mit jedem Jahre, weil die Ansiedelungen auch in den nördlichen Theilen des Gebietes zunehmen. Es darf nicht verwundern, daß man sie auch auf neueren Karten noch nicht alle eingetragen findet.

Handel und Verkehr haben im Jahre 1872 einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen. In den drei Monaten Juli bis und mit September hatten die Einfuhren 1,084,959 Pf. St. betragen gegen 696,107 Pf. St. im Jahre 1871. Die Ausfuhren waren von 841,995 Pf. St. auf 1,221,231 Pf. St. gestiegen.

Aberglauben bei den schwedischen Bauern.

F. Ein Correspondent von Töreboda, welches an dem Götacanal in Westergötland an dem Punkte liegt, wo die westliche Stammbahn denselben überschreitet und jetzt ein kräftig aufblühender Ort ist, schreibt in der Zeitung „Göteborgs Posten":

Viele meinen, daß der Aberglaube jetzt auf dem Lande ausgerottet oder ausgestorben sei, und man muß zugeben, daß die

Digitized by Google

letzten Decennien dem Aber- und Wohnglauben harte Stöße versetzt haben; nichtsdestoweniger giebt es noch Manchen, in welchem derselbe lebendig ist, und zwar nicht allein unter den eigentlichen Bauern, sondern sogar unter gebildeteren Leuten. Ein solcher Mann hier im Orte erzählte mir folgende Geschichte, von deren Wahrheit er völlig überzeugt war. „Mein Vater war der Besitzer einer ganzen Hufe in der Harde (Distrikt) Walle. Ein Bauer Namens Jakob besaß nur eine achtel Hufe, erhielt aber dennoch mehr Getreide als mein Vater. Die Ursache war die, daß Jakob Kobolde (Tomtegubbar) besaß, welche, nachdem mein Vater und Andere ihre Ernte eingebracht hatten, ihnen viel Getreide wegnahmen und in Jakob's Scheune brachten, wo sie dasselbe ausdroschen und in den Speicher ihres Besitzers brachten. An jedem Abende, den ich draußen war, hörte ich sie auf der Tenne dreschen; nur wenn ich ging, konnte ich sie deutlich hören, wenn ich aber stillstand, um besser lauschen zu können, so hörten sie mit der Arbeit auf; ging man in die Scheune, so sah und hörte man nichts. An einem Abende, da ich etwas beleidt (betrunken) nach Hause kam, ging ich an Jakob's Wohnhause vorbei und sah dort einen kleinen Alten, der kaum drei Fuß hoch zu sein schien, bekleidet mit einer grauen Jacke, grauen Beinkleidern und einer rothen spitzigen Mütze. Er ging nicht aus dem Wege und ich sagte daher: „Geh aus dem Wege, kleiner Knirps!“ Der Kobold antwortete: „Dir aus dem Wege gehen?“ Plötzlich wurde er so groß, daß er bis an das Wohnhausdach reichte, packte mich beim Kragen und warf mich hoch in die Luft, worauf ich auf den Misthaufen fiel, wo ich flecken blieb und um Hülfe rufen mußte, um wieder los zu kommen. Da die Kobolde fleißig waren und ihrem Besitzer Reichthum schafften, so mußten sie natürlich Lohn haben. Dieser bestand in der grauen Jacke, den grauen Beinkleidern, der rothen spitzigen Mütze, Butterbroten und einigen Schillingen, was an jedem Weihnachtsabende erlegt werden sollte. Unterließ man es, ihnen den Lohn zu geben, so suchten sie sich einen Dienst bei einem Andern und zogen weg von ihrem frühern Besitzer, wodurch er unbedingt an den Bettelstab gerieth.“

Ein Meister in seinem Handwerke, welcher die Erzählung mit angehört hatte und von welchem ich erwartete, daß er wenigstens einen kleinen Zweifel dagegen erheben würde, erzählte, er hätte ebenfalls etwas Aehnliches erlebt. Da der Erstere erwähnte, Jakob hätte auch mehr Milch und Butter gehabt als Andere, erklärte der Letztere, Jakob müßte auch Milchhasen gehabt haben, und theilte darauf mit, wie diese wunderbaren Wesen zubereitet werden. Man nimmt drei abgenutzte Schwerwische, drei alte Wischlappen, drei Holzspäne, welche an beiden Enden angezündet gewesen sind, und bindet Alles zusammen mit den ersten Fäden aus dem Aufzuge eines Gewebes. Dies wird nun ein lebendiges Wesen und heißt Milchhase. Alle Kühe, welche in der Nähe sind, werden nun hart gemelkt, sogar so, daß Blut kommt. Die Milchbütten des Besitzers werden dann gefüllt, aber sowohl die Milch als auch die Butter, welche man daraus bereitet, ist mit Blut untermischt; das sieht man aber nicht und kann es auch nur entdecken, wenn man ein Kreuz einschneidet. Dazu soll ein Messer angewendet werden, welches an den Abenden dreier Donnerstage fertig geschmiedet ist; wenn man damit die Milch oder die Butter bekreuzt hat, so sieht man Blut und Lumpen.“

Dergleichen Erzählungen werden immer noch von Bauern und, wie zuvor erwähnt, auch von Anderen geglaubt, und Mancher, der in den Verdacht gekommen ist, daß er Kobolde oder Milchhasen hat, muß dafür viele Unannehmlichkeiten ertragen.

* * *

— Die Mormonen in Utah waren im vorigen Jahre allerdings in der Klemme; die Bundesregierung hatte gedroht, der Polygamie und der Theokratie, als unvereinbar mit den Gesetzen der Union, ein Ende zu machen. Dann hat sie jedoch klein beigegeben, die Heiligen sind bis auf Weiteres ganz ungeschoren geblieben, und sie konnten im October ihre zweiundvierzigste Halbjahrsconvention der Kirche der Heiligen des jüngsten Tages“ mit allem Pomp abhalten. Dieselbe besteht aus der gesammten Oberpriesterschaft der Heiligen, deren gegen dreißigen Tausend versammelt waren. Das Tabernakel hat eine länglich runde Gestalt und Raum genug, um eine solche Menschenmenge fassen zu können. Die Hierarchie der Heiligen ist zahlreich. Als erster Präsident war Brigham Young da; man sah das Quorum der Zwölf (— Apostel —), den Patriarchen der Kirche, die Präsidentschaft der Siebenzigen, die Presidentschaft „of the Lake in Zion“ und die Präsidentschaft des Bischofthums. Diese Würdenträger hielten die Reden und erörterten mancherlei Gegenstände; die Menge hörte zu und wurde einige Mal zum Abstimmen aufgefordert; sie gab ihre Genehmigung einstimmig. Die Verhandlungen beschäftigten sich mit Instructionen und allerhand Erläuterungen; doch fehlte es nicht an eindringlichen Ermahnungen. Man redete über Handel, Finanzen, Politik, Geschäfte, soziale Angelegenheiten und Religion. Hauptsächlich wurde hervorgehoben, wie nothwendig es sei, den Zehnten richtig einzuliefern, denn dieser sei ein Hauptband für den Zusammenhang der Heiligen; er bringe Segen auf die, welche ihn zahlen, und Gefahr für das Seelenheil derer, welche rückständig bleiben. Er geht heute nicht mehr so frisch und glatt ein wie früher; deshalb wird er so dringend eingeschärft. Young tieß die Reichen, weil sie saumig seien, hart an. Es gebe Heilige, die das Glück nicht so gut ertragen konnten wie die Mißgeschick; aber auf die Säumigen werde „die Hand der Züchtigung“ fallen, denn Zehntengeben sei von Gott befohlen, sei demnach eine Pflicht. Manche Schafzüchter wurden hart angelassen, weil sie den Wollenertrag ihrer Herden nach außerhalb des Territoriums Utah verkauft und also die einheimische Tuchfabrikation gehörig beschädigt hätten. Auch die Putzsucht der Frauen wurde mit strengem Tadel belegt; Brigham eiferte gegen die eitlen Moden, die weder Hübsch noch wohlanständig seien. Nur allein einfache Kleidung ziere das Weib. Ferner wurde getadelt, daß viele Heilige Arzeneien nähmen und Aerzte aus Gentilenbett riefen; sie zeigten dadurch Mangel an Glauben, denn Gott heile die Kranken von selbst, wenn er wolle. Advocaten seien Nabulisten, Zungendrescher, Blutegel, schädlich, unnütz, eine Landplage, die man fern halten müsse. Daneben wurde über Seidenraupen, Kokosbereitung, gute Säße für das liebe Vieh, Kleidermachen, Kindererziehung und allerlei andere Dinge hin und her verhandelt, auch gebetet. Man sieht, daß das Programm recht bunt war. „Wir haben die Theokratie im Staatswesen und im Privatleben und eine Hierarchie in der Religion.“

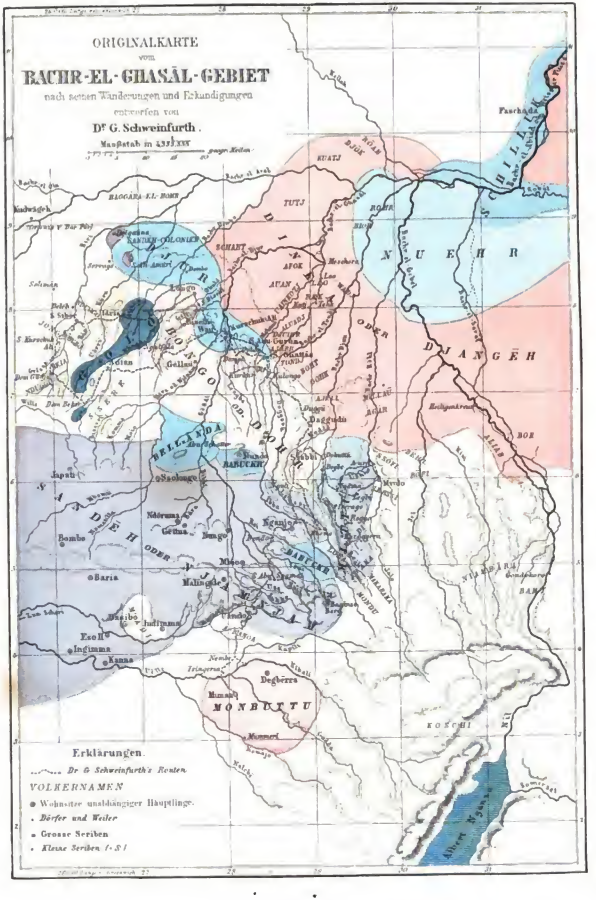
— Wieder eine Neuerung in Japan. „Sir Edmund Hornby und Lady Hornby haben beim japanischen Premierminister zu Mittag gespeist. Sie ist die erste europäische Dame, welcher eine solche Auszeichnung zu Theil wurde. Tempora mutantur.“ So schreibt der zu Yokohama erscheinende „Courier.“

Inhalt: Wanderungen in Lappland. Von Professor J. A. Friis in Christiania. (Mit fünf Abbildungen. — Bolzerskizzen aus dem Gebiete des Bache ei Ghalal. Von Georg Schweinfurth. Die Nimmiam. III. (Mit einer Abbildung.) (Schluß.) — Die Bedeutung von Payer's und Weyprecht's österreichischer Nordpolexpedition. II. (Schluß.) — Ein Opfer der Pacifibahn. Von Theodor Kirchhoff. — Chinesisch-arabische Beziehungen. — Aus allen Erdtheilen: Neue Nachrichten über die eingefrorenen Nordpolfahrer. — An den Wasserfällen des Mississippi. — Auf dem Gipfel des Fuji yama. — Der Vulcan von Albay auf Luzon. — Aus der Capcolonie. — Aberglauben bei den schwedischen Bauern. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google


ORIGINALKARTE
vom
BACHR-EL-GHASÂL-GEBIET
nach seinen Wanderungen und Erkundigungen
entworfen von
Dr G. Schweinfurth.
Maßstab in 1:3 000 000
geogr. Meilen
Erklärungen.
Dr. G. Schweinfurth's Routen.
VOLKERNAMEN
Wohnsitze unabhängiger Häuptlinge.
Dörfer und Weiler
Grosse Seriben
Kleine Seriben. I. S. I
MONBUTTU
NUEHR
DJANGĒH
NIAM-NIAM
NIAM-NIAM
SANDEH oder MOLEMBO
BELGEDA
BABUCKER
BABUCKER
MADDIR
MADDIR
TUTJ
BOHR
BOHR
BOR
BOR
KOSCHI
Albert Nyanza
Fashoda
Sobat
Bahr el Abiad
Bahr el Ghasâl
Bahr el Arab
Bahr el Djebel
Bahr el Zeraf
Bahr el Homr
Bahr el Homr
Bahr el Djur
Bahr el Djur
Bahr el Rek
Bahr el Rek
Bahr el Rek

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

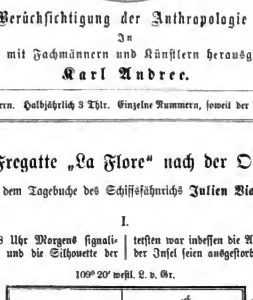
Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Expedition der Fregatte „La Flore" nach der Osterinsel 1872 *).

Aus dem Tagebuche des Schiffsfährichs **Julien Viaud.**

I.

Am 3. Januar 1872. Um 8 Uhr Morgens signalisirte die Wache Land im Westen und die Silhouette der Osterinsel begann sich leicht vom Horizont abzuheben; man sah sie schon auf ungeheure Entfernung, denn trotzdem wir sehr rasch segelten, langten wir erst Nachmittags bei derselben an. Man hatte und die sonderbarsten Berichte über dieses Eiland gegeben; sogar vor der dort herrschenden Menschenfresserei hatte man gewarnt und hinzugefügt, daß noch kürzlich die Eingeborenen sich dem Landen einer russischen Corvette widersetzt hätten, die in der Cookbai vor Anker lag. In Valparaiso wieder, von wo wir ausgesegelten, hatte man uns dagegen gesagt, es lebten auf Rapa-Nui, dass ist der eintheimische Name der Insel, nur wenige armselige, furchtsame Wilde, die sich von Flechten und Tangen nähren. Am verbreitesten war indessen die Ansicht an Bord, die Eingeborenen der Insel seien ausgestorben, und diese bilde jetzt nur eine große Einöde, auf welche die alten kolossalen Steinbilder in ernster Majestät herabschauten.



Karte der Osterinsel.

Unterdessen kamen wir dem geheimnißvollen Eilande näher und näher; wir erkannten, verschleiert durch den Nebel, die röthlichen Krater, an denen keine Spur von Vegetation zu entdecken war. Einer derselben zeichnete sich durch besonders regelmäßige Gestalt aus. Um vier Uhr Nachmittags warf die „Flore" in der Cookbai Anker, und zu unserm großen Erstaunen ruderte ein Walfischboot sofort auf uns zu, in dem ein alter Däne saß. Also ein Europäer, ein echter, begrüßte uns zuerst. Er war der einzige Weiße, der jetzt auf der Insel lebte, und hierher von dem reichen Pflanzer Bader auf Papeiti (Gesellschaftsinseln) gelichen Aufenthalt des Missionärs Eyraud auf derselben mit. Wir bitten nachträglich in diesem Aufsatze zu corrigiren, daß der holländische Seefahrer Jakob Roggeveen nicht, wie dort in Folge eines

*) Bereits zweimal gaben wir im „Globus" Schilderungen von der einsam in der Wasserwüste des östlichen Stillen Oceans gelegenen Osterinsel. Band X, S. 313 theilten wir den neunmonat-

Digitized by Google

Hütte eines Häuptlings von der Osterinsel. Nach einer Zeichnung von Viaud.

Digitized by Google

schickt, um süße Bataten auf der Osterinsel anzubauen. Der alte Däne war übrigens ein recht naiver Mensch, er hoffte, daß wir ihn als König der Osterinsel anerkennen würden. Die Bevölkerung, welche einst sehr zahlreich gewesen, sei durch Erdbeben und allerlei Unglück decimirt worden, sagte er, und heute lebten dort nur 300 bis 400 Eingeborene.

Auch ein eingeborener Ruderer, Petero mit Namen, kam an Bord; ausgenommen einen Schurz von Maulbeerbaumfasern war er nackt, klein, nervös und beweglich. Seine Haare haben einen eigenthümlich röthlichen Anstrich, etwa so wie die Perrücken der Inkamunien; sie sind mit Federn besteckt, welche tief in die mit Schorf bedeckte Stirn herabhängen. Er scheint 25 Jahre alt zu sein und ist hübsch gebaut. Seine großen Augen blicken traurig; die dicken Lippen sind blau tätowirt. Petero blieb den Abend an Bord; er tanzte uns etwas vor und sang seine heimischen Lieder.

Am 4. Januar. Heute früh, bei frischer Witterung, ruderten wir nach der Insel. Petero erwartete uns; auf sein Geschrei kam eine große Anzahl von Eingeborenen herbei, und bald war der Strand mit ihnen bedeckt. Alle diese Menschen krochen aus so kleinen Hütten hervor, daß man kaum glauben konnte, lebende Wesen könnten in denselben hausen. Sie schwangen ihre mit Steinspitzen versehenen Lanzen, ihre Pagayen und alten Götzenbilder.

Tättowirter Häuptling von der Osterinsel.
Nach einer Zeichnung von Viaud.

Da stand ich nun inmitten der dahinschwindenden Wilden Rapanuis, von denen ich so viel gehört; das Boot ruderte zurück und ich war allein unter ihnen. Wohl erfaßte mich einige Furcht, indessen sie war unbegründet; diese meist traurig aussehenden Menschen thaten mir nichts; sie betrachteten mich mit großer Neugierde und schenkten mir kleine Idole. Dabei sangen und tanzten sie; die Melodien waren melancholisch. Dann nahm mich Petero an der einen, ein alter Häuptling an der andern Hand, sie führten mich fort und die ganze Bevölkerung folgte. Vor einer Baulichkeit, die an einen Felsen gelehnt war, hielt man still; der Eingang war außerordentlich klein, kaum 40 Centimeter breit und von zwei kleinen Idolen aus Stein gehütet. Man deutete mir an, einzutreten, was ich auch in der Weise vollführte, wie eine Katze in ein Loch schlüpft. Als ich mich auf einer Matte niedergelassen hatte, trat die Frau des Häuptlings und ihre Tochter ein.

Nachdem wir einige Zeit ohne zu reden neben einander gesessen, verabschiedete ich mich. Ich hatte genug des Schmutzes in dem elenden Loche gesehen, war wenig erbaut über das Aeußere der Frau des Häuptlings, während zwei junge Mädchen, die Marie und Juerital genannt wurden, mir schon besser gefielen.

Um neun Uhr erschienen unsere Leute vom Bord. Der Commandant bewundert die ethnographischen Schätze, welche ich unterdessen erhalten habe, und bittet mich, ihm auch ein paar kleine Götzenbilder einzutauschen; er giebt mir zu diesem Zwecke als Tauschwaare seinen Ueberzieher, für einen nackten Insulaner allerdings ein unschätzbares Stück; mein Freund, der alte Häuptling, überläßt mir dagegen seinen hölzernen Lieblingsgötzen, den er in seinen Schurz aus Maulbeerbaumbast eingewickelt hat. Ein anderer Häuptling trat mir gegen eine Schachtel mit schwedischen Zündhölzchen seinen Ohrenschmuck ab, welcher aus dem Rückenstachel eines Haifisches verfertigt war.

Die Behausungen, von denen ich jetzt gesprochen habe, acht oder zehn an der Zahl, liegen auf einem amphitheatralischen Abhange, der sich halbkreisförmig um die Bai von Hanga-Roa herumzieht. Hier ist man freundlich und zuvorkommend gegen uns. Wie wird es aber weiter oben auf der Insel sein, wo auf jahem Felsabhange ein anderer, mehr wilder Theil der Bevölkerung lebt? Dort sind alle Männer tättowirt, die Frauen sollen weiße Mäntel und Federkronen tragen. — Die Hütten sind im Grundriß oval, vier Meter lang und zwei breit; die Höhe beträgt anderthalb Meter; eingedeckt sind sie mit Laubwerk und Halmen. In jener des alten Häuptlings hausen nicht weniger als sieben Personen: er, seine Frau, seine zwei Söhne, seine Tochter, sein Schwiegersohn, sein Enkel; außerdem aber noch zahlreiche Hühner, mehrere Kaninchen und sieben Katzen. Wenn das Auge sich an das Düster im Innern gewöhnt hat, entdeckt es an den Wänden herabhängend kleine hölzerne Idole, die in Flechtwerk eingehüllt sind, Lanzen mit Steinspitzen, Pagayen, Federschmuck und dergleichen.

Auf meinen Wunsch führte mich Atamou, der Bruder des Häuptlings, nach dem Morai an der Cookbai. Als Morai bezeichnen die Eingeborenen die geheimnißvollen Steinmonumente der Insel, welche in malte Zeit hinaufzureichen scheinen. Eigentlich bedeutet Morai eine Begräbnißstätte; aber das Wort ist auch auf die alten Steinbilder übertragen worden, weil in der Vorstellung der Eingeborenen die Todten mit diesen Götzenbildern verschmelzen. Wir folgten dem Wege, welcher der Cookbai entlang zieht; Atamou zeigte mir die Ruinen eines Häuschens, in dem ein „Papa farani“ (französischer Pater, wohl Missionär Eyraud) gewohnt hatte, und erzählte mir eine lange Geschichte, die ich nicht verstand.

Druckfehlers mitgetheilt wurde, 1622, sondern am Ostermontage 1722 sie entdeckte und Paschen-Eiland (Osterinsel) nannte. Der Buccanier Davis war bereits früher, 1687, an ihr vorübergesegelt, hatte sie aber nicht besucht. — Band XVII, S. 248 gaben wir den Bericht Palmer's, der 1868 mit der Fregatte „Topaze“ die Osterinsel besuchte und besonders den alten Steinbildern bandelt. — Der hier vorliegende Aufsatz schildert die Eingeborenen wie sie heute leben, und ist besonders werthvoll durch die an Ort und Stelle aufgenommenen Abbildungen. Wir geben ihn auszugsweise.

Digitized by Google

Vor uns erhob sich jetzt ein kleiner Berg, der auf der einen Seite nach dem Meere, auf der andern nach einer Ebene auslänft. Atamon sagte mir: dies sei der Moai. „Wo sind denn die Statuen?“ Er weist auf die Erde. Jetzt erst bemerke ich, daß das, was ich für nackten Fels halte, ein kolossales Götzenbild ist. Es ist auf den Rücken gestürzt, ungeschlacht liegt es da, die großen Höhlen, welche die Augen vorstellen sollen, glotzen mich an. Und so liegt noch eine ganze Anzahl hier — alle sind umgestürzt und halb zerbrochen. Unterdessen wurde das Wetter schlechter und schlechter, schwarze Wolken erhoben sich; mein nackter Begleiter fürchtete den Regen, und so kehrte ich denn um, nachdem ich nur einen flüchtigen Blick auf die kolossalen Monumente hatte werfen können.

Als wir am Abend wieder in unseren Booten zur Fregatte hinüberfuhren, war der Strand außerordentlich belebt; man begleitete uns bis ans Boot, und hier erschien auch zum ersten Male die Frau des alten Dänen; sie war in bunte europäische Fetzen gehüllt und auf den Lippen leicht tättowirt.

Am 5. Januar. Wir begeben uns abermals nach der Insel und werden wieder von unseren Freunden herzlich willkommen geheißen: „Ja orana tayo,“ sagen sie. „Immer Freunde.“ Es gelang mir, einen kleinen Götzen, der mit Federn besetzt war, einzuhandeln, aber für ihre Federkronen verlangten die Häuptlinge so enorme Preise, daß ich auf deren Erwerbung verzichten mußte. Da Geld auf der Insel unbekannt ist, wollten sie im Tausche nicht weniger als meinen Mantel, meine Weste und Hosen haben. Dann gingen wir in die Wohnung Schmidt's, des alten Dänen; es ist ein altes, ziemlich geräumiges Missionärhaus mit Veranda und Garten. Dieser „König“ war nicht zu Hause, aber seine Frau, die uns von Weitem erblickt hatte, warf sich in ihre besten bunten Fetzen, und bot uns einen Trunk frischen Wassers. Das ist eine Seltenheit auf der Osterinsel, denn frisches und gutes Wasser ist nur nach starken Regengüssen häufig, und sonst behelfen sich die Eingeborenen mit dem Wasser in den Tümpeln der Krater, z. B. in jenen des Rano-Rau. Aber oft wird das süße Wasser faulig und dann sind Kräuter, süße Bataten ꝛc. das einzige Mittel, um den Durst zu stillen. An Fleischnahrung fehlt es übrigens nicht, da die Kaninchen sich sehr stark auf der Insel vermehrt haben; die Eingeborenen verhandeln sie gern, und die gewöhnliche, von den Matrosen eingeführte Tare ist eine Nadel für ein Kaninchen.

Tättowirter Eingeborner der Osterinsel.
Nach einer Zeichnung von Viaud.

Der eigentliche Grund unserer Expedition war, eine jener alten Steinbildsäulen für das Museum des Louvre mitzunehmen, und zu diesem Zwecke rückten hundert Matrosen unter der Führung des Lieutenants Rodolphe aus. Alle Eingeborenen strömten herbei, um dabei behülflich zu sein; sie tanzten, sie sangen, sie machten einen wahren Höllenlärm und verfuhren bei dem Umstürzen der Heiligthümer gerade so vandalisch wie wir. Nur ein alter Häuptling blieb mit trauriger Miene bei Seite stehen, er schien der einzige zu sein, den die Niederwerfung der Statuen betrübte. Im Verlaufe einer Stunde war Alles geschehen, die Statuen waren umgestürzt und zerbrochen und eine wurde ausgewählt, welche in der Zukunft im Louvre zwischen den assyrischen und ägyptischen Kolossalwerken figuriren sollte *).

*) Nach diesem Berichte scheinen die Franzosen mehr Statuen zertrümmert zu haben, als nothwendig war. Die Engländer vom „Topaze“ begnügten sich mit zwei Köpfen, welche jetzt im britischen Museum stehen. A.

Digitized by Google

Die Altgläubigen und die Secten in Rußland.

I. Der Raskol.

Die ruſſiſchen Zeitungen melden ſeit einiger Zeit, daß die Geiſtlichen der orthodoxen Staatskirche ſich große Mühe geben, die von ihr Abgefallenen wieder zum wahren Glauben zurückzubringen; es wird hervorgehoben, daß dieſe Beſtrebungen nicht ganz ohne günſtigen Erfolg geweſen ſeien. Das iſt immerhin möglich; wenn aber der neueſte „Statiſtiſche Almanach des ruſſiſchen Reiches“ die Zahl der „Ketzer“ auf 926,631 Köpfe annimmt, ſo entſpricht dieſe Angabe durchaus nicht den Behauptungen, welche von Anderen aufgeſtellt werden.

Auch Rußland wird von religiöſen und kirchlichen Zerwürfniſſen und Wirren heimgeſucht, und dieſelben erſcheinen auch in Bezug auf die ſtaatlichen Verhältniſſe nicht unbedeutlich, weil die Gegner der amtlichen „orthodoxen“ Kirche, deren Oberhaupt der Kaiſer iſt, ſich in einer ſehr feindlichen Oppoſition befinden, und manche der zahlreichen religiöſen Secten einen geradezu ingrimmigen Haß gegen die beſtehenden Gewalten hegen. Die orthodoxe Kirche wird unterwühlt, und ein ſo tiefer Riß geht durch das ganze kirchliche Leben, daß vielfach behauptet wird, die volksthümliche Kirche ſei jene der Altgläubigen; dieſe iſt ſo mächtig, daß von einer Unterdrückung keine Rede ſein kann.

Altgläubiger Kaufmann erſter Gilde.

Der Engländer Hepworth Dixon, welcher gerade den kirchlichen Verhältniſſen beſondere Aufmerkſamkeit zuwandte, ſchreibt: „Man hat die Altgläubigen bald verfolgt, bald hat man ihnen geſchmeichelt; man überwacht ſie, man giebt ſich Mühe, ſie zur Staatskirche herüberzuziehen, aber eine Zählung wagt man nicht.“

Wir finden nun in der deutſchen St. Petersburger Zeitung vom 25. October a. St. (6. November) 1872 die oben erwähnte Zahl, 926,631, für die Geſammtheit der Ketzer angegeben, während für die Orthodoxen 53,169,179 Köpfe angenommen werden. Demnach wäre noch nicht der fünfzigſte Menſch ein Ketzer. Dagegen ſagt Dixon (1869): „Ein Biſchof, der viel in Rußland umhergereiſt iſt, nimmt die Zahl derſelben auf zehn bis zwölf Millionen an, und ein Staatsminiſter verſicherte mich, daß ſie auf ſechszehn bis ſiebenzehn Millionen veranſchlagt werden könne. Ein Pope aus Kem ging noch weiter, er ſagte mir: zum alten Glauben bekannt ſich wohl die Hälfte aller Ruſſen, und wenn Freiheit des Cultus geſtattet wäre, würden drei Viertheile ihm angehören.“

„Meine perſönlichen Beobachtungen beſtätigen das. Ein Deutſcher, Lutheraner, der ſeit etwa dreißig Jahren in Rußland lebt, ging ſo weit, zu behaupten, daß vielleicht vier Fünftel entweder Altgläubige ſeien oder doch zu ihnen ſich ſchlagen würden, ſobald die Regierung es geſtatte. Ich meinerſeits bin der Ueberzeugung, daß die Altgläubigen das eigentliche, wahre ruſſiſche Volk ſind, während die Orthodoxen nur eine Secte bilden, zu welcher die Edelleute und die Geiſtlichen gehören. Die Bauern im Norden, die doniſchen Koſacken, die Hälfte der Bewohner von Jiſchni Nowgorod und Kaſan und die meiſten Moskauer Kaufleute haben den alten Glauben bewahrt. Die reichſten Leute in Rußland, Fürſten und Generäle ausgenommen, welche von der kaiſerlichen Gunſt abhängig ſind, gehören zu den Altgläubigen, ebenſo die meiſten Induſtriellen. In Moskau gehören auf dem Bazar die meiſten Buden den Altgläubigen; dieſe haben an der Univerſität die meiſten Freiſtellen geſtiftet, ſie unterhalten manche Spitäler. Mir ſagte Jemand: Bei uns Ruſſen

Digitized by Google

Ein Pope im Ornat.

Digitized by Google

Ein Altgläubiger.

Digitized by Google

ist der Ritual sehr verschieden; wir haben dergleichen für den Palast, für die Klöster, für die Soldaten; er ist prachtvoll und pomphaft für Kaiser und Fürsten, aber der paßt nicht für die Fischer am Weißen Meere."

Der Altgläubige ist in der Religion wie im täglichen Leben einfach und hängt am Alten, er ist hartnäckig conservativ, widersetzt sich jeder Neuerung, gleichviel ob sie gut oder nicht gut sei. Was seine Väter nicht kannten, das taugt ihm nichts; sie thaten keinen Zucker in den Thee, also unterläßt auch er das; sie kannten kein Gas, also giebt ihm dasselbe Anstoß. Er ist dem regierenden Hause so feindlich gesinnt, wie der Staatskirche; diese ist ihm vom Satan, der kaiserliche zweiköpfige Adler ist das Sinnbild des bösen Geistes und die autokratische Regierung gilt ihm für gleichbedeutend mit dem Antichrist." —

Die große Spaltung fand in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts statt. Damals erschien im Solowetskischen Kloster im Weißen Meere ein Mann von etwa 40 Jahren, um vor dem Schrein des heiligen Philipp zu beten. Dieser Pilger mit mürrischem Gesichtsausdrucke war ein Bauernsohn aus der Gegend von Nischni Nowgorod; er hatte eine Frau, mit welcher er jedoch nicht zusammen lebte. Früher hielt er sich längere Zeit in einem Kloster auf und der Cölibat sagte ihm zu; deshalb überredete er auch seine Frau zum Eintritt in ein Nonnenkloster und ging dann auf die Wallfahrt. Auf der Insel Anferst nahm er das Mönchsgewand und nannte sich von da an Nikon. Er war sehr sanftsichtig; die Mönche konnten es nicht mehr mit ihm aushalten, brachten ihn auf ein Schiff, gaben ihm Wasser und Brot und thaten ihm zu wissen, daß er sich nicht unterstehen dürfe, wieder zu kommen. Durch Sturm wurde sein Nachen an ein Felseneiland im Onegabusen getrieben; dort pflanzte Nikon ein Kreuz auf und gelobte, der Jungfrau Maria eine Capelle zu bauen, falls sie ihm den Weg zum Glücke bahne. Dann zog er landein und wurde Prior einer Eremitengruppe am See Koschesersk im heutigen Gouvernement Olonetz, erhielt eine Sendung an den Czar Alexis und diesem gefiel er. Das Glück war da, und im Verlaufe weniger Jahre wurde Nikon Archimandrit, Bischof, Metropolitan und zuletzt Patriarch. Neben der Geschmeidigkeit eines Höflings bethätigte er despotischen Eigensinn; er umgab sich mit Pomp, trug seine Eitelkeit zur Schau und setzte sich in der Moskauer Kathedrale auf einen Thronsessel, dicht neben den Kaiser. Die äußere Pracht, welche der byzantinische Clerus entfaltete, war ganz nach seinem Sinne, und er führte sie in Moskau ein. Schreiber, welche er nach den Klöstern auf dem Berg Athos geschickt hatte, brachten von dort Abschriften alter, authentischer Kirchenbücher mit zurück. Nikon ließ diese heiligen Bücher übersetzen und sie mit den in der moskowitischen Kirche gebräuchlichen vergleichen. Dadurch stellte sich heraus, daß diese letzteren viele Irrthümer enthielten und daß eine neue, genaue Ausgabe der Schrift und des Rituals nöthig sei.

Das war so weit ganz gut. Aber der Patriarch verstand kein Griechisch, und als die Uebersetzung fertig war, sollte diese allein gültig für die Kirche sein. Die Geistlichkeit remonstrirte, aber Nikon gab dem Czar die Entscheidung anheim. Den Priestern mißfiel eine solche Einmischung der weltlichen Gewalt; der Herrscher erklärte sich für Nikon und half demselben zur Durchführung seines Plans. Aber nun regte sich eine starke Opposition in Dörfern und Städten, in Kirchen, Klöstern und auch in Concilen, Bauern wie Popen wollten von den Neuerungen nichts hören und nichts wissen, das alte Ritual war ehrwürdig, und man war mit demselben zufrieden, die Kirchenmusik, wie sie bis dahin gewesen, Allen lieb und werth, — weshalb taktete man sie nun an? Der neue Text der Gebetformeln war aus fremden Büchern entlehnt; Nikon sagte, derselbe sei besser als der alte, aber wie und woher konnte er das denn wissen? Er war ja nicht einmal Gelehrter und verstand kein Griechisch, hatte nicht einmal eine Schule durchgemacht.

Der Patriarch griff zu Gewaltmaßregeln; nachdem er das alte Ritual abgeschafft, nahm er auch Aenderungen an der Gestalt des Kreuzes vor, gab eine neue Formel für das Segensprechen, und die Hostien wurden anders gebruckt. Der Beschl des Czaren, der seine Ahnung hatte, wohin das Alles führen werde, hieß gut, was der Patriarch wollte: neue Schriften, neues Ritual, neues Kreuz, neue Segensformeln. Sie sollten für alle Kirchen und Klöster gelten, der von Nikon vorgeschriebene Cultus war nun amtlich als orthodox geboten.

Dadurch wurde die Kirche in unheilbare Zerrissen. Bald nach Nikon's Tode schaffte der Czar das Patriarchat ab, die Kirche sollte im Staate aufgehen, sie wurde eine politische Anstalt, und die weltliche Gewalt verwaltete sie. Den Glauben und das Gewissen zu regeln. Von Bibelstellen und freier Meinung wollte sie nichts wissen; die Gegner der Neuerungen wurden verfolgt. Mit Nikon, so sagen sie, begann das Reich des Antichrists. —

„Wie man den Juden auf den ersten Blick erkennt, so auch den Altgläubigen der unteren Classen. Da saß in einer Schänke ein Mann allein am Tische; mein russischer Begleiter sagte mir: Da ist einer. — Woraus schließen Sie das? — Sehen Sie nicht, wie er die Aexseln über die Kartoffeln (— sie sind eine Neuerung —) zuckt, die in der Schüssel liegen? Auch nimmt er keinen Zucker zum Thee, und ich glaube, daß er auch keinen Tabak raucht. Ein Altgläubiger, namentlich im Norden, enthält sich aller dieser Dinge; in Moskau und anderen großen Städten hält man es damit nicht so streng, und die dortschen Kosacken haben keine strenge Praxis. Diese sind fast alle Raskolniks, Altgläubige, und es ist dem Kaiser Nikolaus trotz aller Bemühungen nicht gelungen, sie orthodox zu machen. Die Hetmane unterwarfen sich, äußerlich, dem Willen des Czaren, und manche Kosacken ließen sich bestimmen, wenigstens in eine Kirche zu gehen, aber die überwiegende Mehrzahl blieb unerschütterlich."

Neue Ausgrabungen auf der Insel Cypern*).

Kürzlich ging durch die Blätter die Nachricht, daß die Amerikaner für das neubegründete Museum in Neuyork eine Sammlung von cyprischen Alterthümern im Werthe von etwa 70,000 Dollars erworben hätten. Eine der herrlichsten Sammlungen, die je auf der berühmten Insel zusammengebracht wurde, vielleicht kostbarer als alle, welche die europäischen Museen besitzen, wanderte leider über den Ocean, wo jetzt für blanke Dollars so Manches aufgehäuft wird,

*) Nach der „Saturday Review", 7. December 1872.

Digitized by Google

was im wissenschaftlichen Interesse besser in Europa geblieben wäre.

Die Sammlung des Generals Cesnola, diese ist es, welche nach Neuyork gelangte, kann nur im Zusammenhang mit der Geschichte Cyperns verstanden werden, und auf diese wollen wir daher einen ethnographisch und archäologisch orientirenden Blick werfen. Als Cypern das Reich der ägyptischen Denkmäler aus der 18. Dynastie oder das Caphtor des alten Testamentes war, bleibt ungewiß, doch muß seine Civilisation jedenfalls in eine sehr frühe Zeit zurückgereicht haben. Seine Kupferminen und guten Häfen an der Südküste zogen die seefahrenden, handeltreibenden Phönicier an, denen das schöne Eiland vor der Thür lag: Citium (das biblische Chittim, berühmt wegen seiner Schiffe), Paphos und Amathus waren die Hauptniederlassungen der Phönicier, die wir und wohl nur als große Handelsfactoreien vorzustellen haben, ohne eigentliche Colonien weit im Binnenlande; denn die Phönicier waren wesentlich seefässig. In späterer Zeit erst folgte eine hellenische Einwanderung, die sich namentlich an der nördlichen und westlichen Seite der Insel niederließ. Aber auch eine dritte Race war auf Cypern vorhanden, wie die neuerdings von George Smith (vom britischen Museum) entzifferten Inschriften beweisen. Das Alphabet dieser Inschriften enthält nur wenige griechische Buchstaben, gleicht aber im Wesentlichen dem lykischen. Auf den etwa zwischen 500 und 400 v. Chr. geschlagenen cyprischen Silbermünzen wird dieses Alphabet indessen mit Ausschluß alles Griechischen benutzt, während man noch keine griechische Münze auf der Insel fand, welche in ein so hohes Alter zurückreichte. Die Sprache der cyprischen Inschriften scheint indessen eine der griechischen verwandte gewesen zu sein, sie glich in dieser Beziehung etwa dem Phrygischen und anderen kleinasiatischen Sprachen. Wahrscheinlich ist, daß die Race, welche diese Sprache redete, von Cilicien her kam und wohl phrygischer Abkunft war; hier wollen wir sie einfach als eingeborene Cyprer bezeichnen, im Gegensatz zu den eingewanderten Phöniciern und Hellenen.

Cypern war in den ältesten historischen Zeiten in neun oder zehn kleine Königreiche getheilt; doch weiß man nicht, wie diese in nationaler Beziehung beschaffen waren, wie Cyprer, Hellenen und Phönicier in denselben sich schieden oder mischten. Nach den Münzen und Inschriften zu schließen, überwogen, was auch natürlich ist, die Eingeborenen der Zahl nach, während auf hellenischer und phönicischer Seite die höhere Intelligenz war. Kann Cypern mit dem Reiche der Hieroglyphen identificirt werden, so hatte sein Zusammenhang als Tributthal mit Aegypten aus der Zeit Thothmes des Dritten. Citium und vielleicht auch andere phönicische Städte zahlten schon vor der Zeit König Salomo's (1000 v. Chr.) Tribut an Tyrus. Nachdem die phönicische Macht auf dem Festlande von den Assyrern zerstört war, folgte auch bald die Unterwerfung von Cypern. Im achten Jahrhundert v. Chr. fanden sieben cyprische Könige Gesandte an den assyrischen König Sargon und unter dessen Nachfolger Esarhaddon wurde Cypern Assyrien tributpflichtig.

Diese neuerdings aus den Keilschriften geschöpften Thatsachen wurden durch die Entdeckung eines Monolith mit Inschriften bestätigt, der 1846 bei Citium gefunden wurde und sich im Berliner Museum befindet; auf ihm steht Sargon's Name in Keilschrift. Nach dem Zerfall des großen assyrischen Reiches blieb Cypern, nachdem zuerst Amasis es erobert und dann Kambyses, unter persischer Herrschaft, bis Evagoras, 410 v. Chr., König von Salamis, das persische Joch abwarf.

Mit diesen Hauptdaten der cyprischen Geschichte vor Augen wird es leichter, die Denkmäler der Insel, die jetzt ausgegraben wurden, zu verstehen. Vor noch nicht dreißig Jahren war es die monolithische Stele des Sargon, welche im hohen Grade die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher erregte. Das Berliner Museum war so glücklich, den kostbaren Schatz zu erwerben, und Forscher wie Ludwig Roß, de Vogüé, Waddington und Andere begannen die vernachlässigte Insel zu untersuchen. De Vogüé durchforschte theilweise den Boden, von dem General Cesnola so reiche Beute erhielt, und war der erste, welcher noch aufgefundenen phönicischen Inschriften ihn mit der Lage des alten Golgos identificiren konnte.

Die Erforschung einer Nekropole bei Dali (Idalium) führte zur Entdeckung weiterer Alterthümer, die nun in den Museen von Berlin, London und Paris sich befinden und dort von den Alterthumsforschern bewundert werden. Weitere erfolgreiche Ausgrabungen machten Lang und Cesnola. Ersterer untersuchte 1868 den Tempel zu Dali im Mittelpunkte der Insel und war so glücklich, dort zwei Schätze von altcyprischen Silbermünzen, sowie einige cyprische und phönicische Inschriften zu finden. General Cesnola traf auf die richtige Lage des Tempels von Golgos, welche de Vogüé verfehlt hatte, und förderte hier eine große Anzahl von Statuen und Statuetten zu Tage. Bei beiden Tempeln aber, zu Dali und Golgos, wurde noch ein ganzes Museum von Basen, Terracotten, Gläsern und Bronzen aufgefunden. Ein eingehender Bericht über diese bedeutenden Entdeckungen von Lang und Cesnola steht noch aus; unterdessen können wir wenigstens einen kurzen Ueberblick über das wichtigste bisher Gefundene geben.

Fast alle bisher auf Cypern gefundene Sculpturen sind in jenem Kalkstein ausgeführt, der in den meisten phönicischen Niederlassungen am Mittelmeer für diesen Zweck im Gebrauche war. Die cyprischen Sculpturen bestehen zumeist aus einzelnen Figuren, die von Kolossalgröße bis zu kleinen Statuetten variiren. Die größeren Statuen standen auf Piedestalen in Reihen; doch fand man weder zu Dali noch zu Golgos irgend ein Anzeichen, daß die Bildhauerwerke im Zusammenhange mit der Architektur zur Verzierung der letzteren benutzt wurden. Ja, die Seltenheit der Baureste an beiden Plätzen überhaupt leitet uns auf die Vermuthung, daß die Structur beider Tempel hauptsächlich aus Holz bestand. Nach dem Charakter der Statuenköpfe zu urtheilen, von denen einige sich besonders frisch und gut erhalten haben, waren es wahrscheinlich Porträts von Königen oder Priestern. Die übrigen stellen Gottheiten vor, unter denen der Typus eines Herakles unterscheiden werden kann, etwa so, wie er in ältteren hellenischen und etruskischen Darstellungen vorkommt. General Cesnola nimmt an, daß der Tempel zu Golgos der Aphrodite geweiht war, und viele weibliche und androgyne Figuren, die hier wie in Dali gefunden wurden, sind entweder Localgottheiten von aphroditischem Typus oder mit ihrer Verehrung verknüpft. Wie sehr auch diese Typen unter heimisch cyprischem Einflusse modificirt worden sein mögen, so ist doch anzunehmen, daß der Cultus, auf den sie sich beziehen, von den Phöniciern stammte.

Die auf Cypern gefundenen Sculpturen zeigen verschiedene Stilarten, welche allerdings classificirt werden können, ohne daß jedoch eine genaue Chronologie derselben — bis jetzt wenigstens — durchgeführt werden könnte. Da sind zunächst die Statuen, die sich als Nachahmung griechischer Werke erweisen, kenntlich durch eine Schwäche in der Modellirung, wie sie nichthellenischen Künstlern eigen ist, welche mit einem Material arbeiten, welches ungeeignet für große Schärfe und Feinheit ist. Einige dieser Statuen datiren bis in die Zeit des Evagoras zurück, aber viele sind wohl erst nach der macedonischen Eroberung entstanden.

Digitized by Google

Man kann sie Werke pseudohelleinischer Kunst nennen; unter ihnen befinden sich einige, bisher noch nicht identificirte Porträtfiguren. Eine zweite Art von Figuren erscheint wie mechanische Reproduction eines noch ältern Typus, ausgeführt mit conventionellem Manierismus. Diese Classe kann man als die pseudoarchaistische oder hieratische bezeichnen; unter der Einwirkung und Macht religiöser Genossenschaften wurde dieser Stil wohl in Cypern bis zu einer verhältnißmäßig späten Periode erhalten. Die Figuren dieses hieratischen Stils stellen viele neue Typen dar und zeigen einige merkwürdige Einzelheiten in der Tracht. Es sind meistens kleine, tragbare Statuetten, welche uns an jene kleine Aphroditefigur erinnern, die, wie wir beim Athenäus lesen, nur eine Spanne lang war. Ein Kaufmann, der nach Naukratis segelte, kaufte sie in Paphos und ihre Gegenwart an Bord rettete das Schiff bei einem Sturme.

Nachdem man diese beiden Classen ausgeschieden hat, bleiben noch einige wenige Statuen und Köpfe übrig, die älter als beide sind und die man als die älteste bezeichnen kann. Von dieser Art hat Golgos schönere Exemplare als Dali geliefert. Man erkennt unter ihnen sofort auf den ersten Blick Figuren, die unter ägyptischem Einflusse entstanden sind und wohl ägyptische Könige darstellen. Die Eroberung Cyperns durch Amasis, der Handel zwischen Aegypten und Cypern, welcher schon zu den Zeiten Psammetich's des Ersten oder noch früher begann, mag diese Erscheinung theilweise erklären; zu erwähnen ist auch, daß mehr als eine der Statuen von Golgos uns an die Kunst der 15. Dynastie gemahnt. Die noch übrigen Exemplare der ältesten Classe zeigen eine gewisse Familienähnlichkeit mit der frühesten griechischen Kunst; am deutlichsten beweist dieses der kolossale Herakles in der Ceznola-Sammlung, an dessen Plinthe die Geschichte des Geryon in Basrelief gemeißelt ist. Noch griechischer ist die Figur eines knieenden Bogenschützen, auch von Golgos.

Bei diesen letzteren Werken zeigen sich wieder Eigenthümlichkeiten, die uns an assyrische Kunst erinnern, wie die conventionelle Anordnung des Haares und Bartes. Aber, diese Anklänge auch zugegeben, so ist doch zu constatiren, daß der ganze Typus der Gesichter, die Einzelheiten der Tracht, gewisse technische Eigenthümlichkeiten alle zu demselben Schlusse führen, daß wir es hier mit einem localen Stile zu thun haben, der im Zusammenhange mit der heiligsch-cyprischen Race studirt sein will, jener Race, deren Sprache Homer „barbarisch" genannt haben würde, deren Alphabet, wiewohl es einige griechische Buchstaben enthielt, hauptsächlich aus nicht-hellenischen Quellen floß und deren Nationalität noch fortbestand, als ihre ägyptischen, assyrischen und persischen Eroberer schon wieder dahingegangen waren. Diese cyprische Race, wie sie in ihren Sculpturen erscheint, zeigt ein hageres Gesicht, zurücktretende Stirn, außergewöhnlich scharfe und vorspringende Lippen und Kinn, zugespitzte Nase. Das feine stereotype Lächeln, das bei frühhellenischen und etruskischen Werken (z. B. bei den Argineten) charakteristisch ist, ist auf den cyprischen Gesichtern zu einer grotesken Grimasse verzerrt. Stets ist bei diesen Statuen der Körper theilweise bekleidet, nie gänzlich nackt, wie bei den ältesten griechischen Werken. Die Modellirung ist, mit altgriechischen Bronze- oder Marmorwerken verglichen, roh und ungeniß und der Proportionssinn, bei den Griechen so entwickelt, erscheint außerordentlich mangelhaft bei den cyprischen Künstlern.

Außer diesen Hauptwerken ließe sich noch viel über die kleinern aufgefundenen Werke sagen. Die thönernen Vasen, deren phönicischer Ursprung durch Inschriften auf denselben sichergestellt ist, die kleinen Terracotten, die wie Kinderspielzeug der alten Cyprer erscheinen, und die Metallarbeiten wären hier zu erwähnen. Unter den letzteren sind zwei silberne Gefäße, die bei Citium gefunden wurden, durch Reliefzeichnungen ausgezeichnet. Sie stehen nun im Louvre und rühren wohl von phönicischen Künstlern her.

Diese cyprischen Funde, setzen wir dem Berichte hinzu, sind auch für die Völkerkunde von Wichtigkeit. Sie bestätigen und ergänzen das, was wir aus der Geschichte über die Racenmischung der Insel wissen, die in einem Winkel des Mittelmeeres an einer Stelle liegt, wo, abgesehen von der heimischen Bevölkerung, hervorragende Repräsentanten der arischen und semitischen Völkerfamilie sich berührten und Ueberbleibsel ihrer Cultur zurücklassen mußten, die, gemischt oder auf einander folgend, der Insel ihren Charakter gab.

Aus den nordwestlichen Einöden Nordamerikas.

Ein Wort zu Gunsten der Hudsonsbai-Compagnie und ihres Systems. — Der Verkehr in den Einöden der Wald- und Prairieregion. — Das Eindringen der Weißen und seine Folgen. — Untergang der Indianer.

Wir schilderten neulich, in welcher Weise der neue Nordwesten in den Vereinigten Staaten bestedelt wird und wie die große Nordpacificbahn den Verkehr fördert. Heute wollen wir einen Blick auf die Region im Norden des 49. Breitengrades werfen, auf Manitoba und das Gebiet, welches der Saskatschewan durchströmt.

Der Leser möge einen Blick auf die Karte werfen. Er wird finden, daß von den Rocky Mountains nach Osten hin eine weite Ebene sowohl zum Eismeere wie zur Hudsonsbai abfällt, in welcher die Stromläufe Raum zu ausgedehnter Entwicklung finden. Theilweise sind sie, namentlich nach Norden hin, bis tief in den Frühling, Mai, ja Juni, mit Eis belegt, so der große Fischfluß, der Kupferminenstrom und auch der Mackenzie, welcher einen Lauf von 470 deutschen Meilen hat. Auch an ihm wie an den anderen Gießen, welche jene nordische Einöde durchziehen, und an den großen Seen haben die Pelzhändler ihre Stationen, denn dort geht die Waldregion hoch hinauf.

Dagegen ist die nach der Hudsonsbai abfallende Ebene in ihrem obern Theile zumeist Prairieland. Dort ist Hauptstrom der Saskatschewan, dessen Gebiet etwa 22,000 deutsche Geviertmeilen umfaßt; er ist auf einer Strecke von 220 Meilen fahrbar. Seine beiden Arme dringen, ein weites Mesopotamien bildend, aus den Felsengebirgen hervor und bilden nach ihrer Vereinigung einen Strom mit großer Wasserfülle, der sich in den Winipeglee ergießt; diesen verläßt er als Nelson und mündet als solcher in die Hudsonsbai. Er gewährt mit seinen Verzweigungen eine bequeme Fahrbahn

Digitized by Google

für die Kühne der Pelzhändler. Am Nordarme liegen die „Forts“, d. h. Stationen, Carlton House, Augustus und Edmonton, am Südarme Chesterfield House.

Jene Wald- und Prairie-Einöden waren bis vor ein paar Jahren im Besitze der berühmten Hudsonbai-Gesellschaft. Sie ist die letzte der großen Monopolcompagnien gewesen, welche einst in der Geschichte des Handels eine so wichtige Rolle spielten; auch sie ist dem Zeitgeist erlegen, welcher dergleichen nicht mehr duldet. Aber factisch behauptet sie noch wie vor ein Monopol, welches ihr auch auf lange Zeit hinaus Niemand streitig machen kann; dasselbe wird ihr durch die geographischen Verhältnisse gesichert. Allerdings kann jetzt Jedermann in das „Rupertsland“ kommen, handeln, Pelzthiere jagen, wie es ihm beliebt. Die Compagnie, welche nicht mehr, wie früher, souveräne Gebieterin ist, darf es ihm nicht verwehren; sie ist aber nach wie vor eine Handelscompagnie, welche über große Mittel gebietet und das Herkommen für sich hat. Welcher Privatmann wäre im Stande, mit ihr zu concurriren und z. B. Güter bis an die Mündung des Mackenzieſtromes, oder an den Bären- und den Sklavensee zu schicken?

Es ist nicht etwa eine leichte Sache, eine Strecke von 500 deutschen Meilen durch Waldwüsteneien und schneebedeckte Steppeneinöden zurückzulegen. Die Entfernung von der Grenzstadt Pembina nach Fort Anderson am Mackenzie ist etwa so weit, wie von Tromsö in Norwegen nach Mekka in Arabien, und jene von der Ungamabai am Eingange zur Hudsonbai bis Fort Yukon in Alaska ist viel weiter, als von Berlin bis nach Samarkand oder Kaschgar. Auf dem ganzen weiten Gebiete vom 50. Breitengrade an ist die Compagnie auch heute Gebieterin. Sie nährt und kleidet die Eingeborenen; von den Eskimos an der Ungamabai bis zu den Loucheux (Schiel-Indianern) bei Fort Simpson leben alle Menschen nur von ihr. Das gilt auch von den Indianern, welche ihr Pelzwerk nach Fort Providence bringen, das in grauenvoller Einöde am Großen Sklavensee liegt.

Dorthin kommt zwei Mal im Jahre Nachricht aus der übrigen Welt in Briefschaften oder in Zeitungsblättern, 500 deutsche Meilen über schneebedeckten Böden. Das Gewehr, mit welchem dort der indianische Jagdnomade das Mutterthier (Elen) schießt, kam aus London oder Birmingham, die wollene Decke, in welche er sich hüllt, ist Gewebe aus England, sein Jagdmesser aus Sheffield, die Glasperlen, mit welchen er sich schmückt, sind aus Birmingham.

Bisher ist alljährlich ein mit Vorräthen für die verschiedenen Stationen beladenes Schiff von der Themse abgefahren. Es geht Anfangs Juni unter Segel, ist in der Mitte des Monats bei den Orkaden, im August erzwingt es den Eingang durch das Eis der Hudsonstraße und hat von Glück zu sagen, wenn es vor dem September an die Mündung des Nelson gelangt, wo die Hauptfactorei Fort York liegt. Dort löscht es und nimmt so rasch als möglich die dort angesammelten Pelzwaaren ein, um aus der Hudsonbai wieder herauszukommen, bevor dieselbe mit einer Eisdecke belegt ist. Viele Güter bleiben wohl ein Jahr lang in den Magazinen liegen, und was z. B. für Fort Simpson am Mackenzie bestimmt ist, gelangt dorthin auch weiteren zwölf Monaten. Dort erhalten die Hundsrippen- und Schiel-Indianer ihren Bedarf an allerlei Waaren gegen Pelzwerk. Für die Indianer ist das System der Compagnie sicherlich vortheilhaft; nachdem sie im Fortgange der Zeit mit allen Stämmen in gutes Einvernehmen gekommen war, litten diese nicht durch Gewaltthätigkeiten; sie schonte die Indianer, erhöhte Interesse, diese Jäger, welche ihr die Pelze liefern, zu erhalten. Man vergleiche nur einmal dieses Verhältniß mit den Zuständen in den Vereinigten Staaten, wo Alles darauf hinzielt, „das wilde Ungeziefer“ auszurotten. Man hat auch in dem Gebiete der Hudsonbai-Compagnie „freien Verkehr“ verlangt, und dieser ist nun auch gewährt worden. Was wird die Folge sein? Capitän Butler, der ein vortreffliches, schon früher von uns erwähntes Werk über das „große, einsame Land“ geschrieben hat, welches er durchwanderte, äußert sich so:

„Dieser freie Verkehr hat überall den rothen Mann vom Angesicht der Erde hinweggeschafft (er bedient sich ironisch des beliebten Ausdruckes improved). Freier Verkehr in den Pelzländern ist gleichbedeutend mit theueren Biber-, Marder-, Otter- ꝛc. Fellen, und er bedeutet auch schlechten Branntwein, Alkohol, Gift, und diese ihresgleiß bedeuten wieder Mord, Krankheiten, Blattern und Tod. Man kann sagen, daß diese Corollarien nicht nothwendig mit dem freien Verkehr zusammenhängen, der ja etwas so Reines, Schönes und Erhabenes sei. Ich aber sage, daß Branntwein, Gift, Mord, Krankheiten und Tod noch alle Mal dem freien Verkehr in den Pelzregionen gefolgt sind, und ich sehe nicht ab, wie dem künftighin anders sein solle. Die Hudsonbai-Gesellschaft hingegen will die Pelzregionen auf die Dauer nutzbringend erhalten; es liegt in ihrem Vortheile, das Wild nicht auszurotten, und ihren Jägern und Trappers angemessene Behaltungsregeln vorzuschreiben. Aber der Jäger des freien Verkehrs geht hinaus, um einige Jahre hinter einander Alles niederzuschießen, was ihm vor den Lauf kommt; er will Pelzwerk haben, so viel er irgend kann, ob für Andere etwas übrig bleibt, ist ihm vollkommen gleichgültig. Andere Handelscompagnien, in den Vereinigten Staaten namentlich, haben es versucht, mit den Indianern nach einem andern Systeme zu handeln, als die Hudsonbai-Compagnie thut, aber alle ohne Ausnahme sind gescheitert. Von Texas bis zum Saskatschewan haben sie lediglich dasselbe Ergebniß aufzuweisen: Ausrottung der Pelzthiere und theilweise oder gänzliche Vernichtung der Indianer.“

Zu Anfang unseres Jahrhunderts war die ganze Gegend zwischen dem nördlichen Red River und dem St. Lorenzstrom eine unbewohnte Wüsteneien. Heute finden wir dort die blühenden, schon volkreichen Nordweststaaten der Union, und nun bringen die Einwanderer immer weiter nach Norden hin. Denn, wir haben es schon in einem frühern Aufsatze angedeutet, der südliche Theil des sogenannten Rupertslandes, Manitoba eingeschlossen, ist fruchtbar und gesund. Im Jahre 1871 sind dorthin und bis an den Saskatschewan mehr als 2000 Leute gezogen, und 1872 ist die Einwanderung viel beträchtlicher gewesen. Vor fünf Jahren war weit und breit noch kein Dorf zu finden; heute kommt die Stadt Winipeg rasch empor; sie hatte im Sommer 1872 schon drei große Hotels, zwei Zeitungen, vier Kirchen und eine große Anzahl Kaufmannsläden. Von Europa nach Winipeg können Dampfer ohne Unterbrechung fahren, und es fragt sich, ob künftighin die Hudsonbai-Compagnie ihre Waaren nicht wohlfeiler und sicherer entweder direct an den Winipeg schickt oder auf den Eisenbahnen von Minnesota her. Dampfer fahren nun auf den Seen Manitoba und Winipeg, auf den Strömen Assiniboin und Saskatschewan. Die Great-Canadian-Pacific-Bahn wird von Osten her durch diese Gegenden ziehen.

Alles dieses zusammengenommen ist gleichbedeutend mit einer völligen Revolution. Wenige Jahre haben hingereicht, um in diesen eröffneten Gegenden die Indianerbevölkerung, namentlich durch die Blattern, zu decimiren. In der französischen Mission am Grand Lac hörte Capitän Butler von den dortigen Priestern, daß von 900 Köpfen bis zum Tage seiner Ankunft mehr als 300 von den Blat-

Digitized by Google

tern hinweggerafft seien und außerdem viele Kranke in den Hütten lägen. Dazu kommt das überaus brutale Verfahren, welches so viele Weiße sich gegen die Eingeborenen erlauben und wovon Butler schauderhafte Beispiele anführt (S. 268). Alles was er sah, drängte ihm melancholische Betrachtungen auf. Alles treibt den braunrothen oder vielmehr rothbraunen Mann dem Untergange der Sonne zu. Wer könnte die Stimme alle aufzählen, von welchen auch nicht einmal eine Spur vorhanden ist? Sie sind dahin! Die Namen einiger sind uns in der Benennung von Flüssen und Seen erhalten worden. Erie und Ottawa, Cayuga und Seneca erinnern an Völker, die vor 100 Jahren in ihrer Art zahlreich und stark waren. Aber nie zuvor und so lange der weiße Mensch überhaupt in diesem Norden aufgetreten ist, war das Verhängniß, welches auf den Indianer drückt, so schwer wie heute. Es ist nun, als ob die ganze weiße Welt sich gegen die Unglückseligen verschworen hätte, und ärgere Schandthaten als gerade in unseren Tagen sind auch früher nicht an ihnen verübt worden. Wenn auf der weiten Linie vom mexicanischen Golfe bis zur britischen Grenze ein Weißer ermordet worden ist, wenn die Indianer Pferde oder Ochsen gestohlen haben, — man hat sie um ihr Land und um die Büffel gebracht, — dann wird in allen Zeitungen darüber ein Zeter erhoben. Aber was die Indianer ihrerseits zu sagen haben, davon erfahren wir nichts. Die zahllosen Räubereien, die insamen Mordthaten, welche von den weißen Wilden an den rothen verübt werden, die werden nicht ans Tageslicht gezogen. Der Indianer hat keine Zeitungen und keine Telegraphen, welche sein Leiden und die an ihm verübten Schandthaten berichten.

„Mein Gott, was könnte ich nicht Alles berichten über die grauenvollen Handlungen, welche diese weißen Barbaren an den viel edleren Indianern verüben! Vom südlichen Texas bis zum nördlichen Montana kennt man nur ein vermeintliches Austunftsmittel: Schlagt den Indianer todt! Niemand fall und darf mir etwa einwenden, daß dem nicht so sei; ich würde ihm entgegnen, daß ich dergleichen mit eigenen Ohren hundertmal gehört habe; daß man sagte: Einem Indianer darf man nur trauen, wenn er todt ist. — Ein Yankeeoberst ließ in Nebraska gegen mich wörtlich verlauten: Jeder todte Büffel bedeutet einen Indianer, der nicht mehr sein wird."

„Ich will etwas erzählen, das für sehr smart galt. Einem Ladenkrämer in Helena City war etwas Zucker gestohlen worden. Am Abend vergiftete er eine Quantität Zucker und ließ die Thür offen; am nächsten Morgen fand man außerhalb der Stadt sechs todte Indianer. — Es ist dieselbe Geschichte überall, vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean. Erst erscheint der weiße Mann als willkommener Gast, den man ehrt; bald aber tritt er als habgieriger Jäger auf, als den Tod verkaufender Händler mit Feuerwasser und Gift, als Ansiedler, als Ausrotter."

Heute sind nur noch die Kriks (Creek) die einzige Indianergruppe, welche von den Weißen nach nicht schwer heimgesucht worden ist. Sie befinden sich bislang unbehelligt im Besitz ihrer Jagdgründe (— von der Hudsonsbai bis zu den Quellen des Mississippi —). Aber auch ihre Tage sind schon gezählt, denn bereits rauscht der Wiederbeil der Woge, auf welcher die Einwanderung nach Westen hinströmt, auch in ihre Einöden.

Die Giftschlangen Indiens.

r. d. Bei der großen Bedeutung, welche die giftigen Schlangen für den Menschen in Indien haben, erscheint es erklärlich, daß die indische Regierung denselben ihre Aufmerksamkeit zuwendet und Maßregeln zur Vertilgung des Ungeziefers ergreift, wie sie ja auch an der Ausrottung der nicht minder gefährlichen Tiger arbeitet. Als Grundlage aller Verordnungen und Maßregeln muß jedoch eine genaue naturwissenschaftliche Kenntniß der indischen Giftschlangen angesehen werden; eine solche fehlte bisher, ist aber nun durch das ausgezeichnete Prachtwerk eines indischen Arztes Dr. Fayrer geschaffen worden. Es führt den Titel: The Thanatophidia of India; being a description of the venomous Snakes of the Indian Peninsula; with an Account of the Influence of their Poison on Life, and a Series of Experiments. London, J. and A. Churchill. 1872. Das kostbare Werk ist in Folio und die schönen lithographirten und colorirten Platten zu demselben sind von eingeborenen Künstlern der Regierungsschule zu Calcutta nach dem Leben mit bewundernswerther Sorgfalt ausgeführt; in allen Farben des Regenbogens leuchten da die gefährlichen aber graciösen Thiere, und man kann sich kaum eine schönere Farbenzusammenstellung denken, als das lebhafte Grün des Trimeresurus anamallensis, das mit Gold und Schwarz gefleckt ist, oder das Blaßgelb und Stahlblau der Hydrophis coronata.

Nicht die ganze überaus reiche Schlangenkunde behandelt Dr. Fayrer in seinem Werke, sondern er beschränkt sich nur auf die Giftschlangen. Von 20 bekannten Familien der Ophidier sind nur vier giftig und diese werden nach ihrer Lebensweise, Anatomie, mit besonderer Rücksicht auf den Giftapparat behandelt. In letzter Beziehung werden die Beschreibungen Owen's und Hurley's bestätigt, in der Systematik wird Günther's Vorgange gefolgt.

Fayrer theilt die Giftschlangen (Thanatophidia) Indiens in zwei Unterordnungen ein: 1) Colubrinae (Elapidae und Hydrophidae) und 2) Viperinae (Crotalidae und Viperidae), welche sich durch die Bildung der Kieferknochen, die länger und weniger beweglich bei den Colubrinen sind, und durch die Zahnbildung unterscheiden, da die Viperinen nur die Giftzangzähne haben. Gehen wir nun kurz die verschiedenen Gattungen durch, um einen Gesammtüberblick der indischen Giftschlangen zu gewinnen.

1) Colubrinae. Unter diesen begegnen wir zunächst den Cobras oder Brillenschlangen (Najidae), welche Klappen oder einen beweglichen Nacken haben. Die gemeine Cobra oder Brillenschlange (Naja Tripudians) ist der einzige Repräsentant, obgleich die Eingeborenen verschiedene Arten unterscheiden und auch mit besonderen Namen belegt haben. So trennen sie die Gokurrah, welche eine deutliche Brillenzeichnung im Nacken hat, von der Keautiah, die nur eine einfache, runde Zeichnung hat. Erstere geht nur ungern und widerstrebend ins Wasser, letztere jedoch aus freien Stücken, auch versteht sie vortrefflich zu tauchen. Auch Färbung, Gestalt und Lebensgewohnheiten beider Spielarten weichen in

Digitized by Google

manchen Beziehung von einander ab. So ist die Goturrah eine Stadtschlange, während die Keautiah Wald und Feld als Aufenthalt vorzieht; nur bei Regenwetter wendet sie sich gern den Hütten der Eingeborenen zu, wenngleich sie weit seltener als ihre Verwandte in zerstörten Gebäuden aufgefunden wird. Auch die geographische Verbreitung beider Spielarten zeigt einige Unterschiede. So kommt die Goturrah über ganz Hindustan bis zum Tarai vor, ja selbst darüber hinaus in Nipals Thälern. Die Keautiah dagegen soll nach den Behauptungen der Schlangenbändiger auf Bengalen beschränkt oder wenigstens im Nordwesten äußerst selten sein. Wie ungemein zahlreich diese Thiere übrigens sind, kann man aus den amtlichen Listen der Präsidentschaft Bengalen ersehen, wo die gegen Belohnung getödteten Exemplare aufgeführt sind. Im Jahre 1863 wurden täglich im Durchschnitt 463 Stück abgeliefert! Die größte und gefährlichste der indischen Giftschlangen ist der Ophiophagus elaps, die einzige bekannte Art des Geschlechts Ophiophagus, bei den Eingeborenen Sumlerchor oder „Schalenbrecher" genannt, Arabsch in Orissa. Diese Schlange erreicht eine Länge von 12 bis 14 Fuß, gerade so viel wie der nicht minder giftige Lachesis matas in Südamerika. Gleich der Cobra ist sie mit einer Nackenkappe versehen; sie gleicht ihr überhaupt vielfach, ist aber weniger häufig. Nach Günther findet sie sich nicht nur durch ganz Indien, sondern auch auf den Andamanen, Sunda-Inseln, Philippinen und in Neu-Guinea. — Von den Naja-Arten unterscheiden sich die Elapidae dadurch, daß sie keine Nackenkappe haben. Sie sind vertreten in Indien durch die drei Geschlechter Bungarus, Callophis und Xenurelaps. Bungarus caeruleus, der Krait der Eingeborenen, ist durch ganz Indien ungemein häufig und nächst der Cobra am gefährlichsten. Die zweite Art dieses Geschlechts, Bungarus fasciatus, zeichnet sich durch schöne schwarze und goldene Bänder aus, sie wird größer als die vorige, bis zu 6 Fuß lang und lebt namentlich in Bengalen, Südindien und Birma. Im Nordwesten nennt man sie Koelea Krait. Von Xenurelaps ist nur eine Art (Xenurelaps bungaroides) bekannt, welche dem Bungarus ähnlich ist. Von Callophis dagegen unterscheidet man sechs Species, die indessen wegen der Kürze ihrer Giftzähne den Menschen oder größeren Thieren selten gefährlich werden. Es sind auf dem Erdboden lebende, sich langsam bewegende Schlangen, die von anderen Reptilien leben. In den Nilgiris, in Nipal, Darjschiling, in Malabar gehen sie in den Wäldern bis zu einer Höhe von 3000 Fuß über dem Meere. Einige kommen in Oberbirma und Singapore vor.

2) Viperinae. Die zwei Familien dieser Unterordnung sind die Vipern (Viperidae) und die Höhlenottern (Crotalidae). Die ersteren werden durch zwei Arten repräsentirt, darunter die fürchterliche Daboia, die schrecklichste Giftschlange der ganzen Ordnung. Sie wird 50 Zoll lang, kommt auf den Hügeln und in den Ebenen ganz Mittel- und Südindiens vor, ebenso auf Ceylon, wo sie als Tiepolonga bekannt ist, und die Bäume erkletern soll. Echis, von welcher nur eine Art, Echis coronata, bekannt ist, wird in Delhi Afaee genannt. Sie ist in Bengalen nicht bekannt, aber häufig in den Nordwestprovinzen, im Pendschab, Südindien und Madras. — Unter den Crotaliden begegnen wir vielen Baumschlangen, welche durch ihre Färbung dem Laube, in dem sie leben, gleichen. Sie sind weniger gefährlich als ihre amerikanischen Verwandten, die Klapperschlangen, von denen die Familie den Namen überkommen hat, nach der rudimentären Klapper, welche das Geschlecht Halys besitzt. Trimeresurus ist das zahlreichste Geschlecht, man kennt von ihm acht Arten, darunter herrlich gefärbte Thiere, wie Trimeresurus carinatus, welcher schön grün, Trimeresurus erythiurus, der mit Gold gesprenkelt ist. Peltopelor und Hypnale sind durch je eine Art vertreten: Peltopelor macrolepis und Hypnale Nepa.

3) Alle die bisher erwähnten indischen Schlangen sind Landschlangen. Aber nicht weniger giftig und gefährlich sind die Seeschlangen (Hydrophidae), welche zahlreich in den Meeresküstwarien und im Bereiche der Fluth in den Flußmündungen vorkommen. Auch in Indien gehen von ihnen fabelhafte Geschichten, zumal mit Bezug auf ihre Größe um, doch erreichen sie nach Günther nur eine Länge von 12 Fuß, und die größte, welche Fayrer sah, war nur 8 Fuß lang. Vier Geschlechter kommen in Indien vor, unter denen Platurus den Uebergang zwischen Land- und Seeschlangen vermittelt, denn er besitzt noch Bauchschuppen, welche den Seeschlangen sonst fehlen. Nasenlöcher, Augen, Hauptschuppen sind bei den Seeschlangen ganz anders als bei den Landschlangen gestaltet. Am weitesten verbreitet sich die durch eine Art vertretene Pelamis durch die Meere; in der Bai von Bengalen und den östlichen Meeren ist sie sehr verbreitet. Die gemeinsten Arten gehören jedoch dem Geschlechte Hydrophis an, von dem Fayrer 30 Arten unterscheidet, während ihm keine einzige giftige Süßwasserschlange Indiens bekannt geworden ist.

Von allgemeinerm Interesse ist der zweite Theil des Fayrer'schen Werkes, in welchem er von dem Einflusse der Schlangen Indiens auf die Bevölkerung, von deren Gift handelt, und eine Reihe von ihm angestellter Versuche beschreibt.

Wir begegnen da zunächst einer Tabelle der durch Schlangenbisse verursachten Todesfälle in der Präsidentschaft Bengalen, einschließlich Orissa und Assam, im Pendschab und Audh, in den Centralprovinzen und Britisch-Birma. Danach fielen im Jahre 1869 dieser Plage 11,416 Menschen von einer Bevölkerung von 121,000,000 Seelen zum Opfer, oder etwa 4 auf je 10,000. Aber hiermit ist keineswegs eine richtige Anschauung für die in der That durch Schlangenbisse veranlaßten Todesfälle gewonnen, sondern nur für jene, welche bei den Behörden zur Anzeige kamen. Dr. Fayrer bemerkt, daß mindestens eben so viele Fälle unbekannt bleiben und daß man dreist behaupten kann: in Indien fallen alljährlich 20,000 Menschen den Bissen giftiger Schlangen zum Opfer.

Um auf die Häufigkeit und Gefährlichkeit der einzelnen Schlangen schließen zu können, haben die Behörden zu ermitteln gesucht, welchen Arten die Todesfälle zuzuschreiben sind. Danach ergab sich, daß im Jahre 1869 an Bissen der Brillenschlange oder Cobra 2690 Personen, an jenen des Krait (Bungarus caeruleus) 359, an jenen verschiedener Arten 839 Personen starben, während in 6922 Fällen die Art, von welcher der Biß herrührte, nicht ermittelt werden konnte.

Die Art und Weise wie Schlangenbisse behandelt werden müssen, unterzieht der Verfasser einer sorgfältigen Besprechung, und er verfährt hier keineswegs hochmüthig gegenüber den Curen der einheimischen Aerzte, wie das so oft von Seiten der Engländer der Fall ist. Nach seiner Erfahrung ist gar keine Hülfe und Rettung möglich, wenn eine gesunde und kräftige Cobra, ein Bungarus oder eine Daboia ihre Zähne ordentlich eingesetzt und ihr Gift in gehöriger Menge dem Blut mitgetheilt hat. Es ereignet sich jedoch auch häufig, daß giftige Schlangen beißen, ohne ihr Gift dem Angegriffenen mitzutheilen. Darauf reducirt sich auch, was von der Giftigkeit der Manguste erzählt wird. Dieses kleine muthige Thier greift die Brillenschlange ohne Weiteres an und vernichtet viele derselben; wird es gebissen, so flieht es, nach dem Glauben der Eingeborenen, ins Dschengel und

Digitized by Google

verzehrt dort heilende Kräuter (vergl. „Globus“ XXI, 128). Indessen Dr. Fayrer ließ Mangusten von kräftigen Brillenschlangen beißen und fand stets, daß sie nach einigen Minuten todt waren. Bei alle dem ist es jedoch nicht unmöglich, daß schleunige Unterbindung und Ausschneidung oder Ausbrennung der Wunde in einzelnen Fällen der tödlichen Wirkung zuvorkommen können.

Am besten könnte man, nach der Meinung des Verfassers, dem durch die Giftschlangen angerichteten Nachtheile durch ein liberaleres System der Belohnungen für abgeliefernte Schlangenköpfe entgegen wirken, und zwar müßten die Prämien nach Maßgabe der Gefährlichkeit der einzelnen Schlangenarten verschieden sein. Er schlägt 8 Annas (= 10 Groschen) für eine Cobra oder Daboia, 6 Annas für einen Bungarus caeruleus, 2 Annas für einen Trimeresurus u. s. w. vor. In jeder Eisenbahn- oder Polizeistation, überhaupt in den öffentlichen Localen Indiens, sollen große Tafeln aufgehangen werden, auf denen die Vorsichtsmaßregeln bei Behandlung von Schlangenbissen gedruckt stehen; überall sollen sich Binden zum Unterbinden, Messer zum Ausschneiden der Wunden, Höllenstein zum Beizen und Ammoniakgeist zum Neutralisiren derselben finden. Zweifelhaft bleibt auch bei Anwendung dieser Hülfsmittel der Ausgang immer, auch hat sich die Einspritzung von Ammoniakgeist in die Adern, von der man anfangs viel hoffte, als ganz erfolglos erwiesen. Bei den Bissen kommt es viel darauf an, ob das Gift in großen Mengen und tief in den Körper eingeführt wurde, und maßgebend bleibt auch die Schnelligkeit, mit welcher es durch das Gefäßsystem zu den Nervencentren geführt wird. Alle die vielen gepriesenen Antidote haben sich bei näherer Prüfung als gänzlich unwirksam erwiesen und lassen meist auf Charlatanismus hinaus. Auffallend ist, wie Carbolsäure auf Schlangen geradezu vernichtend wirkt, und Fayrer schlägt sie sowohl als Strychnin zur Verfügung derselben vor.

Soviel wir wissen ist zum ersten Male in dem vorliegenden Werke der Versuch gemacht worden, über die chemischen und physiologischen Eigenschaften des Schlangengiftes ins Klare zu kommen; indessen nur mit theilweisem Erfolge. Fortgesetzte Untersuchungen jedoch werden hoffentlich zu einem Resultate über die bisher immer noch unbekannte Natur des Giftes führen. Zählte Indien so zahlreiche Physiologen und Chemiker, wie Europa, man wäre gewiß schon weiter in der Kenntniß des Schlangengiftes; unseren Gelehrten aber fehlt das frische Material. Einige Beobachtungen von Interesse sind indessen auch dort schon gemacht worden. So hat man gefunden, daß es verschieden wirkende Schlangengifte giebt. Jemes der Cobra z. B. tödtet — bei niederen Thieren wenigstens — ohne die Gerinnungsfähigkeit des Blutes zu zerstören; während das Gift der Daboia das Blut in permanenter Flüssigkeit erhält. So viel ist sicher, daß das Schlangengift direct auf die Nervencentren und daß es entzündend auf die Schleimhäute wirkt. Auch der Proceß der Fäulniß verläuft nach einem Schlangenbisse ungemein schnell.

Aus allen Erdtheilen.

Die Nord-Pacifikbahn.

Der Bau dieses Schienenweges, welcher das amerikanische Festland von der westlichen Seite des Superiorsees bis zum Puget-Sunde durchzieht, wird mit einer in der That großartigen Energie betrieben. In der Mitte des Novembers 1872 war die Bahn von Duluth, dem Anfangspunkt am Obern See, nach Westen hin bis an den Missouri vollendet; diese Strecke hat eine Länge von 450 Miles; davon sind etwas mehr als 200 Miles seit dem März hergestellt worden. Seit April gehen regelmäßig Bahnzüge von Duluth bis an den nördlichen Red River.

Auf der pacifischen Seite, im Territorium Washington, sind im Herbste die ersten 25 Miles dem Betriebe übergeben und weitere 40 Miles sollten vor Ablauf des Jahres eröffnet werden. Es waren demnach im Ganzen 517 Miles dem Verkehr übergeben; die Arbeiten waren vor zwei Jahren begonnen worden. Dem Werke stellten sich anfangs manche Hindernisse in den Weg. Vor allen Dingen mußte man die zweckmäßigste Linie aufsuchen und in den dichten Urwäldern Vermessungen vornehmen und dann freie Bahn für den Bau schaffen. Weiter nach Westen hin waren weite Flächen und Gebirgslandschaften zu erforschen und die geeigneten Punkte für die Stationsgebäude aufzusuchen. Dabei kamen die Ingenieure und ihre Leute oftmals in feindliche Berührungen mit den Indianern; sie haben aber trotz alledem im Verlaufe des Jahres 1872 ihre Vermessungen bis an den Yellowstone ausgedehnt.

Die bisher dem Verkehr übergebenen Strecken werden schon ausgiebig benutzt. Die Bahn überschreitet den Red River bei Moorhead, und von Skyddon aus, das 11 Miles östlich vom Red River liegt, ist bereits eine Bahn im Bau, welche nach Norden hin dem Stromthale folgt und bis Pembina, also bis an die Nordgrenze des Staates Minnesota, geführt wird. Dort soll eine andere anschließen, die von Fort Garry in Britisch Manitoba her kommt. So wird diese Fort-Garry-Pembina-Glyddon-Bahn alle Güter befördern, welche aus Manitoba und den Handelsstationen der Hudsonsbai-Gesellschaft nach Süden und Osten hin bestimmt sind; dazu wird sie dann auch die Producte des nördlichen Minnesota verfrachten.

Die Compagnie der Nord-Pacifikbahn wird von Osten her den Verkehr mit der Region am obern Missouri vermitteln und überhaupt ihre Geschäfte weit nach dem Nordwesten hin ausdehnen. Wenige Miles jenseit der Stelle, wo die Bahn diesen Fluß überschreitet, macht dieser eine große Biegung nach Westen und ist dann stramaut etwa 1000 Miles weit für Dampfer bis an den Fuß der Rocky Mountains fahrbar, bis Fort Benton im westlichen Montana. Auf dem obern Missouri waren im Jahre 1872 nahezu 40 Dampfer in Thätigkeit.

Im April 1873, also beim Beginn der Schiffahrtszeit, wird östlich und westlich, zu Wasser und auf den Schienen, eine directe Verbindung stattfinden von Obern See in 92 Grad westlicher Länge bis in die bereits besiedelten Landstriche des westlichen Montana, in 110 Grad westlicher Länge. Von dem letztern Punkte aus zieht die Bahn durch die Felsengebirge und über den Paß, und diese Strecke beträgt etwa 600 Miles bis zu dem Punkte, wo der Columbiastrom schiffbar wird.

Die bisher vollendeten Bahnstrecken geben der Compagnie ein Anrecht auf 10,000,000 Acres Land, welche ihr von der Bundesregierung vertragsmäßig zugestanden worden sind. Dieses Land erhält sie in sogenannten alternirenden Sectionen, so daß 10,000,000 anliegende Acres der Regierung bleiben, welche ihr Land gleichfalls den Ansiedlern eröffnet. Diese Ländereien liegen zu beiden Seiten der Bahn und werden sowohl in den Wald- wie in den Prairiegegenden als sehr fruchtbar geschildert. Bereits sind mehr als eine Viertelmillion Acres von Einwanderern genommen worden. Im Frühjahr erwartet man beträchtlichen Zuzug aus England. Dort hat sich jüngst eine An-

Digitized by Google

siedelungscampagnie gebildet, deren vorausgeschickte Agenten in Clay County, Minnesota, 185,000 Acres, welche an der Bahn liegen, gekauft haben. Sie wollen ihre Colonie, nach ihrer englischen Heimath, Peavil nennen. Die erste Abtheilung dieser Einwanderer zählt etwa 2000 Köpfe und etwa eben so viel wollen im nächsten Jahre nachkommen.

Das sogenannte Landdepartement der Compagnie hat an vielen Punkten „Aufnahmehäuser“ errichtet, in welchen diejenigen, welche sich Ländereien auslesen und Niederlassungen gründen wollen, unentgeltlich Unterkommen finden, bis sie ihre Wahl getroffen haben. Eins derselben befindet sich in Duluth, ein anderes in Brainerd, wo die Bahn den Mississippi überschreitet, ein drittes in Glyndon an Red River. Die Einwanderer werden bis an diese Punkte auf der Bahn befördert; sie brauchen nicht mehr, wie ehemals, mit ihren Ochsenkarren langsam durch die Einöde zu ziehen und unter freiem Himmel zu übernachten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nach Verlauf von etwa fünf Jahren die ganze Region bis nach Montana hin vielfach und stellenweise sehr dicht bevölkert sein wird. Klima und Boden sind der Nord-Pacificbahn entlang vielfach besser als an der großen Central-Pacificbahn, und es wird an der ersteren eine neue Weizenregion sich erschließen; das Product derselben wird, in Folge der gesteigerten Verbindungsmittel, ebensowohl auf unsere europäischen Märkte gelangen wie der Weizen aus Californien, welcher den weiten und gefährlichen Weg um das Cap Horn zurücklegen hat.

Stanley-Humbug in Newyork.

Der Entdecker Livingstone's weiß als echter Yankee etwas aus sich zu machen. Der „Herald“ hat ihn gründlich aufgepufft und das versteht dieses Blatt aus dem Grunde. Die goldene Schnupftabaksdose, welche Königin Victoria ihm geschenkt hat, wird ausführlich beschrieben, eben so das Geschenk, welches die anglo-amerikanischen Turner ihm verehrt haben, nämlich eine goldene Denkmünze. Die Stadt Hamilton ertheilte ihm ihr Bürgerrecht, der Herzog von Sutherland schenkte eine werthvolle Bärenmadel:c. Stanley hat aus Afrika einen schwarzen Knaben mitgebracht, den „lieben, kleinen Neger Kalulu“, der wenigstens eine Woche lang ein wahrer Löwe in der „Metropole der neuen Welt“ gewesen ist. Sein Portrait ging reißend ab und die Berichterstatter „interviewten“ ihn, als ob er mindestens ein Premierminister sei. Die Geschichte ist ergötzlich. Stanley hat den schwarzen Jungen, der etwa elf Jahr alt ist, in ein Pagenkabit gesteckt. „Zu seiner Jugend muß seine Erziehung doch wohl sehr vernachlässigt gewesen sein, denn er ist sehr rechtschaffen, obwohl er sich nun schon seit etwa einem Jahre in Berührung mit der Civilisation befindet. Anfangs war er etwas befangen, als man ihn aber in Kisuaheli ansredete, sprach er ganz geläufig und gab ziemlich angemessene Antworten. Das Kisuaheli ist die Sprache seines Stammes, der im Lande des Cazembe, südlich vom Tanganyika-See, sesshaft ist.“ (— Ist nicht wahr. Einmal liegt das Land des Cazembe westlich vom Tanganyika; sodann wird dort in Lunda das Kisuaheli nicht als Volkssprache geredet. Es ist an der Ostküste Afrikas, namentlich im Norden des Aequators, die Handelssprache, welche man dort allgemein versteht. Aber die Völker im Innern reden kein Suaheli, welches die dorthin handelnden arabischen Kaufleute allerdings verstehen. —)

Wir haben keine Kisuaheli-Grammatik zur Hand, können also nicht entscheiden, welcherlei Gebilde das Folgende sein mag. Kalulu wird interviewet:

Injo, Kalulu!

Kassawatsch katzuntuddel! spead der Knabe und schlug den Blick empor.

Maragaru sana sana. Dabei zeigte der Interviewer auf ein Bild, welches eine Statue Livingstone's vorstellte.

Liftnston! spead der Knabe und dabei strahlte er von Intelligenz.

Nun wurde er, wie sich im Panteeladv von selber versteht, wegen seiner „Religiosität“ vorgenommen.

„Roleyioprayo arakmaan!“ Ein andachtsvoller Blick überschattete (sic) die dunkelen Gesichtszüge des unerzogenen Knaben; sofort schmte er ganz vollendet die Stellung nach, welche die Araber beim Untergang der Sonne einnehmen, wenn sie beten. Er streckte seine Arme aus, betete zu Allah, rieb sich dann sein Gesicht, sniete ernsthaft und ehrfurchtsvoll-andächtig nieder und berührte mit seinem Haupte der Fußboden dreimal. Dann rieb er wieder sein Antlitz mit seinen Händen, als ob er in tiefes Sinnen versunken sei. Die Hände ließ er nur sallen, um seine Knie zu fassen; es war so, als ob ein gewisses Springen des Insect ihn dort heimsuche. Der arme kleine Bursche! Er hatte das wohl so oft praktisiren sehen, daß er wohl das Kratzen wegen der Insectenstiche für einen Theil des mohammedanischen Gottesdienstes hält.

Kalulu singt. Er wird angetrebet:

„Tifolddorolot, Kalulu.“ Und sofort stellte sich an diesem Knaben heraus, wie stark in ihm der musikalische Trieb ist, welcher Afrikas Kindern inne wohnt. Er trete seinen Körper, seine Augen rollten und er sang:

Schuffli doandodami
Schuffli doandodami
Ibel ongtocumanedschi!

Auf weitere Fragen gab er zur Antwort, daß er sich jetzt in einem Lande befinde, das London heiße. Seine Eltern seien arm aber respectabel und Dienstleute.

Dieser Knabe hat offenbar noch viel zu lernen vom Vogel der Freiheit. Er nannte die farbigen Aufwärter im Hotel Heiden, aber die weißen Leute, welche kamen, um ihn zu bewundern, bezeichnete er als seine Brüder. Als man ihn weiter um allerlei fragte, zog er Kastanien aus seiner Hosentasche, und nun war aus ihm so wenig ein Wort mehr herauszubringen, wie aus einem Löwen in der Menagerie, wenn er an einem Knochen nagt.“

Walfischfang.

Die britischen Walfischfänger haben 1872 mit 10 Schiffen (gegen 8 im Jahre 1871) in der Davisstraße und der Baffinsbai einen vortrefflichen Fang gehabt, den besten seit 1855 mit Ausnahme des Jahres 1871. Ein Schiff, die „Camperdown“, fing nicht weniger als 25 Wale, vornehmlich im Lancasterstunde und in der Pondsbai, obwohl bei der Masse des Packeises, welches in Folge des milden Winters von Norden herabgetrieben war, die Schiffahrt durchaus nicht leicht war. Wale wurden in Menge gesehen; aber das sie umgebende Eis verhinderte ihren Fang: Rets verschreckte sie das Geräusch, welches der Dampfer beim Durchbrechen des Eises verursachte. In Nordgrönland hatten die Eingebarenen sehr vom Hunger zu leiden, da sie wegen des milden Winters 1871 bis 1872 nicht hinlänglich Seehunde, Narwale und Weißfische hatten fangen können. Dagegen war der Seehundfang in der See von Spitzbergen und Jan Mayen sehr ergiebig. Elf britische Schiffe schlugen über 40,000 Seehunde, darunter die „Polynia“ keinen, die „Arctic“ nicht weniger als 8000.

Im vorigen Winter waren bekanntlich eine große Zahl amerikanischer Fangschiffe im Eise in und bei der Behringsstraße verunglückt und von ihrer Besatzung verlassen worden. Ueber deren Wiederauffindung geben amerikanische Zeitungen folgenden Bericht. Im letzten Frühjahre (1872) segelte die Barke „Florence“ unter Capitän Williams von San Francisco nach der Behringsstraße, wo ihr Zweck war: Thran, Fischbein:c. von der dort vor einem Jahre im Eise verunglückten Flotte von 43 Walfischfängern zu bergen.

In der Nähe der Wracks angelangt, verließ Capitän Herrenden, der erste Steuermann, mit dem größten Theile der Leute in einem Boote die Barke. Diese ruderten dann an 80 Meilen weit durch Treibeis. Das erste Schiff, welches sie fanden,

Digitized by Google

war die Barke „Mary“ von Gparton, unter dem 70. Breitengrade. Dieselbe war an das Ufer geworfen, ringsherum und buch das Eis total unbrauchbar geworden. Als sie verlassen ward, hatte sie 300 Fässer Thran an Bord. Ihr zunächst stiessen jene Leute auf die Barke „Minerva“, die auf der Seite lag, aber noch vollkommen seetüchtig war. Sie hatte 130 Faß Thran an Bord. Das Wrack der Barke „Jwanhoufs“, von Neu Bedford, lag am Ufer, nördlich von jener und hatte noch fast 800 Faß Thran an Bord. Die Brigg „Kohola“, von Honolulu, lag als totales Wrack am Ufer mit 150 Faß Thran. Die Barke „Reindeer“ wurde zunächst entdeckt, auf der Seite liegend und mit Eis und Wasser angefüllt, mit 800 Fässern Thran in sich, doch so fest gefroren, daß nicht eins davon herausgeschafft werden konnte. Nördlich davon lagen zwei Schiffstrümpfe, doch so unter Wasser, daß deren Namen nicht ausgemacht werden konnten. Der Bordete und der Hinterstheil der Barke „Monticello“ lagen eine halbe Meile aus einander mit 630 Faß Thran und 270 Faß Spermöl an Bord. Weiter nördlich zeigte sich die Barke „Emily Morgan“ von New Bedford, am Ufer liegend, und das Wasser sie füllend. Sie hatte noch 150 Faß Thran. Die „Seneca“ ward etwa 25 Meilen nördlich von dem erst entdeckten aufgefunden, fest in Eis gefroren, aber sonst noch gut erhalten und mit 450 Faß Thran an Bord. Außer einigen Stücken entlang dem Ufer des Landes wurde weiter keine Spur von der Flotte entdeckt. Die übrigen Schiffe waren wahrscheinlich durch das Eis zermalmt untergegangen, oder durch die Strömung fortgetrieben. Die Eskimos hatten alles Fischbein fortgeschleppt und die Segel und Taue meistens alle von den Schiffen genommen. Tausende von Fässern mit Thran waren an das Ufer geworfen, viele von diesen hatten jene eingeschlagen und den Inhalt auslaufen lassen. Auf den Sandbänken lagen massenweis Spaten, Planken, Eisen, Fischbeinen, Reifen, Kisten mit Seife, Brot und tausend andere Sachen zerstreut umher. Die „Minerva“ ward mit vieler Mühe frei gemacht und von anderen Wracken aus beladen. Bald darauf traf auch die „Florence“ daselbst ein und es gelang von den Eingeborenen für etwa 10,000 Dollars im Werth Fischbein gegen Gewehre, wollene Decken, Munition ꝛc. einzuhandeln. Auch unendlicher Mühe gelang es auch noch, die „Seneca“ frei zu machen, welche dann die „Florence“ ins Schlepptau nahm, und die drei Schiffe traten die Rückreise an. Wenige Tage später, während eines heftigen Sturmes, sah sich indeß Capitän Williams genöthigt, um sich selbst zu retten, die „Seneca“ los- und ihrem Schicksal wieder zu überlassen. Wahrscheinlich ist sie dann untergegangen. Die „Minerva“ aber sowohl als die „Florence“ trafen mit günstigen Winden in San Francisco wieder ein.

* * *

— Die Auswanderung ländlicher Arbeiter aus England nimmt stark zu, richtet sich aber nach sehr verschiedenen Gegenden: Canada, Australien und Neuseeland und den Vereinigten Staaten. In diesen letzteren übt neuerdings der Prairiestaat Kansas große Anziehungskraft. Im Herbst kaufte dort ein Herr G. Grant aus London nicht weniger als 24 Quadratmeilen Land, um auf demselben eine englische Ansiedelung zu gründen, die hauptsächlich den unverheiratlichen Namen Victoria führt. Die Ländereien sind ebenso sehr parzenmäßig ausgetheilt; sie haben 13 Meilen der Kansas-Pacificbahn entlang, 24 Miles Länge am Victoriafluß und 7 Miles am Smoky-Hillfluße. Der Unternehmer hat bereits die Stadt ausgelegen lassen; die Wintermonate werden benutzt zum Aufbau von Häusern, damit die Ankömmlinge im Frühjahr gleich gute Unterkunft finden, wenn sie im März eintreffen. Eine Steede Landes ist sofort unter den Pflug genommen und mit Getreide bestellt worden. Es zeugt von dem praktischen Sinne jenes Engländers, daß er den Herbst benutzt, um viele Tausende von Bäumen zu pflanzen, an welchen bekanntlich die Prairiegegenden Mangel haben.

— Mexico erfreut sich augenblicklich der Ruhe und, seltsam genug in jenem Lande, der neugewählte Präsident Lerdo de Tejada hat noch keine bewaffnete Opposition gefunden. Man will diese erfreuliche Ruhe benutzen, um durch die Herren Mendoza, Biß und Manfred die meelwürdigen Pyramiden von Teotihuacan genau untersuchen zu lassen. Die geographische Gesellschaft in Mexico, in deren Auftrage sie handeln, verdient Lob dafür. — In jener Hauptstadt soll nun auch eine italienische Zeitung erscheinen, eine französische besteht schon seit einer längern Reihe von Jahren. Zur Zeit Kaiser Maximilian's erschien auch eine deutsche, die aber, so viel wir wissen, wieder eingegangen ist. Ein beträchtlicher Theil des Großhandels in Mexico wird durch deutsche Häuser betrieben.

— Ein gelehrter Pandit in Benares hat eine Anzahl reicher Hindu veranlaßt, eine Gesellschaft zu einem sehr nützlichen Zwecke zu bilden. Es handelt sich darum, eine Anstalt zu gründen, in welcher junge Männer Unterricht in der Schiffahrtskunde und im Schiffsbau erhalten. Noch mehr, die fähigsten Schüler sollen, nachdem sie in Benares einen Lehrgang durchgemacht haben, zu weiterer Ausbildung nach England geschickt werden. In alle dem liegt ein förmlicher Bruch mit dem Hergebrachten, und die Kaste wird völlig über Bord geworfen, wenn es den Hindus gestattet wird, über See und ins Land Anderegläubiger zu gehen, um von diesen Bildung zu holen.

— Der Anbau des Thees in Indien hat sich bereits dermaßen ausgedehnt, daß man die Ernte von 1871 auf etwa 20,000,000 Pfund schätzte.

— Die Pflanzer auf Guadeloupe verzweifeln so sehr daran, von Seiten der Neger auf regelmäßige Arbeit rechnen zu können, daß sie in den ersten acht Monaten des Jahres 1872 von der Einwanderungsbehörde nicht weniger als 19,663 indische Kulis verlangt haben. Es steht aber sehr dahin, ob sie eine so große Menge erhalten werden. Der Ausfall der Zuckerernte gegen das Vorjahr betrug 13,520 Fässer zu je 1000 Pfund. — In Peru sind vom Januar bis Juli 1872 nahezu 12,000 chinesische Kulis eingeführt worden und die Nachfrage nach Arbeitern war damit noch lange nicht befriedigt. Die neue peruanische Regierung, mit Präsident Pardo an der Spitze, will strenge Aufsicht einführen, um die Chinesen, welche bisher nicht selten schmachvoll behandelt wurden, unter ihre Obhut zu nehmen.

— Wie ernsthaften neulich, daß Californien eine überaus ergiebige Weizenernte gemacht habe. Jetzt lesen wir, daß im Monat October 1872 nicht weniger als 100 mit Weizen beladene Schiffe von San Francisco nach England unterwegs waren; sie hatten etwa 125,000 Tonnen Weizen an Bord und waren die Vorläufer für andere Flotten, welche folgen und Bootsstoffe um das Cap nach Europa bringen sollten!

— In Adelaide (Südaustralien) wird eine Universität nach schottischem Muster gegründet. Ein Privatmann hat dafür 20,000 Pf. St. deponirt.

— In La Paz, der Hauptstadt von Bolivia, ist eine Schule für Architektur gegründet worden, — die erste in jenem Lande.

Inhalt: Expedition der Fregatte „La Flore“ nach der Osterinsel 1872. Aus dem Tagebuche des Schiffsfährerichs Julien Viaud. 1. (Mit vier Abbildungen.) — Die Altgläubigen und die Secten in Rußland. I. Der Rastol. (Mit drei Abbildungen.) — Neue Ausgrabungen auf der Insel Cypern. — Aus den nordwestlichen Gindon Nordamerikas. — Die Gistschlangen Indiens. — Aus allen Erdtheilen: Die Nord-Pacificbahn. — Stanley-Humbug in Neuyork. — Wasserschlang. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage:
Prospectus, betreffend „Kosmos für die Jugend“. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1873.**

Agra in Ostindien.

Der Tadsch Mahal. Ein Derbar des Vicekönigs.

Die Karawanen, welche von Bhurtpur her gen Agra ziehen, pflegen zwei Stunden von dieser Stadt entfernt noch einmal bei Sekandra Rast zu halten, gewöhnlich neben dem Prachtgebäude, in welchem die Gebeine des größten Kaisers von Indien, des Großmoguls Akbar, ruhen. Der Sarg ist im Erdgeschosse beigesetzt, im zweiten Stocke befinden sich Familiengräber; die Flügelthüren der Thorgewölbe sind von Metall; von den 120 Fuß hohen Minarets sind die Spitzen abgebrochen.

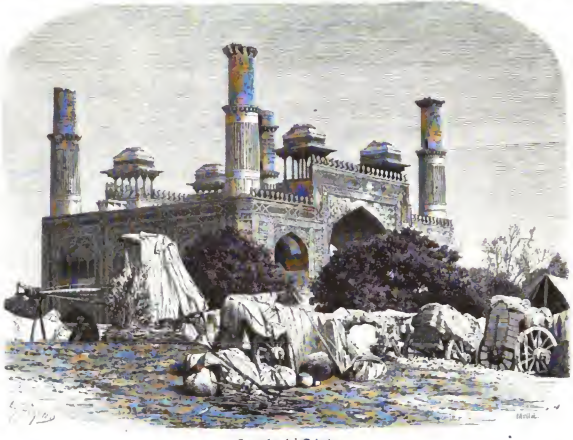
Agra ist Hauptstadt der nordwestlichen Provinzen und im Oriente weit und breit berühmt. Schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung war es Capitale eines Pal-Königreiches; gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (1488) erhob Sikander, Kaiser aus der afghanischen Dynastie der Lodis, dasselbe zu seiner Residenz. Bald nachher fiel es in die Gewalt der Großmogule und erreichte hohen Glanz durch Akbar den Großen; es war die Hauptstadt seines Reiches, welches den größten Theil Indiens umfaßte. Er gab ihr 1556 den Namen Akbarabad und schmückte sie mit einer Anzahl herrlicher Bauwerke. Ein Gleiches thaten seine Nachfolger Dschehangir und Schah Dschehan. Der letztere ließ zu Ehren seiner verstorbenen Gemahlin Arbschimand Banu, die auch Mumtazji Mahal genannt wurde, „das Wunder der Wunder" aufführen, das herrliche Grabgebäude Tadsch Mahal; dieses Prachtwerk, ein Triumph der architektonischen Kunst, gilt unbestritten für das schönste in ganz Indien. Der Kaiser, tief betrübt über den Verlust seiner Gemahlin, verließ Agra und residirte seitdem in Delhi.

Die Stadt hat manche schwere Heimsuchungen erlitten, namentlich 1761 nach der Schlacht von Panipat, als sie von den Dschats ausgeplündert wurde. Fünfzehn Jahre später fiel sie in die Gewalt der Maharatten, die gleichfalls in wilder Weise gehaust haben. Sie mußten ihrerseits den Engländern das Feld räumen; der Maharadscha Scindiah wurde 1803 vom General Lake aus Agra vertrieben, das seitdem im Besitze der Briten geblieben ist. Im den Tagen Schah Dschehan's hatte es mehr als 700,000 Einwohner, 1803 kaum noch 10,000. Unter englischer Verwaltung ist es allmälig wieder emporgekommen, zählt gegenwärtig mehr als 130,000 Seelen und ist Centrum für einen lebhaften Handelsverkehr geworden, welcher durch die Eisenbahnen wesentlich gefördert wird; es hat Schienenverbindung mit Bengalen, mit dem Dekhan und dem Pendschab. Ueberhaupt ist die Lage am rechten Ufer der Dschamna, diesem wichtigsten Nebenflusse des Ganges, eine sehr vortheilhafte, das Klima in den Monaten von November bis Ende März gesund. Südwestlich von der Stadt liegen die Cantonnements der englischen Besatzung; die Festung, welche Akbar gebaut hat, liegt nach Süden hin am Flusse. Im Arsenale dieser Citadelle haben die Engländer mehrere Curiositäten aufgestellt, z. B. den Thron Akbar's und die berühmten, vielbesprochenen Flügelthüren von Somnath. Der Thron ist eine lange mit Edelsteinen eingelegte und von einem marmornen Baldachin überschattete Marmorbank; die Thüren bestehen aus zwei schweren Flügeln von Holz, das mit Schnitzwerk verziert ist. Es ist die gewöhnliche Annahme, daß sie

Digitized by Google

ſchon ſeit etwa zu Anfang unſerer Zeitrechnung Eingangsthüren am Tempel Kriſchna's zu Somnath (in Guzerat, 20°55′ N.) geweſen ſeien. Dieſe Stadt wurde um das Jahr 1000 nach Chriſtus von Sultan Mahmud dem Ghasnaviden eingenommen, und dieſer brachte die Thüren nach Ghasna. Er, als eifriger Bekenner des Islam, ließ alle Götzenbilder zertrümmern; die Brahminen boten ihm vergeblich große Summen, wenn er das Standbild des Gottes Kriſchna verſchone, er aber zerſchlug daſſelbe mit eigener Hand und aus dem Innern fielen koſtbare Edelſteine in großer Menge hervor! Als die Engländer im Jahre 1842 während des Krieges gegen Afghaniſtan Ghasna eingenommen hatten, ließ Lord Ellenborough dieſe Thüren nicht wieder nach Somnath bringen, wo die Mehrzahl der Bewohner aus Mohammedanern beſteht; er wollte Religionsſtreitigkeiten vermeiden und ſchaffte ſie deshalb nach Agra. In der neuern Zeit wird aber die Echtheit derſelben bezweifelt; man meint, ſie ſeien die Thüren von Mahmud's Grabe; ſie beſtehen aus Holz von der Deodaraſichte, welche im eigentlichen Indien nicht wächſt, und die Muſter der Sculpturen ſind denen am Ebn Tulun in Kairo ähnlich.

Hinter dem Arſenale erhebt ſich der ſehr gut erhaltene Palaſt. Man ſieht die große Platte von ſchwarzem Marmor, auf welcher Akbar Platz nahm, wenn er zu Gericht ſaß. Neben dem Throne des Mogul's iſt eine weiße Platte; ſie war dem Hofnarren angewieſen, welcher ſich über die Majeſtät luſtig machte. Die Muti-Maſchſchid, d. h. Perle der Moſcheen, iſt in der That eine Perle unter denſelben,



Lagerplatz bei Sekandra.

ein kleines Gebäude von weißem Marmor auf einer roſenrothen Terraſſe; die Verhältniſſe ſind ſo ſchön, die Linien ſo rein, daß man darüber entzückt iſt; der Bau fällt in das Jahr 1656. Rouſſelet bemerkt, daß unter Schah Dſchehan die indoſaraceniſche Architektur, welche mit Kutul von Delhi und den Akhmeds von Guzerat begann, ihren Höhepunkt erreicht habe, indem ſie jene Moſchee und den Tadſch Mahal ſchuf.

Wir ſagten ſchon, daß der Kaiſer ſie als Grabgebäude für ſeine Gemahlin aufführen ließ. Er hatte für alle Architekten des Orients eine Concurrenz ausgeſchrieben, und dem Plane des Iſa Mohammed wurde der Preis zuerkannt. Der Bau begann im Jahre 1630 und 1647 war das Ganze vollendet. Siebenzehn Jahre lang ſind etwa 20,000 Arbeiter unabläſſig an dem Werke beſchäftigt geweſen. Man verwandte bei demſelben 140,000 Wagenladungen rothen Sandſteins und Marmors aus Radſchputana, und jede Provinz des Mogulreiches ſandte zur Ausſchmückung Edelſteine. Die Liſte derſelben iſt noch jetzt vorhanden; der Jaſpis kam aus dem Pendſchab, Karneol aus Broaſch, Türkis aus Tibet, Agat aus Yemen, Lapis lazuli aus Ceylon, Korallen aus Arabien, Granaten aus Bandelkand, Diamanten aus Punah, Bergkryſtall aus Malwa, Onyx aus Perſien, Chalcedon aus Kleinaſien, Saphir aus Colombo in Ceylon, Conglomerate aus Dſchaſſalmir, Gwalior und Spiri.

Der Tadſch erhebt ſich etwa eine halbe Stunde Wegs ſüdlich von der Stadt am Fluſſe bis zu 270 Fuß Höhe über demſelben, innerhalb eines mit einer Mauer umzogenen Gartens; er iſt von blendender Weiße und macht einen überraſchenden Eindruck, übernatürlich möchte man ſagen. Das

Digitized by Google

Der Tadſch Mahal in Agra.

Digitized by Google

eigentliche Mausoleum steht im Mittelpunkte einer Erhöhung von rothem Sandstein und bildet ein unregelmäßiges Achteck. Der ganze Dabch ist von unten bis oben aus weißem Marmor gebaut und mit Mosaiken incrustirt. Diese bestehen aus langen Streifen von Inschriften, Arabesken ꝛc. und sind mit solchem Geschmack und so gefällig vertheilt, daß sie bei ihrer Menge das Gebäude nicht etwa überladen oder drücken, sondern in anmuthigster Weise zieren. Bischof Heber hat ganz richtig gesagt: Der Dabch ist von Titanen gebaut und von Galdarbeitern ausgeschmückt worden. Ja, fügt Rousselet hinzu, er ist ein Wunder, über das man zu sehr staunt, je öfter man es sieht. Und wäre in Indien für einen Baumeister oder Künstler weiter nichts zu sehen, als dieses Monument, so wäre die Beschauung desselben allein reicher Lohn für eine weite Reise.

Der Dabch hat gelitten. Die Dschats raubten den Schatz und die silbernen Thüren, die Maharatten krabten an den Mosaiken, ein europäischer Barbar, Gouverneur Lord Bentinck, machte den Vorschlag, ihn — auf den Abbruch zu verkaufen, um aus den Steinen einige Pfund Sterling oder Rupien zu lösen. Diese Infamie haben sich die Engländer erspart; in preiswürdiger Weise haben sie alle Schäden ausgebessert, Alles gereinigt und der herrliche Garten wird so gut gehalten, daß Schah Dschehan seine Freude daran haben könnte.

* * *

Das „Indische Reich" enthält nach der neuesten Zählung nicht weniger als 241,287,000 Seelen. Davon sind 186,037,000 den Engländern unmittelbar unterworfen, während 55,250,000 von nicht weniger als 153 einheimischen Fürsten regiert werden, welche mittelbar von der britischen Regierung abhängig sind und sogenannte Schutzstaaten bilden. Die Oberherrschaft ist in den Händen des Vicekönigs, dessen Residenz Calcutta ist; er steht da als Vertreter der Kaiserin von Indien, der Königin von Großbritannien, und hat eine gewaltige Machtfülle. Gegenüber einer so großen Anzahl morgenländischer Fürsten, Hindus sowohl wie Mohammedaner, wird eine feine und klug berechnende Politik erfordert. Die Engländer sind Fremdlinge im Lande, als Eroberer gekommen, bekennen sich zu einer abendländischen Religion, haben durch Waffengewalt die Radschas und Sultane zur Unterwerfung gezwungen, erheben Steuern, controliren durch ihre Residenten an den verschiedenen Höfen alle wichtigen Angelegenheiten und geben die Entscheidung ab. Das thut dem Stolze der einst mächtigen Fürsten wehe und viele derselben tragen ihre Fesseln mit Widerwillen, während andere sich mehr oder weniger aufrichtig mit den obwaltenden Verhältnissen ausgesöhnt haben.

Alle entfalten je nach den Mitteln, über welche sie verfügen können, so viel Pracht und Pomp als irgend möglich; ohne diese ist ein indischer Hofhalt nicht zu denken. Auch der Vertreter der Kaiserin muß, um nach Gebühr zu imponiren und nicht hinter den Eingeborenen zurückzustehen, mit Glanz auftreten. Es liegt im Interesse seiner Stellung und seiner Politik, bei angemessenen Gelegenheiten eine Anzahl von Fürsten um sich zu versammeln und sie in einem großen Durbar zu empfangen, der allemal als eine wichtige Haupt- und Staatsaction zu betrachten ist, weil es bei derselben allen Indern klar zur Anschauung gebracht wird, daß die Kaiserin, welche in London thront, höchste Gebieterin über sie Alle sei.

Im vorigen Herbst machte der gegenwärtige Vicekönig, Lord Northbrook, eine Rundreise im Norden bis zu der gedeihlich emporblühenden Hafenstadt Karratschi, welche nördlich vom Indusdelta liegt. Im November 1872 empfing er in Bombay eine große Anzahl von Fürsten, die sich dort zu seiner Begrüßung eingefunden hatten. Da waren (Correspondenz der „Times Mail" aus Bombay vom 22. November) der Maharadscha Scindiah von Gwalior, die Radschas von Rewah, Kolapur, Travancore, Radschpipla, Drangdra, Barria und Dumawarra, die Begam (Königin) von Bhopal, die Nawabs von Dschandschira, Dschunagar und Balsinore; der Rao von Katsch; der Dscham von Nonagger; der Thakur Sahib von Bhaonagger; die Häuptlinge von Samli, Dschamkandi und Phaltau, und außerdem viele kleinere Häuptlinge und Potentaten aus Kattiwar und dem südlichen Maharattenlande. Wir haben hier diese Titel und viele Namen, welche unseren Lesern neu sein werden, angeführt, um zu zeigen, wie bunt die Reihe der indischen Fürsten ist. Die Begam von Bhopal wurde mit dem Indischen Stern, einem von Kaiserin Victoria gestifteten Orden, decorirt. Sie ist eine ausgezeichnete Frau, die würdige Repräsentantin einer erlauchten Reihe weiblicher Herrscher, welche in einem der wichtigsten Staaten Centralindiens umsichtig und wohlwollend regiert und der englischen Regierung unter allen Umständen Anhänglichkeit und Treue bewahrt haben.

Am 20. November hielt der Vicekönig einen großen Durbar ab, um die Fürsten der Präsidentschaft Bombay zu begrüßen. Unter denselben bemerkte man den Radscha von Kolapur, einen aufgeweckten Knaben von etwa elf Jahren, der in gerader Linie abstammt von Sivadschi, dem Gründer des einst so mächtigen Maharattenreiches. Der Vater dieses Radscha starb vor einigen Jahren in Florenz.

Solch ein Derbar macht, wie schon gesagt, den Indern die Macht der Kaiserin von Indien anschaulich. Großartig und ungemein pomphaft war der, welchen im Jahre 1866 der Vicekönig Sir John Lawrence in Agra hielt, in der Stadt, wo Akbar der Große und Schah Dschehan getthront hatten, und als deren Nachfolger nun dieser Mann aus dem fernen Abendlande dastand.

Seit dem großen Aufstande der Sipahis 1857, welcher die Herrschaft der Engländer in Indien dem Abgrunde nahe brachte, war eine ruhige Zeit verflossen und keine Gefahr zu besorgen. Der Vertreter der Kaiserin hatte nicht weniger als 26 Souveräne und eine große Anzahl von Vasallenfürsten eingeladen, damit sie, altem Brauche gemäß, vor dem Nachfolger der Tschakravartes und der Padschahs sich verneigten. Alle waren erschienen, nur der Rana von Udeypur blieb aus. Seine Vorfahren hatten auch den Großmogulen zu Delhi keine Ehre erwiesen und keine Auszeichnungen von denselben angenommen; er, der Mann der Sonne, der seinen Stammbaum zwei Jahrtausende hinauf verfolgen kann, wollte sich auch dem Abendländer nicht beugen. Da er nicht erschien, um sich im Derbar den Stern von Indien umhängen zu lassen, so wurde ihm der Orden zugeschickt. Der Rana wollte nicht neben einem Muselmann und einem Maharatten zu den Füßen eines Europäers sitzen; auch hat er den Orden zurückgeschickt.

Agra hat nach allen Seiten hin bequeme Verbindungen. Es liegt im Centrum zwischen den Staaten der Radschputen, den Ländern der Dschats, Sikhs und Maharatten, dem Bundelland und Audh; auf der Bahn gelangt man in drei Tagen nach Calcutta und in wenigen Stunden nach Delhi. Der Vicekönig war in bürgerlicher Kleidung und trug einen Filzhut, als er seinen Einzug hielt, aber man einem glänzenden Stab umgeben. Am 13. November, Morgens, eine Stunde nach Sonnenaufgang, ließ er durch eine Abordnung die Maharadschas von Gwalior, Dschenpur und Dschudpur begrüßen, eben so die Begam von Bhopal. Nur diese vier Souveräne hatten das Recht auf eine solche Auszeichnung.

Digitized by Google

Terbar des Vicekönigs in Agra.

Digitized by Google

Um zehn Uhr hielt er ein großes Lever, bei welchem auch der oft erwähnte Reisende Rousselet zugegen war. Von ein Uhr an machten die Fürsten ihm Besuche; diese nahmen auch noch den folgenden Tag in Anspruch, und mußten in den nächsten Tagen vom Vicekönig erwidert werden. Unablässig zogen in dieser ganzen Zeit pomphafte Aufzüge durch die Straßen von Agra, wo aus allen Theilen Indiens unzählige Tausende zusammengeströmt waren. Das Klima der Nordwestprovinzen ist im Spätherbst gemäßigt, aber durch die Anhäufung einer so gewaltigen Menschenmenge entstanden Seuchen, und schon in den ersten Tagen des Derbar brach die Cholera aus. Indeß man ist hier daran gewöhnt, sich um solche Gefahren nicht viel zu bekümmern und nahm weiter keine Notiz von der Epidemie; man war nur mit dem Derbar beschäftigt und suchte Vergnügen. Der Maharadscha Scindiah, Indiens mächtigster Fürst, veranstaltete ein großes Fest im Tadsch; das Grabgebäude war ein Vergnügungsort geworden. Es flimmerte und funkelte im Strahlenglanze von tausend Girandolen, der hell beleuchtete Garten mit den Springbrunnen und den Feuergarben gewährte einen feenhaften Anblick, aus dem Gebüsch heraus ertönte die Musik mehr als eines Orchesters. In den Baumgängen wandelten Fürsten in ihrer reich mit Diamanten und Edelsteinen geschmückten malerischen Kleidung, neben ihnen Diplomaten, Gouverneure, Offiziere, Elleleute aus Radschputana, Hosdamen ꝛc. In Europa hat man gar keine Vorstellung von solcher bunten, indisch-orientalischen Pracht.

Das Fest war übrigens ein vortrefflich ausgedachter und wohl ausgeführter Staatsstreich. Neben und durch einander bewegten sich im Garten des Tadsch großmächtige, stolze, auf einander eifersüchtige Fürsten gemeinschaftlich mit gewöhnlichen Sterblichen in ganz zwangloser Weise, und Alles ging gut, so neu die Sache auch war. Ram Singh von Dscheypur verneigte sich ganz höflich vor europäischen Damen und Scheodan Singh war entzückt über die abendländischen Schönen. Um zehn Uhr wurde der ganze Tadsch mit elektrischem Lichte beleuchtet; nachher wurde in den verschiedenen großen Sälen gespeist; die Inder, welche sich ihrer Religionsvorschriften wegen von der Tafel fern hielten, sahen stehend zu. Dann Feuerwerk an der Dschamna, und von der Brücke abwärts schwammen auf dem Flusse Tausende mit Naphtha gefüllter Gefäße, so daß es den Anschein hatte, als bewegten sich Massen glühender Lava auf dem Wasser. Um Mitternacht gaben die englischen Musikbanden gemeinschaftlich ein großes Concert.

Am 16. November hielt der Vicekönig Heerschau über etwa 20,000 Mann; am folgenden Tage war Vertheilung des Ordens im Zelte des Derbar, welches etwa 3000 Personen fassen kann. Unsere Illustration (S. 101) veranschaulicht die malerische Scene. Lawrence trug das große Band des Sterns von Indien; die Ceremonie der Investitur war übrigens sehr einfach. Der Auserwählte stellt sich vor den Thron des Großmeisters; der Brief der Königin wird ihm vorgelesen, der Vicekönig umarmt ihn, hängt ihm das Band um und erklärt ihn zum Ritter des Ordens. Hierauf wird eine Anrede gehalten, in welcher man ihm dafür belobt, daß er treu und anhänglich sich bewiesen habe.

Auf eine specielle Beschreibung der Festlichkeiten, welche in den nächsten Tagen folgten, wollen wir nicht weiter eingehen.

Die rasche Besiedelung des Nordwestens in den Vereinigten Staaten.

Der Zudrang der Einwanderer nach den nordwestlichen Staaten der großen Union ist 1872 „geradezu kolossal“ gewesen, und man nimmt an, daß er auch in den nächstfolgenden Jahren noch weit stärker sein werde. Nachdem die Ansiedler schon seit einiger Zeit bis in die Quellenregion des Mississippi vorgedrungen sind, faßt sich nun die Wald- und Prairieregion nach Westen hin mit weißen Menschen und auch dort wird den Indianerstämmen zu Grabe geläutet.

Der ehemalige Alte Westen, welcher die Staaten Ohio, Indiana, Illinois und das heutige Westvirginien in sich begriff, wird heute längst zum Osten gerechnet. Den Neuen Westen bilden Kansas, Nebraska und Dakota; derselbe umfaßt 14,570 Quadratmeilen und zählte 1870 erst 502,000 Einwohner, während der Nordwesten, d. h. die Staaten Michigan, Wisconsin, Iowa und Minnesota, zusammen mit 11,574 Geviertmeilen schon 3,868,000 Köpfe zählten. Die Ziffer ist heute auf mindestens 4 Millionen Seelen anzunehmen.

Vor etwa vierzig Jahren war dieser Nordwesten eine noch wenig erforschte und nur an einzelnen Punkten bestellte Gegend. Minnesota, das heute von mehr als einer halben Million Menschen bewohnt wird, hatte 1849 noch keine 5000; Michigan hatte 1830 erst 31,639 und 1870 schon 1,184,000; Wisconsin wurde bis 1830 nur von Pelzjägern durchstreift; die Zahl der Ansiedler stellte sich 1840 auf erst 30,945 Seelen, aber im Verlaufe des nächsten Jahrzehnts wuchs sie um 886 Procent an, auf 305,400 Köpfe, im folgenden Jahrzehnt auf 775,887 Seelen; 1870 war dieser Staat von 1,054,670 Menschen bewohnt. Iowa, dieses Mesopotamien zwischen Mississippi und Missouri, hatte 1840 erst 43,000 Bewohner, 1870 schon 1,195,000!

Der Aufschwung dieser Staaten erklärt sich leicht. Sie haben ungemein fruchtbaren Boden und bilden jetzt die ergiebigste Weizenregion auf Erden. Ihre Lage ist günstig, sie werden von einer großen Anzahl zumeist schiffbarer Flüsse durchzogen, haben vermittelst derselben nasse Fahrbahnen sowohl nach Süden hin zum mexicanischen Golf, wie gen Osten über die großen Seen zum St. Lorenz, also zum Atlantischen Ocean. Den Verkehrsbahnen haben sie große Sorgfalt zugewandt, sie haben Canäle gegraben, die seichten Stellen in den Flußläufen vertieft und mit großartiger Energie ein Eisenbahnnetz hergestellt, von welchem das ganze Gebiet, das einen größern Flächenraum einnimmt als das deutsche Reich, nach allen Richtungen hin durchzogen wird. Dasselbe hatte in der Mitte des Jahres 1872 eine Länge von 9591 Miles!

Nun arbeitet man rastlos und mit entschiedenem Nachdrucke daran, die Schienen einerseits in Minnesota nach Norden hin, dem Red River entlang bis nach Pembina, unter 49° N., also bis an die Grenze der Vereinigten Staaten, weiter zu führen, und von dort auf das britische Gebiet von Manitoba, dessen Hauptort Fort Garry ist, zu bauen. Diese Bahn zum Winipegsee ist in Angriff genommen

Digitized by Google

worden und bald wird die Pfeife der Locomotive auf jenem alten Jagdgrunde der Odschibwäs ihre schrillenden Töne hören lassen.

Gen Westen hin rückt die Nordpacificbahn rasch vor. Sie wird am Pugetsunde im Territorium Washington ausmünden und hat der großen Centralpacificbahn gegenüber manche Vorzüge. Wir haben in unserer Zeitschrift häufig dieser Nordbahn erwähnt und nachgewiesen, um wie viel sie zeitweilig vorgerückt war. Heute liegt ein Bericht vor uns, welcher die Verhältnisse der Nordwestregion schildert; derselbe bezieht sich auf Ende Octobers und wir wollen den wesentlichen Inhalt mittheilen.

Von St. Paul, der Hauptstadt von Minnesota, läuft die St.-Paul- und Pacificbahn nach Nordwesten hin bis Breckenbridge; dort überschreitet sie den Red River. In Europa würde man nicht daran denken, gleich ein halbes Dutzend Bahnen weit in eine menschenleere Einöde hinein zu bauen, aber im Nordwesten und im Westen der Vereinigten Staaten gilt der Satz, daß die Eisenbahnen früher da sein müssen als die Ansiedelungen. Nicht weniger als drei große Linien werden gen Nordwesten bis an den Pugetsund ziehen, dort bis nahe an die Grenze von Britisch Columbia.

Die eine, von St. Paul bis Breckenbridge am Red River, ist über 200 Miles lang. — Die zweite geht von Duluth am westlichen Ende des Superiorsees durch Minnesota und in das Territorium Dakota bis zum James River, etwa 300 Miles, und sie ist im Spätherbste auf auf einer weitern, den Missouri erreichenden Strecke dem Betriebe übergeben worden. — Die dritte Linie läuft zwischen jenen beiden und ist bis St. Cloud vollendet. Auch die Linie, welche von St. Paul in gerader Nordrichtung nach Duluth geht, 120 Miles, ist im Betrieb; — eine andere, in nördlicher Richtung von St. Cloud nach Pembina laufend, ist gleichfalls im Herbst fertig geworden. Auf dieser Bahn, wie auf der Strecke zwischen dem James River und dem Missouri wurden im September und October täglich mehr als 2 Miles Schienen gelegt. Die Pembinabahn wird, wie schon weiter oben gesagt wurde, im Jahre 1873 bis Fort Georg weiter geführt, und damit wird dann auch die sehr fruchtbare Region am Saskatschewan eröffnet, auf einer Länge von 300 deutschen Meilen und 50 Meilen Breite. Dieselbe war bis vor wenigen Jahren im Besitze der Hudsonsbai-Compagnie, welche dort keine Ansiedelungen gestatten wollte. Es lag in ihrem Interesse, in ihrem Verkehr mit den Indianern ganz unbehelligt zu bleiben. Jene Regionen werden als unwirthlich und unfruchtbar geschildert, für Ackerbau ungeeignet, eine passende Heimath lediglich für Pelzthiere und Rothhäute. Nun hat sich jedoch herausgestellt, daß dort eine Fläche von mindestens 20,000 Geviertmiles ganz ausgezeichnetes Weizenland enthält. Pembina ist jetzt nur noch 24 Zeitstunden von St. Paul entfernt, und dieses letztere hat Wasserverbindung auf dem Mississippi, an welchem es liegt, bis Neuorleans. Duluth liegt ihm noch näher und von hier ist directe Wasserverbindung mit Europa für Schiffe von 500 Tonnen Tragfähigkeit auf den Seen und dem St. Lorenz.

Die Regierung der Canadian Dominion läßt gegenwärtig das sogenannte Saskatschewanthal näher erforschen und theilweise vermessen; das letztere geschieht in der bekannten Weise, welche sich in den Vereinigten Staaten als zweckmäßig bewährt hat.

Die Nordpacificbahn hat große Landschenkungen vom Washingtoner Congreß erhalten. Der ihr zugebilligte Grund und Boden reicht zu jeder Seite der Bahn 20 Miles landeinwärts und zwar in „alternirenden Sectionen“, so daß die Regierung sich allemal eine zwischenliegende Section selber vorbehalten hat. In diesen erhält sie dann den gewöhnlichen Preis der sogenannten Congreßländereien, welcher 1¼ Dollar beträgt, auf 2½ Dollar. Sie nimmt an, daß der Acre wohl das Doppelte für den Ansiedler werth sei, weil derselbe sofort die Bahn benutzen kann.

Jeder einzelne Ansiedler bringt feinerseits der Bahn einen dreifachen Nutzen. Erstens ist er ein Consument, denn bei weitem das Meiste, was er braucht und gebraucht, erhält er vermittelst der Bahn, welcher er somit Frachten zuführt. Zweitens ist er auch Producent, denn ein großer Theil seines Ernteertrages geht auf der Bahn nach Osten respective Süden. Drittens wird durch die bloße Thatsache, daß Niederlassungen der Bahn entlang entstehen, der Werth der Compagnieländereien gesteigert, denn jeder Ansiedler sucht sich in der Nähe anderer einen geeigneten Platz aus. Man hat das System, große Landschenkungen zu vergeben, scharf getadelt; es wird indessen dagegen geltend gemacht, daß diese Ländereien ganz werthlos bleiben müßten, falls sie nicht durch den Bau von Schienenwegen nutzbar gemacht würden. Die Bahn befördert den armen Einwanderer zu dem Grund und Boden, wo er für wenige Dollars den Acker erwerben und obendrein den Kaufpreis in Raten abzahlen kann, und das letztere wird einem fleißigen Manne niemals schwer fallen. Vermittelst dieses Systems gelangt das Holz aus dem Walde, in welchem es sonst werthlos blieb, in die baumlosen Prairiegegenden, wo großer Holzbedarf herrscht. Vermittelst der Bahn ist die Verbindung nach Außen leicht; ohne diese könnte der Ansiedler zwar Vieh und Getreide in Menge haben, aber wo wären die Communicationen mit den Märkten?

Der Bau der Bahn geht vielfach sehr leicht von statten, namentlich in den Prairien, wo die Linie manchmal auf Strecken von 50 Miles schnurgerade läuft auf ganz flachem Boden, so daß man ohne Weiteres die Schwellen legen kann. Diese werden auf den bereits fertigen Strecken aus den Wäldern herbeigeschafft und kosten nur wenig; die Schienen kommen aus Pennsylvanien und die Herstellung einer Bahnlinie verursacht im Durchschnitt eine Ausgabe von 20,000 Dollars. Die Nord-Pacificbahn könnte viel billiger hergestellt werden, wenn die Compagnie keine Zugeständnisse an die herrschende Partei der Schutzzöllner im Congreße hätte machen müssen; ohne solche würde sie die Landschenkungen nicht erhalten haben. Sie verpflichtete sich, allen Eisenbedarf nur aus inländischen Werkstätten und Fabriken zu beziehen.

Nun strömen die Menschen immer weiter nach Westen. Sie „starten“ immer neue Städte, in jeder Woche mindestens eine!

Die ersten 50 oder 60 Miles der St.-Paul- und Pacificbahn (welche an den Hauptstrang der Nord-Pacificbahn anschließt) gehen durch dichten Wald, der vortreffliches Holz liefert und guten Boden hat. In solchem Walde wählt sich der Ansiedler gern eine Heimstätte von 80 Acres, denn er hat das Holz zum Bau seiner Wohnung und seiner Ställe umsonst zur Hand und kann sein Feld einzäunen; er hat Brennholz; die Ackerkrume ist ausgiebiger und hält länger vor als jene auf der Prairie. Die Wintermonate benutzt er, um Eisenbahnschwellen, Stabholz und Brennholz herzustellen, und dafür ist immer Nachfrage. Aus dem Erlös kauft er Ochsen und landwirthschaftliche Maschinen. Auch auf der Prairie ist der Boden tief und fruchtbar, aber der Ansiedler hat es dort nicht so gut; er muß alles Holz kaufen, auch das Brennholz. Am besten sind solche Grundstücke, die zugleich Prairie- und Waldland haben, und sie sind keineswegs selten. Wer mit einem Capital von etwa 2500

Digitized by Google

Dollars auf der Prairie anfängt, kann es dort bald vorwärts bringen; wer wenig hat, thut am besten, sich seine Farm im Walde heranzuziehen.

Die Compagnie sorgt gut für die Ansiedlung. Sie hat der Bahnstrecke entlang geräumige Wohnungen gebaut, in welchen der Einwanderer mit seiner Familie so lange Zeit Obdach findet, bis er sich eine Landstrecke ausgewählt hat. Sobald die St.-Paul- und Pacificbahn die Waldregion verlassen hat, geht sie über eine ganz ebene Prairie. Auch dort sind bereits Niederlassungen, und der Acre giebt im Durchschnitt 25 Buschel Weizen, der mit einem Dollar bezahlt wird. Das ist der Sommerweizen; der Winterweizen giebt einen stärkern Ernteertrag. Mais, Gerste, Roggen, Kartoffeln und Rüben gedeihen vortrefflich, und von Dünger ist dabei keine Rede. In Iowa liegt eine Prairiefarm, zu welcher etwa 40,000 Acres gehören; davon waren 1872 nicht weniger als 13,000 Acres mit Weizen bestellt.

Binnen fünf Jahren wird eine ununterbrochene Kette von Ansiedelungen von Minnesota nach Westen hin bis an die Felsengebirge, nach Norden hin bis an den Winipegsee und über denselben hinaus an den Saskatschewan reichen. In dieser Region, deren Klima den Einwanderern aus Nord- und Mitteleuropa zusagt, werden im Jahre 1880 zehnmal hunderttausend Menschen eine ihnen zusagende Heimath gefunden haben, und sie werden Millionen von Scheffeln Getreide in den Verkehr liefern.

Die Pferde in den russischen Steppen.

Von **R. Wagner** in Stallupöhnen.

Heiße Winde unter großer Tageshitze verdorren das Gras in den russischen Steppen. Es ist Hochsommer. Zerstreut, unter dem Schutze kleiner Abhänge, liegen einzelne Bäume und Gebüsche. Hier und da werden schwarze Streifen bemerkbar, die, näher kommend, große Herden wilder Pferde zeigen. Ein Trupp dieser Steppenbewohner, geordnet wie eine Reiterabtheilung, saust, von einem feurigen Hengste geführt, vorüber. Plötzlich steht er wie gebannt, die Nüstern dem Winde entgegenreckend. Nach lautloser Stille erschallt ein wildes Wiehern, rasch bildet sich ein Kreis, und mit den Augen zwischen den Beinen durchblickend, erwarten sie die heranschleichenden Wölfe, welche die Herden nur in großer Ueberzahl angreifen. Vergebens suchen sie auf den Rücken der Pferde zu gelangen, von den Hufen zerschmettert wälzen sich die Angreifer heulend am Boden.

Noch einmal, vom peinigenden Hunger getrieben, springen sie vor. Das Wiehern der gellungligten Pferde übertönt den Todesschrei der Getroffenen. Der wirbelnde Staub läßt den Kampf um so wilder erscheinen. Dann wird es still und die Wölfe sind verschwunden. Zuweilen gelingt es ihnen, den Kreis der Pferde zu sprengen, es beginnt dann ein kurzes, verzweifelndes Ringen. Der Leithengst stürzt sich zuerst in das Rudel der Wölfe, wo er von ihnen, weil er die Herde nie verläßt, zerrissen wird. Nur wenigen Pferden gelingt es zu entfliehen, sie schließen sich einer andern Herde an.

Jede Herde führt ein Leithengst. Ist er alt und schwach geworden, so nimmt ein anderer, der ihn besiegt hat, seinen Platz ein.

Die Pferde sind allgemeines Eigenthum der Bauern, die in den Steppen auf ihren Gehöften wohnen. Oft trift man zehn Meilen, bis man ein solches erreicht. Hinter dem Hause liegt ein „Garten“ oder besser ein großer eingezäunter Raum, auf dem etwa 500 Pferde weiden, die der Bauer größtentheils selbst gefangen und gezähmt hat.

Sie sind sämmtlich groß und stark gewachsen, bekommen nur Gras zu fressen und schlafen unter freiem Himmel. Dann und wann finden sich russische Händler, meistentheils Juden, auf dem Gehöft ein; der Bauer führt sie zu den Pferden, und nachdem man über den Preis einig geworden ist, werden je zehn bis zwölf an einen Wagen der schlechtesten Art gebunden und so Hunderte von Werst transportiert. Sowohl Pferde wie Menschen haben auf solchen Reisen Beschwerden aller Art zu überwinden. Dahin gehören, so lange man in den Steppen ist, die nächtlichen Ueberfälle der Wölfe. Oft gelingt es ihnen, mehrere Pferde vom hintersten Wagen zu zerreißen und mit ihrer Beute zu entfliehen. Gelangt der Zug erst in eine Gegend, in welcher Getreide gebaut wird, dann erhalten die Pferde täglich Hafer. Sie werden dadurch bald wieder kräftig und voll.

Dagegen giebt man ihnen kein Wasser. Man sagt: „Wasser wirkt zerstörend auf die Kraft der Steppenpferde; sie werden in kürzester Zeit auffallend schwach und mager; sehr selten und nur langsam sind sie an Wasser zu gewöhnen.“ Deshalb kommen eigentliche Steppenpferde wohl nie nach Deutschland; die, welche über die russische Grenze gelangen, sind polnische auf Gütern gezogene Pferde.

Man wird fragen, warum, selbst wenn die Pferde in Rußland bleiben, der Transport nicht durch die Eisenbahn geschieht? Zwar führt dieselbe 20 bis 50 Meilen von den Steppen entfernt in das innere Rußland hinein. Doch wird der Transport erstens durch die hohen Frachtpreise und zweitens dadurch theuer, daß in einem Eisenbahnwagen nur sechs Pferde fortgeschafft werden können. Der Preis würde dann um das Doppelte den jetzigen übersteigen.

Wer die Steppenpferde draußen auf den Gehöften der Bauern gesehen hat, erkennt sowohl Pferde wie Bauern leicht auf den Märkten des innern Rußlands wieder. Hier stehen sie in langen Reihen geordnet vor dem Bauer, der auf seinem Wagen liegt und Taback raucht.

Er verkauft nur 50 bis 300 Pferde auf einmal, da er, des weiten und schwierigen Transportes wegen, nur höchst selten zum Markte kommen kann. Daß er hier besser als auf seinem Gehöfte bezahlt wird, ist selbstverständlich. Doch sehen wir, an wen er die Pferde verkauft.

Ein kleiner, schmutziger, mit zerrissenen Kleidern bedeckter Jude tritt an ihn heran, besieht sich flüchtig die Pferde und man fängt an zu handeln. Beide können sich des Ungezieferes kaum erwehren. Die Pferde werden nicht einzeln vorgeführt, denn sie sind sämmtlich fehlerfrei. Bald ist man handelseinig, der Bauer verlangt nur einen niedrigen Preis. Der Jude nimmt nun aus einem ledernen Täschchen, welches er stets auf der Brust trägt, je nach der Anzahl der Pferde bis 10,000 Rubel. Erst der Anblick des Geldes be-

Digitized by Google

wegt den Bauer, von seinem schmutzigen Lager aufzustehen. Giersig verbirgt er das Geld, betrinkt sich und fährt nach Hause.

Indessen hat sich der Jude zehn bis zwölf schlechte Wagen gekauft und bereift mit den Pferden die russischen Märkte. Er verkauft die Thiere einzeln und verdient dabei sehr viel, denn bald sehen wir ihn als reichen Kaufmann in Nischni-Nowgorod wieder. Der Pferdehandel ist für den russischen Juden die mittlere Stufe zum Reichthum: Zuerst handelt er mit alten Kleidern, bunten Bändern und anderen kleinen Sachen in allen Gegenden Rußlands und Polens, bis er in den Stand gesetzt ist, sich Pferde zu kaufen. Dann erst, wenn er durch den Pferdehandel besser gestellt und oft schon 40 Jahre alt geworden ist, eröffnet er in einer größern Handelsstadt Rußlands ein Geschäft.

Fortschritt und Barbarei in China.

Dieses Himmelsreich hat im verflossenen Jahrzehnt doch allerlei Fortschritte gemacht, allerdings nur in materieller Beziehung; es hat Erfreuliches geleistet. Die „Overland China Mail“ vom 31. October (— diese Nummer war schon am 4. December in unseren Händen —) stellt einige Thatsachen zusammen und spricht dabei den Wunsch aus, daß nun auch in politischer und moralischer Hinsicht eine Wendung zum Bessern erfolgen möge.

In Bezug auf Rüstungen und Beschaffung von Kriegsmaterial ist sehr Bedeutendes geschehen. Im Jahre 1862 war das kaiserliche Heer einer ungeordneten Landmiliz vergleichbar; 1872 ist es, durch europäische Offiziere eingeübt, zu einer regelmäßigen Armee geworden. Die Forts sind gut bewaffnet, „sie starren förmlich von Krupp'schen Geschützen“, und die alten mangelhaften Festungswerke haben nun ein ganz anderes Ansehen. Die alte Kriegsdschonke hat Dampffregatten und Dampfkanonenbooten Platz gemacht, und die Zahl derselben wird vermehrt. Die Regierung hat endlich erlaubt, daß die Chinesen ihre Segelschiffe nach europäischer Weise bauen dürfen, was ihnen bisher verboten war, und sie selber hat den Kiel zu einigen solcher Fahrzeuge legen lassen. Das ist eine unerhörte Neuerung. Zu Eisenbahnen und Telegraphen hat sie sich noch nicht verstanden, aber bei Tien tsin werden die Landstraßen von Straßendampfern befahren, welche den Beifall des mächtigen Bischofs Li hung tschang haben; er ist gleichsam Protector dieser von einigen Engländer eingeführten Neuerung. Schienenwege sind jetzt nur noch eine Frage der Zeit. Chinesische Commissäre sollen ihr Land auf der Wiener Ausstellung vertreten; die Küsten sind mit Booten und Feuerschiffen versehen und das Reisen im Innern ist für Ausländer viel weniger lästig oder gefährlich, als vor zehn Jahren. Es ist entschieden zu wünschen, daß die kaiserliche Regierung stark werde; je geordneter das Reich ist, um so besser auch für die Vertragswünschte, welche dann festern Boden gewinnen. Daß sie sich jemals mit den europäischen Staaten im Kriege mit Erfolg messen könne, ist gar nicht anzunehmen; sie wird sich stets der Lectionen erinnern müssen, welche sie früher erhalten hat.

Vor einiger Zeit besprachen wir, nach den Berichten eines europäischen Glücksoldaten, der als Augenzeuge schilderte, den Krieg, welchen die Kaiserlichen in der Provinz Kuei tschou gegen die Bald- und Bergbewohner, die Miao tse, führen. Den Mittheilungen der Kriegsmanbarinen zufolge ist derselbe jetzt beendigt worden, ob definitiv, wird die Zukunft lehren. Aus der amtlichen Pekinger Zeitung geht hervor, daß derselbe mit einer geradezu furchtbaren Barbarei und Erbitterung geführt worden ist und daß die „Rebellen“ verzweifelten Widerstand geleistet haben. Alle Gefangenen wurden ohne Gnade niedergemacht, in einem Falle mehr als 6000 auf einmal. Nach einer andern Schlacht „ließen wir 5000 niederhauen, wir hatten 20 Könige und Generäle gefangen genommen und anfgrdem wurden etwa 700 getödtet, die vereinzelt in unsere Hände fielen. Wir erstürmten auch die Bergfestung Niu tang, wo der Rebellenkönig Li tsai fu einen Speerschuß erhielt und vom Pferde herabstürzte. Wir rotteten die ganze Partie aus.“ Mit einer andern Bergfeste, Hsiang lu schan, wohin etwa 10,000 Miao tse sich zurückgezogen, hatten sie schwere Arbeit. An Ende waren die „Wilden mit den weißen Turbanen“ durch Hunger sehr geschwächt; sie boten die Uebergabe an, welche jedoch verweigert wurde; 5000 baten um Gnade, „aber wir gaben keinen Pardon und hieben sie Alle nieder; das geschah am 7. Juni. Am 14. Juni flüchtete sich eine Rebellenschaar in eine Höhle; General Tscheng yu tse umstellte dieselbe und warf Feuer hinein, um sie herauszubrennen, sie kamen aber nicht. Da wurden Steine vor die Höhle geworfen; als diese nach einigen Tagen fortgenommen wurden, lagen alle Rebellen todt am Boden.“ Der gefährlichste Rebell, „König“ Kaho, wurde gefangen; es wäre eine zu milde Strafe gewesen, wenn man ihm nur den Kopf abgeschnitten hätte. Er wollte im Gefängnisse sich zu Tode hungern, „aber wir fanden es angemessen, ihn und seinen Genossen Ahma lebendig in Stücke hauen zu lassen, weil er exemplarisch gezüchtigt werden mußte. Die Köpfe wurden im Lande umhergeschickt, als Warnungszeichen für Andere.“

Wir finden in der „Overland China Mail“ vom 17. October eine wörtliche Ueberfetzung aus der amtlichen Peiminger Zeitung, welche den Hergang bei Kaho's (oder Kohu's) Hinrichtung erzählt. Der Bergang ist schauderhaft, aber so kennzeichnend für die Barbarei der Regierung in China, daß wir das amtliche Protokoll mittheilen wollen.

„Der Criminalrichter hatte die Henker neben sich stehen; die Armee war versammelt. Er befahl, daß dem Kohu die Kleider abgenommen würden, und als dieser nackt war, ließ er ihn mit starkem Eisendraht umwickeln, so daß immer nur eine zollbreite Fleischlücke blieb, die in den Zwischenraum herausquoll, je stärker der Draht angezogen wurde. Als das geschehen war, band man ihn an einen Pfahl, und nun begannen die Henker ihre Arbeit. Sie rissen ihm mit scharfen eisernen Werkzeugen, welche einer dreizinkigen Gabel ähnlich sind, ganz allmälig das Fleisch von den Knochen. Sobald dasselbe abgerissen war, händigten sie es anderen Leuten ein, die neben ihnen standen; diese schnitten dasselbe mit scharfen Scheeren in noch kleinere Stücke, warfen es dann auf die Erde und traten es mit Füßen. Als das geschehen war, ließ man Kohu am Pfahle stehen, während einigen geringeren Rebellenhäuptlingen die Köpfe abgeschlagen wurden

Digitized by Google

Diese wurden im Lager zur Bewunderung der Menge herumgezeigt, und nun einige Abwechselung in ihre Belustigung zu bringen (to give a little variety to their amusement). Die Henker wandten sich dann wieder zu Kohn und schnitten seinem noch lebendigen Körper den Kopf ab, der dann auch im Lager herumgezeigt wurde. Offiziere und Mannschaften begrüßten denselben mit Jubel; sie waren hoch erfreut und priesen ihre Götter für diesen ruhmreichen Triumph über ihre Feinde. Die Henker gingen bald wieder an ihren Mann; sie sägten ganz langsam die Knochen des Rebellenhäuptlings in kleine Stücke, welche von Anderen zu Pulver zerstampft wurden. Dieses Pulver ist dann in alle vier Winde des Himmels zerstreut worden vor den Augen der jubelnden Menge."

Die Rebellion der Miao tse folgte auf jene der Taiping und dann kam die Erhebung der Mohammedaner; die erste hat 18 Jahre lang gedauert.

Aus den Tagen des Seeräuberthums in Algier.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Während man in Spanien auf Embarek's Untergang sann, befand sich derselbe im Hafen von Algier, wo er, von einem glücklichen Beutezug eben zurückgekehrt, seiner Mannschaft erlaubt hatte, sich aufs Land zu begeben, weniger um die nothwendige Ruhe und Erholung zu genießen, als vielmehr, um in den Vergnügungen der Hauptstadt ihre Prisengelder durchzubringen, denn einen Seemann, der spart, lieben die Piratencapitäne nicht. Es war bei allen Seeräubern Regel, daß das Erbeutete schnell wieder ausgegeben werden mußte. Wie gewonnen, so zerronnen, das wurde zum Gebot. Nach gründlicher Leerung ihrer Taschen waren die Matrosen dann desto erpichter auf neue Beutezüge und tollkühner im Angriff. Diese schönen Grundsätze waren ohne Zweifel für den Seedienst sehr praktisch, aber sie dienten keineswegs zur Moralisirung der Seeleute. Dies Wölfchen, das sich immer durch unruhiges Gebahren und Zügellosigkeit bemerkbar macht, sowie es nicht durch die eiserne Schiffsdisciplin niedergehalten wird, war zu jener Zeit in Algier zu einem seltenen Grade von Unbändigkeit gelangt. Die vielen Erfolge unter Embarek's Führung hatten es so übermüthig gemacht, daß es aller Polizeivorschriften, ja der Gesetze der „Landratten" spottete. Die Matrosen verbrachten ihre Zeit am Lande in den scandalösesten Orgien, sie beschimpften und mißhandelten die friedlichen Bürger, betrunken sie auch wohl, durchzogen in betrunkenen Banden die Stadt, und wenn die Wache sich ihnen widersetzen wollte, entstand ein Kampf, in welchem fast immer die Seeleute Sieger blieben.

Dergleichen konnte zwar der Dey von Algier eine Zeitlang mit Ruhe ansehen, denn die Seeräuber waren ja bevorzugterweise seine „lieben Kinder", aber endlich wurde es ihm denn doch zu arg. Als er nun gar vernahm, daß die übermüthigen Burschen sich an achtbaren Frauen vergriffen, daß sie selbst vermittelst Strickleitern in die Haremsdrangen und dort nur allzu geneigtes Gehör fanden, indem die Haremsgeschöpfe froh waren, statt eines oft abgelebten Ehemanns, den sie noch dazu mit anderen theilen mußten, einen schmucken jungen Matrosen für sich allein zu haben, und eine Zerrüttung aller Familienverhältnisse zu drohen schien, geriethder Dey in einen fürchterlichen Zorn und ließ den Meschdar, der zugleich Polizeimeister und Pächter der Prostitutionshäuser war, kommen, den er folgendermaßen anfuhr:

„Elender Kerl, Dich habe ich für die Ruhe meiner treuen Stadt Algier verantwortlich gemacht und nun höre ich, daß solcher Unfug getrieben wird! Wenn Du nicht gleich dem Uebermuthe der Seeleute steuerst, lasse ich Dir den Kopf vor die Füße legen."

Der Polizeimeister, der sich am unentbehrlichsten Theile seines Individuums bedroht sah, wagte es, dem Dey auseinanderzusetzen, daß diese Seeleute zugleich sehr populär beim gemeinen Volk und nebenbei eine wahre Macht seien, die er ohne Truppenbeistand nicht überwältigen könne.

Der Zorn des Fürsten steigerte sich zur Wuth. „Wenn dem so ist," rief er, „so nimm Dir Soldaten und fessele alle bei Umruhen ermischten Matrosen. Beim Barte des Propheten! Alle sollen dem Tode verfallen sein, und wenn es der große Embarek selber wäre."

Dieser Befehl des Herrn wurde den Schiffscapitänen bekannt gemacht, und eine Zeitlang herrschte wirklich verhältnißmäßige Ruhe. Eines Nachts hörte man jedoch wieder zur verbotenen Stunde Geschrei Betrunkener aus einem schlechten Hause, in welchem Matrosen dem Bachus und der Venus huldigten. Der Meschuar an der Spitze einer Patrouille bedeutete den Missethätern, daß sie sich ergeben müßten. Diese aber, denen im Verhaftungsfall der Tod bevorstand, zogen den Kampf vor, warfen sich auf die Patrouille, und hatten das Glück sich Bahn zu brechen, ohne einen Mann zu verlieren. Ja, das größte Wunder bei der Geschichte ist, daß sie heiler Haut auf ihr Schiff entkamen, obgleich alle Thore der Stadt, folglich auch das Hafenthor, fest verschlossen waren. Aber solche Wunder kommen in allen arabischen Erzählungen vor.

Kaum an Bord angekommen, wetten sie El Hadich Embarek und erzählten ihm, daß sie sich der bewaffneten Macht des Dey widersetzt hätten. Der Hadich sah ein, daß seine Matrosen, wenn er sie im Hafen ließ, dem Tode verfallen waren. Aber er liebte väterlich seine Mannschaft und beschloß, sie zu retten. Er lichtete daher sogleich die Anker und segelte hinaus ins offene Meer: gleichfalls ein Wunder, wenn man bedenkt, daß die algierische Marine strenge Hafenwacht hielt und kein Schiff bei Nacht aus dem Hafen ließ, es sei denn, die Abfahrt wäre Tags vorher angekündigt worden. Draußen auf hoher See wurde Kriegsrath gehalten. Hadich Embarek ließ sich dabei folgendermaßen vernehmen:

„Einige unserer Kameraden sind nach dem Gesetze der Landratten einem schimpflichen Tode verfallen. Durch unsere Flucht aus dem Hafen sind wir ohnedem Alle strafbar geworden. Es bleibt uns nur noch ein einziger Ausweg zum

Digitized by Google

Heil. Suchen wir ein der Art außerordentliches Wagstück zu vollbringen, daß der Dey uns einen Generalpardon nicht verweigern kann. Also im Kampfe gegen die Ungläubigen fallen, oder uns mit unsterblichem Ruhm bedecken, ein Drittes giebt es für uns nicht!"

Dies fand allgemeinen Beifall. Man zog also auf neue Abenteuer aus. Bald erblickte man von fern ein mächtiges Segelwerk. Nahe gekommen, sah Embarek ein sehr großes Schiff, ohne alles Geschütz, dem man konnte keine Kanonenluken erspähen, mit höchst liederlich aufgezogenen Segeln, das ganz einen nachlässigen Kauffahrer, dem die Waare Alles, das Schiff aber wenig gilt, errathen ließ. Dies schien eine treffliche Gelegenheit, denn die Größe des Schiffs versprach eine höchst ansehnliche Beute, gegen deren Reize sich das Herz des Pascha nicht verhärten konnte. Embarek steuerte näher. Noch ein Augenblick und Schiff und Waaren sollten die Besitzer wechseln.

Aber plötzlich ändert sich die Scene. Wie durch Zauber fallen die gemalten Tücher, welche die Kanonenluken verdeckten und dem Schiffe ein so friedliches Ansehen gaben. Eine ganze Breitseite riesiger Geschütze enthüllt sich. Hunderte flinker Kriegsmatrosen erkletern die Masse, um die absichtlich in den Segeln veranstaltete Unordnung zu beseitigen. Eine große rothgetthe Flagge (die spanische) entfaltet sich und zugleich trifft eine Salve, der ganzen Breitseite das Piratenschiffs. Diesmal war Embarek in eine Falle gegangen und hatte sich von der künstlichen Friedensmaske eines spanischen Kriegsschiffes täuschen lassen. Diese Maske war eine der Listen, durch welche ihn die Spanier fangen wollten. Er selbst hatte nur eine kleine Brigantine, welche gegen ein Linienschiff nicht aufkommen konnte. So wurde er denn auch richtig gefangen und sein kleines Schiff, das sehr gut in dem Kologe Platz hatte, an Bord des spanischen Kriegsfahrers genommen, wo es wie eine Schaluppe auf dem Vorderdeck angebunden wurde.

Diese Spanier waren Tauvendkünstler, eine ganze Brigantine so mir nichts dir nichts wie eine Landungsbarke an Bord zu nehmen, und ihr Fahrzeug gewiß ein wunderbares Riesenschiff, um die Brigantine fassen zu können. Sehr unvorsichtig müssen wir aber diese Spanier nennen, daß sie die algerischen Seeräuber in deren Brigantine so gänzlich ungefesselt ließen und sich damit begnügten, um diese Nußschale, welche auf ihrem Kologe ruhte, Wachen anzustellen, welche jeden Versuch der Araber zu entkommen vereiteln sollten. Denn man erräth, was nun geschah. Natürlich feierten schon in der nächsten Nacht die Ungläubigen ein Siegesfest, bei dem sich Alle, selbst die Schildwachen, dergestalt betranken, daß keiner mehr Herr seiner fünf Sinne blieb. Habsch Embarek brach nun aus seiner Brigantine hervor, ließ alle Spanier auf dem Linienschiffe entweder tödten oder fesseln und bemächtigte sich dieser stolzen Beute, mit der er dann im Triumph nach Algier zurückkehrte.

In Spanien herrschte in Folge dieses Unfalls die größte Niedergeschlagenheit. Der König, seinen Ministern die Schuld beimessend, ließ diese sämmtlich hinrichten und starb dann selbst vor Zorn und Schande, in seinen letzten Stunden noch den Namen „Embarek" murmelnd. Die Geschichte belehrt uns nicht, welcher König von Spanien dies war, ja sie ist sogar so parteiisch, nicht einmal von einem so hohen Todesfall in jener Zeit zu berichten. Aber bekanntlich sind die Historiker ja meistens Unglückige. In Algier dagegen war die höchste Freude an der Tagesordnung. Man staunte, als man ein so großes Schiff, wie man es hier gar nicht kannte, unter algierischer Flagge einlaufen sah. Als man gar die Einzelnheiten vernahm, kannte der Jubel keine Grenze. Eine ungeheure Menschenmenge begleitete Embarek unter beständigem Jauchzen und Freudenruf bis zum Palast des Dey. Vor diesen gestiftet, war das erste Wort Embarek's, Verzeihung für seine und seiner Mannschaft Vergehungen zu erbitten. Der Fürst war aber von jener kühnen Waffenthat so entzückt, daß er ausrief:

„Nicht nur Verzeihung sollst Du erlangen, sondern Du darfst Dir auch noch eine Gnade von mir erbitten. Sei es was es wolle, beim Koran schwöre ich, ich will Dir es gewähren."

Welche Gnade glaubt man wohl, daß sich Embarek erbat? Weder Geld, noch Schätze, noch Landgüter, sondern lediglich die Auslieferung des Meschuar, des verhaßten Polizeimeisters, an seine Matrosen. Diese senkten ihn an dem höchsten Mastbaum, wo er zur größern Ehre des Seeräuberthums baumelte und der Welt die Moral verkündete, daß ein glücklicher Abenteurer in ihr oft mehr gilt, als ein gewissenhafter Handhaber der Gesetze.

Mit dieser tröstlichen Moral endet die Sage von El Habsch Embarek. Es würde allzu naiv sein, auf die unglaubwürdigen Stellen in derselben noch besonders aufmerksam zu machen, wohl aber können wir hervorheben, daß sie im Wesentlichen den Geist des Seeräuberthums ganz richtig schildert, selbst bis auf jenen letzten Zug der Rache am Polizeimeister, der seinen vollen Wiederklang im Herzen fast aller Araber findet, denn selbst im arabischen Städter steckt immer noch ein Stück vom alten raubritterlichen Beduinen, seinem Vorfahr. Im Grunde ist das Seeräuberthum nur ein Seitenstück zu den Landzügen der Beduinen. Embarek selbst ist eine historische Person; von seinem Raub eines spanischen Linienschiffes findet sich jedoch in den Acten keine Spur. Daß aber dergleichen vorkam, beweist der oben erwähnte Fang der portugiesischen Fregatte (einige Jahre später auch einer tunisischen), freilich nicht durch eine Brigantine, sondern durch einen Kriegsfahrer von gleicher Größe mit der Prise. Solche kleine Uebertreibungen müssen wir der Sage zu Gute halten.

Die Tollkühnheit der algierischen Seeräuber und ihre Beharrlichkeit, trotz aller Hindernisse, welche ihnen die Mächte in den Weg legten, bei diesem Handwerk zu bleiben, beweist der Umstand, daß sogar noch im Jahre 1827, als die spanische Flotte bereits Algier blockirte (freilich nicht immer effectvoll), dennoch eine Menge Prisen von den Piraten gemacht wurden. Die letzte dieser Prisen (nicht im gewöhnlichen Register verzeichnet) ist vom 28. October 1827. Sie ward eingebracht von Raïs Ali el Majorki und betrug etwa 40,000 Rial Drahem im Werth.

Daß die Algierer keineswegs daran dachten, das Seeräuberhandwerk so bald aufzugeben, geht daraus hervor, daß noch im Jahre 1826 ein neues Reglement über die Vertheilung der Prisengelder aufgestellt wurde. Folgendes waren dessen Hauptbestimmungen.

1) Ein Achtel des Bruttowerths gehört dem Bandschek (Prisengericht).

2) Ein halbes Procent ist Versteigerungsgebühr.

3) Der Capitän erhält die althergebrachten Gebühren.

4) Der Diwan (Rathscollegium) constatirt den Werth der Prisen, und jedes Mitglied empfängt zum Wenigsten einen vollen Rial *); bei größeren Prisen je nach dem Werth.

5) Zehn Dirhem (zwei Pfennige) Wägegebühr für jeden Centner Waare.

6) Der Scheusch des Bandschek (Diener des Prisengerichts) erhält einen Pai (einfachen Theil).

*) Wahrscheinlich ein Rial Burbchu, etwa ein Thaler unseres Geldes.

Digitized by Google

7) Die Juden im Dienste des Bandschef bekommen einen halben Pai.

8) Im Fall gewisse Waaren durch sachkundige Leute abgeschätzt werden müssen, empfängt jede dieser Personen zwei Dirhem (nicht einmal einen Pfennig) für den Centner abgeschätzter Waare.

9) Der Agent, welcher die Ausschiffung besorgt, erhält einen Procentsatz vom Werth der Waare (welchen? ist nicht gesagt).

10) Der Trägerlohn wird im Voraus abgezogen (d. h. von der Gesammtsumme).

11) Derjenige Seemann, welcher zuerst das feindliche Schiff entdeckt hat, bezieht fünf Ziani*), besondere Versprechungen von Seiten des Capitäns vorbehalten.

12) Der Kahya (Stellvertreter) des Guardian-Baschi (einer Hafenbehörde) erhält einen Procentsatz vom Werth der Waaren (welchen?).

13) Die Miethe der Kaufläden, wo die Prisen verhandelt werden, ist im Voraus abzuziehen.

14) Ein Procent vom Gesammtwerth der Prisen ist Hafengebühr.

Nach Abzug obiger Ausgaben und Gebühren wird der Nettoertrag in zwei Hälften getheilt. Die eine dieser Hälften wird nach althergebrachter Ordnung unter die Mannschaft vertheilt. Mit der andern Hälfte wird folgendermaßen verfahren: Für jede Kanone seines Schiffes erhält der Capitän einen kleinen Pai (die gewöhnlichen einfachen Theile, von denen auf Nr. 429 3009 kamen). Außerdem bekommt der Capitän einen „großen Pai“. Der Rest gehört dem Staat, wenn dieser Eigenthümer des Schiffes war, im andern Falle dem Kaufherrn, der es ausgerüstet hat.

Der oben erwähnte „große Pai“ beträgt zwischen 20 bis 30 gewöhnliche einfache Theile. Der große Pai eines jeden Capitäns war entschieden und von der Regierung bestimmt. Ein neuer Capitän begann mit 20 Theilen, als seinen großen Pai, und rückte bis zu 30 nach der Ancienneität vor. Einige wenige überstiegen 30.

Obiges Reglement enthält zwei Neuerungen; erstens, daß alle Schiffe nicht mehr Eigenthum des Staates waren, zweitens, daß der Staat den Capitän aus seiner Hälfte bezahlte. Daraus zeigt sich, daß man den Seeräubern immer größere Vortheile einräumen mußte, und folglich, daß sich nicht mehr so viele fanden, welche dies Handwerk ergreifen wollten. Das Gewerbe war offenbar in Verfall gerathen, sonst hätte es solcher Ermuthigungen von Seiten des Staates nicht bedurft. Auch sind wir erstaunt, hier nicht mehr den Antheil des Marebuts Jaaledi zu finden, den alle ältern Piraten zahlten. Dies könnte auf eine sonst gar nicht wahrscheinliche beginnende Freigeisterei unter diesen würdigen Seehelden deuten.

*) Der Ziani ist eine sehr alte algierische Münze, die aus dem Reich der Beni Zian von Tlemsen stammt, das schon im 16. Jahrhundert fiel. Er war wahrscheinlich ein kleines Goldstück im Werthe von 20 Silbergroschen.

Die Mondflecken in Sage und Mythologie.

Von **Dr. R. Haffencamp.**

I.

Die neueren Untersuchungen haben zur Genüge erwiesen, wie sich bei allen Völkern in gleicher Weise die älteste Mythologie aus einer Naturbetrachtung heraus entwickelt hat. Die verschiedenen Erscheinungen der Natur regten die Phantasie des Naturvolkes an. Diese Phänomene wurden von ihm nach irdischen Verhältnissen gedeutet und so wurde eine bunte Reihe von mythologischen Glaubenselementen erzeugt, die sich zu einer zwar mehr oder minder lückenhaften, aber bei aller Barockheit der Anschauung doch großartig phantasievollen Geschichte des Himmels gestalteten. Unter sämmtlichen Naturerscheinungen fesselte vor allem das Gewitter mit seiner vernichtenden Pracht die Aufmerksamkeit der ältesten Völker; außerdem aber waren es noch besonders Sonne und Mond, die durch ihre Strahlenpracht, durch ihr feuriges Emportauchen aus dem Ocean, ihre zeitweilige Verfinsterung die Augen des „Naturmenschen“ auf sich zogen und ihm zu mythischen Gebilden Anlaß gaben.

Auch mit den einzelnen Mondphasen und jenen schattigen Vertiefungen im Lichte des Vollmonds verknüpften sich schon in den ältesten Zeiten mythologische Vorstellungen, die sich allgemach zu vollständigen Sagen weiter ausgebildet haben. Unter diesen Sagen sind diejenigen, welche sich an die Mondflecken anschließen, besonders deshalb interessant, weil sie bei verschiedenen, durchaus nicht verwandten Völkern oft in ganz ähnlicher Form auftauchen.

So weist schon der Name, mit dem bei uns jene Erscheinung gewöhnlich bezeichnet wird, auf einen gewissen mythologischen Hintergrund hin: es knüpft sich daran die Vorstellung, in den dunkeln Stellen im Monde Flecken zu erblicken, welche sich auf der glänzenden Scheibe gebildet haben. Da nun in ältester Zeit der Vollmond häufig als das Antlitz eines übernatürlichen Wesens betrachtet ward, so bildete sich naturgemäß die Ansicht weiter aus, die schattigen Vertiefungen seien Flecken auf dem Gesichte des Mondgottes, welche auf irgend eine Weise entstanden seien.

Diese Vorstellung bricht namentlich in einer Sage durch, welche bei den Grönländern über die Entstehung der Mondflecken erzählt wird. Der Mondgott Anningat hatte seine Schwester, die Sonnengöttin Mallina, bei einem Kinderspiele im Finstern schändlicherweise verfolgt; sie bestrich nun ihre Hände mit Lampenruß und fuhr damit ihrem Verfolger durch das Gesicht, in der Absicht, ihn dadurch bei Tage entdecken zu können. Von jenen rußigen Stellen, die sich in Folge dessen auf dem Gesichte des Mondgottes vorfanden, rühren nun nach der Ansicht der Grönländer die Flecken im Monde her.

Auf einer ähnlichen Anschauung beruht auch eine von Bleek bei den Nama-Hottentoten aufgefundene Sage, welche die Entstehung jener Naturerscheinung zu deuten sucht. Nach der Ansicht der Nama sind die Mondflecken dadurch entstanden, daß ein Hase dem Monde sein Antlitz zerkratzt hat. Der Mond hatte einst ein Insect an die Menschen mit folgender Botschaft abgesandt: „Geh zu den Menschen,“ sprach er, „und sage ihnen: Wie ich sterbe und sterbend

Digitized by Google

lebe, so sollt auch ihr sterben und sterbend leben.“ Der Hase war nun dem Insecte begegnet und hatte sich, da er ein besserer Läufer sei, die Botschaft auszurichten erboten; er war eiligst davon gerannt, und als er den Menschen antraf, sprach er: „Ich bin vom Monde ausgesandt, um euch Folgendes zu melden: wie er stirbt und sterbend umkommt, so sollt auch ihr sterben und vollständig zu Grunde gehen.“ Darauf eilte er zurück und erzählte dem Monde, was er an die Menschen ausgerichtet habe. Da wurde der Mond erzürnt, weil der Hase eine falsche Nachricht überbracht hatte; er ergriff ein Stück Holz und traf damit die Nase seines Boten; seit der Zeit ist nun die Nase des Hasen gespalten. Das Thier aber, mit Recht aufgebracht über diese Behandlung, erhob seine Pfote und zerkratzte dem Monde sein Angesicht. Die dunkeln Flecken, welche wir jetzt auf der Oberfläche des Mondes erblicken, sind die Schrammen, welche er damals davontrug.

Eine andere schöne Deutung der Mondflecken findet sich in einer mittelalterlichen Sage, welche allerdings deutlich die Spuren einer biblischen Einwirkung an sich trägt. Da heißt es, der Mond sei Maria Magdalena, die Flecken des Mondes seien die von jener Sünderin vergossenen reumüthigen Zähren. Allerdings findet sich diese Erzählung nur in einem mittelalterlichen Schriftsteller, in einer Predigt des Berthold; indessen wurde sie von diesem Mönche sicher nicht willkürlich ersonnen, sondern es ist darin (wie denn überhaupt Berthold bekanntlich für das niedere Volk predigte und sich daher dessen Bilder bediente) nur eine damals allgemein verbreitete Anschauung ausgesprochen.

Während in den obengenannten Fällen die dunkeln Stellen im Monde als Flecken, Schrammen und Thränen auf seinem Angesichte aufgefaßt wurden, finden wir zugleich bei vielen „Naturvölkern“ die Ansicht verbreitet, daß jener Mondschatten irgend einem Wesen, das sich im Monde aufhalte, seinen Ursprung verdanke. So glauben die Inder, daß die Mondflecken durch einen Hasen, der im Gestirne weile, entstanden seien, und einer der zahlreichen Namen, die das Sanskrit für den Mond besitzt, śaśanka, hängt mit jener Vorstellung zusammen; zusammengesetzt aus śaś, Hase, und anka, Bild, bezeichnet es den Mond deshalb, weil er nach indischer Anschauung das Bild eines Hasen an sich zu tragen schien.

Auch der mongolischen Ueberlieferung erscheint der Mondschatten als ein Hase, und eine alte Sage knüpft sich an diese Vorstellung. Boldo Sakyamuni, der den Himmel in seiner Gewalt hat, verwandelte sich einst in einen Hasen, um einem armen, ermatteten Pilger zur Speise zu dienen; zur Erinnerung an diese merkwürdige Begebenheit setzte der oberste Genius der Mongolen, Churmusta, die Gestalt eines Hasen in den Mond.

Auch bei den Ureinwohnern von Ceylon herrscht die Meinung, daß die Mondschatten einem Hasen ihre Entstehung verdanken, und neuere Reisende haben berichtet, wie die Eingeborenen von ihnen ein Fernrohr verlangten, um den Hasen im Monde zu betrachten. Wie aber jenes Thier in den Himmelskörper gelangt ist, darüber existirt bei den Buddhisten folgende Sage: Als Buddha auf Erden als Bhikschu (d. i. als Bettler) verweilte, verirrte er sich eines Tages im Walde; lange war er in der Irre umhergeeilt, als ihm ein Hase begegnete, der sich als Wegweiser anbot und den frommen Mann aus der Wildniß geleitete. Da sprach Buddha: „Ich bin arm und hungerig und vermag deine Gefälligkeit nicht zu belohnen.“ — „Bist du hungerig,“ antwortete der Hase, „so mache ein Feuer an, tödte mich, brate und iß mich.“ Buddha machte Feuer und sofort sprang der Hase, um sein Versprechen zu erfüllen, in die lodernden Flammen. Da machte Buddha, durch solche Aufopferung gerührt, von seiner göttlichen Kraft Gebrauch, er entrig den Hasen dem Feuer und versetzte ihn an den Himmel; seit dieser Zeit ist im Monde immer ein Hase zu sehen.

Weit geläufiger ist aber eine andere Ansicht gewesen, wonach die dunkeln Stellen im Monde von einem oder mehreren menschlichen Wesen herrühren, die sich in jenem Himmelskörper aufhalten. Eine altnordische in der jüngern Edda aufbewahrte Erzählung theilt uns mit, daß Mani (d. h. der Mond) einst zwei Kinder, Bil und Hiuki, die gerade damit beschäftigt waren, Wasser aus einem Brunnen zu schöpfen und in einem an einer Stange hängenden Eimer fortzutragen, von der Erde hinwegnahm und zu sich entführte. Nun gehen sie noch immer mit der Stange auf den Achseln hinter dem Mani her, wie man von der Erde aus beobachten kann. Daß unter diesen beiden Wasser tragenden Kindern nur die Mondflecken verstanden sein können, geht namentlich daraus hervor, daß das schwedische Landvolk noch heute in dem Mondschatten zwei Wasser tragende Kinder zu erblicken glaubt.

Aus allen Erdtheilen.

Zur Bevölkerungsstatistik des russischen Reiches.

Der neueste „Statistische Almanach“ giebt über den Flächenraum und die Bevölkerungsverhältnisse eingehende Daten, welchen die folgenden Ziffern entnommen sind. Ob sie in Betreff der Volkszahl genau und zutreffend sind, müssen wir dahin gestellt sein lassen; jedenfalls sind diese Angaben die neuesten.

Das europäische Rußland umfaßt in seinen 49 Gouvernements und dem Gebiet Bessarabien (mit Ausschluß der größeren Gewässer) 85,819.74 Quadratmeilen mit 63,658,934 Bewohnern; es kommen demnach auf die Quadratmeile 741 Menschen. Die städtische Bevölkerung bildet 10.2 Procent der Gesammtbevölkerung, und das Verhältniß der Zahl der Männer zu der der Frauen ist wie 100 zu 102.4. Der Zuwachs der Bevölkerung in vier Jahren beträgt 4.05 Procent und schwankt zwischen + 13.5 (Gouvernement Minsk) und — 2.98 (Gouvernement Archangelsk).

Das Königreich Polen hat in seinen zehn Gouvernements 2220.4 Quadratmeilen mit 5,705,907 Bewohnern; es kommen daher auf die Quadratmeile 2569 Menschen. Die Städtebewohner betragen 25.9 Procent der Gesammtbevölkerung, und auf 100 Männer kommen 106.7 Frauen.

Das Großfürstenthum Finnland enthält in seinen acht Gouvernements 6341.3 Quadratmeilen mit 1,843,253 Bewohnern; es kommen daher auf die Quadratmeile 290.6 Bewohner.

Das europäische Rußland mit Einschluß des Großfürstenthums Finnland hat daher 93,826.83 Quadratmeilen mit 71,207,794 Bewohnern, so daß 758.9 Menschen auf die Quadratmeile kommen.

Das asiatische Rußland umfaßt nach der neuesten Eintheilung folgende Provinzen: 1) die kaukasische Statthalterschaft mit den Gouvernements Baku, Eriwan, Kutais, Schamropol und Tiflis, den Gebieten Daghestan, Kuban und Terek, dem District Suchum und dem Bezirk des Schwarzen

Digitized by Google

Meeres, im Ganzen 7897.06 Quadratmeilen mit 4,583,640 Bewohnern (580.4 Menschen auf die Quadratmeile). 2) Sibirien mit dem Gouvernementen Jenisseisk, Irkutsk, Tobolsk und Tomsk und den Gebieten Amur, Jakutsk, Küstengebiet und Transbaikalien, im Ganzen 227,339.87 Quadratmeilen mit 3,327,627 Bewohnern (14.6 Menschen auf die Quadratmeile). 3) Centralasien mit den Gebieten Akmolinsk, Semipalatinsk, Syr-Darja, Turgaisk und Uralsk, im Ganzen 48,741,47 Quadratmeilen mit 2,626,246 Bewohnern (56.1 Menschen auf die Quadratmeile).

Das asiatische Rußland hat also ein Areal von 281,978.41 Quadratmeilen mit 10,537,513 Bewohnern (37.4 Menschen auf die Quadratmeile).

Das ganze russische Reich umfaßt demnach 375,905.24 Quadratmeilen mit 81,745,807 Bewohnern, von denen 217.5 auf die Quadratmeile kommen.

Nach den Religionsbekenntnissen vertheilt sich die Gesammtbevölkerung auf die einzelnen Theile des Reiches in folgender Weise: das europäische Rußland mit Einschluß des Königreichs Polen, aber ohne das Großfürstenthum Finnland, hat 53,169,179 orthodoxe Griechen (mit Einschluß der Jedinowerzen), 926,631 Ketzer, 229,260 Griechisch-Unirte, 37,136 armenische Gregorianer, 7,209,464 Katholiken, 2,565,354 Protestanten, 2,612,179 Juden, 2,359,372 Mohammedaner und 255,975 Heiden.

Unter der Bevölkerung des asiatischen Rußlands sind (ohne den Bezirk des Schwarzen Meeres und die Gebiete Syr-Darja und Turgaisk, über welche keine Data vorliegen) 4,936,917 orthodoxe Griechen, 166,985 Ketzer, 560,684 armenische Gregorianer, 54,106 Katholiken, 16,337 Protestanten, 34,857 Juden, 3,267,650 Mohammedaner und 295,734 Heiden.

Nach den Ständen geordnet umfaßt die Bevölkerung des europäischen Rußlands mit Einschluß Polens, aber ohne Finnland, 591,366 erbliche Ehrenleute, 327,764 persönliche Ehrenleute und Beamte, 633,185 dem geistlichen Stande Angehörige, 6,907,071 Personen, die den städtischen Ständen beigezählt werden, 56,270,541 Bauern (darunter auch die Samojeden im Gouvernement Archangelsk und die Kirgisen der inneren Horde und die Kalmücken im Gouvernement Astrachan), 3,743,358 zum Militärstande gehörige Personen, 148,125 Ausländer und 743,231 keinem der genannten Stände angehörende Individuen.

Das asiatische Rußland zählt (ohne das Gouvernement Batu, die Gebiete Daghestan, Syr-Darja und Turgaisk und den Bezirk des Schwarzen Meeres, über welche keine genauen Angaben vorzuliegen scheinen) 31,542 erbliche Ehrenleute, 30,094 persönliche Ehrenleute, 40,658 dem geistlichen Stande angehörige Personen, 263,539 den städtischen Ständen Angehörige, 5,350,643 Bauern, 1,003,305 zum Militärstande zählende Personen, 4104 Ausländer und 119,650 keinem der genannten Stände angehörende Individuen.

Unter der Bauernbevölkerung des asiatischen Rußlands sind auch 1,129,818 Nichtrussen (589,239 Männer und 540,609 Frauen) und 151,580 Verbannte (100,344 Männer und 51,245 Frauen) mitgezählt. Die Nichtrussen vertheilen sich in folgender Weise auf die einzelnen Gouvernements und Gebiete: Daghestan — 66,458, Jenisseisk — 46,005, Transbaikalien — 139,420, Irkutsk — 220,261, Küstengebiet — 22,163, Tobolsk — 71,873, Tomsk — 69,453, Jakutsk — 216,024, Akmolinsk — 203,681, Semipalatinsk — 152,011 und Uralsk — 22,498. Die Verbannten befinden sich in folgenden Gouvernements und Gebieten: Jenisseisk (59,561), Transbaikalien (14,907), Irkutsk (29,875) und Tobolsk (46,246).

In der Sitzung der statistischen Abtheilung der geographischen Gesellschaft am 21. October hielt Herr Wenjukow einen Vortrag „über das Schicksal der Bevölkerung des asiatischen Rußlands unter dem Einfluß der administrativen Eintheilung", in welchem er einen historischen Ueberblick über die Veränderungen in der Administration des asiatischen Rußlands gab und schließlich nachzuweisen suchte, wie wenig die Vertheilung der administrativen Centren den localen Bedürfnissen und dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten der Bevölkerungen entspreche. Die statistischen Angaben, welche Herr Wenjukow bei dieser Gelegenheit anführte, stimmen durchaus nicht mit den obigen Angaben überein. So berechnet er die Bevölkerung des asiatischen Rußland mit 2,780,000 Russen und 457,000 Nichtrussen, in den Steppenräumen und Turkestans mit 178,000 Russen und 2,719,000 Nichtrussen, was also für das asiatische Rußland eine Bevölkerung von 2,958,000 Russen und 3,176,000 Nichtrussen, im Ganzen 6,134,000 Köpfe ergeben würde. Hier sind nicht einmal die Kaukasusländer mit einbegriffen: es ergiebt sich also ein sehr großer Unterschied. Die Eintheilung in Generalgouvernements ergiebt hinsichtlich des Areals und der Bevölkerung folgende Zahlen: Das Amurland 43,276 Quadratmeilen mit 277,890 Bewohnern, Sibirien 162,302 Quadratmeilen mit 2,201,904 Bewohnern, Turkestan 17,425 Quadratmeilen mit 1,635,000 Bewohnern, das Steppenland 31,795 Quadratmeilen mit 1,524,478 Bewohnern. Hier erhalten wir wieder nur 5,639,272 Bewohner.

Die britische Regierung gegen eine Polarexpedition.

Wir lesen, daß die englische Regierung es wiederum abgelehnt hat, die beantragte arktische Expedition ihrerseits zu unterstützen. Auch die „Times" sprach sich sehr entschieden dagegen aus; sie hätte gern Gründe gehört, welche es rechtfertigen könnten, daß man einen Plan wieder aufnehme, dessen Ausführung notorisch mit Gefahren verbunden sei und in praktischer Beziehung entschieden fruchtlos. Lange Zeit habe das Phantom einer nordwestlichen Durchfahrt herhalten müssen, um Expeditionen zu befürworten, wie die nun in Vorschlag gebrachte, und doch gebe man jetzt zu, daß sie als fehlgeschlagen seien. Außerdem würde von Seiten aller „arktischen Autoritäten" nicht in Abrede gestellt, sondern es werde zugestanden, daß alle bisherigen Expeditionen nach falschem Princip unternommen und ohne jede vernünftige Hoffnung auf Erfolg ausgerüstet worden seien. Nun sage man, daß die projectirte Expedition die Ueberlieferungen und die Kunde der Schiffahrt im Eise bewahren und wach halten solle; es wäre aber noch zu beweisen, daß solche Schiffahrt im Eise von irgend welchem Belange sei. Man habe vorgeschlagen, zwei Dundee-Walfischfahrer auszurüsten; jedes dieser Schiffe solle 60 Seeleute von der Reichsmarine und die erforderlichen Offiziere an Bord haben; Abfahrt im Mai. Sie sollen zwei Winter und drei Sommer ausbleiben. Alles Andere laufe ins Blaue hinein. Man sage, dort oben im Norden sei eine unbekannte, 2,000,000 Quadratmiles große, unbekannte Region; man wisse aber nicht, worauf eine solche Angabe sich stütze und ob jene Region aus Land oder Wasser oder beiden bestehe. Eis und Felsen werden dort allerdings vorhanden sein, vielleicht auch trockener Boden, auf welchem Menschen wohnen. Von Seiten des anthropologischen Instituts wird natürlich angenommen, daß es dort Menschen gebe oder gegeben habe, und das Studium einer Race, welche Generationen hindurch in völliger Abgeschiedenheit von der Außenwelt gelebt, werde vom höchsten wissenschaftlichen Interesse sein. — Ganz gut das, aber wenn man nun diese vermeintlichen Menschen in der „unbekannten" Region nicht findet? Entspricht es dem gesunden Menschenverstande, es für wünschenswerth auszugeben, daß wir eine Regierungsexpedition außenden, um Land und Leute aufzusuchen, die lediglich in der voreingenommenen Speculation der Wissenschaft existiren?

In solcher Weise fährt die „Times" weiter fort. Sie kommt dann auf den Kostenpunkt. Was würde die Sache kosten? So fragt man auf Kapitän Shetard Osborne antwortet freundschaftlich: „Nur ein Schiff oder zwei." Aber kann er denn wissen, ob nicht auch das zweite Schiff verloren geht? Und wie viele Expeditionen würde man ausrüsten müssen, um die verlorenen Abenteurer aufzusuchen, und so fort. Die Linné-Gesellschaft sagt, daß bei den arktischen Reisen die Botaniker in auffallender Weise

Digitized by Google

frei von Gefahren geblieben seien, im Vergleich mit jenen, die in tropischen Gegenden und in Afrika gerieth wären; und doch beschwerte man jetzt afrikanische Expeditionen mit großer Wärme. Die „Times“ entgegnet: Wir wissen sehr wohl, was die artischen Expeditionen sind gekostet haben und wissen auch, daß sie uns abermals sehr viel kosten würden. Was ist, so fragen wir, das Resultat sechzigjähriger Erfahrung? Die Nordwestpassage, von welcher einst so großes Aufheben gemacht wurde, wird nun selbst von einer gelehrten Gesellschaft für die Ausgeburt eines wissenschaftlichen Gehirns erklärt. Ohne Zweifel war sie ein Phantom, und hätte man sie gefunden, so wäre sie keiner Menschenseele von irgend welchem Nutzen gewesen. Sind aber die verweinlichten Menschen in der unbekannten Region weniger ein Phantom? Die Expedition soll auf unbekannten Bahnen in unbekannten Gegenden vordringen ꝛc.

Ein angeblich Sachkundiger hatte behauptet, das Admiral Inglefield im Jahre 1851 mit einem kleinen Steamer (Schooner) den Smithsund rundum gesegelt sei und in der Mitte desselben eine Insel in ungefähr 80° N. bestimmt habe. Ueber eine so leichtfertige Behauptung ist Rae erzürnt; er zeigt, daß Inglefield nur in die südliche Oeffnung des Smithsundes gekommen sei. Er nahm eine Position in 78° N. auf und kam nach seiner Bistung 27 oder 28 Miles weiter, in den Sund hinein, dessen südliche Oeffnung unter 78° 15′ liegt, wenn er bis 78° 28′ gekommen ist, was sein nördlichster Punkt war, so ist er etwa 13 Miles weit in den Sund gelangt. Der von der Smithsund in 78° 15 Secunden ansängt und angeblich bis zum 82° N. nach Nord hin sich ausdehnen soll, so würden 225 geographische Miles, die Krümmungen nicht mitgerechnet, auf einer „Rundfahrt“ zurückgelegt werden müssen. Der „Sachkundige“ hat also 13 Miles in 225 vergrößert! Die angebliche Insel hat sich hinterher als ein Stück des festen Landes herausgestellt. — Rae weist, auf seinen Freund James Roß Bezug nehmend, darauf hin, wie auch Männer von so reicher artischer Erfahrung in Irrthum verfallen können; das sei auch jetzt nicht unmöglich, obwohl man nun Dampfer habe. Perry sei mit Segelschiffen durch den Lancasterſund im artischen Labyrinthe weiter nach Westen hin gekommen als irgend Einer nach ihm mit Dampfern. Die längste und merkwürdigste Fahrt im Eise ohne Dampf sei jene Collinſon's, der von der Behringsstraße aus weit nach Osten hin vordrang. Dagegen wurde der von Leopold Mac Clintock bestrigte Dampfer „Fox“ vom Eise belegt, als er 1857 den nördlichen Theil der Davisstraße durchkreuzen wollte, und wurde während des Winters in und mit dem Eise hülflos 1300 Miles nach Süden getrieben. — Der artische Ausschuß, so bemerkt Rae weiter, war einstimmig darüber, daß in Bezug auf wissenschaftliche Ergebnisse der Smithsund die beste Route sei, nicht aber darüber, daß er die beste Fahrbahn zur Erreichung des Pols biete. In diesem Sinne habe er, Rae, sich ausgesprochen, ebenso Admiral Omманey. Dieser äußerte in der Londoner geographischen Gesellschaft: „Nicht alle artischen Seefahrer sprechen sich für den Smithsund aus; ich meinerseits spreche mich weder dafür noch dagegen aus. Es ist allemal schwierig, in den Smithsund zu gelangen, während man Spitzbergen stets erreichen kann.“ — Ein „artischer Offizier“ verlangt nun, daß man (vermittelst der in Vorschlag gebrachten Expedition) mit einem Dampfer bis zum 81° N. komme. Im Jahre 1865 bezüglich sich die „Adpiration“ schon mit Erreichung des 80° N., also einem Breitengrade (60 Miles) weniger. Wenn das so fortgehen soll und wir alle sieben Jahre um 1° weiter vorwärts kommen, so werden wir in etwa 63 Jahren, in der Phantasie wenigstens, über den Pol hinausgelangen. — Man sieht, daß die Controverse in England schon bitter geworden ist. Rae sagt, er wünsche, daß der Plan der Expedition ganz aufrichtig erörtert werde, daß man den Gefahren dreist ins Auge schaue und nicht leicht darüber hinweggehe.

Fortschritte in Peru.

Die Republik Peru erfreut sich unter dem tüchtigen Präsidenten Prado, der kein säbelrasselnder General, sondern ein gebildeter bürgerlicher Mann ist, einer wohlthätigen Ruhe, und für den Augenblick wenigstens scheint man im Lande an keine Revolution zu denken. Man hat sich nützlichen Werken des Friedens zugewandt und ist auf Antrieb van Henry Meiggs eifrig mit dem Bau von Eisenbahnen beschäftigt. Für ein Land von der Bodenergiebigkeit Perus sind Verbindungswege die allerwichtigste Angelegenheit, in zweiter Linie ist für die ausgedehnten Strecken, welche der Küste entlang in der regenlosen Zone liegen, künstliche Bewässerung eine Lebensfrage. Der im vorigen Sommer ermordete Präsident Balta hatte die große Wichtigkeit derselben wohl begriffen, kam aber nicht zur Ausführung seiner Pläne; jetzt werden dieselben verwirklicht und bereits sind Ingenieure ans Werk gegangen.

Bisher hielt es in den meisten südamerikanischen Republiken für Europäer, die in ihrem Interesse geschädigt wurden, sehr schwer, Recht zu erhalten, und dadurch sind viele Irrungen entstanden. Hier ein Beispiel. Zwei Deutsche, die Gebrüder Salff, besitzen in der Nähe der Stadt Chiclayo eine Zuckerplantage. Als 1868 dort eine Revolution ausbrach, wurde dieselbe von Soldaten der beiden mit einander im Kampfe liegenden Präsidenten Balta und Prado besetzt, geplündert und niedergebrannt. Die Herren Salff hatten sich durchaus ruhig und neutral verhalten und sie protestirten sofort bei dem damals noch norddeutschen Consul gegen die Verwüstung, welche durch die Schuld von Prado's Kriegsminister angerichtet worden war. Balta bejahte die Oberhand; er wußte wohl, daß die Herren Salff völlig in ihrem Rechte waren und Anspruch auf Schadenersatz hatten; er ließ ihnen jedoch keine Gerechtigkeit angedeihen, weil ja auch seine Soldaten arg gewirthschaftet hatten. Nun aber hat der neue Präsident Prado auf eine Vorstellung des deutschen Ministerresidenten die Angelegenheit an eine gemischte Commission verwiesen, deren Ausspruch zu Gunsten der Herren Salff ausfallen muß, und der Congreß wird dann die Entschädigungssumme zu bewilligen haben.

Bisher hat Peru seine Staatsausgaben vom Ertrage des Guano bestritten und hat mit seinen Einnahmen überaus nichtsnutzig gewirthschaftet. Der Guano ist übrigens für die Zinszahlung der auswärtigen Schuld verpfändet, und es erscheint sehr verständig von Seiten Prado's, daß er sich zur Bestreitung reeller Staatsbedürfnisse Einnahmequellen eröffnet, die vom Guanovertrage unabhängig sind. Deshalb hat er den neuen Tarif gegeben und wirthschaftet sparsam; nur für das Schulwesen hat er stets offene Hand. Die Zolleinnahmen sind, weil seine großen revolutionären Zuckungen stattfanden, wesentlich gestiegen; 1868 ergaben sie in sämmtlichen Einfuhrhäfen etwa 5 Millionen Piaster (Soles); das Finanzjahr 1871/1872 hat aber für den Hafen von Callao allein weit mehr eingetragen.

Der zu Lima erscheinende „El Nacional“ vom 12. October 1872 giebt nach dem amtlichen Berichte des Marinestaffiers Garcia y Garcia eine Aufzählung der Punkte, an welchen abbauwürdiger Guano gefunden wird. Die Chinchainseln sind bis auf etwa 100,000 Tonnen erschöpft. Abbau findet gegenwärtig statt auf den Guañape- und den Macabi-Inseln. Noch unangegriffen sind die beträchtlichen Ablagerungen auf den Lobos-Inseln; aus den Viejasinseln in der Bai von Independencia; in der Chimpanobai; auf den Labilla-Inseln; an der Punta Huanillo; auf den Huanillo-Inseln; an der Punta alba und bei Pucallan de Pica. — An kleinen Lagern sind nicht weniger als 36 vorhanden.

* * *

— Die Verluste auf See sind in dem stürmischen Monate November 1872 beispiellos gewesen. Das „Bureau Veritas“ in Havre bringt folgende Liste. Von Segelschiffen litten Schiffbruch: 136 britische, 76 norwegische, 65 deutsche, 34 Schweden, 29 Holländer, 29 Franzosen, 17 Russen, 15 Dänen,

Digitized by Google

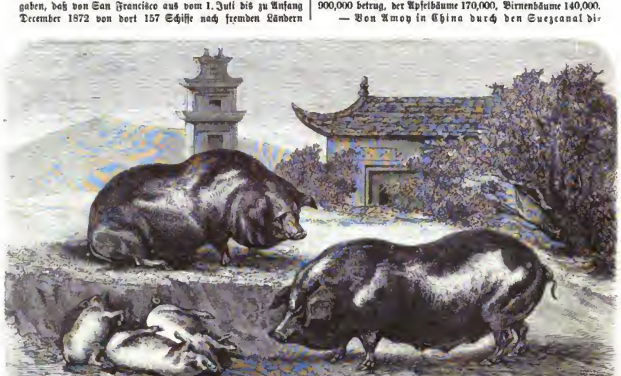
8 Italiener, 6 Amerikaner, 5 Griechen, 1 Oesterreicher, 1 Spanier und 6 von verschiedenen anderen Flaggen. In diesem Total sind 11 inbegriffen, die mit Mann und Maus verloren gingen. Von Dampfern sind völlig verloren gegangen 11 Briten, 6 Amerikaner, 2 Deutsche, 2 Spanier, 1 Belgier, 1 Schwede. Davon gingen 2 mit Mann und Maus unter. Im Ganzen 450 Schiffe.

— Wir haben oftmals darauf hingewiesen, daß Californien schon heute für die Ausfuhr von Weizen von hervorragender Wichtigkeit geworden sei. Wir finden jetzt die Angaben, daß von San Francisco aus vom 1. Juli bis zu Anfang December 1872 von dort 157 Schiffe nach fremden Ländern ausgelaufen waren, die 4,920,462 Centner Weizen an Bord hatten! Der Frachtwerth stellte sich auf 7,297,415 Dollars. Es waren noch etwa 150 große Dreimaster nöthig, um die zur Ausfuhr gelagerten Vorräthe zu befördern.

— Bogota, die Hauptstadt von Neugranada (Colombia), hat nun Telegraphenverbindung mit dem Hafenplatze Buenaventura am Stillen Weltmeere.

— Der Staat Michigan wendet dem Anbau der Weinrebe und der Obstbäume große Sorgfalt zu; eine Abschätzung von 1872 hat ergeben, daß die Zahl der Pfirsichbäume mehr als 900,000 betrug, der Apfelbäume 170,000, Birnenbäume 140,000.

— Von Amoy in China durch den Suezcanal direct nach Neuyork. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika beziehen ostasiatische Waaren, insbesondere Thee, auf zwiefachem Wege. Einmal über San Francisco auf der großen Pacificbahn, sodann über Suez; vor vier Jahren waren diese Handelsrouten noch nicht vorhanden. Ende Septembers kam in Neuyork der Dampfer „Glenartney“ an; vor ihm sind nur erst zwei andere über Suez nach dem Hafen am Hudson gekommen. In der Handelscapitale der westlichen Erdhalbe ist doch die Bevölkerung buntlschäckig genug, aber ein solches Schiffsvolk wie das auf der „Glenartney“ hatte man doch noch nicht gesehen. Capitän und Officiere sind Engländer, aber die ganze Bemannung bestand aus einer wahren Mosaik von Asiaten: Chinesen, hindustanischen Lascaren, Bengalesen, Arabern und Türken. Der Dampfer hatte, mit 32,000 Kisten Thee an Bord, Amoy am 6. Juli 1872 verlassen; die Fahrt bis Neuyork nahm 67 Tage in Anspruch, auf Deck befand sich eine wahre Menagerie von Affen, Papageyen und anderen Vögeln; der Capitän hatte auch chinesische Schafe mitgebracht; sie haben weiße Wolle, unter den Augen schwarze Flecken, der Schwanz ist anderthalb Fuß lang, platt, fächerförmig und am Ende 9 Zoll breit. Auch Pekinger Hunde waren an Bord; ihr schwarzes Haar ist lang und seidenweich, die Nase lang und schmal und das ganze Gesicht wolfsartig. Auch fünf chinesische Schweine sind mitgebracht worden; man will sie zur Zucht verwenden.



Chinesische Schweine.

Inhalt: Agra in Ostindien. Der Tadsch Mahal. Ein Derbar des Vicekönigs. (Mit drei Abbildungen.) — Die rasche Besiedelung des Nordwestens in den Vereinigten Staaten. — Die Pferde in den russischen Steppen. Von R. Wagner in Stallupöhnen. — Fortschritt und Barbarei in China. — Aus den Tagen des Sclaventhums in Algier. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. II. — Die Mondflecken in Sage und Mythologie. Von Dr. A. Hasfencamp. — Aus allen Erdtheilen: Die Bevölkerungsstatistik des russischen Reiches. — Die britische Regierung gegen eine Polarexpedition. — Fortschritte in Peru. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen:
Prospectus, betreffend „Russische Revue, herausgegeben von K. Röttger, Verlag der kaiserlichen Hofbuchhandlung in Petersburg.“ — Literarischer Anzeiger von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Skizzen aus Senegambien.

I.

Die Küste der Sahara und ihre Vorgebirge. — Die Mündung des Senegal und ihre gefährliche Barre. — Die Piroguiers und die Brandung. — Die Laptots. — Stadt Saint Louis und die Vorstadt Guet Ndar. — Klima und Sterblichkeit. — Die Herrschaft der Franzosen in Senegambien. — Ihre frühere Abhängigkeit von den maurischen und schwarzen Häuptlingen. — Beschäftigung des Handels. — Verdienste des Generals Faidherbe als Gouverneur. — Unterwerfung der Küstenregion bis zum Cambia. — Factoreien in der Zone der freien Ströme.

Als Senegambien bezeichnet man im engern Sinne jene Region der afrikanischen Westküste, welche vom Rande der großen Wüste im Norden sich nach Süden hin bis über 14° N. erstreckt; in weiterm Sinne rechnet man vielfach auch die Gestaderegion hinzu, welche bis zum Cap Verga, 10° N., reicht. Nach dem Innern hin wird als senegambisch bezeichnet, was dem Stromgebiete des Senegal und des Gambia angehört.

Die Schiffer, welche von Europa her nach der Mündung des Senegal fahren und sich der Küste nähern, finden schon auf der Höhe des Cap Nun, daß von dort ab ein kahler, hoher Strand sich weit nach Süden zieht, welcher gegen das grüne Gestade im Norden von Aghadir scharf absticht. Dieses sandige, steile Ufer, ein oceanischer Saum, gegen welchen der mächtige Wogendrang des Atlantischen Oceans anprallt, bildet die Randeinfassung der großen Wüste. Es steht gleichsam da als eine Mauer der Sahara und schützt das Sandmeer, diese einförmige, wasserlose, ausgedörrte Fläche, gegen das Eindringen der mächtigen Wellen und Strömungen des Weltmeeres. Diese Mauer zieht sich auf einer weiten Strecke am Ocean hin; erst am Cabo blanco, dem Weißen Vorgebirge, fällt sie allmälig ab, und dann beginnt eine Dünenkette, welche gegen Süden niedriger wird und unter 16° N. in eine lange, schmale Landzunge ausläuft. Bei dieser mündet ein großer Strom, der aus dem tropischen Afrika kommt, der Senegal. Seine Quelle liegt, nach Lambert, in 10°50′ N., 13°40′ W. von Paris; auf seinem etwa 250 deutsche Meilen langen Laufe macht er nicht weniger als 120 Meilen Krümmungen und strömt durch zumeist sehr fruchtbare Landschaften. Sein bedeutendster Zufluß ist der Faleme (Quelle 10°48′ N., 14° W.). Der Gambia entspringt in 11°27′ N., 13°43′ W. von Paris und mündet zwischen 13 und 14° N. bei Bathurst in den Ocean. Das ganze zwischen ihm und dem Senegal liegende Gebiet ist im Besitze der Franzosen.

An jener Saharaküste finden wir manche Punkte, welche in der Geschichte der Entdeckungen häufig genannt werden. Die Portugiesen fuhren im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts immer weiter nach Süden, der afrikanischen Küste entlang, ohne sich in den weiten, offenen Atlantischen Ocean zu wagen. Nachdem sie die Canarischen Inseln erreicht hatten, kamen sie an das Cap Bojadar, das zwar nicht weit in die See vorspringt, aber sich ganz steil bis zu etwa 100 Fuß emporhebt und für die Schiffer eine Landmarke bildet. Weiter nach Süden hin, beim Cap Mirick, schneiden mehrere Buchten in die Küste ein; von den Portugiesen wurde

eine derſelben als Rio do ouro, Goldfluß, bezeichnet, und heißt auch heute noch ſo auf unſeren Karten. Weiterhin bildet das Cabo blanco, Weiße Vorgebirge, eine impoſante Maſſe; man erblickt daſſelbe vom Ocean her ſchon aus einer Entfernung von 30 Seemeilen. Es iſt auch jetzt noch immer nicht gerathen, in dieſen Gegenden die Küſte zu betreten, wenn man nicht im Voraus mit den eingeborenen Wüſtenſtämmen ein Abkommen getroffen und von ihnen Führer genommen hat. Die ſogenannten „Mauren“, welche auch in der Geſtadegegend untherſchweifen, laſſen ſich oft an Stellen erblicken, wo man ihre Anweſenheit gar nicht vermuthen konnte; die Europäer haben bei Ueberfällen einen harten Stand, um ſich der Ausplünderung zu erwehren und wieder ſicher an Bord zu kommen *).

Sehr gefährlich iſt die Bank von Arguin, 20° N. zwiſchen dem Weißen Vorgebirge und Cap Mirick; die Inſel Arguin iſt ſchon von den Karthagern unter Hanno beſucht worden und wurde im Alterthum als Cerne bezeichnet; die Portugieſen bauten auf derſelben ein Fort, das ſpäterhin erſt von den Holländern und dann von den Franzoſen erobert wurde. Die in der Bucht von Arguin liegenden ſandigen Tidra-Inſeln werden von mehreren Familien der Wüſtenſtämme Uled Budha und Mzaga bewohnt. Sie ſind Fiſcher; geſalzene Fiſche werden im Innern ſehr geſucht, weil man ſie beim Zubereiten des Maisbreies verwendet, um dieſem Kuskus einen pikanteren Geſchmack zu geben.

Wir haben ſchon geſagt, daß nach Süden hin an die Stelle des ſteilen Ufers bis zum Senegal ſich Dünen hin-

Anſicht von St. Louis, der Hauptſtadt Senegambiens.

ziehen; ſie gewähren einen höchſt einförmigen Anblick und die Küſte iſt mit ſehr gefährlichen Riffen eingeſäumt, an welchen ſich das Meer mit ſtarken Brandungen bricht.

*) Bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts waren die Portugieſen nicht über das Cap Nun am marokkaniſchen Geſtade hinausgekommen. Als ſie Cap Bojador erreichten, fanden ſie die Beantung ſo furchtbar, daß ſie umkehrten; dieſes Vorgebirge wurde erſt 1434 von Gilianez (Gil Eannes) umſegelt. Zwei Jahre ſpäter ſam Affonſo Gonzalez Baldaya an eine Bucht, Rio do Ouro, von wo er Seehundsfelle und Goldſtaub mitbrachte, — die erſten Waaren, welche überhaupt von der afrikaniſchen Weſtküſte kamen. Von einer zweiten Reiſe, im Jahre 1442, brachte Baldaya nebſt einigem Goldſtaub auch zehn ſchwarze Sklaven mit, die erſten, welche Europa von dieſer Küſte erhielt. Von da an trieben die Portugieſen den Menſchenraub ſyſtematiſch, und ſehr richtig bemerkt Oscar Peſchel (Geſchichte der Entdeckungen S. 66), es dürfe darüber keine Täuſchung beſtehen, daß Menſchenraub der beſchämende Trieb war, dem wir manche Leiſtung des großen Zeitalters der Entdeckung verdanken. — Die Sklaven wurden dem Papſt Martin dem Fünften geſchenkt, welcher dann den Portugieſen das Beſitzrecht auf alle Länder zuſprach, die man zwiſchen Cap Bojador und Indien entdecken würde!

Man lieſt immer noch da oder dort, daß die Entdeckung und Coloniſirung Amerikas den Antrieb zum Handel mit Negerſklaven gegeben habe. Aber wie wiſſen, daß in Liſſabon ſich um 1450 eine Compagnie bildete, um Sklaven und Goldſtaub in den Handel zu bringen. Prinz Heinrich der Seefahrer erbielt einen Antheil am Gewinn; die Portugieſen brachten damals jährlich zwiſchen 600 bis 800 ſchwarze Sklaven nach Europa. Nach Amerika und zwar nach St. Domingo verſandten ſie die erſten Neger im Jahre 1503. In unſeren Tagen iſt mehrfach tendentiös behauptet worden, daß das

St. Louis, die Hauptſtadt Senegambiens, liegt auf einer Inſel in der Mündung des Stromes, die eine ſehr gefährliche Einfahrt hat. Es iſt eine Eigenthümlichkeit der

Digitized by Google

afrikaniſchen Küſte, ſowohl an der Oſt- wie an der Weſtſeite, daß ſie nur ſehr wenige gute Häfen hat. Auf der weiten Strecke z. B. von Sierra Leone bis zum Nigerdelta iſt nicht einmal eine bequeme und ſichere Rhede, geſchweige denn ein Hafen zu finden; überall iſt Wogendrang und Brandung. Faſt alle Flüſſe haben Barren, Stromriegel, wie man ſehr richtig ſagt; nur fünf Ströme ſind ohne dieſelben (der Gambia, der Rokelle von Sierra Leone, der Cachéo, der Rio Grande und, im Süden des Aequators, der Congo). Manche haben neben der äußern Barre noch eine zweite, innere. Alle Ströme im Nigerdelta zwiſchen dem Braß und dem Neucalabar werden durch ſie für die Schifffahrt gleichſam verriegelt, und an Punkten, wo kein Strom mündet, z. B. bei Cape Coaſt Caſtle und Akra an der Guineaküſte, iſt die Brandung manchmal ſo furchtbar, daß ſie ſenkrecht abfallende Waſſermauern bildet. Jeder, wer aus einem Kahn ins Waſſer fällt, wird überall an der Küſte eine Beute der Haifiſche, die in ganzen Schwärmen auflauern und ohnehin dadurch angelockt werden, daß die Neger die Leichen ihrer Sklaven ins Meer oder in den Fluß werfen.

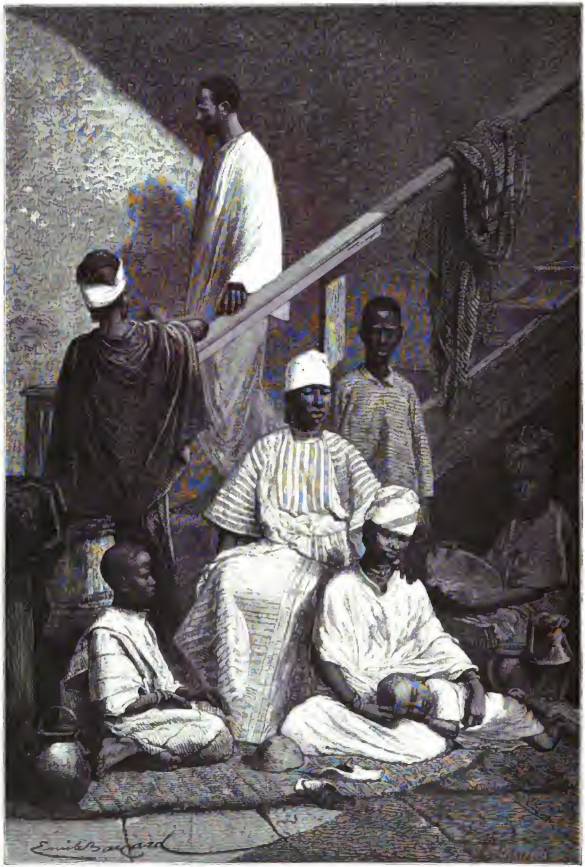
Die Stadt St. Louis liegt etwa 16 Kilometer von der eigentlichen Mündung, und die Barre in derſelben wird mit Recht für eine der gefährlichſten in der Welt gehalten. Dieſer Stromriegel beſteht aus beweglichem Sande, der ſich unabläſſig an jedem Tage verſchiebt. Es kommt vor, daß Schiffe wochenlang weder ein- noch auslaufen können, obwohl ein Schleppdienſt eingerichtet worden iſt. Ueber-

Markt zu Guet Ndar in St. Louis.

haupt bietet der Senegal manche unvortheilhafte Seiten dar; nur in der Regenzeit iſt er die Medine in der Landſchaft Kaſſon, bis in die Nähe der Felſen-Kataraften, zu befahren; in den übrigen Monaten gelangen Schiffe von etwa 12 Fuß Tiefgang bis Richard Toll (d. h. Richard's Garten), 30 Lieues, und von 8 Fuß Tiefgang bis Maſu, 60 Lieues; weiter oben liegen ſchon viele Sandbänke.

In St. Louis wird dem Gouverneur täglich mehrmals von der Mündung her telegraphiſch über den Stand der Barre Nachricht gegeben; außerdem erſcheint bei ihm in Perſon an jedem Morgen der Obmann der ſogenannten Piroguiers, um Bericht abzuſtatten und Weiſungen entgegen zu nehmen. Wenn die Barre „gut“ iſt, gehen wohl an die zweihundert Nachen ins Waſſer, um Fiſche zu fangen; Nachmittags kommen ſie zurück. Sie rudern friſch in die Brandung hinein und ſchwimmen pfeilſchnell über dieſelbe hinweg; ſie haben keine Gefahr zu befürchten, wohl aber wenn die Barre „ſchlecht“ iſt. Dann bedürfen dieſe Piroguenmänner den größten Kaltblütigkeit und müſſen gut aufpaſſen, daß das Gleichgewicht nicht verloren gehe. Die Brandung wüthet förmlich und drängt das Waſſer mit raſender Gewalt bis ans Ufer. Dieſer von den Wellen überfluthete Brandungsraum iſt gewöhnlich 500 Schritte

Papſtthum dem Negerhandel feindlich geweſen ſei und die „Kirche“ Alles gethan habe, um denſelben nicht aufkommen zu laſſen. Wir wollen dagegen die Thatſache hervorheben, daß im Jahre 1537 mit ausdrücklicher Genehmigung und Gutheißung des Papſtes in Liſſabon ein Sklavenmarkt eröffnet wurde. Tauſende aus Afrika geholte Neger wurden auf denſelben aufgeſtellt und weiter nach Weſtindien verhandelt. (Karl Andree, Geographie des Welthandels II, S. 51 ff.)



Familie in St. Louis.

Digitized by Google

breit und ganz mit Schaum bedeckt. Der Piroguier, der von früherster Jugend an sich auf dem Wasser bewegt hat, erkennt mit geübtem Auge den Rhythmus in dieser schäumenden Masse und weiß, in welchem Augenblicke er sein Fahrzeug einer Welle anvertrauen darf. Innerhalb der Brandung wartet er eine zweite Welle ab und so fort, bis ihn die letzte ans Land setzt.

Die Pirogniers rühmen sich, daß noch kein Europäer in der Brandung umgekommen sei. An jedem Morgen verlassen mehrere Schaluppen den Kai von St. Louis, um die Barre zu untersuchen. Sie können aber nicht mit dem Bleiloth abteilen, weil dasselbe durch die heftige Strömung mitgerissen würde; sie bedienen sich langer Stangen mit Haken. Sobald der Pilot die tiefste, fahrbare Strecke auf solche Weise ausfindig gemacht hat, bezeichnet er mit Tonnen die Fahrbahn. Dampfer können die Barre ohne Gefahr passiren, aber für Segelschiffe bietet sie in den Monaten Januar bis März die größten Schwierigkeiten, und es vergehen, wie schon gesagt, manchmal viele Wochen, ehe sie bis zur Stadt gelangen; für Fahrzeuge von mehr als 12 Fuß Tiefgang ist die Barre überhaupt nicht praktikabel. Die Franzosen haben eine aus 10 bis 12 Dampfern bestehende Flottille, mit welcher sie den Senegal und den Faleme befahren, und die Verbindung mit den an beiden zerstreut liegenden Factoreien unterhalten; auch jene, welche an der Meeresküste nach Süden hin liegen, werden in regelmäßigen Zwischenräumen von Dampfern besucht. Die schwarzen Matrosen, dann aber auch diejenigen, welche an den verschiedenen Militärposten als Soldaten dienen, werden als Laptots bezeichnet.

Ein Theil der Stadt St. Louis ist kasernenartig gebaut, hat nur europäische Häuser und gilt für die hübscheste Ortschaft an der ganzen Westküste; der übrige Theil besteht aus Negerwohnungen verschiedener Art. Die Bevölkerung beträgt etwa 15,000 Köpfe, wovon kaum der zehnte Theil weiß ist. Das Klima ist für Europäer ungesund und die senegambische Hitze seit Jahrhunderten sprüchwörtlich; in Richard Toll steigt dieselbe im Schatten nicht selten bis zu 40° C., und die mittlere Jahrestemperatur beträgt 26,63; in St. Louis 24,75. Hier ist die Sterblichkeit auch unter den Eingeborenen groß; 1863 starben von 14,845 Einwohnern nicht weniger als 1063, und das große, sehr wohl

Hausdiener in St. Louis.

eingerichtete und verwaltete Spital, von welchem wie eine Illustration geben, war fortwährend mit Kranken gefüllt. Die Behörden haben sich alle Mühe gegeben, nachtheilige Einflüsse zu beseitigen; sie haben z. B. das Niveau der Straßen so erhöht, daß dieselben nun nicht mehr überschwemmt werden können, und dem Ufer entlang ziehen gemauerte Kais. Auf diesen Uferstaden sind große Waarenmagazine erbaut. St. Louis liegt, wie schon gesagt, auf einer Insel; diese ist durch eine feste Brücke mit der Ortschaft, man kann sagen Vorstadt, Guet Ndar verbunden, und über den sogenannten großen Arm des Stromes führt seit 1865 eine Schiffbrücke. In Guet Ndar wird der Markt abgehalten. Dort lagern auch die aus der Sahara ankommenden Kamelkarawanen der Mauren, welche vorzugsweise Gummi zum Verkaufe bringen. Es ist bemerkenswerth, daß ihre Frauen, die zum Theil sehr hübsch und an ihrem langen Haare sofort zu erkennen sind, mit den Frauen und Töchtern der Pirogniers im besten Einvernehmen stehen und keineswegs schlechtern sich benehmen. Sehr oft sitzen sie inmitten der Negerinnen und beschäftigen sich, gleich diesen, mit Nähen. Guet Ndar wird vorzugsweise von Fischern bewohnt, deren Handwerk vom Vater auf den Sohn übergeht. Sie liefern stets ein Contingent zu den Laptots und sind unter diesen die kühnsten, denn im Allgemeinen zieht der senegambische schwarze Matrose die Fahrt auf den ruhigen Flüssen vor und liebt es, sich an den Lagerplätzen der Mauren und in den Dörfern der Neger zu belustigen. Als Stromschiffer ist er sehr brauchbar; er kennt das Wasser bis Bakel auswärts genau; bei günstigem Winde werden Segel aufgespannt, an anderen Stellen wird getreidelt; lustig ist er immer, wenn er seinen Kuokfaobrei hat, und ein Griot, der nie fehlen darf, auf einem Tamburin den Takt zum Rudern schlägt.

Die Franzosen haben es nicht für nöthig gehalten, St. Louis zu befestigen. Sie halten in Senegambien in gewöhnlichen Zeiten etwa 2500 Soldaten, wovon etwa 1500 in der Hauptstadt: ein Regiment Marineinfanterie, einige Compagnien schwarzer Voltigeure, etwa 100 Spahis, zumeist in Europa wegen Dienstvergehen Verurtheilte, die als Lanzenreiter dienen. Dazu kommen einige Batterien leichter Fedartillerie, die Geschütze werden mit Maulthieren bespannt.

Es ist den Franzosen in der neuern Zeit gelungen, ihre

Digitized by Google

Herrſchaft in Senegambien nicht nur weit auszudehnen, ſondern auch zu befeſtigen; ſie ſprechen ſogar von einem „ſenegambiſchen Reiche“. Bis zum Jahre 1856 waren ſie eigentlich nur im Beſitz einer Anzahl befeſtigter Factoreien, und ihr Handelsverkehr, um welchen es ſich ja doch vor allen Dingen handelt, theils unſicher, weil oftmals geſtört, theils vielfachen Placereien unterworfen. In eigentlich feſtem Beſitze hatten ſie nur St. Louis und einige andere Factoreien am untern Senegal, Bakel im obern Binnenlande, und Senudebu am Falemé. Aber für jeden Fleck, auf welchem Franzoſen wohnten, mußten ſie dem Landeshäuptling einen Tribut zahlen; ſelbſt für den Grund und Boden, auf welchem St. Louis ſteht, erhob der Häuptling von Sor, einem aus wenigen Hütten beſtehenden Dorfe, von ihnen eine Jahresabgabe. Der Franzoſe mußte da, wo er Handel treiben wollte, im Voraus dem Häuptling des betreffenden Ortes eine Abgabe („Coutume“) zahlen und war trotzdem nicht ſicher vor allerlei Weiterungen. An den Punkten, wo die Gummimärkte abgehalten werden, mußte ein Boot dafür, daß es Waaren an Bord nehmen wollte, Güter im Werthe von 100 Fünffrankenthalern als Coutume an die Mauren zahlen und außerdem noch die Erlaubniß erkaufen, das Gummi ſtromab nach St Louis verſchiffen zu dürfen. Die franzöſiſche Regierung zahlte auch Tribut an die Häuptlinge von Walo, an den König von Cayor, an die mauriſchen Fürſten der Trarzas, Braknas und Duaïſch, an den Almamy von Futa, den Häuptling von Dimar, an jenen von Gvadiaga, an den Almamy von Bondu und ſogar an die Sklaven verſchiedener Häuptlinge! Hier geben wir den Wortlaut eines Vertrags, welchen das Kaiſerreich Frankreich „im Namen des Schöpfers des Himmels und der Erde“ abgeſchloſſen hat: „Die Regierung zahlt dem Brak (Häuptling von Walo 10 Flaſchen Branntwein, ſeinen Dienern 2 Flaſchen und eine Stange Eiſen; der Prinzeſſin Gimbotte einen kleinen Koffer, ein Stück Muſſelin, 4 Flaſchen Branntwein, 10 Rollen Tabak, ein Pfund Gewürznelken und außerdem zu ihrem Lebensunterhalt ein Faß Cognac.“

Für die Erlaubniß in dem Stromnetze des Mündungsgebietes mit Booten zu fahren, mußten die Franzoſen eine

Hospital in St. Louis.

Coutume zahlen und der König der Trarzas-Mauren erhob ſogar in einer Vorſtadt von St. Louis Abgaben. An dem Punkte, wo der Verkehr ſtattfand, mußte ihm der Kaufmann an Coutumes zahlen: 2 Stück blauen baumwollen Zeuges (ſogenannte Guineee) für jede 20 Centner eingehandelten Gummis, für das Abendeſſen des Königs und für kleine Ausgaben je 2 Stück Guineé, für die kleinen Ausgaben der Königin anderthalb Stück, für den Miniſter und deſſen Abendeſſen 2 Stück. Außerdem mußte der franzöſiſche Handelsmann dem Miniſter an jedem Abend eine Schüſſel mit Reis ſenden; unterließ er es, ſo hatte er als Strafe 5 Ellen Guinee abzuliefern.

Die Portugieſen waren in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts an den Senegal gekommen; ſie gaben dem Strome dieſe Benennung nach den Senaga-Berbern, welche ſie am rechten Ufer der Mündungsgegend fanden. Die Franzoſen erbauten ſeit 1626 St. Louis und gründeten nach und nach einige andere Factoreien, von denen keine gedeigenen Aufſchwung gewinnen wollte. Von dem genannten Jahre bis 1758 war der Handel nach und nach in nicht weniger als acht Handelscompagnien gelangt, die alleſammt ein Monopolſyſtem befolgten; keine fremde Flagge iſt zugelaſſen worden, bis erſt unter Napoleon dem Dritten dieſe Beſchränkung fortfiel. Seitdem hat ſich auch der Handelsverkehr gehoben.

In dem jüngſten deutſch-franzöſiſchen Kriege iſt der Name des Generals Faidherbe häufig genannt worden. Er iſt ein Mann von großen Fähigkeiten und ausgezeichnetem Charakter und er hat dafür den Beweis in Senegambien geliefert, wo er zweimal als Gouverneur in der That Großes leiſtete. Als ſehr gedeigener Ethnograph iſt er aus eigener Anſchauung mit den verſchiedenen Völkern jener Region gründlich vertraut und er hat jedes derſelben mit vollem Verſtändniß der verſchiedenen Eigenthümlichkeiten behandelt.

Zunächſt warf Faidherbe die Mauren, welche oftmals Raubzüge auf das linke Ufer des Senegal unternahmen und den dort wohnenden ſchwarzen Völkern: Yolofs, Serere, Malinke und auch den braunen Fulbe (Peule), keine Ruhe ließen, völlig auf das rechte Ufer zurück. Er zwang ihnen

Digitized by Google

Verträge auf; sie mußten auf die Raubzüge verzichten und den Gummihandel freigeben; die Abgaben wurden fest bestimmt und ohne Erlaubniß der französischen Regierung darf kein bewaffneter Maure das linke Ufer betreten. Sodann warf Faidherbe den fanatischen Toucouleur (d. h. Mischling von Peul und Yolof) Hadsch Omar zurück. Wir haben seiner Zeit im „Globus“ ausführlich geschildert, wie dieser unternehmende Mann darauf ausging, ein großes mohammedanisches Reich am Senegal zu gründen, wie er am obern Strome die von Heiden bewohnten Landschaften mit Feuer und Schwert heimsuchte und dann an den obern Niger zog, dort Alles in Verwirrung brachte, selbst bis nach Timbuktu vordrang, für seine Söhne drei Reiche eroberte und dann in Hamdallahi eines räthselhaften Todes starb. Somit waren zwei Feinde der Franzosen: Mauren und Toucouleurs, unschädlich gemacht, und die Bahn war frei zur Unterwerfung der Yoloff- und der Sereerstaaten; dann wurden auch die senegambischen Peuls (Fulbe) in Abhängigkeit gebracht und ein Gleiches geschah mit den übrigen Völkerschaften, deren Senegambien nicht weniger als dreißig zählt. Wie der Krieg geführt wurde, ergiebt sich aus der Thatsache, daß im Jahre 1863 allein in der Landschaft Futa nicht weniger als 76 Ortschaften von den Franzosen zerstört wurden. Seit 1866 sind sie im unbestrittenen Besitze Senegambiens, und als sie sich am Senegal sicher fühlten, gingen sie auch daran, die Häuptlinge der Region bis zum Gambia in Abhängigkeit zu bringen. Zunächst verschafften sie sich dorthin eine sichere Verkehrsstraße, an welcher ein Telegraph hinläuft. Südlich vom grünen Vorgebirge gehören ihnen nun auch Portudal in Baol, Jaol in den Landschaften Sin und Salum, und die Factorei Albreda. Zwischen dem Gambia und Sierra Leone liegt die Zone der sogenannten freien Flüsse, auf welche die Portugiesen unfruchtbare Ansprüche erheben. Dort haben die Franzosen seit 1866 ihre Factoreien bis zum 10° N. vorgeschoben, und verschiedenen Häuptlingen, welchen sie zumal Waffen zeigten und Geschenke gaben, Verträge aufgezwungen, durch welche sie ein Protectorat erhielten. So mit jener am Rio Nuñez, wo von ihnen die Factorei Debokeh gegründet worden ist, am Rio Pongo und am Mellakoreh. Von diesen Strömen kommen nun in jedem Jahre mehr Erdnandeln in den Handel, und in Senegambien überhaupt sind ja diese das wichtigste Landesproduct.

Schon Richard Burton hat 1863 (Wanderungen in Westafrika I, S. 137) die Verdienste Faidherbe's nach Gebühr hervorgehoben, und wir unsererseits thaten in unserer Zeitschrift in den folgenden Jahren mehrmals dasselbe. Es war klug, daß schon 1855 in St. Louis eine „Ecole des Otages“ gegründet wurde. Zu dieser mußten die unterworfenen Häuptlinge ihre Söhne schicken, auch werden junge Leute aus angesehenen Familien in dieselbe aufgenommen. Nach mehrjährigem Unterrichte macht man die entlassenen Zöglinge zu Bezirksvorstehern in ihrer Heimath und vertraut ihnen auch andere Aemter an. Unter den begabtesten wählt man einige aus und schickt sie auf einige Zeit nach Paris; das geschah zum Beispiel mit dem Sohne der verstorbenen Königin von Walo. Faidherbe gründete auch eine Anzahl von Elementarschulen für Kinder aller Classen; er hielt die Marabuts, diese Gelehrten- und Priesterclasse der Mohammedaner, dazu an, daß die von ihnen unterrichteten Kinder täglich eine Stunde lang in die Elementarschule kommen müssen, um Französisch zu lernen.

Faidherbe war zum ersten Male sechs Jahre lang Gouverneur; er wurde dann nach Algerien versetzt, aber sofort nach seinem Rücktritte lahmten die Dinge am Senegal und nach längerer Zeit betief man ihn wieder, um den Sachen eine andere Wendung zu geben. Er hatte während seines ersten Amtstermins nicht weniger als etliche zwanzig Verträge mit senegambischen Potentaten abgeschlossen. Auf seine Veranlassung wurden Forschungsreisen in Senegambien selbst und in der Sahara unternommen. So ging Paskal 1860 nach Bambuk, Lambert nach Timbo in Futa, Dschallon zu den Quellen des Senegal, Raffenel 1860 nach Kaarta, Mage 1860 nach Tagant und 1863 nach dem obern Niger. Wir haben über diese Reisen im „Globus“ seiner Zeit ausführlich Bericht erstattet. In einem folgenden Aufsatze werden wir einige Mittheilungen über die verschiedenen Völker Senegambiens geben.

Abermals Culturfortschritte in Japan.

A. Immer etwas Neues aus Afrika! So sagte man schon im Alterthum, und der Ausspruch gilt auch heute noch. Aber aus dem schwarzen Erdtheile werden uns die Ueberraschungen nur in längeren Zwischenräumen; aus dem Inselreiche des Sonnenaufganges im fernen Ostasien kommen dergleichen mit jeder Post. Man hat so viel von der Unbeweglichkeit der orientalischen Völker gesprochen, von ihrer streng conservativen Art, von ihrem starren Festhalten am Alten, und auch Japan gegenüber legte man diesen Maßstab zur Beurtheilung der Bewohner an. Hatten sie sich doch drittehalbhundert Jahre von dem Verkehr mit der Außenwelt fast ganz abgeschlossen und Alles aufgeboten, um den Leuten aus dem Abendlande den Zugang zu verwehren; sie beleidigten sich in ihrer Selbstgenügsamkeit. Dann aber ist vor nun zwanzig Jahren die occidentalische Flinte auch über sie hineingekrochen, auch bei ihnen zeigt sie sich als unwiderstehlich, und nun begaben sich Dinge, die in der Geschichte des Völkerlebens geradezu beispiellos sind.

Nordamerikaner und Europäer kommen nach dem Inselreiche und brechen die so lange verschlossenen Pforten auf. Man leistet ihnen keinen offenen Widerstand, aber man zeigt ihnen, daß sie unwillkommene Gäste seien. Diese weichen nicht, sie zwingen den Japanern Verträge zu; diese diplomatisiren äußerst gewandt, und ihre Winkelzüge, um auszuweichen und aufzuschieben, nehmen kein Ende. Die Asiaten sind höflich, fein, gewandt, aber sie sind nicht offen. Wie erklärt sich das? Einfach aus der unklaren Lage der inneren Verhältnisse, in welche die Europäer keinen richtigen Einblick hatten. Der vermeintliche Herrscher des Landes, der Taikun in Yeddo, hatte seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts die politische Gewalt; eigentlich war er nur Kronsgroßfeldherr und seine Macht eine usurpirte. Legitimer Erbherr in den Augen des Volkes und des Taikun selber war und blieb der Mikado, der in Miyako und Kioto Hof hielt. Er ist ein Abkömmling der Götterheroen und sein Stammbaum reicht zuverlässig über unsere Zeitrechnung

Digitized by Google

hinaus. Viele Maßregeln, welche der Taikun anordnete, erhielten nur dann erst Geltung, wenn für sie die ausdrückliche Genehmigung des Mikado erfolgt war.

Dieser Dualismus, dessen volle Bedeutung von den Leuten aus dem Abendlande erst sehr spät begriffen wurde, ist verhängnißvoll gewesen. Die Fremden drängten den Taikun zu Schritten und zu Bewilligungen, welche vom Hofe des Mikado nicht genehmigt wurden. Der Herrscher zu Yeddo kam dadurch oftmals in eine schiefe Lage; den Fremden gegenüber, um sein Ansehen nicht zu verkleinern, hielt er die Fiction aufrecht, daß er der wirkliche Machthaber sei, und doch war er gebunden. Am Dairi, d. h. dem Hofe des Mikado, begriff man übrigens noch und nach, daß eine große Krisis über das Land gekommen und das Alte nicht ferner aufrecht zu erhalten sei. Aber man konnte sich nicht rasch in die gegen früher völlig veränderte Lage finden, man zögerte lange hin und her und dabei gerieth der Taikun and einer Verlegenheit in die andere.

Erst seit dem Jahre 1869 kam Klarheit in alle diese Verhältnisse; der Dualismus nahm ein Ende. Die großen Vasallen, unter denen gleichfalls ein vieljähriges Schwanken bemerkbar gewesen, erhoben sich gegen den „Kaiser" von Yeddo, sie entfalteten die Fahne des legitimen Erbherrschers, das Taikunat wurde nach einem blutigen Kampfe beseitigt und der Mikado steht seitdem als Alleinherrscher da.

Nun war freie Bahn. Es ist eine günstige Fügung des Schicksals, daß ein hochbegabter junger Mann, der gegenwärtig 22 Jahre zählt, den Thron einnimmt. Er begriff vollkommen, im weitesten Umfange, worauf es ankam, und er hat verständige Rathgeber gefunden. Das früher beinahe hermetisch verschlossene Japan ist mitten in die Wellenschläge des großen Weltverkehrs hineingetrieben worden, und es bewegt sich in denselben merkwürdig sicher und mit einer erstaunlichen Beweglichkeit. Nie haben in irgend einem andern Lande Herrscher, Feudalherren, Volk und, was beispiellos ist, auch die Geistlichen so rasch und so ganz mit dem Alten, mit Ueberlieferungen von Jahrhunderten gebrochen, wie in Japan. Man nimmt das Neue mit einer Art von Jubrunst an, und die großartigen Reformen erscheinen, so weit wir bis heute urtheilen können, auch den Massen genehm; sie dringen bis in die untersten Schichten. Hier ein Beispiel. In dem buntbewegten Leben der Städte ziehen Sänger und Erzähler umher, die stets eines aufmerksamen Zuhörerkreises sicher sind. Bisher behandelten sie gewöhnlich Stoffe aus der Mythologie, Zaubergeschichten und was dergleichen mehr ist. Gegenwärtig aber erzählen sie dem versammelten Volke, was in der Außenwelt vorgeht, von den verschiedenen Erdtheilen, von den Einrichtungen der Fremden und von den Begebenheiten in den Staaten des Abendlandes. So wird für die Massen ein Verständniß angebahnt und die einseitigen Vorstellungen müssen schwinden. Die Zeitungen behandeln das Ausland sehr ausführlich und, wie wir aus Mittheilungen ersehen, welche die anglojapanischen Blätter geben, sehr verständig. Die Japaner haben eben feine, geistige Beweglichkeit, sie sind elastisch und das ist den neuen Verhältnissen gegenüber für sie ein Glück.

Wir in Europa staunen, wenn wir lesen, daß in Japan das Volk in allen seinen Schichten, Rängen und Ständen sich ohne Weiteres den Neuerungen fügt, welche seit nun vier Jahren eine nach der andern rasch folgen, sowohl im Staatswesen wie in den gesellschaftlichen Verhältnissen. In China wäre eine Alles erschütternde Revolution unausbleiblich, das Blumenreich der Mitte würde von Blut triefen, wenn es dem Himmelssohrm in Peking belieben sollte, durch einen kaiserlichen Erlaß das Abschneiden der Zöpfe zu gebieten. In Japan hat im November 1872 die Regierung des Mikado verfügt, daß man fernerhin den Vorderkopf nicht mehr kahl scheeren, sondern das Haar dort wachsen lassen solle, wie das die Abendländer thun. So wird das Gesicht des Japaners einen andern Anblick gewinnen; viele hatten schon seit einigen Jahren den umschönen Brauch beseitigt. Uns freilich erscheint ein solches Verbot als tyrannisch, denn, sagen wir, was geht es Kaiser oder König an, wie ich mein Haar tragen will? Es möge hier jedoch hervorgehoben werden, daß eine Volksstimme, der Clan des Fürsten von Mito, sich lange sehr ablehnend gegen europäische Neuerungen verhalten hat, namentlich so weit sich dieselben auf die Kleidung beziehen; doch duldet man sie auch dort schon jetzt, und es gilt nicht mehr für anstößig, beim Essen sich der Gabel zu bedienen. Diese Provinz Mito allein ist den Reformen abhold.

Die großen Vasallen, diese Daimios, haben alle ihre Vorrechte und einen großen Theil ihrer Einkünfte an die Reichsgewalt übertragen; der kleine Adel ist durch Entschädigungen abgefunden worden, und für die zwei Schwerter tragenden Edelleute, die Samuraïs, findet man angemessene Verwendung im kaiserlichen Heer, in der Flotte und in der Verwaltung. Bisher war, staatlich genommen, der Adel Alles, das übrige Volk, Bürger und Bauer, ohne politische Geltung. Vor drei Jahren bildeten einige hundert Fürsten und vornehme Edelleute eine große berathende Versammlung, in welcher die neue Lage umfassend erörtert wurde. Es war das eine Art von Vorparlament, an welchem übrigens auch eine Anzahl von Notabeln aus dem Bürgerstande theilnahmen, damit auch die Interessen des Nichtadels ihre Vertretung fänden, doch war ihnen noch keine Stimme bewilligt. Seitdem sind viele der damals beantragten Maßregeln ins Leben getreten und heute ist man so weit, daß demnächst das Reichsparlament einberufen werden sollte. Die Wahlen für die 600 Mitglieder sollten im December 1872 stattfinden; man hat, sehr verständig, das Zweikammersystem beliebt. Demnächst werden wir wohl Näheres über die Zusammensetzung der beiden Häuser erfahren, und es ist wahrscheinlich, daß die erste Kammer ein Haus der Lords, ein Herrenhaus, bilden wird, in welchem die Bevollmächtigten der Daimios Platz finden. Die große Bedeutung liegt vorzüglich darin, daß das gesammte Volk von nun an seine Vertretung findet und Japan sein Parlament hat. Das ist ein geradezu incommensurabler Fortschritt.

Vom Großen zum Kleinern: Daß man Eisenbahnen bauet, das Heer auf europäische Weise einübt, eine respectable Kriegsflotte herstellt und die Städte mit Gas beleuchtet, ist allerdings viel; die Annahme des Gregorianischen Kalenders zeugt vom richtigem Verständniß der Gegenwart. Man wird sich der europäischen Taktung neben der alten japanischen bedienen, also der russischen Zeitrechnung um 13 Tage voraus sein. Im Tausenden von Schulen lernen die jungen Leute das Schreiben mit lateinischen Buchstaben, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß im Fortgange der Zeit diese europäischen Lettern in Japan in allgemeinen Gebrauch kommen. Dadurch ist indeß keineswegs ausgeschlossen, daß die bisherigen Schriftsysteme daneben in Geltung bleiben. Doch um auf etwas Kleineres zu kommen, so melden die Blätter, daß es in Hogo und anderen Städten von „Professeurs der Haarschmuckekunst" förmlich wimmele, nämlich von französischen Perruquiers und Friseurs. In Paris wird man nun sagen können: Seht, wie hoch cultivirt diese Japaner sind; sie eignen sich die wichtigsten Dinge unserer Civilisation an und bewundern unsern Geschmack! — Uebrigens ist es eine bemerkenswerthe Thatsache, daß aus manchen Stadt- und Dorfgemeinden Petitionen in Yeddo einliefen, in denen um Erlaubniß gebeten wurde, das Kopfhaar nach europäischer Sitte tragen zu dürfen.

Digitized by Google

Wir haben in unserer Zeitschrift vor Kurzem (S. 95) erzählt, wie die japanische Behörde in Yokohama mit dem Capitän des peruanischen Schiffes „Maria Luz“ verfuhr; sie befreite die an Bord mißhandelten Kulis, die, wie wir soeben lesen, in der letzten Woche des November in Canton angekommen waren, um von dort in ihre Dörfer, aus welchen man sie hinweg verlockt hatte, zurückgebracht zu werden. Die Peruaner sind, wie wir aus den südamerikanischen Nachrichten ersehen, über das Verfahren jener Behörde sehr erregt, und es sind von Callao zwei Kriegsschiffe nach Japan unterwegs, um Genugthuung auszuwirken. Im Falle von Feindseligkeiten würden sie gegen die weit überlegene japanische Flotte schwerlich etwas ausrichten. Herreira, Capitän der „Maria Luz“, protestirte, und ein mit allen Verhältnissen und der Sprache Japans genau vertrauter Engländer, F. B. Dickins, trat als sein Fürsprecher auf. Er mißbilligte in den stärksten Ausdrücken das niederträchtige System der portugiesischen Regierung in Macao, welche gegen das Menschenstehlen nicht einschreitet und die Kuliverschiffung erlaubt; er nahm auch den Peruaner nicht in Schutz, suchte aber nachzuweisen, daß die Behörde in Yokahama, indem sie die chinesischen Kulis befreite, gegen Billigkeit und Völkerrecht gehandelt habe.

Dickins schloß seine Vertheidigung mit einer glänzenden Apostrophe und stellte feinerseits die japanische Regierung unter moralische Anklage. Es erscheint uns Europäern allerdings anstößig, daß bisher in Japan die Prostitution des weiblichen Geschlechts eine systematische Einrichtung hatte, eine gesellschaftliche Institution war und daß man es ganz in der Ordnung fand, wenn Eltern ihre Töchter auf eine gewisse Zeit als Lustdirnen verkauften oder vermiethen. Sie wurden dann in den Yoschiwaras, d. h. Bordellen, von kundigen Frauenzimmern in den Künsten ihres Berufes unterrichtet. Nachdem sie ihre Zeit ab- und ausgedient, traten sie in ihre Familie zurück und heiratheten nachher; der Mann, welcher sie zur Frau nahm, hielt sie nicht etwa für entehrt. Die Regierung erhob von diesen Yoschiwaras Abgaben. Es war für Dickins keine schwierige Aufgabe, diesen wunden Fleck recht blaßzulegen. Wie, eine Regierung ist sittlich empört über den Kulihandel, und sie selber ist Mitschuldige an einer schmachvollen moralischen und leiblichen Sklaverei, indem sie von Contracten, welche Prostituirte abschließen, Steuer erhebt, und erlaubt, daß in den unter ihrem Schutze stehenden öffentlichen Häusern Mädchen in wahrhaft infamer Sklaverei gehalten werden! Nicht andere sollte sie anklagen, sondern sich selber ꝛc.

Was geschah? Wenige Tage nachher waren die Yoschiwaras geschlossen; die Rede hatte auf die Regierung gewirkt. Wir lesen in den neuesten Nachrichten (vom 28. November), daß schon seit einiger Zeit von vielen Ortschaften Gesuche um Schließung dieser Häuser an die Reichsregierung gerichtet worden sind, und daß nun die Yoschiwaras im ganzen Lande aufgehoben werden. Wieder ein Beweis, daß die Japaner nicht haetnäckig am Alten hängen.

Religiöse Bewegungen haben in unseren Tagen fast alle Völker des Erdballs ergriffen, und neben den Oberströmungen ziehen auch mächtige Unterströmungen. Dagmen wie Kirchen werden, daran ist kein Zweifel, radicale Umwandelungen erfahren; das Alte wird auch in dieser Beziehung mehr und mehr aus den Fugen gerängt; darauf deuten alle Signaturen nicht bloß in der abendländischen Welt, sondern auch in Japan. Wie in Europa und Nordamerika unzählige Christen sich gegen confessionelle Dagmen und Kirchenregiment auflehnen, um wieder zu dem zu gelangen, was sie als Auffassungen des Urchristenthums bezeichnen, so zeigt sich auch bei den Buddhisten in Japan das Bestreben, das im Verlaufe der Zeit willkürlich auf- und angeklebte Bei- und Nebenwerk zu beseitigen. Man hat den Superstitionen aller Art den Krieg erklärt, und insbesondere auch dem Bonzen- und Mönchswesen. In der Stadt Sabo zählte man 1868 noch etwa 600 Tempel und Klöster; im Herbst 1872 nur noch 139, die nach und nach geschlossen werden. Aehnlich steht es in vielen anderen Städten.

Nichts aber bezeichnet die Wandelungen schärfer, als die Erkundigungsreise, welche vier hochgestellte buddhistische Priester im vorigen November auch nach Europa angetreten haben. Sie wollen die abendländischen Religionen, Superstitionen und Kirchen an Ort und Stelle beobachten und sehen, wie dieselben auf Charakter und Moral der verschiedenen Völker gewirkt haben und wirken. Der Sache selbst haben wir schon in einer frühern Nummer des „Globus“ erwähnt; jetzt finden wir Näheres darüber.

Die vier Priester wirkten insgeheim bei der Regierung Erlaubniß zur Reise aus, nachdem sie derselben ihren Plan mitgetheilt hatten. Sie wollten nicht an die Oeffentlichkeit treten, weil sie von Seiten der am Alten hängenden Priester Widerstand und Unannehmlichkeit vermeiden wollten. Sie schifften sich an Bord des französischen Dampfers „Gobawery“ zunächst nach Indien ein. Der Oberste der vier Priester hinterließ ein Schreiben an die Banzen seiner Secte, in welchem er die Gründe ihres Verfahrens aus einander setzt. Er vermeidet es, das Christenthum mit Namen zu nennen und sagt unter Anderm:

„Nachdem ich die Lage und die Verhältnisse unseres Landes sorgfältig in Erwägung gezogen habe, finde ich es für nöthig, daß wir uns umfassendere Kenntnisse aneignen, indem wir fremde Religionen genaun kennen lernen. Ich verlasse Japan, ohne Euch vorher davon Kunde gegeben zu haben; ich werde diese Religionen im Auslande studiren. Wenn ich vorher etwas davon gesagt hätte, so würde ich manche Oppositian erfahren haben und vielleicht wäre mein Plan vereitelt worden. Nun ist meine Absicht, Buddha in Indien zu verehren, von woher zu unsere Religion stammt. Nachdem ich die Grundsätze fremder Religionen kennen gelernt habe, komme ich heim. Mein Wunsch geht dahin, daß Ihr die Bigotterie der Vergangenheit ablegt, und daß Ihr recht fleißig studirt.“

Man ersieht aus diesem Schreiben, daß der Geistliche den Buddhismus in seiner Reinheit wieder herstellen möchte, aber auch andere Religionen kennen lernen will. Die „Japan Times“ in Yalohama äußert: „In welchen Wirren werden jene Buddhisten die christliche Welt finden! Etwa die Lehre des Heilands von der Nächstenliebe? Wie stehen die verschiedenen Kirchen und Secten zu einander? Die Christenheit bietet intelligenten, aufmerksam beabachtenden Heiden ein unerbauliches Schauspiel. Wenn wir jemals die Reiseberichte der vier Priester zu lesen bekommen, dann finden wir in denselben sicherlich Manches, wodurch die Selbstgefälligkeit derer, welche sich als Pioniere der Christenheit betrachten, doch wesentlich herabgemindert werden möchte.“

In der Provinz Ugen sind 5000 Arbeiter beschäftigt, einen großen Morast trocken zu legen und dort Maulbeerbäume und Theesträucher anzupflanzen. In Yedo sind 27 Kaufleute, welche Seidenwürmereier, Grains, auf den Karten verfälscht hatten, zur Steafe gezogen worden. — Ein Bürger in Osaka, Herr Konaike, hat 100,000 Dollars für den Stiftungsfond zur Gründung von Schulen beigesteuert; viele andere Bürger haben gleichfalls nicht unbeträchtliche Summen zu demselben Zwecke eingezahlt.

Digitized by Google

Aus den Tagen des Seeräuberthums in Algier.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

III.

Während die algierische Marine über ihre Prisen genau Buch führte, beobachtete sie hartnäckiges Schweigen über ihre Verluste. Dennoch kamen solche ziemlich häufig vor, wie die Anzahl algierischer Galeerensklaven in europäischen Bagnos beweist. Aber um darüber Genaueres zu erfahren, müßte man die Acten der Marinebehörden europäischer Kriegshäfen befragen; die algierischen geben uns keine Auskunft. Nur die großen Calamitäten finden wir angedeutet. So nahm im Juni 1815 ein amerikanisches Geschwader eine algierische Kriegsbrigg und die Fregatte des berühmten Rais Hamidu, des letzten großen Corsarenhäuptlings, bei welcher Gelegenheit dieser tollkühne Seehelb den Tod fand. Am 27. August 1816 erfolgte das entsetzliche Bombardement Algiers durch die englische Flotte unter Lord Exmouth; aber schon am 4. September, also eine Woche nach jenem Strafgericht, bereiteten sich neue Piratenzüge vor.

Zuweilen fanden wir Berichte von dem Schiffbruch eines Corsaren an der Küste eines europäischen Staates, aber nur dann, wenn dieser Staat Frieden mit der Regentschaft hatte, denn im andern Fall blieben meistentheils Schiff und Mannschaft spurlos verschwunden (d. h. für die Algierer). Frankreich hatte während einer langen Reihe von Jahren friedliche Beziehungen zu Algier. Diese Macht behandelte die algierischen Schiffbrüchigen gut, schützte sie vor Plünderung durch das Volk, versorgte sie mit Lebensmitteln und schickte sie nach ihrem Vaterlande zurück. Dies geht aus der Beschreibung mehrerer Schiffbrüche an den Küsten von Roussillon und der Provence hervor. So scheiterte im Jahre 1764 ein algierisches Kriegsschiff mit 44 Kanonen und 200 Matrosen an der Küste von Roussillon. Die französischen Behörden begaben sich sogleich an den Strand, nahmen den Effectivstand der Gestrandeten auf und durchsuchten deren Papiere, welche sie in bester Ordnung fanden. Der Capitän, Rais Derwisch, besaß einen Paß der französischen Admiralität. Selbstverständlich waren diese Leute gänzlich von Geld entblößt. Sie hatten eben beabsichtigt, die spanischen Küsten zu plündern und diese hätten sie ernähren müssen. Nun thaten es die Franzosen, aber wie sie gedachten, auf Kosten des Dey, dem Rechnung darüber geschickt wurde, was jedoch wenig half, denn die algierische Regierung pflegte solche Zahlungen auf die lange Bank zu schieben, um sie schließlich ganz zu vergessen. Anfangs der Quarantäne wegen in Reiserhütten am Strand untergebracht, kam die Mannschaft nachher ins Schloß zu Perpignan. Man ließ ihr sogar die Waffen. Ja, als einige Gewehre gestohlen worden waren, stellte man deren Preis dem Capitän zurück. Im Ganzen wurden die Schiffbrüchigen mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Man gestattete sogar auf ihren Wunsch einigen zehn aus spanischen Galeeren entlaufenen Türken und Arabern, die als Vagabunden arretirt worden waren, weil sie die französische Grenze ohne Paß überschritten hatten, sich zu ihnen zu gesellen und mit ihnen nach Algier heimzukehren, wohin man sie bald auf einem eigens gemietheten Schiffe zurückstandte. Man kann nicht umhin, sich zu sagen, daß Schiffbrüchige einer europäischen Nation zu jener Zeit kaum mit soviel Rücksicht behandelt worden wären. Aber so groß war der Schrecken, den der Piratenstaat Algier damals verbreitete und die Furcht vor Friedensbruch mit demselben, daß man diese Seeräuber besser aufnahm, als die ehrlichen Kauffahrer.

Dies war so in die Augen fallend, daß sogar der Dey, in einer guten Stunde, dem französischen Consul gestand, die Schiffbrüchigen würden viel schlechter gefahren sein, wenn sie an seinen eigenen Küsten gestrandet wären. Indeß die Franzosen hatten ihre guten Gründe, den Algierern keine Ursache zur Klage zu geben. In der That war der Kriegszustand zwischen Frankreich und Algier für ersteres ein bei weitem größeres Unglück, als für letzteres, trotz der größern Seemacht, mußte also aufs Aengstlichste vermieden werden, denn einmal begonnen, war er schwer zu beendigen, da die Algierer von je her nur höchst ungern Frieden mit christlichen Mächten schlossen. Der Krieg trug ihnen zu viel ein und die Seeräuber wurden in Friedenszeiten nur müde, der Regierung vorzullagen, daß dies Prärogativ des Lilienbanners (Frankreich) war lange die einzige Macht, welche Frieden mit Algier hatte) ihnen, wie sie sich ausdrückten, „ihr Recht" verkürze und eine legitime Einnahmequelle entzöge.

Die Folgen der guten Aufnahme, welche diese Seeräuber in Frankreich gefunden, scheinen sich auch wirklich bemerkbar gemacht zu haben, indem man (nach einem Consularbericht) die in Algier lebenden Franzosen gleichfalls nun besser zu behandeln anfing. Bisher waren sie dort keinerswegs auf Rosen gebettet gewesen. Ueber die in Algier zur Zeit der Herrschaft der Deys lebenden Franzosen finden wir ebenfalls in der oben erwähnten „Revue Africaine", und zwar im neuesten Hefte (October 1872) einen interessanten Artikel. So groß war anfangs der Widerwille der Algierer, einen Europäer in ihren Mauern wohnen zu lassen, daß man die drei ersten consularischen Agenten, welche Frankreich nach Algier sandte, gar nicht lauden ließ. Der vierte wurde zwar aufgenommen, aber bald ins Gefängniß gesteckt, wo sich jede Spur von ihm verlor. Erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts finden wir einen französischen Consul in Algier, aber wo? Auf der Galeere, wo ihn der Dey nach einem Disput eingesperrt hatte. Während dieses ganzen Jahrhunderts gab es nur von Zeit zu Zeit Consuln, bei deren Mehrzahl es jedoch heißt: er brachte so und so viel Jahre auf dem Bagno (Galeere) zu. Einer dieser Agenten, Le Vacher, zugleich apostolischer Vicar, wurde sogar vermittelst einer Kanone hingerichtet (1683). Mehrere französische Kaufleute theilten dasselbe Schicksal. Diese Kanone, ein besonders großes Geschützstück, die bei den Arabern „Baba Merzut" hieß, wurde im Jahre 1830 von den Franzosen noch vorgefunden und heißt jetzt „la Consulaire" (die Consulskanone) zum Andenken an jenen schrecklichen Tod eines consularischen Agenten. Im Jahre 1688 erlitt ein anderer Consul, Piolle, dasselbe Schicksal, wie Le Vacher, zugleich mit ihm die Patres Montmasson, Francillon und — 40 andere Franzosen*)! Um dieselbe Zeit spielt auch die Errettungsgeschichte des Marineoffiziers Grafen von Choiseul, die in Nettement's „Geschichte der Eroberung von Algier" so rührend geschildert wird. Danach war Choiseul schon vor

*) „Revue Africaine" Nr. 93. S. 166.

Digitized by Google

eine Kanone gebunden, die eben losgeschossen werden sollte, als ein Türke hinzusprang, der einmal sein Gefangener gewesen und gut von ihm behandelt worden war, und jetzt aus Dankbarkeit seine Begnadigung verlangte. Als Mezzo-Morto, der damalige Dey, sie nicht zugestehen wollte, umschlang der Türke Christ und wollte sich mit ihm zudrücken lassen. Dies rührte endlich das harte Herz Mezzo-Morto's und er begnadigte Christ. Leider hat sich aber nach den neuesten Untersuchungen Dusaulx') herausgestellt, daß nicht Dankbarkeit, sondern Bestechung die Ursache dieses humanen Benehmens des Türken war. Nach dem Jahre 1688 sind weniger Leichen in den Consulsliften. Meist waren die Agenten indeß Kaufleute oder auch Missionäre, d. h. Trinitarier, die den Loskauf der Christensklaven betrieben. Erstere leisteten oft die nützlichsten Dienste, und die besten Verträge mit der Regentschaft verdankt Frankreich einfachen Kaufleuten, so dem Kaufmanne Dusaulx die Verträge von 1692 und 1719. Dieser Dusaulx war sogar abwechselnd algierischer Bevollmächtigter am französischen Hofe und französischer Agent in Algier. Zu den Kaufleuten hatten die Algierer mehr Zutrauen, die eigentlichen Consuln nahmen sie immer nach sehr schlecht auf. Es findet sich ein Bericht, wonach einer derselben bei seiner Antrittsaudienz so schlecht vom Dey empfangen wurde, daß er es vorzog, mit demselben Schiff, das ihn gebracht, gleich wieder abzureisen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts traten regelmäßigere Zustände ein. Man hört nichts mehr von Einsperrung der Consuln. Wohl aber blieb ihr Loos nicht eben beneidenswerth. Ein Janitschare war ihnen zum Schutz gegeben, der Vorgänger der jetzigen Consulatskawasse im Orient. Aber wenn man diese heutigentags war den Consulaten bescheiden Thürsteherdienste verrichten sieht, so ahnt man kaum, was für eine wichtige Rolle einst ihr Urbild gespielt hat. Diese alten Consulatskawassen dünkten sich den Consuln völlig gleich und mußten von denselben mit allem Respect behandelt werden. Sie aßen mit ihnen bei Tische, machten Siesta in ihren Gemächern und die Consuln hatten vielfach von der Rohheit dieser Menschen zu leiden. Ein Uebelstand sannte übrigens nie unterdrückt werden, das waren die ewigen Beschimpfungen, denen die Europäer in Algier ausgesetzt blieben. Das hat fortgedauert bis zum Fall der Regentschaft.

Unter den consularischen Actenstücken, welche die genannte Revue veröffentlicht, findet sich auch ein kurzweiliges Document über eine jener Etikettenfragen, wie sie im vorigen Jahrhundert an der Tagesordnung waren. Es ist bekannt, daß Frankreich für seine Agenten im Orient früher stets eine bevorzugte Rangstellung vor denen anderer Mächte beaufspruchte. In Algier war ihm diese auch wirklich durch die Verträge*) van 1684 und 1689 zugesichert worden. Es wollte deshalb nicht zugeben, daß Offiziere anderer Nationen hier mit höheren Titeln auftraten, als der französische Consul. Da kam im Jahre 1750 ein englisches Geschwader nach Algier, dessen Befehlshaber im französischen Bericht schlechthin „Monsieur Keppel“ genannt wird. Wahrscheinlich war er Admiral, aber für die Franzosen doch nur „Monsieur“. Indeß die Sitte erheischte, daß der französische Consul ihm einen Staatsbesuch mache. Er ließ anfragen und erhielt die Antwort, „Seine Excellenz werde ihn mit Vergnügen empfangen.“ Diesen Titel „Excellenz“ konnte der Consul nicht nennen. Er kam nicht; Actenstücke wurden wegen der „Excellenz“ gewechselt. Es kam aber zu keiner Entscheidung und Monsieur Keppel verließ Algier, ohne den französischen Consul gesehen zu haben. Darüber endlose Correspondenz zwischen den betreffenden Ministerien und Belohnungsschreiben derselben an ihre respectiven Untergebenen, vom englischen an Keppel, weil er auf der „Excellenz“ bestand, vom französischen an den Consul, weil er diese nicht zugestehen wollte. Später kam ein ähnlicher Streit wegen eines Gesandtentitels vor, den ein englischer Regierungsbevollmächtigter führte.

*) Ebendaselbst.

*) In Tunis hatte der französische Consul die Prärogative, nicht dem Bey die Hand küssen zu müssen, was alle anderen Consuln thaten.

Amoenitates americanae.

Während der Congreßsitzungen spielen schöne Frauen und Mädchen eine wichtige Rolle, namentlich in Angelegenheiten, bei denen es sich darum handelt, „Jobs“ durch beide Häuser zu bringen. Sie werden von geriebenen Handwerkspolitikern in Sold genommen und erhalten von den Summen, um welche das Volk betrogen wird, einen nicht unbeträchtlichen Antheil. Spröde sind diese Damen nicht, das paßt nicht zu ihrem Metier, aber die äußere Respectabilität wird möglichst gewahrt.

Es ist oftmals behauptet und niemals widerlegt worden, daß „mindestens drei Viertel“ sämmtlicher Congreßmitglieder, gleichviel ob im Senat oder im Repräsentantenhause, gewissenlose Beutelschneider seien. Ein Sitz im Congresse giebt die beste Gelegenheit zur Bereicherung, allemal auf unredlichem Wege. Man verkauft seine Stimme entweder gleich baar für so und so viel oder bedingt sich einen Antheil aus, wenn eine beliebige Maßregel von beiden Häusern genehmigt worden ist. Die Leute gehen ganz methodisch und systematisch zu Werke, wenn sie dem biedern republikanischen Volke das Fell über die Ohren ziehen wollen. Eine Clique solcher politischen Halunken bildet das, was man einen Ring nennt; die Mitglieder verabreden sich, um gemeinschaftlich ein Gaunerstück durchzusetzen, und theilen hinterher den Profit. Aufgedeckt giebt es Agenten, welche entweder von den verschiedenen Ringen verwandt werden, um in deren Interesse zu wirken, oder die auch ihre Verbindungen mit Congreßmitgliedern benutzen, um für Compagnien oder Privatleute Genehmigung für solche „Jobs“ zu erwirken, bei denen etwas herausspringt. Man bezeichnet diese Art von Gaunern als die Lobby, also mit einem Worte, das eigentlich Vorhalle bedeutet. Sie belagern den Congreß förmlich und treiben sich nicht blaß in den Vorsälen umher, sondern finden sich auch bei den Comitesitzungen ein, und ganz ungenirt auch im Sitzungssaale selbst, wo sie, diese „Lobbymitglieder“, mit den wirklichen Mitgliedern conferiren. Viele saßen ehemals selber im Congreß, und diese besonders verstehen sich auf den Rummel.

Ein Oberst der Bundesarmee, der für einen „rechtschaffenen“ Mann gilt (— das wird ausdrücklich hervorgehoben —), erzählt Folgendes:

Digitized by Google

Während der letzten Congreßsession, im Februar 1872, kam ich nach Washington und besuchte auch das Repräsentantenhaus. Als ich die Damen auf der Gallerie musterte, fiel mir eine derselben auf, die mir bekannt sein mußte, ich wußte jedoch im Augenblicke nicht, wohin ich sie bringen sollte, trotzdem ich hin und her sann. Sie war eine junge Frau, bildhübsch von Gesicht, geschmackvoll und fein ohne jede Ueberladung gekleidet, zeigte die besten Manieren, und im Ausdruck ihrer Züge lag etwas Kindlichunschuldiges. So viel wurde mir klar, daß ich eine alte Bekanntschaft vor mir hatte; sie warf ein paar flüchtige Blicke auf mich, that jedoch nicht, als ob sie mich erkenne, und unterhielt sich mit einem vielgenannten Congreßmitgliede. Mit diesem ging sie nach etwa zwanzig Minuten fort und stieg, als der Politiker sich von ihr verabschiedet hatte, in einen eleganten Wagen. Kutscher und Diener trugen Livree. Ich fragte den Congreßmann, den ich flüchtig kennen gelernt hatte, nach dem Namen der hübschen Frau.

„Frau N. N. aus Neuyork, eine reiche Dame; hat eine hübsche Stellung in der Gesellschaft.“ Das war die ganze Antwort und ich blieb so klug wie zuvor. War hier lediglich eine täuschende Aehnlichkeit im Spiel?

Als vor zehn Jahren der Krieg ausbrach, führte mich in Washington ein Camerad bei einer ihm bekannten Familie ein; in derselben traf ich einen Abends ein sehr junges, bildschönes Mädchen, welches uns Alle durch Geist und ungezwungene Lebendigkeit entzückte. Ein gutes Jahr später stand ich in Baltimore als Generalprofoß. Dort erhielt ich ein Billet von einer Dame, die mich zu sprechen wünschte. Ich ging hin und fand das schöne junge Mädchen in den allercärmlichsten Verhältnissen. Sie nahm keinen Anstand, mir zu erzählen, daß es ihr sehr schlecht ergangen sei, und daß sie nun nicht wisse, wie und wovon sie sich ernähren solle. Sie erbot sich dann als Kundschafterin nach Richmond zu gehen und der Bundesregierung Alles zu berichten, was sie dort am Hauptsitze der Conföderirten beobachte. Ich stellte zunächst in Baltimore selbst mit ihr einige Proben an und überzeugte mich, daß sie eine sehr gewandte und durchtriebene Person sei. Also schickte ich sie einige Mal nach Richmond, und ihre Berichte waren stets zutreffend. Der Kriegsminister Stanton, von Haus aus ein geriebener Advocat, meinte einmal beiläufig, es sei gar wohl möglich, daß sie den Conföderirten eben so genaue Nachrichten über uns gebe. Dann verlor ich sie nach einiger Zeit aus dem Gesicht und dachte nicht mehr an sie, bis ich sie auf der Damengallerie im Congreßsaale bemerkte.

Gleich am nächsten Tage erhielt ich ein Billet von ihr; sie bat mich um einen Besuch. Ich fand sie im Morgenanzuge in einer mit Luxus eingerichteten Wohnung. Sie stellte mir einen Mann in mittleren Jahren, dessen Bart schon theilweise ergraut war, als ihren Gemahl vor. Als dieser sich bald nachher entfernte, dankte sie mir dafür, daß ich gestern gethan habe, als kenne ich sie nicht.

Würde das etwa Ihrem Gemahl unangenehm gewesen sein?

— Gemahl? warf sie lächelnd hin; er ist gar nicht mein Mann, gilt aber dafür. Wenn jedoch das ehrenwerthe Congreßmitglied von gestern davon eine Ahnung hätte, dann wäre ich zu Grunde gerichtet. —

Sie gehen offen mit der Sprache heraus und werden mir keine halben Confidenzen machen. Mir können Sie Alles sagen; daß ich nicht zum Verräther werde, davon dürfen Sie sich überzeugt halten.

— Gewiß, und nun hören Sie. Ich bin Lobbyistin und habe als solche die Obliegenheit, die ehrenwerthen Congreßmitglieder zu überreden, daß sie für unsere Gesetzvorlagen stimmen.

Ihre Gesetzvorlagen? Was für Bills sind das?

— Solche, deren Annahme zu bewirken ich verpflichtet bin. Ganz wohl; aber bedürfen Sie dazu eines fingirten Ehemannes, Kutsche und Pferde?

— Unbedingt. Ohne einen Mann wäre ich nicht respectabel, ohne Kutsche, Pferde, Dienerschaft und all diesen Luxus hier würde ich keinen Einfluß haben, könnte nichts ausrichten. Uebrigens lohnt sich das Geschäft, und ich wäre gegenwärtig im Stande, mich mit etwa 100,000 Dollars aus demselben zurückzuziehen. Aber es macht mir Vergnügen, auch bin ich ehrgeizig und hoffe es auf eine Million zu bringen; der Anfang ist gemacht, ich benutze meine Zeit und viel Geld deckt alle kleinen Peccadillen zu. —

Durch ihre Reize, mit denen sie nicht allzu spröde war, wenn es darauf ankam einen großen Profit für sich und für den Ring zu machen, welchem sie im Augenblicke diente, wußte sie, wie sie sich ausdrückte, sanft zu überreden. Der Congreßmann von gestern sei übrigens ein Pinsel, den sie nach Belieben benutze; er leiste ihr vortreffliche Dienste und thue unbedingt, was sie wolle.

Ich habe sie dann noch einige Male besucht und sie war stets ungemein offenherzig. Durch ihre Mittheilungen wurde es mir möglich, in das ruchlose Treiben so vieler Congreßmitglieder einen Einblick zu erhalten. „Sodom und Gomorrha!“ —

Eine andere Geschichte, die auch lenzzeichnend ist.

Ein Handwerkspolitiker in Pennsylvanien, „General“ Hartranft — wer wäre heute nicht General in der Republik? — ist durch die merkwürdigsten Wahlumtriebe zum Gouverneur des genannten Staates gewählt worden (— im November 1872 —). Er gehört zu den allercanichtsnutzigsten Leuten, ist in Processe wegen mehrfacher Betrügereien verwickelt gewesen, aber der Gewaltiger von Pennsylvanien, Senator Simon Cameron, über den ich gelegentlich Einiges erzählen werde, hatte ein Interesse daran, diesen notorischen Gauner zum Gouverneur zu machen. Die Grantpartei als folgsames Stimmvieh (— voting cattle lautet der landläufige Ausdruck —) wählte ihn demnach. Am Abend vor der Wahl ging ein alter Offizier zu Hartranft, stellte sich betrunken und sagte: „General, alle Welt sagt mir, daß Sie ein Erzhalunke (— damned rascal —) seien. Das ist hübsch! Geben Sie mir die Hand. Ein Schurke ist mir lieber, als ein Rebell!“

In dem am schwersten durch Grant's Carpetbaggers, dieser Abenteurer aus dem Norden, heimgesuchten Staate Südcarolina sind durch die Neger zwei biedere Semiten Namens Moses, Vater und Sohn, obenauf gekommen und haben den armen Staat gottlos ausgeplagt und betrogen. Der Sohn Moses ist durch die Stimmen der Neger, welche die Mehrzahl der Wähler bilden, im November zum Gouverneur gewählt worden. Die schwarzen Herren Gesetzgeber haben sich täglich elf Dollars Diäten zugebilligt; davon kann ein vormaliger Plantagenneger schon leben; er trinkt heute Champagnerwein auf Staatskonkosten, und er thut es, wenn er in Columbia oder in Charleston an einer Straßenecke in der Sonne liegt. Moses Sohn war, bevor er zum Gouverneur erwählt wurde, Sprecher der Assembly, sagen wir der zweiten Kammer in Südcarolina. Ein schwarzes Mitglied der letztern, Namens Whipper, fühlte, daß er ein Gentleman geworden sei. Er wettete — als Gentleman —, daß bei dem bevorstehenden Pferderennen das Pferd des Sprechers Moses den Preis nicht gewinnen werde. Die schwarzen Herren Gesetzgeber, um es zu machen wie das englische Parlament beim Derbyrennen, decretirten sich für

Digitized by Google

den Neuntag Ferien, um ſich am Sport zu erluſtigen, liquidirten aber auf Staatskoſten jeder 11 Dollars Diäten. Nun verlor Moſes die Wette. Drei Tage ſpäter vertagte ſich die Aſſembly, aber kurz vor dem Schluſſe beantragte Bürger Whipper, dem Sprecher Moſes ſolle eine Gratification von 1000 Dollars dafür zugebilligt werden, daß er mit ſo großer Geſchicklichkeit und in ſo würdiger Haltung das Präſidium der Verſammlung geführt habe. Der Antrag wurde ohne weitere Discuſſion genehmigt, und ſo berichtigte der unglückliche Staat Südcarolina die Wette, welche der Hebräer Moſes an den Neger Whipper verloren hat. Das Geld wurde ausgezahlt und Geſetzgeber Whipper gab am Abend Herrn Moſes und ſeinen ſchwarzen Amtsgenoſſen einen Schmaus, bei dem es mehr als heiter zuging. Es iſt ein Blatt der republikaniſchen Partei, die „Boſton Poſt“, welche dieſen Vorgang ausführlich berichtet.

Eine Hauptrolle in dieſer Partei ſpielt der vielgenannte General — er iſt ſeines Zeichens Advocat, wie außer ihm noch 600 bis 800 andere Generäle — Benjamin Butler, ein echter Yankee aus Maſſachuſetts. Er war 1862 Proconſul in Neuorleans, und ſtahl dort nicht bloß den holländiſchen Conſul, ſondern auch vielen anderen Leuten, welche er für Rebellen erklärte, ihr Silbergeſchirr. Daher iſt er allgemein als Spoon-Butler, Löffel-Butler, bekannt, und noch erwartet man den Tag, an welchem er ſeine Beute herausgeben ſoll. Natürlich iſt er Congreßmitglied; er gilt unter den Unverſchämten für den Allerunverſchämteſten. Mit Grant, der auch keine ſauberen Hände hat, iſt er ſeit dem Kriege gegen die Südſtaaten perſönlich verfeindet, er tyranniſirt aber in der radicalrepublikaniſchen Partei und machte während der verſtoſſenen Wahlcampagne Rundreiſen, um für Grant's Wiedererwählung Stumpreden zu halten. So kam er nach Louisville in Kentucky. Das dortige „Journal“ begrüßte ſeine Ankunft mit einem Artikel, in welchem folgende Complimente enthalten ſind:

„Es iſt allerdings richtig, daß der ſchreckliche General unſere Stadt heimſucht, aber wie die Dinge heute ſtehen, kann er uns doch nicht unſere Habſeligkeiten fortſchleppen. Nur keine Angſt! Unſere Mitbürger können ſich beruhigen und im ſchlimmſten Falle finden ſie ja Mittel und Wege, ihre Effecten vor ihm in Sicherheit zu bringen.“

Auch in Cincinnati hielt dieſer Butler eine Rede, in welcher ſeine Begriffe und Anſichten von politiſcher Moral wieder einmal zum Vorſchein kamen. Er ſagte unter Anderm wörtlich: „Nehmen wir, meine Freunde, einmal an, General Grant wolle ſich eine Million Dollars aus dem Staatsſchatz aneignen und für ſich perſönlich verwenden. Das Geſetz erlaubt ihm allerdings dergleichen nicht; aber angenommen, er thue es. Wie viel würden von der Million auf Jeden von Euch kommen? Viel weniger, als Ihr für ein Exemplar des „Commercial Bulletin“ (— welches eine ſcharfe Kennzeichnung des „Silberdiebes“ gegeben hatte —) zu zahlen habt. Nun geht meine Anſicht dahin: kauft das Bulletin nicht und habt nichts dagegen, wenn General Grant ſich eine Million Dollars aus dem Staatsſchatze zu Gemüthe führt.“

Selbſt die Anhänger Grant's haben es auch während der Wahlcampagne nicht in Abrede geſtellt, daß derſelbe in geradezu aufdringlicher Weiſe alle ſeine Verwandten bis ins vierte Glied mit einträglichen Stellen bedacht habe. Dieſe Nepotenwirthſchaft, welche an jene früherer Päpſte erinnert, legt man zum Theil ſeiner Frau, einer geborenen Dent, zur Laſt. Im Staate Miſſouri ſuchte nun im October der Handwerkspolitiker, welcher ſich der radicalrepublikaniſchen Partei als Gouverneurscandidat vorſtellte, den Scandal in folgender cyniſchen Weiſe zu rechtfertigen: „Verſetzt Euch einmal in die Lage des Generals; denkt Jeder von Euch, er ſei Präſident der Vereinigten Staaten und habe eine Frau. Nun bittet Dich Deine Frau recht ſchön, Du möchteſt doch dem oder jenem ihrer Verwandten eine einträgliche Stelle geben, er paſſe für dieſelbe eben ſo gut wie irgend ein Anderer. Was würdeſt Du thun? Schlägſt Du ihr die Bitte ab, ſo haſt Du Tag und Nacht keine ruhige Stunde mehr, und Du thuſt, ſchon des lieben Hausfriedens wegen, viel beſſer, wenn Du thuſt, was ſie haben will.“

Aus allen Erdtheilen.

Eine Mahr über das Wrangell-Land im Eismeer.

Unſere Leſer werden ſich wohl eines Herrn Octave Pavy erinnern, der von San Francisco aus bekannt machte, daß er vermittelſt eines Gummibootes vom Wrangell-Land aus den Nordpol entdecken wolle. Wir haben ſeiner Zeit ausführlich im „Globus“ über das Project dieſes Franzoſen geſprochen, welchen die Pariſer Blätter als den Mann ſchilderten, welcher die Pläne des belannten Lambert zu verwirklichen geeignet ſei.

Nun brachte die „Newyork World“ vom 11. December einen „Bericht über Pavy's arktiſche Expedition“, datirt San Francisco, 1. December, der in viele Blätter übergegangen iſt. Wir geben den weſentlichen Inhalt. — Das Barkſchiff „Cadmus“ war nach dem hohen Norden gefahren, um einige der im Herbſt 1871 im Eismeere geſcheiterten Walfiſchfänger aufzuſuchen, und zu bergen, was ſich etwa auf den Schiffen noch vorfand. Er iſt nun zurückgekommen und brachte höchſt intereſſante Nachrichten über Pavy's Expedition mit; er erhielt dieſelben am 28. September vom Capitän des Walfiſchfahrers George Nobbins. Sie ſind datirt: Oſtende des Wrangell-Landes, 74°38′ N., 176°18′ O., vom 23. Auguſt. Das folgende iſt ein Auszug aus dem an die geographiſche Geſellſchaft in Paris eingelandten Berichte.

Die Expedition, beſtehend aus Herrn Octave Pavy, Commandeur, Profeſſor Thomas Newcomb, Herrn Henry Edwards von San Francisco, Jean Bruit und vier Matroſen, warſmit der Brigg „Albatroß“ am 28. Juni 1872 an der Oſtküſte der Holzhuſbai und landete dort. Am 22. ging die Partie gen Oſten an der Nordküſte Sibiriens; ſie hatte nun elf Eingeborene nebſt Hunden und Schlitten bei ſich. Die Mündungen mehrerer großen Flüſſe wurden paſſirt und am 18. Juli waren die Reiſenden an der Mündung des Petroleg. Von dieſem Punkte aus ſah man ungeheure Eisfelder, die unabläßig nach Nordoſten hin trieben. Die Partie zog nun gerade nach Norden hin nach der Südküſte des Wrangell-Landes und überſchritt eine ungeheure Eisſtarde, die nicht weniger als 60 Miles breit war. Aus den Beobachtungen ergab ſich, daß die Partie durch dieſe Eisſtarde 18 Miles weit aus ihrer Richtung getrieben war. Pavy überzeugte ſich nun von der Richtigkeit ſeiner Theorie in Betreff der Concentration und zunehmenden Schnelligkeit der Ku ro Sired (sic!), dieſes japaniſchen Golfſtromes, der durch die Behringsſtraße ins arktiſche Meer zieht und auf der Höhe der ſibiriſchen

Digitized by Google

Küsten nach Osten zieht. Dann und wann wurde das Gummifloß aufgeblasen und ins Wasser gelassen und man fuhr auf demselben über mehrere offene Stellen, deren Breite zwischen 30 und 60 Miles wechselte.

Die Küsten des Wrangell-Landes erreichte Payo an der Mündung eines großen Stromes, der von Nordwest her fließt und auf seiner Karte verzeichnet steht. Durch diese Entdeckung wurde Payo's Annahme bestätigt, daß ein großer Polarcontinent vorhanden ist, der weit nach Norden hin reicht und dessen Sommerklima so warm ist, daß der Schnee schmilzt. Jener Strom wendet sich von seiner Mündung an nach Osten und fließt mit einer Schnelligkeit von sechs Knoten der offenen Küste entlang. Payo folgte diesem Strome auf dem Lande nach Norden hin 200 Miles weit. Er floß auf dieser ganzen Strecke durch ein ebenes Thal, dessen Breite von 5 bis zu 60 Miles beträgt; es ist von Gebirgsketten eingefaßt, die zum Theil sehr hoch sind und an manchen Stellen fast senkrecht abfallen.

Etwa 80 Miles von der Mündung, in einer offenen Ebene, fanden die Reisenden Spuren vom Mastodon; gewaltige Zähne dieses Thieres ragten aus der Schneedecke hervor. Als man nachgrub, fand man das kolossale Thier; es war ganz und gar wohl erhalten. Die Haut war mit schwarzen Borsten (sic!) dünn besetzt; auf dem Rücken waren dieselben länger als am übrigen Körper. Die Zähne messen 11 Fuß 8 Zoll, von der Basis bis zur Spitze, und krümmen sich bis zur Augenhöhe. Die Vorderbeine hinten, das Hintertheil war tief in den Schnee eingebettet. Man ersah aus der ganzen Lage, daß das Thier wohl aus Schnee oder Wasser heraus auf sichern Boden hat kommen wollen, als der Tod es überraschte. Professor Newcomb kannte nicht bestimmen, worin es sich vom heutigen Elephanten unterscheidet; er prüfte den Inhalt des Magens und fand Stücke von Rinden und Gräsern, die noch seiner wissenschaftlichen Prüfung unterworfen wurden sind. Auf jener Ebene fand man weit und breit solche Spuren; dort hat gewiß eine zahlreiche Herde dieser Mastodonten geweidet, als sie von einem gewaltigen Naturereignis überrascht wurde. Der Polarbär ist dort in Menge vorhanden und hält leckere Mahle vom Fleische dieser gigantischen Leichen aus der Vorwelt.

Ungefähr 120 Miles von der Küste erhebt sich etwa eine halbe Stunde weit von dem Strome entfernt eine Eiswand von wenigstens 1000 Fuß Höhe, sie fällt ganz senkrecht ab. Sie ist angeben mit einer Lage von Kies, in welchen mächtige Steinblöcke wohl 30 Fuß tief liegen und aus dem Schnee hervorragen. Diese Steine sind rund und wahrscheinlich durch ein Naturereignis aus dem Wasser hervorgehoben worden. Arktische Thiere bemerkte man in diesem Stromthale in großer Menge, namentlich auch Myriaden von Wasservögeln. Payo wollte unter 75° N. überwintern in diesem Thale, welches im arktischen Continente jener mächtige Strom durchfließt. Er sammelte damals Fleisch und Brennholz, die leicht zu beschaffen waren. Die Partie war gesund, in der besten Stimmung und von der festen Ueberzeugung beseelt, daß sie das offene Polarmeer erreichen und an den nördlichen Küsten des arktischen Continentes im nächsten Jahre eine milde Temperatur finden würden. Sie gedenkt von dort nach Osten durch den Meteilefsund die Rückreise zu bewerkstelligen. Der Bericht enthält wissenschaftliche Beobachtungen der Expedition; von diesen ist mir keine Einsicht gestattet worden, weil sie zunächst für die geographische Gesellschaft in Paris bestimmt sind. — — —

Nicht wahr, das ist ein in hohem Grade merkwürdiger Bericht? Hier hätten wir nun auf einmal Alles zusammen, was wir uns nur wünschen können. Da sind ja einige arktische Probleme ins Klare gebracht und die Lösung anderer wird uns in ganz gewisse Aussicht gestellt. Herr Octave Pavy wird ohne Zweifel den Vogel abschießen. Er landet am Ostende des Wrangell-Landes, belehrt uns aus eigener Anschauung über den linken Arm des Kuro Siwo, im Norden der Behringsstraße. Er entdeckt den großen Polarcontinent, der weit nach Norden hin zieht, und findet einen großen continentalen Strom, den er etwa 50 deutsche Meilen weit verfolgt. Noch mehr, er sieht eine steile Eismand von 1000 Fuß Höhe, und damit nichts fehle, gräbt er auch kolossale Mammuthe aus, die schwarze Borsten tragen und vollständig erhalten sind, trag der Elefanten, welche gewiß schon seit Jahrtausenden vorzugsweise von diesen Mastodontenelefanten sich nähren.

Als wir in der „Welt" diese Stilübung lasen, rieben wir uns die Augen; es ward uns sofort klar, daß es sich hier nur um einen Pauleehumbug handeln könne. Wir waren allerdings in Ungewißheit darüber, ob Herr Octave Pavy sammt Begleitung seine Kaufschadvoterexpedition angetreten habe oder nicht; daß sein ganzer Plan ein abenteuerlicher sei, haben wir vor einem einem Jahre auseinander gesetzt. Als wir einen Blick hinein warfen, fiel unser Auge sofort auf groß gedruckte Worte:

A polar hoax!

Der Ausdruck hoax bedeutet Finte, Betrug, Erdichtung, Foppere, und um eine solche handelt es sich. Der „Call" druckt den angeblichen Bericht ab und leitet ihn mit wenigen Worten ein. Für die, sagt er, welche den „Professor" Newcamb und andere Mitglieder der „Expedition" kennen, werde es höchst ergötzlich sein, den Bericht zu lesen; was Herrn O. Pavy betreffe, so sei dieser Mann gesund und munter noch immer in San Francisco „still wrestling his hash!"

Zum Weltgange der Cholera.

Im Jahre 1872 ist Europa nur in seinem Osten von der bösen Seuche heimgesucht worden, und dort muckert sie so zu sagen immer fort. Seit 1866 hat sie in ihrer Thätigkeit überhaupt nicht nachgelassen, und jetzt erfahren wir durch einen Bericht in der „Mail" (3. Januar) den Gang, welchen sie in den Jahren 1869 bis 1872 in Nubien, Arabien und Mesopotamien genommen hat.

Nubien war seit 1866 frei von ihr, wurde aber plötzlich heimgesucht und zwar im Juni 1872 in Takka, der ausgedehnten Landschaft zwischen dem Atbara und der Provinz Barea, welche letztere man gewöhnlich zu Abyssinien rechnet. Hauptstadt ist Kassala; die Verbindung mit Aegypten wird vorzugsweise über Suakin am Rothen Meere vermittelt, zu welchem eine auf allen Karten verzeichnete Karawanenstraße führt. Takka ist ein Flachland, das keinen ordentlichen Wasserabzug hat und wo der Boden während der Regenzeit sich in einen Morast verwandelt. Der Vicekönig von Aegypten wollte in dem fruchtbaren Erdreich große Baumwollenplantagen anlegen und zu diesem Behufe mußten Entwässerungen vorgenommen werden. Unter den dabei beschäftigten Arbeitern und den Soldaten, welche jene vor Ueberfällen der Nomadenstämme beschützen sollten, brach dann die Krankheit aus, nachdem Kameeltreiber aus Suakin nach Takka gekommen waren. Sie trat von Ende Juni bis Ende August heftig auf, war dann scheinbar erloschen, zeigte sich jedoch im October wieder und verbreitete sich unter den Eingeborenen; sie war sehr heftig und hielt bis Ende Decembers an. Aus Takka war sie im August bis nach Berber (— am rechten Ufer des Nils, der wichtigsten Stadt in Mittelnubien —) gekommen; auch dort brach sie mit großer Heftigkeit aus, hielt bis Mitte Octobers an und forderte viele Opfer; am 3. und 4. September wurden etwa 200 Personen hinweggerafft. Im September ergriff sie die westlich von Berber nomadisirenden Stämme und verbreitete sich gen Süden bis nach Kardofan, nach Norden hin bis in den Bezirk Halfayah und nilabwärts bis Korosko.

Digitized by Google

Wo war die Quelle dieses Ausbruches?“ Im December 1870 war die Cholera durch persische Pilger nach Mesched Ali (in Irak Arabi, Mesopotamien) gebracht worden. Sie erschien dann im März 1871 in Basra, nachdem sie schon vorher in Abuschahr (Bender Abuschir) sich gezeigt hatte. Von Basra zog sie am Schatt el Arab und am Euphrat hinauf, nach Stadt zu Stadt, erschien wieder in Mesched Ali und ergriff dann Kerbela (Mesched-Hossein). Es ist nicht aufgeklärt, ob dieser Ausbruch in der Gegend nördlich vom Persischen Meerbusen auf Rechnung einer Einschleppung aus Indien zu setzen ist, oder ob es sich um ein Wiederaufleben jener Cholera handelte, welche in 1869 und 1870 aus Persien dorthin kam und die durch Einschleppungen aus Abuschahr intensiver wurde. Durch den Zweifel, ob dieser Ausbruch eine neue Verbreitung oder ein Wiederauffackern war, wird die Frage über einen künftig möglicherweise wieder in Nubien zu erwartenden Ausbruch verwickelt.

Nach dem Auftreten der Cholera in Mesched Hossein zog von hier aus eine Karawane auf der nördlichen Straße von Bagdad nach Arabien und brachte die Krankheit nach Hayel im Wadi Schammer, wo sie im Juni zum Vorschein kam und dann wo sie im Juli durch einen angeflackten Beduinenstamm nach Chaiber kam. Sie trat dann ferner auf in Hayl, Humeid und Scleile; dieses letztere ist nur zwei Tagereisen von Medina entfernt; hier brach sie, unter der Garnison, am 21. September aus; bis zum 10. October waren dort überhaupt 938 Sterbefälle vorgekommen; sie hielt bis in den November an. Eine aus etwa 2000 Köpfen bestehende Karawane, welche aus Dschidda nach Medina kam, um einer religiösen Festlichkeit beizuwohnen, verlor auf dem Rückwege 35 Leute an der Krankheit, und als sie wieder in Dschidda eingetroffen war, zeigte sich die Krankheit hier, es starben aber nur Kinder. Am 31. October war sie in Mekka, obwohl der dortige Großscherif einen Cordon gegen sie gezogen hatte. Es kamen dort eine Anzahl Fälle bis gegen Ende Januar 1872 vor, und dann glaubte man sie erloschen. Sie zeigte sich übrigens in Yambo, dem Hafenplatze von Medina, Mitte October8, und hielt bis Ende Decembers an. Im November war sie durch Garnisonssoldaten, die von Mekka nach Gunfuda verlegt worden, hierher gekommen, und dann, gleichfalls durch Truppenverlegung von Gunfuda im Februar nach dem Kaffeehafen Hodeida; auch bis Haly (Asyrs) verbreitete sie sich.

Im vorigen Jahre fielen die großen religiösen Feierlichkeiten in Mekka auf die Tage vom 19. bis und mit dem 23. Februar und es waren etwa 80,000 Pilger dahei zugegen. Seit dem 22. Januar hatte man in der Stadt keinen Cholerafall bemerkt, und obwohl Rheumatismen und Pocken aufgetreten waren, hatte die Sanitätscommission nur 65 Todesfälle unter den Pilgern zu verzeichnen und fast nur solche von alten, schwachen Leuten. Aber am 27. Februar trat die Cholera unter den Takruri auf, diesen afrikanischen Pilgern aus Nubien und den Negerländern; ihre Zahl belief sich auf etwa dritthalbtausend Köpfe. Die meisten Pilger hatten Mekka vor dem Wiederausbruche verlassen. Die etwa 4000 Köpfe starke Damaskus-Karawane hatte am 25. Februar ihre Rückwanderung angetreten, gleichzeitig mit der großen Karawane, welche auf dem Landwege nach Aegypten zog. Kaum hatten beide die Stadt Mekka im Rücken, als auch die Cholera unter ihnen auftrat; die ägyptische verlor auf der Strecke bis Medina 89 Leute; nun war sie wieder hier und zwischen dem 20. und 30. März raffte sie unter den etwa 20,000 Pilgern dort etwa 2000, unter der ansässigen Bevölkerung etwa 1800 Leute hinweg und hörte erst im April auf. Die Damaskus-Karawane hatte auf dem Wege zwischen Mekka und Medina 400 Leute verloren. Auf den Wegen, welche die heimkehrenden Pilger wanderten, wurde wieder Pando ergriffen, wo vom 25. bis 30. März 20 Todesfälle vorkamen und die Seuche erst im April erlosch; Dschidda blieb verschont.

Der Ausbruch in Takka erfolgte später; die Krankheit soll dorthin gekommen sein aus Hodeida über Suakin. Der Tag läßt sich nicht genau ermitteln, aber die chronologische Folge des Auftretens zeigt, daß hier ein Contagium vorhanden ist. Der Ausbruch fällt zusammen mit der Heimwanderung der Takruri-Pilger von Mekka auf dem Wege über Suakin. Die Vorsichtsmaßregeln, welche von der ägyptischen Regierung getroffen worden, haben sich wirksam gezeigt.

Von der westafrikanischen Goldküste.

Die Holländer haben wohl daran gethan, ihre Factoreien in Guinea für ein Stück Geld an England zu vertauschen. Das ganze Gestadeland vom Gambia im Norden bis zum Nigerdelta im Süden hat ein geradezu mörderisches Klima und ist für die Weißen ein großer Leichenacker. Es mag sein, daß unverständige Lebensweise Viele dem Grabe näher bringt, aber auch vorsichtige und mäßige Leute bleiben nicht verschont. Richard Burton hat ganz Recht, wenn er sagt: „Alle britischen Niederlassungen an der Westküste haben eine mehr oder weniger schlechte Lage und fast alle kränkeln. So scheint Bathurst am Gambia recht eigentlich ausserloren zu sein, weil es so ungesund, von Mangrave, Malaria und Miasmen umgeben ist. Auch das Negerparadies Sierra Leone ist ungesund. Ein Berichterstatter in der „Mail“ (vom 27. December) sagt, allerdings könne ein Weißer 16 Jahre dort leben, aber daraus dürfe man nicht den Schluß ziehen, daß das Klima gesund sei. Er kenne einen englischen Kaufmann, der es dort 30 Jahre ausgehalten habe, ohne daß scheinbar seine Gesundheit gelitten habe. Aber wer möchte trotzdem das Risico übernehmen? Sierra Leone, so fährt er fort, ist allerdings nicht ganz so ungesund wie der Gambia oder die Goldküste. An der letztern ist es für einen Europäer platterdings unmöglich, seine Gesundheit auf die Dauer zu schützen und zu bewahren. — Im Artilleriecorps an der Goldküste war in den Jahren 1861 und 1862 die Sterblichkeit unter den jungen Engländern geradezu entsetzlich, obwohl gar kein schwerer Dienst zu verrichten war. Dieses Corps war 11 Jahre ein Theil der Armee gewesen und in dieser Zeit verlor es nicht weniger als 68 Officiere von der Musterrolle entweder durch Schwäche, welche von den Fiebern zurückgeblieben war, oder durch Tod; bei den europäischen Unterofficieren war der Abgang noch viel beträchtlicher. Von 1851 bis 1861 waren 10 Sergeanten von den Horse guards zu jenem Corps beförligt worden; von diesen starben 7 zur Januar 1862. Von den drei überlebenden wurde der eine zu Ende 1861 als krank nach Europa geschickt, der zweite wegen Dyßenterie ebenso und den dritten, der erst zu Anfang 1862 angekommen war, beförderte man schon im März desselben Jahres wegen unheilbaren Wahnsinns heim. Von drei europäischen Sergeanten, welche gleichzeitig mit mir, im October 1862, in Cape Coast angekommen waren, lagen zwei im Sarge bevor ein Jahr verging, und der dritte wurde zu Anfang 1862 als Invalid zurückgeschickt. Von fünf Officieren, die ein paar Monate vor mir hinausgingen, waren vier gestorben oder krank. Mein Bruder war schon nach drei Monaten eine Leiche. Der Oberrichter Majesty Hord 1862 am 49. Tage nach seiner Ankunft.

Auch auf die Eingeborenen wirkt das Klima an der Goldküste verhängnißvoll. Sie leiden am Krakra, einer schauderhaften, ansteckenden Hautkrankheit, zan welcher Sklaven und Kinder selten frei sind. Die Aerzte wissen nicht, woher dieses Krakra kommt, vielleicht entsteht es in Folge dürftiger Nahrung, von Schmutz und schlechter Lüftung. Der Neger aber macht sich nicht viel aus der Krankheit, so wenig wie aus einem Hautblöschen. Eine andere Hautkrankheit sind die sogenannten Yaws und in Cap Coast Castle der Aussatz in seiner widerwärtigsten Gestalt. Fast jeder Neger hat ein Geschwür am Beine oder doch die Narben von einem solchen. Der Neger ist ein Säufer; er trinkt bei jeder Gelegenheit; seine Festlichkeiten sind Saufgelage; schlechten amerikanischen Rum trinkt er im Uebermaß; er leidet auch oft an Drüsengeschwulst. Die Weiber sind vielfach unfruchtbar, wohl weil sie für die trägen Männer

Digitized by Google

so hart arbeiten müssen und schlecht gefüttert werden. Selten hat eine Frau mehr als zwei, höchstens drei Kinder, und gleich nachdem sie geboren hat, muß sie wieder an die Arbeit. Der Neger verkürzt seine Lebensdauer, weil er gar nicht für seine Gesundheit sorgt. Er begräbt die Todten in seiner Hütte und giebt ihnen allerlei Habseligkeiten mit in den Sarg, bei Reichen auch Gold und ihre Leiche wird mit Goldstaub bestreut. Ueber der Leiche befinden sich die Sitze der Familie, und manchmal öffnet man das Grab, um Gold herauszuholen.

Paraguay.

Aus England gehen seit October 1872 Auswanderer nach Paraguay ab. In Folge des beinahe fünfjährigen, entsetzlichen Krieges hat das schöne Land nahezu die Hälfte seiner Bewohnerzahl verloren und den größten Mangel an Arbeitskräften. Seit dem Frieden sind britische Capitalisten dorthin gekommen, um dieses productivste Mesopotamien zwischen dem Parana und dem Paraguayflusse für den Welthandel nutzbar zu machen. Das Klima ist im Allgemeinen gesund, namentlich im nördlichen und östlichen Theile, die von Gebirgs- und Höhenketten durchzogen werden und wo wellenförmige Hügelgelände und fruchtbare Plateaux häufig vorkommen. Bei dieser mannichfaltigen Bodengestaltung und dem günstigen Klima zwischen 22° bis 27° südlicher Breite gedeihen die Erzeugnisse der heißen und gemäßigten Zone. Aber von den 6000 Quadratmeilen Flächeninhalt war auch vor 1865 nach nicht ein Drittel unter Anbau. Außer an Tabak und Mate (Paraguaythee, Yerba mate) ist das Land reich an werthvollen Hölzern, Saffranrinde, Kautschuk, Jalape, Färbepflanzen, Aloehanf, Südfrüchten ꝛc. Paraguay bedarf lediglich der Ruhe und Ordnung und tüchtiger Arbeitskräfte, um zur Blüthe zu gelangen. Unter den Exporten für 1871 finden wir angegeben 91,183 Arroben Mate, 49,196 Arroben Tabak, 34,381 Rindshäute, 290 Schaffelle, 5091 Ztuhlsättelle, 1,639,000 Apfelsinen, 2,029,000 Cigarren; sodann Roßhaare, Wachs, Hölzer, Stärke ꝛc. Im Jahre 1872 ist die Ausfuhr nicht beträchtlicher gewesen. Ein Dampfer, die „Benicia“, welche am 25. October von der Hauptstadt Asuncion nach Buenos Ayres stromab fuhr, hatte geladen 2101 Arroben und 134 Packen Mate, 97 Kisten Cigarren, Wachs und 400 Rindshäute. Der Telegraph ist von Asuncion nach Paso de la Patria weitergeführt worden.

* * *

— Oesterreich-Ungarn hat nach der jüngsten Zählung eine Bevölkerung von 35,671,472 Civileinwohnern und mit dem unter der Fahne Stehenden Militär 35,943,234. Diese Ziffer ist nicht ganz so groß wie jene der Bevölkerung von Frankreich, das nach den zu Anfang Januars veröffentlichten Tabellen noch 36,102,821 Seelen zählt. Es hat etwa 1,600,000 in Elsaß und Lothringen an Deutschland abtreten müssen und scheint darüber, es bezeigt jedoch zu bemerken, daß es dafür im Barons sich seinerseits durch Annexationen entschädigt hat, indem es Savoyen annectirte, dessen Volkszahl sich allerdings nur auf 540,985 Köpfe stellt. Dazu kommt dann noch Nizza. — Für das Königreich Italien hat die jüngste Zählung 26,801,154 Seelen ergeben.

— Der Bau hölzerner Schiffe nimmt mehr und mehr ab. In Glasgow in Schottland ist soeben eine Uebersicht des Schiffsbaues am Clyde, Wear und Tyne für 1872 veröffentlicht worden. Wie ersehen aus derselben, daß auf den Werften am Wear 122 Schiffe von 136,507 Tonnen Gehalt vom Stapel gelassen sind, so daß der Durchschnitt 1135 Tonnen beträgt. Im Jahre 1865 liefen dort 175 vom Stapel. Von jenen 122 Schiffen waren nur zwölf von Holz.

— Während die Handelsmarine der Vereinigten Staaten binnen zehn Jahren sich außerordentlich vermindert hat, ist die Kriegsmarine in einem durchaus untüchtigen Zustande. Im Repräsentantenhause äußerte ein Mitglied aus Kentucky, Herr Beck, Folgendes: „In den verflossenen drei Jahren hat der Congreß für die Marine jährlich 20 Millionen bewilligt, und sie hat keine brauchbaren, keine neuen Schiffe; sie taugen alle nichts, obwohl doppelt so viel Geld als früher, da sie in trefflichem Stande war, dafür bewilligt wurden ist. Wo ist alle das Geld geblieben? In den letzten fünf Jahren sind viele Schiffe verkauft worden und zwar, ohne daß der Congreß etwas davon wußte. Nun schlägt man vor, 10 Schiffe zu bauen. Ich weiß nicht, ob man nicht auch diese, sobald sie fertig sind, sofort für dienstuntauglich erklären wird und sie dann verkauft, sobald sie etwa ein Jahr alt sind. Ich habe den Nachweis, daß man Schiffe nicht an den Meistbietenden, sondern an den Mindestbietenden losgeschlagen hat. Im Senate hat der Senator Edmunds mitgetheilt, daß ein Schiff für 10,000 Dollars verkauft wurde; der Käufer ließ es mit Farbe anstreichen und bekam dann von einem andern Käufer für dasselbe Schiff 120,000 Dollars!“ — Ein anderes Mitglied, Archer, sagte buchstäblich: „Die Kriegsmarine der Vereinigten Staaten ist in einem verfaulten, tuinirten Zustande!“ Das ist begreiflich, da auch in diesem Departement, wie in jedem andern, schamlos gestohlen und betrogen wird, und die Gauner und Betrüger niemals zur Verantwortung gezogen werden.

— Wisconsin wurde bekanntlich im Herbst 1871 von ausgedehnten Waldbränden heimgesucht. Der Boden der eingeäscherten Landstrecken hat sich nun als so überaus ergiebig gezeigt, daß die Ernte an Getreide und Kartoffeln beispiellos reich ausgefallen ist.

— Rechtschreibung indischer Eigennamen. Es ist eine wahre Pein gewesen, mit indischen Eigennamen zu thun zu haben, die meist nach der englischen Schlechtschreibung wiedergegeben und nur selten phonetisch geschrieben wurden. Die indische Regierung hat in dieser Beziehung jetzt einen vernünftigen Schritt gethan, indem sie Dr. Hunter's System der Orthographie für den officiellen Gebrauch annahm; hoffentlich folgt ihr in dieser Beziehung die Presse bald nach. Das völlig und gut eingebürgerte Namen, wie Calcutta, Bombay, Madras, dabei nicht verändert und ausgenommen wurden, finden wir ganz in der Ordnung. Kurzes a (wie in der zweiten Silbe des englischen Wortes tartan) soll durch a wiedergegeben werden. Dahin gehört auch der kurze, unreine u-Laut wie in but. Langes a (wie in der ersten Silbe von tartan) wird durch á wiedergegeben. Weiches u oder oo (wie in food) durch u. Langes oder kurzes i oder ee (wie in police oder meet) mit i. Der Laut i wie in ride durch den Diphthong ai; der Laut ow oder ou in cow oder cloud muß nun an durch au gegeben werden. Wir Deutschen fahren dabei gut, denn es wird eigentlich unsere Rechtschreibung hierbei angenommen. Bei der Endung nagor, nagore oder nuggur — alle drei bedeuten dasselbe, Stadt oder Ort — wird künftig einförmig nagar zu schreiben sein, und bei der Endung pur, pore, poor (wie in Singapore) ist künftig nur pur zu schreiben. Dr. Hunter giebt einen „Guide to the Orthography of Indian Proper Names“ heraus, in welchem 2186 indische Postorte nach dem neuen System geschrieben aufgeführt werden.

Inhalt: Skizzen aus Senegambien. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Abermals Kulturfortschritte in Japan. — Aus den Tagen des Seeräuberthums in Algier. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. III. (Schluß.) — Amoenitates americanae. — Aus allen Erdtheilen: Eine Mähre über das Wrangel-Land im Eismeer. — Zum Weltgange der Cholera. — Von der westafrikanischen Goldküste. — Paraguay. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Skizzen aus Senegambien.

II.

Die Mauren auf den Gummimärkten. — Erdmandeln. — Die schwarzen Völkergruppen und ihre Landschaften. — Zerfall ihrer größeren Reiche. — Die Mandingos, Serracollets und Yoloffs. — Die Fulbe. — Eine Charakteristik der schwarzen Senegambier.

Die senegambische Region liefert eine Menge werthvoller Erzeugnisse in den großen Handel, zum Beispiel Gummi, welches die Mauren an die sogenannten Escales bringen, d. h. festbestimmte Plätze am Stromie, an denen zu gewissen Zeiten im Jahre die Karawanen aus der Sahara sich einfinden. Das sogenannte senegambische Gummi ist besser als das, welches Ostafrika liefert, und von St. Louis aus werden von dieser gesuchten Waare mehr als vier Millionen Pfund jährlich verschifft. Sie kommt vorzugsweis aus dem Gebiete der Trarzas; wir wollen jedoch bemerken, daß die „drei großen Wälder", welche man bisher als Erzeugungsstätten auf den Karten verzeichnete, den Angaben neuerer Reisenden zufolge, gar nicht vorhanden sind. Die Akazie, deren Ausschwitzung das Gummi ist, wächst vielmehr auf ausgedehnten durch Wüstenflächen unterbrochenen Landstrichen, oft nur in dünnen Gruppen, und dort wird es zwei Mal im Jahre eingesammelt. Während der Erntezeit schlagen die Häuptlinge, Krieger und Marabuts der Mauren ihre Zelte neben einem Brunnen auf und verweilen dort, bis ihre Sklaven und die unterworfenen Stämme die Arbeit verrichtet haben. Auf die Gummiakazien kann Niemand ein besonderes Anspruchsrecht geltend machen, und jeder freie Maure darf es durch seine Sklaven und Kriegsgefangenen einsammeln lassen. Den Vorrath bringt er in einem Erdloch unter und treibt Vieh über die Stelle, damit die Räuber nicht wissen, wo es liegt; er selber aber macht sich gewisse Erkennungszeichen und wiederholt dasselbe Verfahren an anderen Stellen. Wenn er die Waare zu Markte bringen will, verpackt er sie in lederne Säcke, welche er den Kameelen auflader. Dieses Einsammeln nimmt etwa anderthalb Monat in Anspruch.

Ein Gummimarkt am Senegal gewährt einen malerischen Anblick. Die Häuptlinge der Mauren sprengen auf stattlich angeschirrten Dromedaren oder Rossen heran und bewaffnete Reiter halten als Polizeiwache Ordnung; unterwegs haben sie von der Karawane etwaige Feinde abzuhalten. Die Frauen sitzen unter verdeckten Korbgeflechten auf den Kameelen; neben und hinter ihnen ziehen Fußgänger, Ochsen, Ziegen, Kameele und Sklaven bunt durch einander bis zur Marktstätte am Ufer des Senegal. Gewöhnlich ist dieselbe ein öder, sandiger Platz in einer baumlosen Gegend, und dort hält man, nachdem ein Zeichen vom Häuptlinge gegeben worden ist, die Gummimesse. Sofort beginnt ein Schreien und Toben hin und her; lange zögert der Maure, bevor er den Preis feststellt, während der französische Einkäufer auf raschen Abschluß dringt. Zumeist bezahlt er das Gummi mit blauem Baumwollenzeuge und blauen Mützen, Metallwaaren und Schmucksachen für die Frauen. Durch den Gummihandel kommt einiges Leben in jene Gegenden der südlichen Sahara.

Digitized by Google

Frauen vom obern Senegal: eine Serracollet und eine Kaffonka.

Digitized by Google

Auch einiges Elfenbein kommt an den Senegal, ſodann etwas Gold aus Bambuk, nach Weſtindien werden Arbeitsochſen, nach Europa Felle und Häute verſchifft; mit dem Anbau der Baumwolle und des Indigo hat man keine der Rede werthen Ergebniſſe gewonnen, weil die Neger ſich nicht zu regelmäßiger Arbeit herbeilaſſen mögen. Am wichtigſten aber iſt, neben dem Gummi, die Erdmandel, Arachis hypogaea, welche in der ganzen Gegend bis nach Guinea hin in großen Quantitäten in den Verkehr kommt, weil ſie ein vortreffliches Oel liefert; das letztere gilt auch von den ſogenannten Tukucunanüſſen. Außerdem ſammeln die Eingeborenen auch Wachs und vegetabiliſche (Schi-) Butter.

Wir bitten unſere Leſer, den Blick auf eine beliebige Karte von Afrika zu werfen; ſie werden ſich dadurch eine Ueberſicht der Landſchaften und der verſchiedenen Völker Senegambiens verſchaffen. Die Mauren ſind Nomaden, die im Norden des Stromes bis weit landeinwärts reichen; ſie gehören alſo der Sahara an. Am untern Laufe und an der Meeresküſte finden wir die Trarzas, welche für das mächtigſte Volk der Gruppe gelten; öſtlich von ihnen wohnen die Brakna, weiterhin folgen die Duaiſch und die Ulad Embarek. Jede Gruppe theilt ſich in eine große Anzahl von Stämmen; bei den Trarzas vereint die Königswürde auf den älteſten Sohn. Alle beſitzen große Heerden, verkaufen Gummi, erhoben einſt willkürlich Contumes und unternahmen, wie ſchon früher bemerkt wurde, Raubzüge in die Länder der Schwarzen am linken Ufer. Jede der vier Völkerſchaften bildet eine Conföderation von Stämmen, die ihre Unterabtheilungen nach Claſſen haben. Den erſten Stand bilden die Krieger und Leute von arabiſcher Abkunft;

Frauen vom untern Senegal.

ſie ſind gleichſam der fürſtliche Stamm, welcher die Häuptlinge liefert. Der zweite Stand beſteht aus Kriegern berberiſcher Stämme, namentlich aus den Senegas, nach welchen die Portugieſen den Strom benannten; ſie ſind der fürſtlichen Claſſe tributpflichtig. Den dritten Stand bilden die berberiſchen Marabutſtämme, die ſogenannten Tolbas, welche vorzugsweiſe Handel mit Gummi treiben. Als vierte Claſſe ſtehen die Aratiner da, Mulatten oder freigelaſſene Neger; ſie können als Halbſklaven der fürſtlichen Claſſe betrachtet werden.

Digitized by Google

Phara Penda, Häuptling von Richard Tek.

Digitized by Google

Die Linie, durch welche in Westafrika die schwarzen Menschen von den Mauren und Berbern, also Leuten mit hellerer Hautfarbe, getrennt sind, läuft durch die nördlichsten Punkte, welche der Senegal und der Niger — dieser in der Nähe von Timbuktu — erreichen; zwischen diesen beiden Punkten neigt sie sich, gleich dem Laufe der beiden Ströme, nach Süden hin bis zum 15. Grade nördlicher Breite. Unter etwa 11° N. und 12 oder 13° W. liegt der Knotenpunkt eines Hochlandes, welches man gewöhnlich als Kongogebirge bezeichnet; dasselbe bedarf noch näherer Erforschung. Wir wissen indeß, daß Gebirgzüge desselben, die mit der Guineaküste parallel laufen, sich nach Osten hinziehen und daß von jenem Hochlande alle Ströme herabkommen, welche wir zwischen der Mündung des Senegal, etwa 16° N., und jener des Niger, 4° N., antreffen. Alle führen mehr oder weniger Goldsand.

Auf einem Flächenraume, der zweimal so ausgedehnt ist, wie jener des deutschen Reiches, und zu welchem wir ethnographisch auch eine Gebietsstrecke am obern Niger rechnen, wohnen mehrere verschiedene dunkelfarbige Völkergruppen neben und vielfach durch einander. Wir wollen eine allgemeine Uebersicht derselben geben. Am Westabhange des sogenannten Kongogebirges liegen die Landschaften der weit verbreiteten Mandingo, welche sich selber als Malinke, d. h. Männer von Mali oder Nachkommen Mali's, bezeichnen. Diese letztere Benennung ist auf die gesammte Familie anzuwenden, welche einst einen gemeinschaftlichen Oberherrn hatte und mächtig war, dann aber in nicht weniger als 16 verschiedene Staaten zerfiel, so daß heute Alles zerklüftet ist in kleine oligarchische Republiken oder winzige Königreiche; unter diesen ist kein enger Zusammenhang. Dadurch kam es, daß diese Malinke, welche auch das Land am obern Niger inne haben, z. B. Bambarra am Niger mit der Stadt Sego, und Kaarta, von dem Habsch Omar und dessen Fulbe-Toucouleurs so leicht besiegt und unterworfen werden konnten. Zu ihren Landschaften gehört außer jenen beiden auch das goldreiche Bambuk, welches in eine Anzahl kleiner Republiken zerklüftet ist; dasselbe liegt zwischen dem Senegal und dem Falemé, hat schöne Wälder, gilt für nicht ungesund und hat nur eine größere Stadt, Farabana. Auch die Landschaft Beledugu ist von Malinke bewohnt.

Peul vom obern Senegal.

Vielfach leben solche auch in Gebieten anders redender Leute, z. B. in Futa Dschallon, Gangara, Timmani, insbesondere unter den Soninke, die auch als Serracollets bezeichnet werden. Ihnen gehört Guadiaga, das von den Franzosen unrichtig als Königreich Galam bezeichnet wird, und in der Einmündungsgegend des Falemé liegt; es theilt sich in die Provinzen Guy oder Guoy und Kamera; andere Soninkelandschaften sind Gangara und Guidimakka, am rechten Ufer des Senegal zwischen Bakel und Kaarta; dann auch Diafunu und Kinguk. Gleich den Malinke wohnen auch viele dieser Serracollets unter anderen Völkern, namentlich auch am obern Niger in Bambarra, und bei ihrer scharf ausgeprägten Neigung zum Handel durchziehen sie als Kaufleute weite Regionen.

Größere Reiche im schwarzen Afrika sind allemal nur ephemere Erscheinungen; sie werden zusammenerobert von irgend einem hervorragenden Krieger; da aber den Negern jede Begabung zu einer eigentlichen Staatenbildung völlig mangelt, so bilden solche zusammeneroberte Gebiete lediglich ein zeitweiliges Conglomerat ohne bindenden Kitt, das bald wieder aus einander bröckelt. Auch mit dem Reiche der Soninke ist es nicht anders ergangen; dasselbe zerfiel, und von den früheren Kriegerstämmen sind nur wenige übrig geblieben. Einer derselben wohnt am obern Senegal in der Nähe von Medine, diesem äußersten weit ins Binnenland vorgeschobenen Posten der Franzosen. Andere sind, „getroffen von einem Fluche des Himmels“, Landstreicher geworden, die in Senegambien, am Niger und in Oberguinea umherziehen. Manche treiben außer dem Handel auch noch einige Handwerke. Guadiago zählte im Jahre 1860 nicht viel mehr als 20,000 Einwohner, und diese waren obendrein noch in Kasten getheilt, je nach Ursprung, Rang und Beschäftigung. Die fürstliche Familie der Bakiris stellt den Tunka oder König; eine andere Kaste ist die der Seibobes, freien Leute; eine dritte jene der Marabuts, eine vierte die der Gefangenen. Die Franzosen haben in Guadiaga, das man als ihnen unterworfen betrachten kann, den Handelsposten Bakel, bis wohin Dampfer gehen. Der Tunka Bubakar Sule schloß mit Faidherbe am 19. August 1858 einen Vertrag, in welchem er zugesteht, daß er und sein Volk ohne Bündniß mit den Franzosen zu Grunde gehen müßte, und daß er hier-

Digitized by Google

mit ihnen das ganze Gebiet zwiſchen Bakel und dem Falemé abtrete. Er durfte aber den Titel König von Guoy beibehalten, unter franzöſiſchem „Protectorat“.

Am rechten Ufer des Senegal, Guadiaga gegenüber, liegen von Bakel bis nach Kaſſon die Soninkelandſchaften, ſogenannten Republiken von Guidimakha, d. h. „Leute der Felſen“, denn ſie bewohnen einige Dutzend große Dörfer auf ſteilen Höhen. Sie bilden einen ſtreitſüchtigen, fanatiſchen Stamm, der auch Ackerbau und einigen Handel treibt. Er war längere Zeit den Bambarras von Kaarta unterthan und auch den Dnaiſch-Mauren tributpflichtig, ſchloß ſich aber dann dem Hadſch Omar an. Ich weiß nicht, was ſeit 1863 aus ihm geworden iſt.

Wir laſſen unentſchieden, ob die Soninkes, die auch Gangari heißen, weit von Oſten her eingewandert ſeien. Sie bildeten einſt, wie ſchon erwähnt, ein großes Reich im Norden von Maſina, alſo in der obern Nigerregion; dort hatten ſie, wie auch noch heute in Guadiaga, eine Kriegerkaſte, die Bakiris, und eine geiſtliche Kaſte; dieſe beiden allein haben in öffentlichen Angelegenheiten etwas zu ſagen. Das Gangarireich iſt von den Malinke über den Haufen geworfen worden; das Malireich ſeinerſeits erlag den Bambarras, welche ihrerſeits zwei Reiche am Djoliba (obern Niger) gründeten, mit den Hauptſtädten Djenne und Sego, und auch Kaarta und Kaſſon am obern Senegal unterwarfen. Dann iſt vor zehn Jahren der Hadſch Omar gekommen und hat die heidniſchen Bambarras zu Paaren getrieben.

Moſes, ein frommer Loptot.

Zwiſchen dem untern Senegal, dem Gambia und dem Falemé finden wir von ſchwarzen Völkergruppen jene der Serer und der Yoloſs oder Woloſs, die eine gewiſſe Verwandtſchaft zeigen. Die Yoloſs haben inne die Landſchaften Cayor, Walo, Yoloſ und zur Hälfte Baol; die andere Hälfte des letztern gehört den Serer, welche auch Sin, Salum und noch mehrere andere Gebiete bewohnen.

Auch die Yoloſs bildeten einſt ein mächtiges Reich, und auch hier blieb die afrikaniſche Zerklüftung und Zerſplitterung nicht lange aus. Der König deſſelben war der Burr; bald aber bemächtigten ſich Häuptlinge der einzelnen Landſchaften, welche ſich als Vaſallen des Burr oder, wie man ihn auch bezeichnet, des Yoloſ, nur dadurch anerkennen, daß ſie in jedem Jahre ihm, gleichſam als ihrem gemeinſamen Patriarchen, ein Geſchenk als Tribut ſenden. So wurden ſie ſchwach und die Fulbe hatten leichtes Spiel; jene mußten dieſen mehrere Landſchaften abtreten und wurden zumeiſt auf die Ufergegenden zurückgedrängt. Die wichtigſte ihrer Landſchaften iſt Cayor; im Norden wird daſſelbe von Walo, im Weſten vom Meere begrenzt auf einer Strecke von etwa 200 Kilometern, von St. Louis bis Gorée; im Süden liegt Baol. Das ſüdliche Cayor, Ndiambur, iſt bereits mohammedaniſch geworden, das erſtere noch heidniſch geblieben, und nun leben beide Theile in bitterer Feindſchaft, und würden ſich aufreiben, wenn nicht die Franzoſen ihr Machtwort ſprächen und Frieden hielten. Der Herrſcher von Cayor führt den Titel Damel, ſeine Kriegerkaſte ſind die Tiedos. Man verhandelt nach St. Louis Vieh, Wachs, Honig und Erdnußöl; aus Walo, einer ſumpfigen Landſchaft, kommen auch Hölzer, Blutgiel und ein wenig Baumwolle. In dieſem Gebiete liegen die franzöſiſchen Poſten Dagana, Richard Toll, Merinaghen und Lampfar.

Die Yoloſs ſind von allen ſchwarzen Völkern bei Weitem die hübſcheſten. Zwar ihr Haar iſt wollig und die Lippe aufgeworfen, aber das Schwarz der Haut lieſt und glänzend; die Geſichtszüge ſind regelmäßig, der Wuchs kräftig und von gutem Ebenmaß; man könnte ihn ſchön nennen, wenn nicht die Wade, wie bei anderen Negervölkern auch, unentwickelt, der Fuß nicht platt und ohne Spann wäre und der Hacken keine Verlängerung nach hinten hätte. Der Buſen der Frauen iſt birnenförmig geſtaltet, während jener der Fulahfrauen eine regelrechte Halbkugel bildet.

Die Fulbe (Peuls, Fulahs, Fellani, Fellatah) bilden in ethnographiſcher Beziehung eine intereſſante Erſcheinung, und wir werden bei einer andern Gelegenheit ausführlicher über ſie reden. Hier mag es genügen zu erwähnen, daß ſie vom untern Senegal weit nach Oſten hin und bis an die Spitze des Nigerbeltas ſich als Eroberer verbreitet und dort im Sudan mehrere große Reiche gebildet haben. Dieſe Fulbe ſind keine Neger; im Allgemeinen iſt ihre dunkele Haut röthlich, doch bei Vielen auch wie florentiniſche Bronze oder ſchwärzlich; der Mund iſt groß, aber die Lippen ſind nicht aufgeworfen, und die Naſe iſt oft gebogen, ohne die breiten Flügel der Negernaſe; das Haar iſt kraus oder wollig. In Senegambien gehören ihnen, ohne daß andere Völker eingeſprengt wären, das Gebirgsland Bondu in dem Winkel zwiſchen Senegal, Falemé und Futa, am obern Niger die Landſchaft Maſſina, wo ſie überall ihre eigene Sprache reden. Sie beſitzen ſodann als herrſchendes Volk Kaſſon, Fuladugu-Weſtla, Tentilia und Tenda, und in dieſen Land, ſchaften haben ſie die Sprache der Malinke angenommen. Ferner bilden ſie einen Theil der Bevölkerung von Futa Dſchallon, Sangara, Timmani, Tombutſch, Kantan und Korar. Ihr Stammland Futa am linken Ufer des untern Senegal, das vom 16° nördlicher Breite durchſchnitten wird, reicht vom Dimar im Weſten bis in die Nähe der Mündung des Falemé und zerfällt in Futa Toro, das centrale Futa, und weiter nach Oſten hin Futa

Digitized by Google

Damga. Die Fulbe sind ursprünglich ein Hirtenvolk gewesen; sie haben sich dem Islam mit fanatischer Inbrunst zugewandt und sind zur Ausbreitung der Lehre des mekkanischen Propheten auf weite Kriegswanderungen gezogen, sie haben einem großen Theile des innern Sudan ihre Herrschaft auferlegt. Die Toucouleurs, zu welchen der Eroberer Hadich Omar gehörte, sind Mischlinge von Fulbe und senegambischen Negern.

Die sämmtlichen Völkerschaften und Staaten, wenn der letztere Ausdruck passend ist, nicht weniger als etwa dreißig an der Zahl, sind heute den Franzosen völlig unterworfen oder doch von ihnen abhängig. Um die Afrikaner im Zaume zu halten und den Handel zu beschützen, haben sie nach und nach eine Anzahl von Forts neben Factoreien gebaut, zuerst Bafel schon im Jahre 1821; Dagana 1841, im folgenden Jahre Meringen; Lampfar; am Faleme das Fort Sennbebu; Podor wurde 1854 wieder besetzt, Medine in Kasson 1845 gebaut. Auch südlich vom Grünen Vorgebirge bis zum Gambia sind die Franzosen Herren und Meister und überall bemüht, den Handel zu befördern und auch das, was man Civilisation zu nennen pflegt. Aber sie werden an den ursprünglichen Zuständen wenig ändern, weil es eben nicht in ihrer Macht und Gewalt steht, die Menschen anders zu machen, als diese einmal von der Natur angelegt und begabt sind; es liegt, darüber wird der Ethnolog sich nicht täuschen, außerhalb ihrer Macht, diese Neger umzuwandeln. Den verneinlichen Philanthropen und Hoffnungsschwärmern, die so viel von der „unwiderstehlichen Gewalt der französischen Civilisation“ erwarten, hat der französische Consul Pichard, der viele Jahre an der Westküste gelebt, in einem amtlichen Berichte folgende Schilderung der senegambischen Neger entgegengehalten:

„Diese Schwarzen sind eine Race von Kindern; sie haben alle Fehler der Kindheit, welche bei Erwachsenen als Untugenden auftreten, dabei aber auch einige gute Eigenschaften. Von dem, was wir als Menschenwürde bezeichnen, hat der Neger keinen Begriff, wohl aber besitzt er Eigenliebe. Bon Ehrentlichkeitsgefühl weiß er nichts; es erfüllt ihn mit Freude, wenn man ihm eine Wohlthat erweist, diese aber vergißt er bald, etwa so wie wenn ein Kind sein Spielzeug wegwirft. Berausssicht und Vorsorge sind ihm unbekannt; was er einnimmt, giebt er sofort wieder für Nahrungsmittel (Branntwein) und Putzsachen aus. So lange er Geld hat, wird er sich auch zu sehr lohnender Arbeit nicht herbeilassen, aber ein paar Tage später dieselbe Arbeit gegen eine Kleinigkeit verrichten. Er ist gutmüthig und theilt von dem, was er hat, dem Bedürftigen gern mit; aber diese Gutmüthigkeit, welche sich ohnedies nur auf Leute seiner Farbe erstreckt, hat ihren Grund eben in jenem Mangel an Vorbedacht; das morgen kümmert ihn nicht. Er lügt, er stiehlt, und zwar am liebsten solche Sachen, auf welche seine Caprice fällt; sein größtes Laster besteht jedoch darin, daß er Treue und Glauben nicht hält und das Vorthalten ihm fremd ist. Deshalb kann man sich nie auf einen Vertrag verlassen, welchen man mit ihm geschlossen hat; die Bestimmungen erfüllt er nur, wenn Furcht oder Eigennutz ihm das gebieten.“

Das neue Unterrichts- und Erziehungssystem in Japan.

Wir kennen jetzt den Plan, welchen die japanische Regierung entworfen hat, um den öffentlichen Unterricht auf einer völlig neuen Grundlage radical umzugestalten. Der Monbuscho, d. h. das kaiserliche Ministerium oder Departement für Unterricht und Volksbildung, hat im October 1872 einen sehr umfassenden Prospectus bekannt gemacht, welcher uns einen Einblick in Alles gewährt, was er beabsichtigt.

Das Reich wird in acht große Districte getheilt; jeder derselben soll eine Universität erhalten, und außerdem 32 Mittelschulen nach Art jener, welche als Nanko oder Kaiserijo jetzt schon in Japan bestehen. Dazu kommen 210 sogenannte Akademien, d. h. Untergymnasien, in deren höheren Classen die Anfangsgründe fremder Sprachen gelehrt werden, und eine Stufe niedriger die Volksschulen für Knaben und Mädchen vom sechsten Jahre an. Die Zahl dieser letzteren ist auf 53,760 angenommen worden, und demnach würden auf die Reinsten Dorfgemeinden eine Schule erhalten. In den Mittelschulen soll das Schulgeld monatlich 5 Dollars, an den Universitäten 7½ Dollars betragen. Von den in den Mittelschulen Ausgebildeten will man in jedem Jahre 150 Studenten zu weiterer Ausbildung außer Landes schicken, und jeder soll ein Stipendium von jährlich 1000 Dollars bekommen. Von den Universitäten gehen in jedem Jahre 30 Studenten ins Ausland; sie erhalten ein Stipendium von 1800 Dollars; von den Studenten an den Mittelschulen bekommen nicht weniger als 1500 Jahresunterstützungen von Seiten der Reichsregierung.

In den Volksschulen wird kein Unterricht in fremden Sprachen ertheilt, wohl aber wird derselbe nach europäischer Methode gegeben. Schon jetzt sind viele europäische und amerikanische Lehrbücher ins Japanische übersetzt worden, und im alten Mombuschohause zu Yedbo wird ein Seminarium errichtet zur Bildung von Lehrern, welche den Unterricht in japanischer Sprache nach jenen Methoden in den von ihnen zu leitenden Schulen ertheilen müssen.

Die Ueberleitung des gesammten Unterrichtswesens ist einem Nordamerikaner, Professor Northrop, zugedacht, welcher bisher an der Spitze des Schulwesens im Staate Connecticut gewirkt hat. Gewiß hat dieser Plan der japanischen Regierung ein großartiges Gepräge, aber erst die Zeit kann lehren, ob er in so großem Umfange sich wird durchführen lassen. An gutem Willen fehlt es offenbar nicht; man will nichts Halbes thun und im Unterrichtsdepartement ist die Angelegenheit monatelang sorgfältig berathen worden. Das Schulgeld ist wohl zu hoch angesetzt worden. Den neuesten Bestimmungen zufolge ist die Schule in Yedbo, in welcher fremde Sprachen gelehrt werden, nun amtlich zu bezeichnen als Dai idji, dai gakku bai idji chiu gaku, was auf Deutsch besagen will: Erste Mittelschule des ersten Schulbezirkes. Bisher war diese Anstalt bezeichnet worden zuerst als Kaiserijo, dann als Dai gaku nanko, als Sou bu nanko und nachher als Nanko!

In hohem Grade bemerkenswerth erscheint es, daß in dem neuen Lehrplane das Chinesische fast ganz unberücksichtigt geblieben ist. Offenbar will man in Japan in geistiger Beziehung sich von den Einflüssen der chinesischen Literatur frei machen, und das ist auch erklärlich, da beide

Digitized by Google

Nachbarvölker in ihren Anlagen und Auffassungen so grundverschieden sind. Was sollten auch die rührigen, lebhaften Japaner von den Chinesen lernen? Ihre Blicke und Bestrebungen sind den abendländischen Wissenschaften zugewandt. Fernerhin wird die chinesische Sprache nur in so weit berücksichtigt, als sie für das Geschäftsleben rathsam erscheint.

In der medicinischen Vorbereitungsschule in Yeddo, deren Schüler nach bestandener Prüfung zur medicinischen Facultät versetzt worden, wird Deutsch gelehrt; zu Anfang des Januar 1873 sind dort hundert neue Schüler, zwischen 14 bis 19 Jahre alt, aufgenommen worden. An dieser Vorbereitungsschule werden die Grundzüge der Naturwissenschaft gelehrt: der Botanist, Zoologie, Chemie, Physik 2c., und zwar von deutschen Gelehrten; an der Spitze wird, wie wir schon früher im „Globus“ mitgetheilt haben, Dr. Hilgendorf stehen; derselbe ist in der dritten Decemberwoche von Dresden über Suez nach Japan abgereist.

Die in Yeddo und Yokohama erscheinenden englischen Blätter betonen, daß das Unterrichtsdepartement sich die Ausführung des großen Planes ernstlich angelegen sein lasse. Das kaiserliche Collegium (Kanko) sei nie in einem blühenderen und gedeihlicheren Zustande gewesen, als eben jetzt. Die im innern Lande thätigen europäischen Lehrer berichten, daß es mit den ihrer Leitung anvertrauten Schulen vortrefflich gehe. Barwalend wird wohl nach und nach das Englische werden, und die Stelle einnehmen, welche bisher das Chinesische in Japan gehabt hat.

Wir wollen dem Vorstehenden noch Einiges beifügen, was sich auf die geistige Umwandelung der Japaner bezieht. Die Regierung hat vier Oberpriester verschiedener Secten ins Abendland wandern lassen; sie wollen sich dort unter den verschiedenen Religionen, Kirchen und Secten umsehen, genau beobachten und an das Ministerium der Religionsangelegenheiten sorgfältige Berichte schicken. Es müßte interessant sein zu lesen, was diese Heiden z. B. über den Fetischdienst in Lourdes oder über die Springprocessian in Echternach zu sagen hätten.

Die europäischen Blätter melden jüngst, daß ein specielles Decret den Japanern den Uebertritt zum Christenthum erlaubt habe. Die „Japan Weekly Mail“ vom 26. October erklärt, daß ein solcher Erlaß nicht vorhanden sei, vielmehr bleiben die alten Decrete, welche in Folge der Umtriebe der Jesuiten vor länger als zweihundert Jahren gegeben wurden, noch in Kraft. Das genannte Blatt fügt hinzu, daß die japanische Regierung heute ganz andere Ansichten hege und daß Verfolgungen, wie sie vor drei Jahren unter allerdings verwickelten Verhältnissen stattfanden, heute schwerlich vorkämen. Es sei übrigens ganz zweckmäßig, daß jene Decrete nicht ausdrücklich widerrufen würden; eine stillschweigende Duldung empfehle sich mehr. Ein englisches Blatt hatte gemeint, der Kaiser (Mikado, Tenno) habe so große Macht und Gewalt, daß er allen seinen Unterthanen die Annahme des Christenthums ohne Weiteres befehlen könne, aber kein Staatsmann werde zu einem solchen Machtgebote rathen, das viel Unheil und keinen Nutzen stiften würde. Man solle die Wahl der Religion den Leuten selbst überlassen; Japan sei in einer Uebergangsperiode, und es werde sich noch viel Neues herausarbeiten.

Im Monat October wies die Regierung die Summe von 2,000,000 Dollars für Unterrichtszwecke an.

Der Angabe, daß der Mikado sich von einem amerikanischen Missionär zur Kirche der Baptisten habe bekehren lassen, wird entschieden widersprochen. Der Herrscher ist jetzt 22 Jahre alt.

Man muß in der That erstaunen über die Dinge, welche sich in Japan begeben; eine solche Umwandelung ist beispiellos in der Geschichte des Völkerlebens. Aber wir können uns doch der Frage nicht erwehren, ob ein solcher Fortschritt, der mit aller Ueberlieferung so rasch, so radical und so unvermittelt bricht, nicht auch Stürme im Gefolge haben werde. Die Aenderungen werden von oben herab betreitet; die Regierung beseitigt ohne Weiteres alte Einrichtungen, schont weder Ansichten noch eingewurzelte Barurtheile, sie geht über das Alles hinweg zur neuen Tagesordnung, verfährt durch und durch revolutionär und die Neuerungen jagen einander. Sie legt an Alles ihre Hände; sie hat die Volksreligionen angetastet, weil sinnloser Aberglaube und Mönchswesen ihr für widersinnig gelten; sie gestaltet die gesellschaftlichen Verhältnisse gründlich um, an die Stelle eines eingewurzelten Feudalwesens hat sie eine parlamentarische Regierung gesetzt; sie öffnet dem Eindringen des abendländischen Geistes und der europäischen Cultur alle Thore weit und breit, nachdem das Land Jahrhunderte lang von der Außenwelt abgesperrt war. Der alte legitime Erbfaiser, der Abkömmling der Göttertreuen, der bis vor wenigen Jahren, von heiligem Nimbus umgeben, in geheimnißvoller Verborgenheit lebte, — er ist affen an das Tageslicht getreten und, angethan mit Kleidern wie die Ausländer sie tragen, nun allem Volke sichtbar. Nicht mehr dadurch soll man ihm Ehrfurcht beweisen, daß man sich vor ihm zur Erde niederwirft, sondern nur durch achtungsvolles Verbeugen, wie es im Abendlande Sitte ist.

Von unserm Standpunkt aus erscheinen diese Umgestaltungen löblich; uns gelten sie für erfreuliche Merkmale ernstlicher Culturbestrebungen. Aber wenn wir auch wissen, daß die höheren und gebildeten Classen unter den Japanern sich theilweise mit Freuden, theilweise bisher wenigstens ruhig fügen, so bleibt uns doch noch unbekannt, was in den Massen des Volkes gährt und treibt. Aber die Kugel ist einmal im Rollen, ein Stillstand nicht mehr denkbar, und der Fortschritt wird weitere Bahnen zu durchmessen haben. Sollte er auf Widerstand treffen und sollten die Anhänger des Alten ihn hemmen wollen, dann wären allerdings schwere Tage für das Inselreich des Sonnenaufganges zu besorgen, aber so viel scheint uns sicher, daß dem Neuen der Sieg bleiben werde, — denn es stützt sich auf die Intelligenz, welcher sie durch Einführung des allgemeinen Unterrichts eine sichere Unterlage geben will.

Besuch in einer Kalmückenniederlassung bei Astrachan.

Wir haben, so erzählt Generalmajor Cunynghame in seinem eben erschienenen Buche „Reisen im östlichen Kaukasus“, den General Kostenkaff in Astrachan, den Obergauverneur der Kalmücken, um Erlaubniß, eine ihrer Niederlassungen, welche ungefähr sechs Miles jenseit der Walga lag, besuchen zu dürfen. Obwohl der General am Sumpffieber litt, welches vorzüglich im August dort allgemein herrscht, empfing er uns doch auf die freundlichste Weise

Digitized by Google

und gab uns einen langen Bericht über seine mongolischen Schuhbefohlenen, für welche er das größte, merkthätige Interesse hegte. Er hat ihre schwierige Sprache mit großem Fleiße studirt und selbst eine Grammatik derselben verfaßt, Skizzen und eine Aufnahme des Landes gemacht, höchst interessante Photographien des Volkes, seiner Zelte, Tempel ꝛc. genommen, und arbeitete damals auch an einer kalmückischen Uebersetzung der Bibel zum Gebrauche der Convertiten, deren Zahl ein Dutzend betrug.

General Rosenkoff gab bereitwillig Befehl, daß Alles zu unserm Besuche vorbereitet würde und uns zugänglich sei. So fuhren wir am folgenden Nachmittage in einer Droschke nach der Wolga, wo eine kleine Fähre Wagen, Pferde und uns aufnahm und über den etwa $^3/_4$ Meile breiten Strom setzte. Dann ging es in scharfem Tempo durch einige von Mohammedanern bewohnte Dörfer, welche nicht von besonderm Wohlstande zeugten. Doch sollen diese Leute viele Pferde halten und kleine Karren besitzen, in welchen sie den Bewohnern der weiten Ebenen im Norden des Kaukasus Thee, Zucker, Kleidungsstücke aller Art, kurz Alles, was dieselben nicht selbst verfertigen, zuführen.

Als wir etwa um 4 Uhr Nachmittags in die Kalmückenniederlassung einfuhren, empfing uns der unmittelbare Commandant derselben, ein russischer Beamter, umdrängt von einem großen Haufen Kalmücken, welche uns zu Ehren ihren besten Feiertagsstaat angelegt hatten.

Diese Kalmücken tragen Kleider von sehr hellen Farben. Die Männer rasiren ihren Kopf; die Weiber flechten ihr langes, dickes, schwarzes Haar in Zöpfe; um ihre ziemlich schmutzigen Arme und Handgelenke tragen sie ein oder zwei silberne Spangen, aber im Allgemeinen an den Füßen weder Strümpfe noch Schuhe. Das weibliche Geschlecht ist an Zahl schwächer, als das männliche, denn in dem ganzen Stamme von 120,000 Seelen giebt es nur etwa 40,000 Weiber. In Folge davon vermindert sich die Race und stirbt allmälig aus. Ob hier Kindermord, wie in China, existirt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen; doch würde derselbe wohl, wenn er je stattfand, jetzt durch die Ueberwachung seitens der russischen Regierung beseitigt worden sein.

Es ist ein Nomadenvolk, aber theilweise schon in Dörfern ansässig. Dann hausen sie in sinnreich aufgeführten Hütten aus Gitterwerk, das sich behufs leichtern Fortschaffens in ein kleines Bündel zusammenlegen läßt. Wenn man dasselbe aufschlägt, bildet es einen 15 Fuß im Durchmesser haltenden Kreis; über den $4^1/_2$ Fuß hohen Wänden erhebt sich eine Art Crinoline aus dicken Filzdecken, welche von starken, dehnbaren Schnüren aus Kameelhaaren zusammengehalten werden. Marco Polo berichtet von den mongolischen „Tataren“, daß sie sich genau dieser Zelte bedienten und dieselben auf festen Karren mit Ochsengespannen fortschafften. Die Feuerstelle befindet sich mitten im Zelte, und der Rauch zieht durch ein Loch mitten im Dache ab. Rings an den Wänden stehen Betten mit kleinen Minoskivorhängen und Handgeräth, z. B. ein großer flacher Holztrog zum Waschen, eine hölzerne, eimerförmige Theekanne, $1^1/_2$ Fuß hoch und einen halben breit, Holzbecher, Schalen aus Metall u. s. w.

Vor einiger Zeit bauten die Russen ein paar Häuser für dieses Volk. Aber nachdem die Kalmücken dieselben probirt hatten, benutzten sie bei hereinbrechendem Winter die Ausstattung derselben zur Feuerung, stellten ihr Hornvieh und ihre Pferde in die Holzhäuser und lebten wieder in ihren alten, warmen Zelten. Darüber darf man sich nicht wundern; denn dieselben sind die bequemsten und angenehmsten, die ich je gesehen, und erfüllen alle Bedingungen, welche ein Nomadenvolk nur stellen kann, aufs Beste. Darum hat die russische Regierung sie schon in gewissem Umfange bei ihren Feldzügen im fernen Osten für ihre Soldaten eingeführt, und zwar mit bestem Erfolg.

Wir wünschten zu erfahren, wie rasch sie wohl bei einem etwaigen Aufbruche zusammengepackt werden könnten, und als wir diesen Wunsch äußerten, brachte man sofort zwei Dromedare herbei, welche sich mit jenem sonderbaren Geschrei, das sie stets dabei ausstoßen, niederlegen mußten. Dann befahl man einer Familie, ihr Zelt abzuschlagen und aufzupacken. In ganz kurzer Zeit war das Dach losgebunden, der Filz zusammengelegt, das Dachwerk von den Wänden herabgenommen und in der Weise, wie man einen Regenschirm zusammt, zusammengefaltet; dann sanken die Wände aus hölzernem Gitterwerk; und in weniger als zwanzig Minuten war das ganze Zelt mit all seinem Inhalt auf den Rücken der beiden Thiere verladen. Dann sprang die Besitzerin rittlings auf ein kleines, dürres Pferd und ritt davon, indem sie die beiden Dromedare an einem starken Haarseil hinter sich her leitete. Sie ritt sehr scharf und legte wenigstens sechs Meilen in der Stunde zurück, immer rund um das Lager herum, ohne daß ein Stück des Gepäcks verbrach oder sich verschob. Nie sah ich auf meinen vielen Reisen eine andere Zeltstätte, welche so, wie diese, in jeder Hinsicht für eine Zugpartei oder eine militärische Expedition geeignet war und zugleich die Eigenschaft leichten Transportes, großer Wärme, bedeutenden Raumes und überraschender Dauerhaftigkeit besaß.

Man lud uns ein, in eine solche Behausung einzutreten, und gab uns kleine Stühle zum Sitzen. Eine große Menge Weiber saß längs der Wand. In der Mitte lauerte eine ältliche Frau, von einer Anzahl junger Mädchen umgeben, auf dem Boden, und spielte auf einer Art Guitarre, wobei sie die Töne, wie es schien, aus Gerathewohl anschlug, während die Mädchen erst ein langes, leises Lied sangen und dann nebst jungen Männern tanzten. Das aus Tannenholz gefertigte Instrument, von der Gestalt einer antiken Laute, hatte zwei Darmsaiten, die um eine Octave von einander standen und stets zugleich angeschlagen wurden. Die Scala zerfiel in fünf Töne. Die Tänzer neigten ihren Kopf auf die Seite und richteten ihn mit einem Rucke wieder auf, wobei sie möglichst gezierte ausholen; dann schwangen sie ihre Arme herum und wiegten ihren Körper, indem sie kleine, stolzirende Schritte thaten. Es ist schwer, eine genaue Beschreibung von dem Tanzen dieses zwerghaften Volkes zu geben: es glich sehr dem eines affectirten Kindes, welches vor einem Spiegel sich dreht und wendet, um seine neuen Kleider zu bewundern.

Während dieser musikalischen Unterhaltung bot uns unser kalmückischer Wirth eine Erfrischung an, nämlich ein Getränk aus chinesischem Ziegelthee, der öfter als Münze zur Bezahlung verschiedener Artikel curirt. Der Aufguß war ziemlich schwach, sauwarm und mit wenig gesalzener Stutenmilch versetzt. So sehr wir uns höflich und liebenswürdig zu zeigen wünschten, so konnten wir uns doch nicht überwinden, die Mischung hinabzuschlucken, nachdem wir sie gekostet hatten. Ihr Kumiß, ein Branntwein aus gegohrener Stutenmilch, besitzt den Vortheil, daß er sich eintrocknen und in diesem Zustand ganz leicht auf Reisen mitnehmen und vorkommenden Falles wieder auflösen läßt. Es ist eben eine Art sehr stark condensirter Milch.

Nachdem führten sie einen Trupp Pferde herbei, setzten sich darauf und sprengten im rasenden Galopp gerade durch das Lager hindurch, ohne Rücksicht zu nehmen, wer oder was ihnen in den Weg kam. Es war ein prächtiger Anblick, diese wilden Kerle mit fliegenden Gewänden und

Digitized by Google

lautem Geschrei dahinjagen zu sehen. Sie sind vorzügliche Reiter und namentlich wegen ihrer großen Ausdauer bemerkenswerth. Es ist bei ihnen gar nichts Ungewöhnliches, daß Jemand bis nach seinem achtzigsten, ja selbst bis zum neunzigsten Lebensjahre die Gewohnheit, täglich zu Pferde zu steigen, beibehält.

Um uns mehr von ihren Sitten zu zeigen, holte man ein Paar Ringkämpfer, welche Kniehosen aus starkem Kanevas trugen. Ein-, zweimal gingen sie herum und bewachten sich gegenseitig mit lauerndem Blicke, dann duckten sie sich mit gebogenem Nacken und vorgeschobenem Kinn und spähten auf einen günstigen Augenblick. Rasch, wie der Blitz, stürzten sie plötzlich los, und jeder umfaßte mit seiner rechten Hand des andern Nacken, während er mit der Linken des Gegenparts Hosen am untern Ende packte. Dann begann ein hin- und herschwankender Kampf. Nach zwei Minuten war der eine geworfen, und beide verloren ihre Gereiztheit. Nach kalmückischer Sitte hätte der Sieger das Recht gehabt, seinen besiegten Gegner zu tödten; aber das war natürlich hier nicht gestattet. Sie wurden getrennt, und wie man uns erzählte, eine Zeitlang bewacht, bis ihr heißes Blut sich ein wenig abgekühlt hatte.

Im Allgemeinen sind die Kalmücken beschränkten Geistes; doch giebt es unter ihnen einige gute Handwerker. Jeder junge Mann, der mehr als gewöhnliche Fassungsgabe zeigt, wird auf höhere Schulen geschickt. Die niedrigsten unter dem Volke haben mitunter Hautleiden, z. B. Ausschlag, und sind mit Schwären bedeckt. Dies entsteht, weil sie Fische mit den Fingern ausnehmen, und nachher zu faul sind, sie sich zu waschen.

Jetzt kam etwas sehr Interessantes: ihre religiösen Vorrichtungen.

Wir traten in eine hölzerne Umzäunung, sahen des Priesters Hütte, welche nach demselben Muster und dem selben Material, wie die schon beschriebenen Zelte, hergestellt war, nur von besseren Filzen an den Wänden und kostbareren Teppichen am Boden. Mitten in der Hütte stand ein kleiner Tisch, auf welchem eine hölzerne Theekanne, ein Leuchter und einige Löffel, Becher u. s. w. lagen. Im Hintergrunde des Zeltes stand auf einem, mit persischen Teppichen bedeckten Tisch ein kleiner, bunt bemalter Schrank mit Flügelthüren, welche eine kleine, rohe, scheußliche Holzpuppe mit einem langen, scheußlichen Seidenkleide barg. Das war der Göze, den der Lama oder Dorfpriester im Laufe des Tages mehrmals anbetete. Ein geringes Opfer von Ziegelthee und einer Tasse Bohnen stand vor dem kleinen Scheusal, und eine silberne Lotosblume hing vor ihm herab.

Wir schritten weiter zum Tempel, derselbe war weiß getüncht, Fenster und Dach jedoch grün gemalt; er besaß mehrere Stockwerke, ganz in chinesischer Weise und war mit hölzernem, hellfarbig bemaltem Holzschnitzwerk verziert. Zuerst traten wir in ein niedriges Vorzimmer, in welchem ein Teppich lag, zu dessen beiden Seiten je fünf Jungen in leuchtend gelben Kleidern kauerten. Das waren die Charlnaben. Der Lama stand am obern Ende des Zimmers, der innern Capelle zum nächsten, auf seinem Kopfe eine wunderlich bemalte Messingkrone und in den Händen ein paar messingene Cymbeln. Außerdem waren noch zwei Männer mit silbernen Flöten da, drei mit polirten Seemuscheln, zwei mit silberbeschlagenen, kupfernen Trompeten, deren jede 8 Fuß lang war und mit der Schallöffnung auf einem kleinen Dreifuß auflag, und schließlich zwei Leute mit Trommeln, welche vertical auf Untersätzen standen und mit langen, gekrümmten, elastischen Schlägeln bearbeitet wurden.

Bei unserm Eintritt musicirten sie alle zugleich aus Leibeskräften und machten einen entsetzlichen Lärm. Dann sang der Pfaffe mit leiser Stimme ein Lied und schlug am Ende jeder Strophe mit den Cymbeln zusammen, worauf die Trommeln gerührt und mitunter auf den Muscheln geblasen wurde. Wie man uns sagte, war dies ein Gebet für den Zaren insbesondere und für alle Könige und Fürsten insgemein. Darauf fielen wieder sämmtliche Instrumente zusammen ein.

Dann betrachteten wir den Tempel in seinen Einzelheiten. In der Mitte stand ein Tisch, welcher mit einem reinen, weißen Tuche bedeckt war und verschiedene Gegenstände trug. Es wurden hier nämlich sieben Götter verehrt und jeder besaß auf dem Tische einen kleinen Sannenschirm, ein silbernes Töpfchen mit silberner Lotosblume, ein Schälchen Bohnen und eine kleine Tasse Thee, Alles von kleinen, seidenen Flaggen umgeben und von einem prächtig gestickten Baldachin überwölbt. An einem Ende stand auf einem, mit gadgefickter Seide überdeckten Untersatz ein hoher Schrank mit sechs Nischen, in jeder ein messingener, vergoldeter Gott in gelbem Gewande und Spenden von Thee und Korn vor sich. Vor ihnen brannte eine ewige Lampe und stieg beständig der Duft von Räucherkerzchen auf. An den Wänden befanden sich Darstellungen verschiedener Gattheiten, wie Krieg, Medicin, Gesundheit u. s. w., einige scheußlich, andere lächelnd, alle auf der Lotosblume sitzend. Außerdem stand zu jeder Seite der Thür eine Gebetmühle, welche bei jeder Umdrehung ihre Gebete verrichtete, und welche die Spuren häufigen Gebrauches zeigte.

Ihre Todten verbrennen die Kalmücken, oder setzen sie auf die einsame Steppe aus, oder werfen sie, was allerdings von der Regierung verboten ist, in die Wolga. Nur wenige begraben dieselben. Am höchsten halten sie das Verbrennen, aber als die theuerste Art und Weise wird es nicht so häufig angewandt. Geschieht es, so wird die Asche sorgfältig in einer kleinen Büchse, die wie eine Schnupftabaksdose aussieht, aufbewahrt. Die Sagungen ihrer Religion bewahren sie in Büchern mit mongolischer (— tibetanischer? —) Schrift, die aber kein Lama versteht. Sie haben den Schlüssel dazu vollständig verloren und wissen nicht im Entferntesten mehr, was ihre Handlungen bedeuten. Sie bezahlen regelmäßig ihren kleinen Beitrag an den Tempel, kommen in die Umzäunung und bezeigen ihre Verehrung, indem sie die Stirn zur Erde neigen. Sie thun das aus langer Gewohnheit, ohne den Sinn davon zu begreifen.

Erst spät Abends kehrten wir nach Astrachan zurück, nachdem wir einen der letzten Heidentempel in Europa kennen gelernt hatten.

Digitized by Google

Die Mondflecken in Sage und Mythologie.

Von **Dr. A. Haffencamp.**

II.

Weit verbreitet ist die Vorstellung, daß die Flecken des Mondes von einem Wesen herrühren, das im Monde spinne. So glauben die Einwohner von Sumatra, wie uns Bastian in seinem Werke über die Völker des östlichen Asiens berichtet, daß im Monde ein Mann wohne und beständig spinne; allnächtlich kämen die Ratten, um ihm das Gespinnst zu zernagen, und so müsse er seine Arbeit immer von Neuem beginnen. Eine ganz ähnliche Vorstellung ist auch in Deutschland nicht unbekannt gewesen; ja es liegen sogar zwei Versionen von Sagen dieser Anschauung zu Grunde. Nach der einen Erzählung ist ein junges Mädchen, das bei dem Mondscheine gesponnen hat, vom Monde hinaufgezogen worden; dort oben sitzt sie nun mit ihrer Spindel und spinnt, und jene Herbstfäden, die wir Altweibersommer nennen, sind ihr Gespinnst. Der in dieser Erzählung auftretende Zug, daß man bei Mondschein nicht arbeiten dürfe, kehrt auch in einzelnen anderen deutschen Sagen wieder. So heißt es im Waldeckischen, daß der, welcher im Mondschein arbeitet, eine Ohrfeige erhält, während nach einem oberhessischen Volksglauben ein solcher erblinden soll. Es wird darin einfach das „bleiche Nachtgespenst“ als ein dem Menschen feindliches Wesen aufgefaßt, und dieser Gedanke findet sich auch in einzelnen Mythen von der Mondgöttin Hecate, namentlich aber in vielen Indianersagen wieder, wie denn zum Beispiel bei den Odschibwäs der Mond denen, die nach ihm denken, die Finger abbeißt. Während in der ersteren der angeführten deutschen Sagen noch feinerlei christliche Einflüsse ersichtlich sind, zeigt die zweite Version, welche Kuhn in den „Märkischen Sagen“ mitgetheilt hat, schon deutlich derartige Einwirkungen. Danach ist das Mädchen deshalb mit der Spindel in den Mond versetzt, weil es am geheiligten Sonntage gesponnen hat, und dort soll es bleiben bis zum jüngsten Tag.

Eine ähnliche Vorstellung finden wir auch bei slavischen Völkern. Bei ihnen erscheint als Ursache der Mondflecken ein Mann, der im Monde weilt und dort Mist ausbreitet; so wird uns in einem Märchen, das sich in der Gegend des Goplosees in Cujavien findet, von einem Menschen erzählt, der während des Schlafes nach dem Monde kommt und dort das Treiben jenes ungeheuer großen Mannes beobachtet. Dasselbe Bild findet sich auch in einem von Kuhn aus der Mark mitgetheilten Märchen, nur daß hier jener spätere christliche Zug wiederkehrt, wonach die Versetzung in den Mond als Strafe für die durch Arbeit gestörte Sonntagsruhe aufgefaßt wird.

Wieder verschieden von dieser Auffassung ist die Vorstellung, welche sich der Volksstamm der Bimas von der Ursache der Mondflecken gemacht hat; nach einer Mittheilung von Bastian glauben sie nämlich im Monde Baumzweige zu erblicken, unter denen ein Vogelfänger sitzt und sich Schlingen verfertigt.

Hieran knüpfen wir endlich eine andere Vorstellung, welche unter allen germanischen Völkern die weiteste Verbreitung gefunden hat, nämlich die, daß die Flecken im Monde von einem Manne herrühren, der ein Bündel Reisig oder Holz auf seinem Rücken trägt. Diese Auffassung ist entschieden uralt und hat wahrscheinlich zu einer eigenthümlichen Bezeichnung des Vollmonds Anlaß gegeben. Sowohl bei früheren mittelalterlichen Schriftstellern als auch noch jetzt in einzelnen, namentlich süddeutschen Dialekten, führt der Vollmond den Namen Wadel oder Wedel, und eben dies Wort dient in Dialekten zugleich zur Bezeichnung einer Reisweile, namentlich von Tannenreisig; es ist daher wahrscheinlich, daß jene Benennung des Vollmonds dem Bündel Reisholz, das nach der herrschenden Sage in den Flecken des Vollmondes zu erblicken war, seine Entstehung verdankte. Diese Sage, welche noch jetzt unter dem Volke, in der Schweiz wie in Holland, in Bayern wie in der Mark, verbreitet ist, ist in Deutschland wohl zuerst von Fischart bezeugt, der und in seinem Gargantua von dem Männlein im Monde, das Holz gestohlen hatte, zu erzählen weiß. Weit höher geht die englische Ueberlieferung hinauf; denn schon Chaucer, der im 14. Jahrhundert lebte, berichtet uns in seinem Testamente der Creſsida, wo er den Mond als Lady Cynthia schildert, daß auf ihrer Brust ein Männchen gemalt war, welches einen Dornbusch auf den Schultern trug, und das für seinen Diebstahl den Himmel nicht erklimmen konnte. Später wird der Mann im Monde noch häufig bei englischen Schriftstellern erwähnt, wie denn auch Shakespeare in dem „Sommernachtstraum“ seiner in scherzhafter Weise gedenkt.

Hatte sich einst die Phantasie unserer Vorfahren versucht, jene Mondflecken in naiver Weise zu erklären, da bemächtigte sich die Sagenbildung bald der gewonnenen Vorstellung, um sie mythologisch zu verarbeiten und zu motiviren, wie jener Mann in den Mond gekommen sei. So bildete sich bald die Mythe, daß er, weil er Holz gestohlen, in den Mond versetzt sei, eine Motivirung, die, wie oben angedeutet, sich schon bei Fischart und Chaucer vorfindet. Auch bei dieser Sage verleugnet das Christenthum seine Einwirkung nicht; es bildet sich die Ansicht, der Mann sei deswegen in den Mond versetzt, weil er am Sonntage Holz gehauen, also den Feiertag nicht heilig gehalten habe. Dieser Volksglaube knüpft sich wahrscheinlich an eine biblische Darstellung, die uns im vierten Buch Mosis berichtet ist. Dort wird erzählt, daß ein Mann, der am Sabbath Holz gelesen, von der Gemeinde gesteinigt worden sei. Nachdem unsere Vorfahren diese biblische Erzählung kennen gelernt hatten, konnten sie natürlicherweise sehr leicht darauf kommen, mit ihr die alte Sage von dem Manne, der Holz gestohlen hatte, und deshalb zum Monde versetzt war, zu vermengen, und so bildete sich leicht jene andere Version mit der entschieden christlichen Färbung. Wann die alte Vorstellung jene Umwandlung erlitten hat, ist unbekannt; Chaucer scheint sie noch nicht zu kennen, dagegen findet sie sich schon ausführlich in der Weltbeschreibung des Prätorius. Dort heißt es: „Die abergläubischen Leute gaben vor, die schwarzen Flecken im Mondlicht seien der Mann, der am Sabbath Holz gelesen und darüber ist gesteiniget worden.“

Derselbe Prätorius giebt noch eine andere an die Bibel sich knüpfende Deutung der Mondflecken. Der Mann im

Digitized by Google

Monde sei nämlich Isaak, der das Bündel Holz zu seiner Opferung auf den Berg Moria getragen hat.

Eine andere Sage, die sich namentlich in Italien findet und auch bei Dante in der göttlichen Komödie an zwei Stellen erwähnt wird, knüpft an Cain an. Der erste Mörder scheint überhaupt auf unsere Vorfahren einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. So wird das Geschlecht der bösen Riesen von Cain abgeleitet; Grendel, jenes Ungeheuer im Beowulf, soll ebenfalls von Cain's Nachkommen herstammen, und in ähnlicher Weise bezog man auch jene Erzählung von dem holztragenden Mondmanne, die dem Volke schon längst bekannt war, auf den Sohn Adam's. Da Cain von den Früchten des Feldes opferte, der Acker aber nach dem im dritten Capitel der Genesis ausgesprochenen Fluche nur Disteln und Dornen tragen sollte, so nahm man an, der Mann im Monde sei Cain, mit einem Bündel Dornen auf den Schultern, um diese als Gabe seines Feldes dem Herrn darzubringen.

Gerade die zuletzt erwähnten Sagen geben uns mit ihren Umwandlungen zugleich ein deutliches Bild von der Ausbildung der Sage überhaupt. An uralte poetische, aber noch vollständig durchsichtige Anschauungen setzen sich gleich neuen Krystallen eingelne Mythen an; diese entwickeln sich selbst weiter; anfangs noch Allen klar und verständlich, werden sie bald vom Volke nicht mehr in ihrem ursprünglichen Sinne verstanden. Deshalb sucht die nie ruhende Phantasie des Volkes sie von Neuem zu deuten; die einzelnen Mythen werden motivirt und unter einander verknüpft. Endlich macht auch die christliche Lehre ihre Einwirkung geltend, sie schmiegt sich der heidnischen allmälig an und bald erscheint der ursprünglich heidnische Stoff in einer gänzlich christlichen Form.

Mission und europäische Civilisation.

Der Lord-Bischof von London hielt im December in der Paulskirche eine lange Rede an ein zahlreich versammeltes Publicum, in welcher er sich ausführlich über die Stellung und die Aussichten der Missionen verbreitete und hervorhob, daß die anglikanische Kirche seit nun 170 Jahren in Bezug auf dieselbe thätig sei. Durch diese seien im Dunkel der Heidenwelt viele Lichtpunkte entstanden: in Indien, China, Japan, Australien, der Südsee, Amerika, Südafrika. England habe die Pflicht, den Sauerteig des Christenthums über alle Welt zu verbreiten. Aber die Zahl der Sendboten sei nicht groß genug und auch Geld käme nicht genug für die Missionen ein. Unter solchen Umständen müsse man häufig, mit Inbrunst und Andauer beten. — Ein anderer Geistlicher hob hervor, daß der eine Missionär in dem von 32 Millionen bevölkerten Japan nicht viel ausrichten könne; und was wollen 17 unter 316 Millionen Chinesen bedeuten, was die wenigen, die in Afrika thätig sind? Die Gesellschaft für die Verbreitung des Glaubens und die Church Missionary Society hätten zusammengenommen nur etwa 400 Missionäre; das wolle etwa so viel besagen, wie ein Wassertropfen im Ocean; man zähle mehr als 700 Millionen Heiden in der Welt.

Auch Decan Stanley, der in England für ein großes Kirchenlicht gilt, äußerte sich sehr eingehend und kritisirte das Bestehen der früheren Missionäre, welche afrikanischen Fetischdienst, die „civilisirte Philosophie" (— soll heißen Moralphilosophie —) des Confucius, die verwickelte Mythologie der Hindus und den erhabenen Monotheismus des Koran so zu sagen über einen Kamm geschoren hätten. Heute aber haben die Fortschritte der europäischen Wissenschaft ein helles Licht verbreitet. Heute kennen wir genau die verschiedenen Ceremonien und die religiösen Ansichten und Gefühle der verschiedenen Racen und den Inhalt und den Sinn mancher ihrer heiligen Bücher besser als sie selber. Das wirkt auch auf die Missionäre ein, und gegenwärtig enthalten sie sich der rohen und groben Angriffe und Auslassungen, welche die unvermeidlichen Waffen der früheren englischen Missionäre waren, die ja von allen jenen Dingen nichts wußten. Schon die Thatsache des Ueberganges von so großer Ignoranz zu wissenschaftlichem Verständniß erkläre Vieles; früher sind die Anstrengungen vergeblich gewesen, jetzt aber dürfe man wohl auf Erfolge hoffen. Die Missionäre müßten jedoch denen gegenüber, welche sie bekehren wollen, ein angemesseneres Verfahren beobachten. Es sei bisher ihre Art gewesen, so zu verfahren, als ob sie Alles zu lehren und ihrerseits nichts zu lernen hätten. Gewiß habe es sich sehr häufig ereignet, daß ein hochcultivirter vornehmer und feinfühlender Hindu abgestoßen worden sei durch die angemaßte Superiorität eines christlichen Missionärs, der an Geburt, gestörten Umgangsmanieren und wissenschaftlicher Ausbildung weit unter ihm stand. Mit Verdrießniß sehe man jetzt die Thatsache, daß das große Hinderniß, welches der Verbreitung des Christentums entgegenstehe, nicht etwa in einer Verhärtung des Heidenthums zu suchen sei, sondern in den Sünden und den Unvollkommenheiten der Christenheit. Schon in der Anerkennung dieser Thatsache liege ein Schritt, der zur Heilung führen könne. Unter uns Christen haben wir immer noch viel zu viel Zorn, üble Nachrede, Neidsucht, Haß und Liebloſigkeit, und dadurch sind wir bei Heiden und Mohammedanern zum Spott geworden.

Es verdient Anerkennung, daß ein hochgestellter Geistlicher der anglikanischen Kirche rund heraus diese Wahrheiten von der Kanzel verkündigt; hätte ein Anderer sie ausgesprochen, so wären die specifisch Frommen gewiß gleich bei der Hand mit der Behauptung, daß man missionsfeindlich sei und die „heilige Sache" schädigen wolle. In England, wo man jetzt dick und überdick in kirchlichen Controversen steckt und wo manchmal mehr als ein Drittel der Riesenspalten in der „Times" von denselben eingenommen wird, bereitet sich offenbar ein Umschlag in der öffentlichen Meinung vor und die Schönfärberei hat doch schon sehr nachgelassen. Auch ein „Last-end Missionary" läßt sich hören und giebt einen Commentar zu den oben erwähnten Kanzelreden. Derselbe läuft auf Folgendes hinaus:

Wir haben keinen Erfolg mit den Missionen gehabt. Wie kam das? Man vergißt ganz und gar, auf welche Art und Weise die Heiden zumeist mit der Religion der Engländer bekannt geworden sind. Die ersten Missionäre derselben waren Kaufleute. Der englische Matrose lehrt den Eingeborenen die Grundprincipien seiner Religion, nämlich er flucht: verdammt, Hölle ꝛc., und Rum ist sein höchstes Gut. Dann kommt ein Kriegsschiff, man baut eine Zwingburg und der Union Jack flattert am Flaggenstocke. Die Eingeborenen begreifen, was das Alles besagen will, und

Digitized by Google

revoltiren gegen ihre Civilisatoren. Nun treten die scharlachrothen Uniformen auf den Schauplatz, das Land wird britisches Gebiet und dann erscheint auch der Missionär und predigt: Friede auf Erden und allen Menschen ein Wohlgefallen!!

Es ist eine Folge dieser Art, den Boden für die Missionäre umzupflügen, daß in Indien fast nur Leute der niedrigsten Kaste und solche, welche die Kaste verloren haben, das Christenthum annehmen. Von den Kenserländern darf man nicht erwarten, daß sie die Religion herr annehmen, durch welche sie ausgerottet werden. Die Neger auf Jamaica werden unter dem Kriegsgesetze (— das übrigens eine wahre Wohlthat für jene meuterischen schwarzen Faullenzer ist —) keine religiösen Eindrücke empfangen. Den Chinesen kann man keine Ehrfurcht zumuthen vor einer Moralität, welche ihnen Opium aufzwingt. Die Japanesen begreifen nicht, daß es eine christliche Nothwendigkeit sei, Städte zu bombardiren; und den Polynesiern behagt der Menschenraub und der Sklavenhandel, welchen die Christen so eifrig treiben, sicherlich nicht. Es ist klar, daß jedes heidnische Volk, dessen geistige Finsternis der Bischof beklagt, sehr gewichtige Gründe hat, sich gegen die Erösnungen, welche wir ihnen machen, durchaus ablehnend zu verhalten.

Dieselbe Ursache hat auch in Irland gewirkt, wo trotz aller Unterstützungen einerseits und großer Privilegien andererseits unser Missionarz Etablissment, den Römisch-Katholischen gegenüber, nur vollständiges Mißlingen aufzuweisen hat. In der That zum Erbarmen ist die Stellung des englischen Missionärs, der bei den Heiden auftritt als Verkündiger des Reiches, das nicht von dieser Welt ist und doch dasselbe als der Repräsentant eines Reiches, das Handel treibt, Panzerschiffe hat und mit gezogenen Gewehren schießt, demnach so weltlich ist wie irgend möglich. Fast überall tritt er auf die Asche, unter welcher eine Rebellion gährt, die man in Blut erstickt hat. Die Vorläufer seines Evangeliums waren Kriegsschiffe und Feldbatterien. Wie kann man bei solchem Sachverhalt auf Erfolge rechnen?

Der ganze Charakter unserer Herrschaft übt großen Einfluß auf das Missionswesen. Der Missionär gilt bei seinen Zuhörern für einen Mann, welcher der feindlichen Garnison angehört. Das drückt auf ihn, und er hat Mühe, sich die reine und ernstsatte Begeisterung zu bewahren, die doch für ihn so nothwendig ist, wenn er sich aufrecht erhalten will. Es ist ihm zu Muthe wie einem unschuldigen Manne, der unter der Anklage eines schweren Verbrechens steht. Man blickt mit Mißtrauen auf ihn, er wird nervös, der Glaube an den Erfolg wird in ihm erschüttert. Er befindet sich in einer durchaus falschen Lage. — Ein Engländer geht hinaus mit dem Vorsatze, so bald als irgend möglich heimzukehren, und auch der Missionär hat Heimweh. Sobann muß offen herausgesagt werden: es ist ein großes Hinderniß, daß wir eine Staatskirche sind. — Für diese Behauptung bringt dann der Missionär einige Gründe vor, die hier für uns nicht von Belang sind.

So viel, das giebt man in England zu, ist ausgemacht, daß die Erfolge der Missionen in gar keinem Verhältnisse stehen zu den ungeheuren Kosten, welche sie verursacht haben. Es scheint endlich eine Reaction gegen die Redensarten und die schönfärbenden Berichte eingetreten zu sein; man sei müde, sich immer nur auf die Zukunft vertrösten zu lassen, welche große Resultate liefern werde. Selbst die „Times", welche die Missionssache so zart behandelte, wie ein Ei mit dünner Schale, und die sich wohl hütete, klar mit der Sprache herauszugehen, stimmt nun einen andern Ton an. Die „Vorurtheile" der Hindus sind uralt und nicht zu besiegen. Vielleicht hätte in Indien mehr geleistet werden können, wenn man daheim in England kirchlich nicht selber unter einander so sehr gespalten wäre; in Indien freilich wirkten alle christlichen „Denominationen" gemeinschaftlich auf ein Ziel hin. Der ehemalige Vicekönig Lord Lawrence, der sich in die Controverse gemischt, behauptet, das Evangelium schwäche den Glauben der Hindus an ihren Aberglauben ab. Es frage sich jedoch, entgegnet das Blatt, ob damit etwas für die Verbreitung des Christenthums gewonnen sei. Man müsse eben abwarten, was kommen werde. Ein glaubenstreuer Christ müsse annehmen, daß ganz Indien bekehrt werden könne; wie ja auch England, Schottland und Irland zu demselben bekehrt worden sind. „Aber damit soll nicht etwa gesagt sein, daß alle Hindus auch gute Christen würden, und noch weniger, daß man sie zur Annahme des englischen, schottischen und irischen Glaubens vermögen könne. Wir mögen es anfangen, wie wir wollen: die Hindus sind und bleiben eben Hindus, und werden eben so wenig Engländer werden wie Franzosen, Deutsche ꝛc. Wenn wir dabei beharren, sie zu Christen nach dem Stile des Allgemeinen Gebetbuches und der 39 Artikel der anglikanischen Kirche machen zu wollen, dann werden wir sür und für gegen den Strich arbeiten, und eine Arbeit thun, für welche wir weder ein göttliches Versprechen noch den gesunden Menschenverstand geltend zu machen haben. Wenn wir dagegen auf das Urchristenthum zurückgehen, so bietet sich keine Schwierigkeit dar; der Verstand oder das Gefühl der Orientalen kann dasselbe begreifen. Dieser Glaube kam ja aus dem Osten (— aber doch nicht von Ariern, sondern Semiten, und bekam durch den Hellenismus seine Kniffligkeitsdogmen —). Wenn man nun sagt, er könne nicht nach dem Osten zurückkehren, so liegt darin ein Geständniß, daß wir ein abendländisches Ding aus ihm gemacht haben, das mit europäischen Zuthaten überhäuft worden ist." Die „Times" meint dann doch, daß die Hindus nicht ganz so obstinat und unbekehrbar seien, und dafür liege ein großartiger Beweis vor. Nach langem Streit zwischen Buddhismus und Brahmanismus hätten sie sich dem letztern zugewandt. (— Allerdings zum großen Theil, aber der Buddhismus war in Indien, nicht in Vorderasien entstanden; viele Millionen stehen anherhalb des Brahmanismus, und etwa 30 Millionen sind Mohammedaner. —) Es sei ein Irrthum, die Hindus für absolut unbewegsich zu halten. Allerdings sind einige Kasten alt, aber doch nicht so alt wie ihre heiligen Bücher, und manche sind neu. Sie sind weiter nichts als die Rangstufen einer religiösen Aristokratie; auch giebt es viele Secten, deren Religion auf einem einfachen Deismus hinauslaufen. Daß die Mohammedaner nicht größere Erfolge haben, darf man in Hinblick auf die Verbreitung des Christenthums nicht geltend machen; sie hörten auf mit ihrem Bekehrungswerk, als sie anfhörten Eroberer zu sein.

Diese Ausführung der „Times" ist oberflächlich, weil sie die ethnischen Eigenthümlichkeiten nicht berücksichtigt. Die Missionäre lebten lange in dem Wahn, daß sie manche geistig hervorragende Hindus zu ihren Dogmen bekehrt hätten. Aber gerade diese Dogmen wurden verworfen, und wenn jene Hindus, z. B. Tschender Seng, den man vor einigen Jahren in London als vermeintlich Bekehrten so sehr feierte, vom Brahmineglauben und dem Kastenwesen sich abwandten, so wurden sie darum doch nicht etwa Kirchenchristen, sondern traten mit scharfen Waffen gegen Dogmen und Kirchenthum auf und sind ganz entschiedene Deisten. Die Gemeinschaft des Brahmo Somadsch, die eine sehr einflußreiche Gesellschaft geistig durchgebildeter Hindus ist, und von welcher einst die Missionäre Großes für die Verbreitung ihres Dogmenchristenthumes hofften und verklunderten, ist

Digitized by Google

ganz entschieden antichristlich und führt gegen die von abendländischen, fremden Menschen verkündete Lehre, welche sich polemisch gegen die orientalischen Lehren verhält, ihrerseits eine scharfe Polemik.

Wir wollen zur Erläuterung noch das Folgende beifügen.

Protestantische Missionäre aller Bekenntnisse haben im December zu Allahabad eine Conferenz abgehalten, um sich über den Fortgang ihrer Arbeiten und die zu befolgende Methode unter einander zu verständigen. Der Calcuttaer Correspondent der „Times“ meint, daß man künftighin mehr wissenschaftlich durchgebildete Sendboten nach Indien schicken müßte, wenn man überhaupt irgend etwas ausrichten wolle. Ein solcher Missionär äußerte gegen ihn Folgendes: „Ich glaube, daß man unsere Bergpluirace, die Santals, als Volk genommen, wohl in der nächsten Generation bekehren könne, aber in Bezug auf die Bengalis sieht es sehr trübe aus. Ein altes Bahrwort sagt ganz richtig: ein Mann, der fünf Jahre lang in Indien gewesen ist, glaubt Land und Leute zu verstehen; ist er aber zehn Jahre dort, dann weiß er, daß er darin irrte; und nach zwanzigjährigem Aufenthalte ist er völlig überzeugt, daß er sie nicht verstehe. Und doch ist der Bengali schon mit englischen Anschauungen vertraut; er kennt die englische Literatur, und viele Höhergebildete denken sogar mehr in der englischen als in ihrer Landessprache. Aber sie sind weit davon entfernt, Christen zu werden. Die Conferenz wird viel Licht über manche Dinge verbreiten können, wenn sie nicht an die Londoner Comités und an die Maiversammlungen in der Exeterhalle denkt, sondern offen und rücksichtslos der Wahrheit die Ehre geben und die Sachen ungefärbt so darstellen will, wie sie wirklich sind.“

Aus allen Erdtheilen.

Die ungarische geographische Gesellschaft in Pesth.

Die Zahl der geographischen Vereine wächst in erfreulicher Weise mit jedem Jahre. Immer mehr dringt auch in weiteren Kreisen die Einsicht durch, daß die Erd- und Völkerkunde eine Fundamentalwissenschaft bilde. Daß die Naturforscher sich gründlich mit derselben vertraut machen werden, versteht sich von selbst; daß Jeder, der ein richtiges Urtheil über die verschiedenen Nationen und deren gegenseitige Stellung sich bilden will, in ihr bewandert sein muß, begreift sich von selber, und für den Geschäftsmann, der mehr als Krämer sein will, ist sie bei der mächtigen Ausdehnung des großen Verkehrs über alle Erdtheile und Zonen eine unbedingte Nothwendigkeit. So kommt es, daß man ihr auf Gymnasien und Realschulen eine größere Bedeutung zuerkennt als früher der Fall war, und hoffentlich wird bald keine Universität mehr ohne eine Professur für diese, wir wiederholen es, auch für das praktische Leben so ersprießliche Fundamentalwissenschaft sein. Durch die verschiedenen Vereine für Erdkunde wird nicht bloß in den Kreisen der Gelehrten die Theilnahme an einer so interessanten Disciplin gefördert, sondern auch im größern gebildeten Publicum. Während in jenen die Wissenschaft selbst gefördert wird, gewinnt dieses an Einsicht, und so ist es erklärlich, daß diese geographischen Vereine zahlreiche Mitglieder finden. Wir begrüßen den, welcher im Mai 1872 gebildet wurde, mit Freude und mit Hoffnung für eine ersprießliche Wirksamkeit; für letztere ist ihm namentlich in Bezug auf das daruhische Völkergewirr und Gewimmel ein weites und dankbares Feld eröffnet, und er zählt zu Angehörige aus den verschiedenen Nationen, welche sich, bunt durch und neben einander, in das sogenannte illyrische Dreieck theilen.

Als diese Pester geographische Gesellschaft am 12. Januar ihr erstes Fest feierte, zählte sie bereits 302 Mitglieder, und 45 Damen, was eine lebhafte Theilnahme voraussetzt. In der Sitzung wurde erwähnt, daß die Gesellschaft in Rio de Janeiro nur 82, die in Mexico nur 26 Mitglieder zähle. Daß eine solche auch in Honolulu auf den Sandwichsinseln vorhanden ist, haben wir jetzt zuerst erfahren.

Präsident ist der um die magyarische Literatur viel verdiente Hunfalvy (Hunsdorf) und Vicepräsident kein geringerer Mann als Hermann Bambery, von welchem wir demnächst eine türkische Ethnographie zu erwarten haben. Das erste Heft der Zeitschrift des Vereins, welche den Titel führt: Földirati közlöny, soll sechs Mal im Jahre erscheinen und wird wohl, wie wir annehmen, nicht bloß Mittheilungen in magyarischer Sprache enthalten, weil sie bei der sehr beschränkten geographischen Sphäre Dieses allerdings interessanten Idioms für die übrige Welt so gut wie nicht vorhanden wäre. Die Ultras unter den Magyaren laufen eben jetzt wieder einmal in unliebsamer Weise Sturm gegen alles Nichtmagyarische, insbesondere auch gegen das Deutsche. Es wäre ein Mangel an gesundem Menschenverstande, diese politischen Antagonismen auch auf das Gebiet der Wissenschaft und ihrer Vertreter hinübertzuspielen; solchen Widersinn kann man höchstens Franzosen, wie Quatrefages und derartigen Leuten zumuthen. Die ungarische Gesellschaft hat sich auf den wissenschaftlichen Standpunkt gestellt und das durch die Namen der zwölf Gelehrten bewiesen, welche sie zu correspondirenden Ehrenmitgliedern ernannte. Von diesen sind nicht weniger als sechs Deutsche; davon aus Oesterreich Ferdinand v. Hochstetter und Feldzeugmeister Haualab; aus dem deutschen Reiche Heinrich Kiepert, Oscar Peschel, August Petermann und Karl Andree. Für England Rawlinson, für Italien Negri.

Der Kabylenaufstand in Algerien.

Algerien ist vor nun zweiundvierzig Jahren von den Franzosen in Besitz genommen worden, aber auch heute noch keine Colonie. Es wird auch niemals eine solche werden, obwohl es nur zwei Tagereisen von der französischen Küste entfernt liegt; es ist und bleibt eine durch Waffengewalt behauptete Besitzung. Man denke sich einmal die 60,000 bis 80,000 Mann Soldaten hinweg; sofort würde es mit den Europäern im Lande, einige Staaten ausgenommen, zu Ende sein. Die Zahl der Europäer erreicht auch jetzt noch nicht eine Viertelmillion und von dieser sind zwei Fünftel keine Franzosen. Wie hat man nicht an Algerien herumeolonisirt und ins Blaue hinein experimentirt! Die Zahl der Pläne, Decrete, Anweisungen, Reglements ꝛc. ist Legion, und die Opfer, welche man an Menschen und Geld gebracht hat, sind geradezu kolossal. Man baute Straßen und Eisenbahnen, legte Ackerbaucolonisationen an ꝛc., aber Alles steht noch in der Luft. Die beiläufig Millionen eingeborene Araber und Kabylen knirschen in die Ketten, welche die Ungläubigen ihnen auferlegen, und nichts kann den Gegensatz zwischen diesen und den Anhängern des Propheten von Mekka abschwächen. Ruhe ist eigentlich niemals gewesen; wo irgend eine anscheinend günstige Gelegenheit sich darbot, erhoben sich im Gebirge oder in den Oasen der Sahara die Stämme, wurden unbequem und es war stets mit Opfern verbunden, sie zum äußern Gehorsam zurückzuzwingen. Jeder Eingeborne mohammedanischen Glaubens ist und bleibt schon principiell ein un-

Digitized by Google

verſchönlicher Feind der europäiſchen Zwingherren. Der Aufſtand von 1871 lieferte wieder einen Beweis dafür.

Aus dem Anklageacte geht hervor, daß religiöſer Fanatismus eine wichtige Rolle ſpielte und daß während des Aufſtandes Verrath ſehr häufig war. Manche Auftritte haben große Aehnlichkeit mit ſolchen, die ſich während der großen Sipahimeuterei in Indien begaben; namentlich das Blut unſchuldiger Leute iſt in Menge vergoſſen worden. Die engliſchen Beamten und Offiziere in Indien wollen vielfach gar nicht glauben, daß die „treuen Sipahis“ der Rebellion fähig ſeien. In Algerien wurde der Bürgermeiſter von Paleſtra mehrfach gewarnt, er blieb jedoch unglüdlig. Als die Araber ſchon zum Angreifen geſchritten waren, verbot dieſer Maire ſeinen Leuten, auf die Häuptlinge zu ſchießen, weil es ſich wohl um ein Mißverſtändniß handeln werde; man dürfe nichts thun, was eine Ausgleichung und Verſtändigung erſchweren könne. Er hat jetzt neben Irrthum mit dem Tode büßen müſſen, denn die Araber, welche ihn gefangen genommen hatten, verſchmähten das Löſegeld, welches er ihnen bat, fielen mit Meſſern über ihn her und bald lag er als verſtümmelte Leiche am Baden.

Ueber die Urſachen des Aufſtandes ſagt der Anklageact weiter nichts, als daß religiöſer Fanatismus im Spiele geweſen ſei. Die Marabuts (Prieſter) hatten ſich an die Spitze der einzelnen Scharen geſtellt und hielten auch im heftigſten Feuer Stand. Sie beteten und riefen laut, daß ſie einen Talisman bei ſich trügen, der ſie kugelfeſt mache. Selbſt in der Nähe von Algier lauern manche Stämme nur auf günſtige Gelegenheit, um ihre franzöſiſchen Eroberer anzugreifen, und im Frühjahr 1871, als Frankreich den deutſchen Waffen unterlegen war, ſchien es ihnen, als ob ſie auf Erfolge rechnen könnten. Der Aufſtand nahm anfangs eine bedenkliche Wendung; die Häuptlinge verabredeten einen Plan, ſie wollten die Städte Tizibuzu und Dellys belagern und gleichzeitig die Plätze Alma und Paleſtra erſtürmen. Nach der Plan mißlang, weil die Franzoſen in Alma tapfern Widerſtand leiſteten. Die Aufſtändiſchen kamen bis vor die Thore, plünderten, brannten nieder, marderten ohne Unterſchied, mußten aber weichen, weil zu rechter Zeit franzöſiſche Truppen aus Algier zum Entſatz kamen. Paleſtra war nicht ſo glüdlich; die europäiſchen Bewohner gaben Alles preis und ſuchten in der Caſerne der Gendarmerie, im Hauſe des Prieſters und im Cantonsgebäude Zuflucht. Dann kam der Feind, plünderte, marderte, was ihm noch in den Weg kam, und griff das Prieſterhaus an, das den ganzen Tag über von einem Ingenieurcapitän ſtandhaft vertheidigt wurde. Nachts aber wurde die Thür geſprengt; die Belagerten bahnten ſich mit dem Bayonnet einen Weg durch den Feind bis zur Gensdarmeriecaſerne; ſie verloren bis dahin nur fünf Mann. Jetzt wurden dieſe belagert und die Franzoſen begannen zu unterhandeln; man verſprach ihnen ungehinderten Abzug mit ihren Waffen. Aber die Araber brachen ihr Wort und fielen verrätheriſch über die Abziehenden her; nicht weniger als 41 Europäer wurden ermordet, theils erſchoſſen, theils niedergeſtochen oder mit Beilen zerhadt, mehrere auch lebendig in die Flammen geworfen. Der Ingenieurcapitän, abwahl verwundet, wurde verſchont; man beſtellt ihn als Geiſel.

Dann wurde das Cantonshaus erſtürmt, in welchem eine Thür nicht einmal verrammelt worden war. Dort drangen die Araber ein; die Europäer zogen ſich ins Obergeſchoß zurück und leiſteten ſo tapfern Widerſtand, daß der Feind ſich zurückzog. Aber er legte Feuer an und nun blieb den 45 Belagerten nichts übrig, als ſich auf eine Terraſſe zurückzuziehen, die nur 12 Schritt im Quadrat hat. Sie wurde vom Feinde beſchoſſen und mit Steinen beworfen; das unten ſchlugen die Flammen an dieſelbe, von oben brannte die heiße afrikaniſche Sonne und zwiſchen beiden lag eine Quantität Pulver. Wenn die Feuer fing, waren alle verloren; Waſſer hatten ſie auch nicht. Bis Abends 6 Uhr hielten ſie ſtandhaft aus, dann ergaben ſie ſich. Wider alles Erwarten verſchonten die Araber ſie, um ſie als Geiſeln zurückzubehalten. Nachdem die Rebellion niedergeſchlagen war, erhielten ſie die Freiheit.

Aus Braſilien.

Braſilien hat in der Provinz San Paulo, in der Umgegend des großen Maultiermarktes Sarracaba, reiche Lager von Eiſenerz, das in Ipanema verhüttet wird. Die Hütten ſind jedoch während der letztverfloſſenen Jahre in Verfall gerathen und ſchlecht verwaltet worden; man will aber von nun an den Betrieb rationell und großartig geſtalten. Der Director der Hütten iſt im November 1872 von der Regierung beauftragt worden, aus Europa eine Anzahl tüchtiger Berg- und Hüttenleute zu holen. San Paula iſt eine der ſchönſten und wichtigſten Provinzen des transatlantiſchen Kaiſerreiches und beſonders in Folge des ausgedehnten Anbaues von Kaffee, für welchen Santos der Verſchiffungshafen iſt, in raſchem Aufblühen. Zu dieſem tragen die bereits vorhandenen Eiſenbahnen in nicht geringem Maße bei.

Die Eiſenbahn, welche bei dem wichtigen Handelshafen Pernambuca beginnt und ſchon eine beträchtliche Strecke weit landeinwärts reicht, bis Una, ſoll von hier bis zum San-Franciſco-Strome weitergeführt werden. Die Vermeſſungen geſchehen unter Leitung des ausgezeichneten Ingenieurs Silva Coutinha. Dieſe Bahn zieht durch die fruchtbarſten Theile der Provinzen Pernambuca und Alagoas, bis an einen Punkt, von welchem aus der obere Lauf des San Franciſco auf weite Strecken ſchiffbar iſt.

Die braſilianiſche Regierung hatte die Abſicht, eine Bahn von Antanina, einem wichtigen Seehafen in der Provinz Parana, nach Miranda in der Provinz Mallo groſſo zu bauen. Antanina bildet den Verſchiffungsplatz für die etwa neun deutſche Meilen landeinwärts liegende Provinzialhauptſtadt Curitiba, welche Flußverbindung nach Weſten hin mit dem Parana, alſo dem Stromſyſteme des La Plata hat. Man hat aber dieſe Richtung aufgegeben und will die Bahnen in der Provinz San Paula bis nach Mallo groſſo hinein fortſetzen, dieſes Land der dichten Urwälder, das viele werthvolle Waldproducte liefert und auch an Diamanten reich iſt. Bis zur Hauptſtadt Cuyaba können von der La Plata-Mündung her auf dem Paraguay und deſſen Zuflüſſe, dem Laurenco, Dampfer fahren, und auf dieſem naſſen Wege, der allerdings durch fremdes Gebiet geht, gelangen Waaren aus Rio Janeiro raſcher an Ort und Stelle als auf dem Landwege. Auf dieſem werden ſie vermittelſt der Maultierkarawanen (ſ. Karl Andree, Geographie des Welthandels I, S. 260 ff.) befördert und ſind fünf bis ſechs Monate unterwegs. Auf der Bahn werden ſie von Santos nach Cuyaba bequem in einer Woche gelangen.

* * *

— Das Octoberheft der Sitzungsberichte der ruſſiſchen geographiſchen Geſellſchaft enthält Näheres über die letzten Reiſen des bekannten Herrn Fedtſchenko aus Moskau, wonach derſelbe jetzt in Leipzig mit der Bearbeitung des geſammelten reichen Materials beſchäftigt iſt. Beim Entwerfen ſeiner Karte, welche namentlich das Chanat Chokand und die gegen Süden und Oſten angrenzenden Gebiete umfaßt, konnte er die ſechs aſtronomiſchen Poſitionen, welche Struve 1870 dort beſtimmt hatte, zur Feſtlegung ſeiner Reiſeroute benutzen. Er ſelbſt brang bis zu den äußerſten Grenzen des Chanates vor und ſammelte von Eingeborenen eine Menge Nachrichten über die anſtoßende terra incognita, z. B. über Straßenzüge über die Pamir, über die Quellen des Oxus u. ſ. w., ſo daß er im Stande war, ſich ein richtiges Bild der Oro- und Hydrographie von Chokand und ſeiner ſüdlichen Grenzländer zu entwerfen. Alle früheren Karten von Inneraſien haben nach ſeiner Anſicht eine ganz falſche Terrainzeichnung, namentlich der Ketten des Thian-Schan. Dieſen Gebirgsſyſtemen muß als Tafelland oder weite Hochebene dargeſtellt werden, welcher eine Anzahl in aſtweiſe licher Richtung parallel der Hauptaxe der geſammelten Erhebung ſtreichender Ketten aufgeſetzt ſind. Dieſen Anblick bietet z. B. die Alexandrowski-Kette öſtlich vom Meridian von Namangan dar; aber weiter weſtlich wird ſie fälſchlich anders dargeſtellt. Meiſt

Digitized by Google

wurden die Aufnahmen längs der Flußthäler ausgeführt, und in Folge dessen sind Gebirgsrücken auf unsere Karten genommen, welche die Haupterhebungsaxe fast in rechten Winkeln kreuzen. Darum ließ sich Frehthenko beim Entwerfen der innerasiatischen Orographie nicht durch Flußthäler leiten. Schon 1870 war er bei seinen Beobachtungen in Kokistan auf diese Ansicht gekommen, welche der Charakter der Gebirge von Chokand nur bestärkt hat.

— Die Bevölkerung Oktindiens stellt sich nach der im Januar 1872 veranstalteten Zählung auf zusammen 241,287,000 Seelen. Davon entfallen auf das britische Gebiet 186,037,000, und es kommen auf:

Bengalen	66,750,000
Madras	31,250,000
Nordwestprovinzen . .	30,778,000
Pendschab	19,000,000
Bombay und Scinde .	14,000,000
Audh	12,000,000
Centralprovinzen . . .	9,250,000
Britisch-Birma	2,500,000
Adschmir	333,000
Kurgh	176,000

Diese 186 Millionen zahlen Steuern an den Vicekönig; 55,250,000 sind einheimischen Regenten steuerpflichtig. Von diesen entfallen auf die Herrscher von Maissur (Mysore) etwa 5, auf den von Bera 2,250,000 Seelen, auf 153 Vasallenfürsten 48,000,000 Seelen.

— Der Census der Vereinigten Staaten für 1870 wird in den nächsten Monaten vollständig erscheinen. Eine Neuerung gegen früher ist, daß ihm eine Anzahl erläuternder Karten beigegeben wurden. Band I, welcher die Bevölkerungsverhältnisse enthält, hat 12 Karten; eine derselben giebt einen geschichtlichen Ueberblick und zeigt die allmälige Ausdehnung des Gebietes der Vereinigten Staaten; andere zeigen die Dichtigkeit der Bevölkerung im Allgemeinen; sodann jene der Fremdgeborenen, dann auch der Farbigen in den verschiedenen Staaten, den Bildungsstand, den Wohlstand ꝛc. Der zweite Band umfaßt die „Vitalitäts- und Mortalitätsverhältnisse“ und erläutert dieselben durch neun Karten; eine derselben zeigt die Bezirke, in welchen Aussatzheung, Malaria, Eingeweidekrankheiten ꝛc. vorwalten. Andere Karten erläutern die physikalische Geographie, und ein großes Blatt macht die geognostischen Verhältnisse anschaulich. Der dritte Band, mit sechs Karten, bezieht sich auf den Ackerbau und die Productionsverhältnisse der verschiedenen Regionen, also der Mais-, Weizen-, Zucker-, Tabacks- ꝛc. Regionen.

Vom Büchertische.

Ueber Vulcane. Von G. Poulett Scrope. Nach der zweiten verbesserten Auflage des Originals übersetzt von G. A. von Klöden. Mit 65 Holzschnitten und einer lithographirten Ansicht. Berlin. Oppenheim. 1872.

Der bekannte englische Geolog, dessen Werk über Vulcane vor fast vierzig Jahren in erster Auflage erschien, kann sich Glück dazu wünschen, daß die Uebersetzung desselben von einem so tüchtigen Fachmanne, wie Professor von Klöden, besorgt wurde. Die reichen Anmerkungen, welche derselbe der deutschen Ausgabe beigegeben hat, erweisen sich stets als Verbesserungen und Ergänzungen, und so kann man mit Recht behaupten, die deutsche Ausgabe sei werthvoller als das englische Original. Schon die Einleitung, welche der Uebersetzer dem Werke voranschickt, ist eine solche ergänzende, höchst übersichtliche und klare Arbeit. Poulett Scrope ist bekanntlich einer der eifrigsten Gegner der Theorie der Erhebungskrater, und ihm zur Seite stehen Männer wie Lyell, Dana, Prevoſt, Junghuhn, Hochstetter ꝛc. ꝛc., während Humboldt und Buch, die Urheber dieser Theorie, Elie de Beaumont, Dufrenoy, Fordet, Abich, Ansted und Andere zu ihren Anhängern gehören. Man sieht, hier stehen sich Koryphäen gegenüber, und es ist Klöden's Verdienst, in der Einleitung das Für und Wider gehörig abgewogen zu haben. Dieselben vulcanischen Erscheinungen werden auf die eine wie die andere Weise ausreichend erklärt, aber die Angriffe der Gegner der Erhebungskrater sind von solchem Erfolge gekrönt gewesen, daß nach der Ansicht gar manches Geologen diese Theorie schon heute für überwunden anzusehen sei.“ In dieser Beziehung geht Scrope zu weit, und mit Recht weist Klöden die oft ungeziemende Sprache derselben, die er sich gegen einen Altmeister der Wissenschaft, wie Leopold von Buch, erlaubt, in die gehörigen Schranken zurück.

In zwölf Capiteln wird der eigentlich geologische Theil abgehandelt. Uns interessirt, vom geographischen Standpunkte aus, vorzugsweise der Anhang, welcher ein beschreibendes Verzeichniß der Vulcane und der vulcanischen Bildungen bringt. In mancher Beziehung ist gerade dieses geeignet, die Aufsätze zu ergänzen, welche der „Globus“ kürzlich (Bd. XXI und XXII) über die Verbreitung der thätigen Vulcane brachte. Ein Verzeichniß bemerkenswerther Erdbeben und vulcanischer Ausbrüche vom Jahre 1860 bis zum 21. August 1871 schließt das Werk, welches jeder, der sich mit der Lehre von den Vulcanen beschäftigt, in seiner Handbibliothek stehen haben muß, das aber auch einem größern Publicum in unserer Periode gehäufter und großartiger vulcanischer Ausbrüche und Erdbeben willkommen sein wird.

Allgemeine Erdkunde. Ein Leitfaden der astronomischen Geographie, Meteorologie, Geologie und Biologie. Bearbeitet von Dr. J. Hann, Dr. F. v. Hochstetter und Dr. A. Pokorny. Mit 143 Holzfiguren im Text und 5 Farbendruckkarten. Prag. Tempsky. 1872.

Wenn zu gemeinsamem Handeln sich drei so tüchtige Kräfte wie die Verfasser dieses 364 Seiten umfassenden Leitfadens zusammenfinden und den gemeinsam verabredeten Plan mit aller Mühe und Sorgfalt durchführen, dann muß etwas Ausgezeichnetes geschaffen werden. Alle drei stehen auf der Höhe ihrer Wissenschaft und bieten und hier in knapper, aber doch frischer und anregender Form ein Werk, das um die neuesten Errungenschaften bereichert ist. Und Meteorologie, Geologie, Biologie, wie sind sie nicht in den letzten Jahrzehnten vorgeschritten, ja die letztere ist erst recht eigentlich in dieser Zeit geschaffen worden. Bis jetzt steht dieser Leitfaden einzig in seiner Art da und es ist nicht schwer vorauszusehen, daß er bald in den deutschen Schulen eine außerordentliche Verbreitung gewinnen muß; andere, im Uebrigen sehr treffliche Werke, die jetzt eine große Verbreitung besitzen, werden auf Grundlage desselben Principien, wie das vorliegende, umgearbeitet werden müssen, falls sie nicht der Verödung anheim fallen wollen. Der wesentliche Inhalt ist folgender: die Erde als Weltkörper. Die Atmosphäre. (Beide Abschnitte von Dr. Hann.) Hochstetter bearbeitete: die Oberflächenverhältnisse der Erde, die Gesteine und ihre Lagerung, die an der Oberfläche wirkenden Kräfte und die Bildung der Gesteine, die Entwickelungsgeschichte der Erde. Von Dr. Pokorny rühren her: das Vorkommen der organischen Wesen in der Gegenwart (Thier- und Pflanzengeographie) und die Ursachen des gegenwärtigen Vorkommens der organischen Wesen. Dieser letztere Abschnitt ist ein mit bewunderungswürdiger Klarheit gearbeiteter Abriß der Darwin'schen Lehre, deren wenige Gegner bei uns in Deutschland unter den Naturforschern an den Fingern herzuzählen sind.

Inhalt: Skizzen aus Senegambien. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Das neue Unterrichts- und Erziehungssystem in Japan. — Bericht in einer Kalmückenniederlassung bei Astrachan. — Die Mondflecken in Sage und Mythologie. Von K. Kallenkamp. II. (Schluß.) — Mission und europäische Civilisation. — Aus allen Erdtheilen: Die ungarische geographische Gesellschaft in Pesth. — Der Kabylenaufstand in Algerien. — Vom Brasilien. — Verschiedenes. — Vom Büchertische.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Skizzen aus Senegambien.

III.

Das grüne Vorgebirge. — Gorée, seine Rhede und sein Fort. — Dakar, Station der brasilianischen Dampferlinie. — Die Nolofs; Griots. — Sklaverei. — Die Seeres und ihre Fetische. — Factoreien am Gambia. — St. Mary's Bathurst. — Das ungesunde Klima. — Große Sterblichkeit unter Weißen und Schwarzen. — Die Marktplätze am Gambia. — Der Mohammedanismus und seine Einwirkungen. — Der Handel mit verfälschtem Branntwein.

Auf der Küstenstrecke vom Weißen Vorgebirge nach Süden hin ist, wie wir schon früher hervorhoben, das Gestade einförmig und fast ohne Vegetation, nur hin und wieder sieht man auf den Dünen verkrüppeltes Gesträuch. Erst in der Nähe des Grünen Vorgebirges, etwa unter 14° N., tritt eigentlicher Baumwuchs auf. Im Norden endigt dieses Cap in zwei runden Hügeln (les Mamelles, the two Paps der Seefahrer), und sie bilden den am weitesten nach Westen vortretenden Punkt Afrikas, welchen der Portugiese Diniz Fernandez im Jahre 1446 erreichte. Von da an zeigt das Gestadeland im Pflanzenwuchse eine tropische Ueppigkeit.

Das Cabo verde liegt ungefähr in der Mitte zwischen den Mündungen des Senegal und des Gambia; das Gestein ist vulcanisch, weit und breit umher sind Lavablöcke zerstreut. An den Abhängen der Hügel stehen riesige Baobabs, die nur im Sommer Blätter tragen. An der Nordseite der Halbinsel, welche in das Vorgebirge ausläuft, liegt die Stadt Gorée auf einem Eilande, das dürren Boden hat, mit einer vortrefflichen Rhede, auf welcher die Schiffe zu jeder Jahreszeit in ruhigem Wetter ankern können. Auf derselben haben die Franzosen ein Fort gebaut, in welchem sich die Casernen befinden, und wo sie auch Cisternen angelegt haben. Höhgerne Schiffsständen erlauben den Fahrzeugen, hart am Ufer zu ankern. Erst in der neuern Zeit ist die Stadt zu einiger Bedeutung gelangt; die Halbinsel des Grünen Vorgebirges wurde von den Franzosen 1859 in förmlichen Besitz genommen. Der Rhede von Gorée gegenüber liegt im Osten das Dorf Rufisque, wo nicht selten gefährliche Springfluthen mit ungeheurer Gewalt in die enge Bucht hineinstürmen. Die Franzosen haben nun nahe der Südspitze des Vorgebirges an einer sehr geeigneten Stelle in einer andern Bucht die Ortschaft Dakar angelegt, welche oft genannt wird, seitdem dort seit dem November 1856 die Dampfer der Messageries maritimes auf ihren Fahrten von und nach Brasilien anfahren und Kohlen einnehmen. Sie legten zwei Hafendämme an, welche als Wellenbrecher gegen die Südwestwinde dienen; diese treiben während der Regenzeit das Meer nicht selten zu gewaltigen Wogen auf. Nun ist der Hafen, welcher eine Tiefe von 21 bis 24 Fuß hat, ganz sicher, und das ist gerade an der afrikanischen Westküste eine große Wohlthat. Auch Leuchtthürme sind aufgeführt worden, und die Franzosen haben nicht Unrecht, wenn sie Dakar für das natürliche Centrum des südsenegambischen Handels erklären, es ist ein Freihafen und der eigentliche Hafenplatz für Gorée, welches etwa 3000 Einwohner zählt. Als Handelsplätze gehören diese Ortschaften zusammen, und ihre commerzielle Bewegung stellt sich

Digitized by Google

im Jahre auf etwa 15 Millionen Francs; ſie iſt beträchtlich angewachſen, ſeitdem immer mehr Erdwandeln zur Verſchiffung gelangen. Von dieſen kommen nicht unbeträchtliche Quantitäten von den Skalas am Salum am untern Gambia, wohin ſie zu den Factoreien Albreda und Kaolack von den Producenten gebracht und dort verladen werden.

Die Mehrzahl der Bevölkerung von Dolar beſteht aus Yoloſs, über welche wir ſchon früher einige Mittheilungen gaben. Sie ſind hier ſehr eifrige Mohammedaner; Morgens werfen ſie ſich nieder, um die aufgehende Sonne zu begrüßen; Abends ſtehen ſie in Gruppen unter Bäumen, und wenn das Tagesgeſtirn untergeht, begeben ſie ſich an die Gebetſtätten, welche gewöhnlich mit einer ſteinernen Einfaſſung verſehen ſind. Dieſe ſind ihre Moſchcen, wo ſie unzählige Mal niederknien und Allah rufen. Ihre Unterweiſung in den Lehren des Islam erhalten ſie von Toucouleurs und Fulbe; wohlhabende Familien ermangeln nicht, Marabouts bei ſich aufzunehmen, welche ihnen in den Abendſtunden Verſe aus dem Koran vorſagen.

Die Griots ſind eine niedrige Claſſe, welche keine beſtimmte Religion haben; viele von ihnen ſind Muſikanten, die ſtets einen Kreis von Leuten um ſich verſammeln; ſie gelten für Trunkenbolde und laſterhafte Menſchen, die man verachtet, aber doch nicht entbehren will. Die Leiche eines Griot wird auf eine Matte gelegt; junge Mädchen aus der Claſſe, deren jedes eine Lanze trägt, müſſen die ganze Nacht Wache halten, um die Seele des Abgeſchiedenen dem böſen Geiſte, dem Satan, ſtreitig zu machen, welchem ſie eigentlich

Griots in Gorée.

gehört. Der todte Griot darf nicht in der Erde begraben werden, man wirft ihn in einen hohlen Baum.

Die Yoloſs in der Umgegend des Grünen Vorgebirges leben, ungeachtet langjähriger Berührung mit Europäern, in althergebrachter Weiſe fort. Ihre Regierung beſteht in einer Art von Gerontokratie; die Aelteſten haben großes Anſehen und viel zu ſagen; der Häuptling wird aus gewiſſen Patrizierfamilien gewählt. Grund und Boden iſt Gemeingut der Dorfbewohner und wird alljährlich unter dieſelben vertheilt; erſt in der neuern Zeit kommt es vor, daß da und dort ein Mann Privatgrundbeſitz erwirbt und Erdwandeln auf demſelben durch ſeine Sklaven bauen läßt. Der Yoloſ darf geſetzlich vier Frauen haben. Ein Mann, der eine Familie gründen will, richtet vor allen Dingen einen Platz her, den er mit einem Strohzaun umfriedigt; innerhalb deſſelben ſtehen Hütten, von denen jede Frau ihre eigene hat; jene des Mannes iſt nicht rund, ſondern viereckig. Auch Ställe für das Vieh, Hütten für die Sklaven und die Küchen befinden ſich innerhalb dieſer Umzäunung. Die Sklaverei iſt eine mit den ganzen Lebensverhältniſſen innig verwachſene Einrichtung; der Sklav, der ja mit ſeinem Gebieter auf gleicher Stufe der Uncultur ſteht, wird gut behandelt. Seit dem Eindringen des Islam ſind viele freigegeben worden, bleiben aber gern bei ihren frühern Herren; ſie können nicht in die altfreien Familien einheirathen, und dieſe behaupten ihren höhern Rang. Die Kinder, welche von freien Männern mit Sklavinnen erzeugt werden, bilden eine Unterkaſte und haben keine Stimme in Verwaltung oder Regierung. Der Sklav kann eigene Habe beſitzen, wird auch bei der Vertheilung des Gemeindelandes berückſichtigt, muß

Digitized by Google

aber den Ertrag ſeiner Ernte in die Umzäunung ſeines Herrn bringen, welcher in Zeiten des Mangels ſich davon nach Gutdünken aneignen kann.

Die Marabuts, deren ſehr viele in ganz Senegambien umherziehen und den Islam predigen, halten in jedem Dorfe Schule, in welcher die Knaben leſen und arabiſche Buchſtaben ſchreiben müſſen; außerdem lernen ſie eine Anzahl von Koranverſen herſagen, und darauf beſchränkt ſich der Unterricht.

Die Sereres ſind zumeiſt bei ihrem alten Fetiſchweſen geblieben. Zwei mächtige Götzen, Takar und Tiurad, haben das Schickſal der Menſchen in ihrer Gewalt; der erſtere übt ſtrenge Gerechtigkeit, der andere iſt barmherzig, und von dieſem kommt alles Gute auf Erden. Das Prieſterthum iſt in gewiſſen Familien erblich. Die Prieſter ermitteln alle Diebſtähle und jede Zauberei. Niemand darf ſich ungeſtraft dem heiligen Baume nähern, unter welchem Erde niedergelegt wird, die der Angeklagte mit ſeinen Füßen betreten hat; Niemand darf den Stein antaſten, welcher auf den Kopf deſſelben gelegt wird, damit die Wahrheit herauskomme. Zauberer werden der Feuer- und Giftprobe unterworfen.

Am Gambia haben die Engländer einige Beſitzungen. Dieſer Strom hat ſeine Quelle in Futa Tſchallon und mündet zwiſchen Bathurſt und Albreda. Etwa 150 engliſche Meilen ſtromaufwärts liegt die Inſel Mac Carthy mit der im Jahre 1844 gegründeten Factorei Georgetown; ſie iſt ein weit ins Binnenland vorgeſchobener Han-

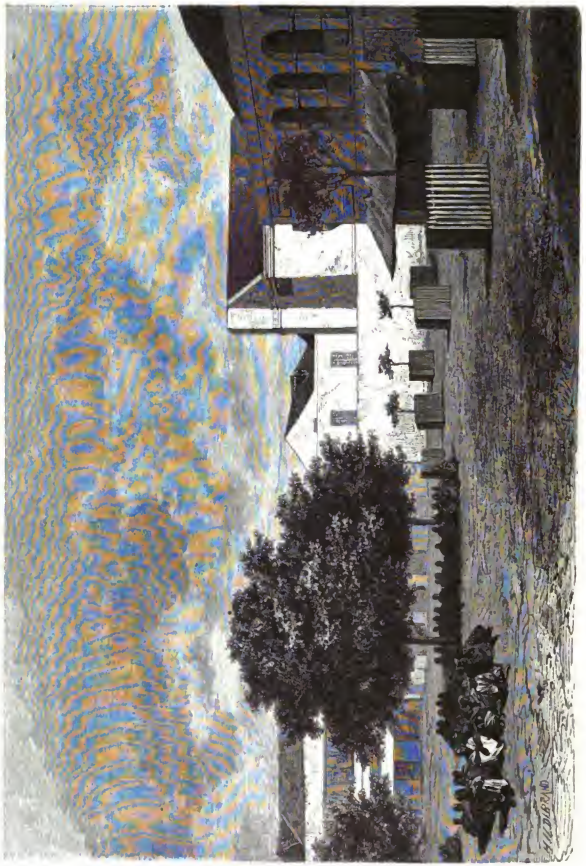
Das Fort in Gorée.

delspoſten, wohin aus den öſtlichen Gegenden Karawanen kommen. Außerdem haben die Engländer noch einige Factoreien an der Küſte, z. B. Fattatenda, Kaniedy und andere. Dorthin bringen die Eingeborenen Häute, Wachs, und vor allen Dingen Erdnüſſe, welche, wie ſchon geſagt, im ſenegambiſchen Handel das wichtigſte Ausfuhrproduct bilden. Der Handel mit dieſer jetzt ſo wichtigen Oelfrucht hat erſt im Jahre 1845 begonnen, und von der Hauptſtadt St. Mary's Bathurſt kamen damals für noch nicht 5000 Francs zur Verſchiffung, aber zehn Jahre ſpäter ſchon für etwa 5 Millionen Francs, und 1862 ſchon 24 Millionen Pfund. Die Mandingos laſſen die Frucht durch ihre Sklaven anbauen und machen dabei keinen geringen Profit, da ein gut beſtellter Acre etwa 30 Buſchels im Werthe von etwa 750 Francs liefert. Da die meiſten weißen Kaufleute in Bathurſt Franzoſen ſind, ſo rechnet man dort nach franzöſiſchem Gelde, und man kann den Gambia als eine franzöſiſche Factorei mit engliſchen Beamten bezeichnen.

St. Mary's Bathurſt liegt an der Oſtſeite der Marieninſel, etwa zwei Miles von der Mündung des Gambia auf ſehr ſumpfigem Boden, und iſt erſt 1816 gegründet worden; unter den 8000 Einwohnern befinden ſich, von der Beſatzung abgeſehen, nicht viel über 100 weiße Menſchen. Richard Burton hat die Verhältniſſe dieſer Factorei ſehr eingehend geſchildert (Wanderings in West Africa, I. S. 143 bis 192), und wir entlehnen ſeinen Mittheilungen einzelne Züge.

Zum Schutze der Stadt dient das Fort Bullen, in welchem der Reiſende einen Offizier und 17 Soldaten als Be-

Digitized by Google



Markt in Goree.

Digitized by Google

sozung fand. Die Stadt selbst liegt ganz flach; sie hat einige Regierungsgebäude, Spital, Casernen und eine kleine Anzahl europäisch gebauter Häuser; der übrige Theil besteht aus Negerhütten, die in Sumpf oder Sand stehen und großen Bienenkörben gleichen. In den Straßen findet man ein Gewirr von mannshohem Guineagrase, Palmen, Bananen, Bombaxbäumen (Pullum ceiba) und Kautschukacajien, und bei Hochwasser dringen zuweilen die Wellen bis in diese Hütten. Es wäre unmöglich gewesen, einen schlechteren, ungeeignetern Platz für die Anlage einer Stadt auszuwählen; Bathurst liegt im Schlamm und Mangrovegebüsch und hat das ganze Jahr hindurch Miasmen und Malaria, dort, im Delta des Gambia. Wasser findet man überall 3 Fuß unter der Oberfläche, aber dasselbe ist schlecht und brakig.

Aus dem eben erwähnten Gründungsjahre ergiebt sich, daß Mungo Park noch nichts von Bathurst wissen konnte; damals gingen die Handelsleute stromauf bis Jilifri und Pisania. Bathurst sollte zunächst eine Station zur Aufnahme der durch Kreuzerschiffe befreieten Sklaven sein, und stand eine Zeitlang in Abhängigkeit vom Gouverneur zu Freetown in Sierra Leone; später bekam es seinen eigenen Gouverneur.

Alle Weißen, die längere Zeit in Bathurst wohnten, haben die Aussicht, entweder von Dysenterie oder vom Gelben Fieber hinweggerafft zu werden. Im Wasser wimmelt es von Haifischen. Die nasse Jahreszeit, von Juni bis Mitte Octobers, ist am ungesundesten, der November gut; am gefährlichsten ist die Zeit, in welcher die Sümpfe austrocknen. Am 9. August 1861 fielen in 24 Stunden 9,12 Zoll Regen, und die Hälfte der Insel stand unter Wasser; am heißesten ist der Mai, und dann hat man nicht selten eine Temperatur von 100° F. im Schatten. Neun Monate im Jahre weht der Wind aus Süden.

An jener Küste wird die weiße Bevölkerung periodisch hinweggerafft. Im Jahre 1859 verlor Sierra Leone binnen sechs Monaten die Hälfte derselben, und in Bathurst starben Alle, die nicht fort konnten. „Und das ist gar kein Wunder, wenn man sich diese Niederlassungen näher ansieht.“ Burton fand in Bathurst Alles in klägslichem Zustande, nur die üppige Vegetation nicht. Er betrachtete sich die afrikanische Bevölkerung: den Fulah (Peul), welcher ihn an die Zigeuner gemahnte; den wilden, halbnackten heidnischen Jolu, die Yolofs und die Mandingos. Die letzteren bezeichnet er als eine Race von Gentlemen und Reitern, und sie erinnerten ihn an die Somal, welche in Ostafrika ziemlich unter derselben Breite wohnen; sie haben denselben schlanken Wuchs, langen Vorderarm, hohe Schultern, kleine Köpfe, gelenkes

Markthalle in Goree.

Wesen und manchmal halbkaukasische Gesichtszüge. Jeder Mann kleidet sich anders als die übrigen; auf der Wanderung tragen sie große Hüte, die aus Palmenfasern geflochten werden und einem Sonnenschirme gleichen. Der Ueberwurf, diese Tobe, besteht gewöhnlich aus blaugefärbtem Baumwollenzeuge, und nie fehlt der Taawiz, jener Talisman, den man Gri gri nennt. Derselbe besteht aus einem Stück aufgerollten Papiers, welches mit einem Koranvers oder auch wohl mit geheimnißvollen Zeichen beschrieben ist; dieses wird in einem Ledertäschchen verwahrt und um den Hals gehängt; mit demselben berührt man unter Umständen verschiedene Körpertheile, ähnlich wie es in Europa mit Medaillen geschieht, welche der römische Papst gesegnet hat. Fromme Leute haben bis zu einem Dutzend solcher Talismane an sich hängen. Die meisten Männer tragen Messer, Dolche und alte krumme Säbel in einer Lederscheide. Burton meint, man solle das nicht erlauben, sondern die Schwarzen anhalten, ihre Waffen beim nächsten Wachtposten abzulegen, bevor sie eine den Europäern unterworfene Stadt betreten.

Die Yolofs oder wie man, nach Kölle, richtiger sagt, Wolofs, erinnerten den Reisenden in mancher Beziehung an Abyssinier, und sie trugen recht geschmackvolle Zierrathen. Er hält dieses Küstenvolk für einigermaßen civilisationsfähig und sagt, daß einige das römische Christenthum angenommen haben; manche seien gute Matrosen, Laptots.

Die Marktplätze in den senegambischen Städten gleichen einander. Männer und Frauen sitzen unter den Bombaxbäumen oder unter den stattlich emporragenden Baobabs, und bieten allerlei feil: Orangen, Citronen, Papaws, Hibiscus, Tomaten, welche sowohl an der Küste wie im Innern wild wachsen und deren Genuß der Gesundheit sehr zuträglich ist; sodann Yams, Bataten, Erdmandeln, Kolanüsse (von der Sterculia acuminata), welche letzteren auch hier theuer und sehr gesucht sind. Man verkauft außerdem Gänse und hierher aus Amerika oder aus Europa eingebürgerte Truthähne, und Hühner mit verkehrt stehenden Federn. Manche Frauen spinnen, das Schwatzen geht wirr durch einander und nimmt kein Ende; da und dort liest ein Mann im Koran, Andere belustigen sich mit Glücksspielen. Manchmal reitet ein Mandingo in stolzer Haltung auf einem etwa zehn Faust hohen Klepper vorüber; die afrikanischen Pferde backen gern und sind streitsüchtig; auch kommt eine kleine Bastardart von Berbern vor, die aber leicht krank werden. Auch an Tanz fehlt es auf dem Marktplatze nicht. Ein wild phantastisch aufgeputzter Neger, der über bunte Gewänder ein zottiges Fell gewoffen hat, springt plötzlich hervor und macht zum Entsetzen der Weiber und der Kinder,

Digitized by Google

und doch auch wieder zu ihrer Belustigung, die wunderlichsten Sprünge und Geberden.

Unter den befreieten Afrikanern sind die Aku und Ibus, die aus Yoruba stammen, schon sehr übermüthig geworden; sie haben Verbände geschlossen, die so schlimm sind, wie die Gewerkvereine, Trades unions, in Europa, und gleich diesen von Einzelnen, die das große Wort führen, sich tyrannisiren lassen. Da sie zum Theil in den Händen von Missionären sind und durch diese in eine Art von Disciplin gebracht wurden, so erscheinen sie nur um so gefährlicher. Noch Mungo Park schilderte die Mandingos am Gambia als freundlich und bescheiden; jetzt sind sie turbulent und nicht leicht zu bändigen. Einer kriegerischen Race imponirt man nur durch das Schwert.

Das Militärspital hat man dicht neben einem Morast gebaut. Wer an dieser afrikanischen Küste während einer einzigen Nacht zu ebener Erde schläft, trägt gewiß ein Fieber davon, und im Spitale steht das Erdgeschoß, gleich den Latrinen, oftmals unter Wasser! Die Kranken sind viel zu dicht neben einander gepfercht; ein Obergeschoß ist nirgends gesund, wenn nicht unter demselben die freie Luft circuliren kann, und das ist dort nicht der Fall. Manchmal treten Dysenterie, Blattern, Typhus und gelbes Fieber gleichzeitig auf. Von 96 Kranken, wir haben das schon früher erwähnt, welche in dem Spital Aufnahme gefunden hatten, waren 92 gestorben. Für Abhülfe der Uebelstände war nichts geschehen.

Die Garnison der verschiedenen Stationen am Gambia bestand aus 304 Mann, wovon 212 auf Bathurst kamen. Man hat oftmals behauptet, daß Neger aus Westindien, z. B. aus Jamaica, der Hitze und den Miasmen Afrikas besser widerstünden, als die Weißen, das ist aber nicht der Fall. Ein schwarzes afrikanisches Regiment, das allerdings aus verurtheilten Tangenichtsen der schlimmsten Art bestand und 800 Mann zählte, starb in Bathurst und in Sierra Leone binnen wenigen Monaten bis auf den letzten Mann. Der halbcivilisirte Afrikaner erliegt dort der Schwindsucht viel eher, als der Engländer, und im Kriege kann er viel weniger Strapazen ertragen als dieser. Vom gelben Fieber bleiben die Neger allerdings verschont, und

Regierungsgebäude in Gorée.

in den Epidemien von 1837 bis 1859 ist in Sierra Leone auch nicht ein einziger ertrunkt, aber desto ärger wüthen unter den Schwarzen die Pocken, und von Dysenterie und von remittirenden Gallenfiebern werden sie oftmals schaarenweis hinwegerafft.

Mit vollem Rechte hebt Burton hervor, daß die Ausbreitung des Mohammedanismus eine große Wohlthat für die schwarzen Bewohner Afrikas sei. Durch ihn wird der wilden Barbarei und dem groben Fetischwesen gesteuert und er dahnt bei ihnen doch wenigstens eine Art von Gesittung an. Es ist ganz richtig, daß er Einrichtungen bestehen läßt, die unserer europäischen Auffassung nicht entsprechen, zum Beispiel die Polygamie und die Haussklaverei; aber er bewahrt die Menschen vor dem Genusse berauschender Getränke, er schafft den Cannibalismus ab, er setzt Allah an die Stelle der Fetische; er duldet keine Gottproben, duldet nicht, daß man Kinder, die als Zwillinge geboren werden, oder bei denen die Oberzähne zuerst zum Durchbruch kommen, umbringt. Durch ihn kommt eine gewisse Ordnung in die Gesellschaft, falls man diese Bezeichnung anwenden kann, er regelt das Leben.

Dagegen haben die Christen, um nur beim Gambia stehen zu bleiben, dort seit langer Zeit einen wahrhaft unheilvollen Einfluß geübt, gegen welchen die ehrlich gemeinten Bemühungen einiger Missionäre nichts ausrichten können. Sie verkaufen allerdings Baumwollenzeuge, Metallwaaren, allerlei Tand und dergleichen an die Schwarzen, aber diese Gegenstände bilden nur einen verschwindend kleinen Theil des Handels. Am Gambia wurden 1863 eingeführt Waaren im Werthe von 4,399,125 Francs. Davon entfallen auf Schießgewehre 351,000, auf Pulver 103,000 Francs, und während man so den Barbaren die Mordwerkzeuge liefert und damit die Erdmandeln bezahlt, beklagt man sich, daß die Wilden unter einander blutige Kriege führen und auch den Weißen keine Ruhe lassen.

Aber diese Mordwaffen sind noch nicht das schlimmste Geschenk, welches unsere vielgerühmte Civilisation ihnen bringt. Weit verderblicher ist der Branntwein, dieser Trade rum, Eau de vie de traite, der stets verfälscht ist, damit er

Digitized by Google

recht scharf schmeckt und der manche Neger geradezu toll macht. Sie nennen ihn dort am Gambia Sangara, und in dem eben genannten Jahre wurde dort für 239,300 Francs davon verkauft; auf das französische Senegambien kamen für 473,000 Francs, zusammen also für 712,300 Francs dieses Giftes. Die Qualität kann man daraus ermessen, daß der weiße Beckasse das Liter mit 45 Centimes, also noch nicht 4 Groschen bezahlte. Den schwarzen Senegambiern wurden in jenem Jahre 1,780,000 Liter solcher Sangara verkauft. Wir begreifen vollständig, daß der Mohammedaner die Christen schon deswegen tief verachtet, weil sie einen so ruchlosen Handel treiben. Derselbe geht an der ganzen Westküste im Schwange. Der schon früher von uns erwähnte französische Consul schreibt in einem amtlichen Berichte: „In Walo, am untern Senegal, geben die Bauern ihre ganze Ernte den Händlern, und trinken den Branntwein, welchen sie dafür erhalten, in etwa drei Wochen aus; in der übrigen Zeit des Jahres haben sie dann für sich und ihre Familien nur wilde Früchte, Wurzeln, Muscheln und Fische zur Nahrung. Der traurige Zustand, in welchem sich die Landschaft Salum befindet, und das Darniederliegen des Handels dort kommt zum großen Theil auf Rechnung des Branntweintrinkens. Kinder, die noch an der Brust liegen, bekommen schon Branntwein, die Mütter selbst flößen ihnen dieses Gift ein. Die Raubüberfälle der Sereres in Baol, Sin und Salum, welchen die Karawanen ausgesetzt sind, haben oftmals keinen andern Zweck als Sangara zu erhalten. Die Händler geben den Branntwein sehr häufig gegen ein Pfand ab, welches vier- bis fünfmal mehr werth ist als der Verkaufspreis der Waare, und das in der Regel verfällt. Als Pfand nehmen sie Kleider, Waffen, Goldsachen und selbst Sklaven."

Als im Jahre 1862 durch den Branntwein unter den Heiden am Gambia Anarchie und Krieg entstand und dadurch auch die Mohammedaner schwer beeinträchtigt wurden, erhob sich der schwarze Prophet Maba oder Amedy Ba, und erklärte den Heiligen Krieg gegen die schwarzen Sangaratrinker und die weißen Branntweinhändler, und 1865 ergriffen die mohammedanischen Neger abermals die Waffen gegen den Branntwein und drohten alle Sangarahändler auszurotten. Sie ließen dem Gouverneur von Bathurst sagen, daß sie am Weihnachtstag in die Stadt einrücken würden, um dem Handel mit Gift gründlich ein Ende zu machen.

In den Londoner Blättern wurden sie damals für unverschämte und übermüthige Barbaren erklärt, welche Züchtigung verdienen!

Europäische Fabeln in malayischem Gewande.

Mit unseren Ansiedlern und unseren Missionären werden auch die europäischen Fabeln über den ganzen Erdball verbreitet und zu den verschiedensten Völkern gebracht, welche dieselben sich dann in ihrer Weise zurecht stutzen. Wir kennen durch Bleek „Reinhard der Fuchs in Südafrika", wissen, daß sogar der Wettlauf des Swinegels und Hasen bei den Kaffern bekannt geworden ist. In Capitän Burton's Wit and Wisdom from West Africa findet sich Manches, was entschieden auf Missionärursprung hindeutet. Jetzt liegen auch malayische Fabeln vor, die ganz entschieden auf europäischen Ursprung hindeuten. Dr. de Hollander hat sie unter den Malayen Padangs auf Sumatra gesammelt und in den Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indie (3. Serie, 6. Theil, 2. Stück, Haag 1872) veröffentlicht. Es sind im Ganzen funfzehn Stück von entschieden europäischem Gepräge; wie sie aber nach Sumatra gekommen sind, darüber vermag der Sammler keinerlei Aufklärung zu geben. Der malayische Text, welcher neben der holländischen Uebersetzung gegeben ist, enthält einige Spracheigenthümlichkeiten, auf die wir hier nicht eingehen können. Zu bemerken ist noch, daß die Holländer erst 1838 ihrer Niederlassung in Padang einen europäischen Charakter gaben und daß höchst wahrscheinlich auch die jetzt spät verbreiteten Märchen unter den Malayen nicht älter sind.

Die erste Erzählung heißt: die zwei Hähne. Vor langer Zeit lebten einmal zwei Hähne, die so viel krähten und solchen Lärm machten, daß ihr Herr gezwungen war, sie in einen fernen Hof zu versetzen. Hier aber begannen sie unter einander zu rausen und zu kämpfen; einer von ihnen ward besiegt und lag bald todt in der Ecke. Da flog der andere Hahn voller Freuden auf den Zaun und sing an laut zu krähen, um so seinen Sieg zu feiern. Aber in demselben Augenblick stieß ein Habicht auf ihn hernieder, der den Lärm gehört hatte, ergriff den Sieger und schleppte ihn als gute Beute fort. Die Moral ist diese: Wir sollen nicht glauben, daß das Gute für uns allein da ist, und wir sollen nicht damit prahlen, wenn wir Glück gehabt haben.

Die zweite Fabel ist die vom Fuchs und den Trauben, in einer nur wenig abgeänderten Form. Sie heißt: Der Schakal und die Trauben. Ein Schakal litt einst arg vom Hunger. Im Verlauf seiner Wanderungen kam er auch in einen Weinberg, wo die schönsten Trauben über seinem Kopfe an einem Gerüst aus Bambus hingen. Da die Trauben reif und sehr verlockend waren, versuchte er wieder und wieder sie zu erreichen, doch vergeblich. Endlich, nachdem er sich umsonst angestrengt hatte, setzte er sich ermüdet nieder. „Ach," sagte er, „was plage ich mich darum denn ab? Sie sind sauer. Laß sie denen, die sie gern zu essen." Moral: Neidische Leute, welche trotz aller Anstrengungen nicht den gewünschten Gegenstand erlangen können, beschimpfen ihn und sagen, es sei nicht der Mühe werth ihn zu besitzen.

Es folgt: der Frosch und die Kuh. Eine Kuh graste auf einer Weide; sie trat dabei auf einen Frosch und tödtete ihn. Das sahen die jungen Frösche und liefen nach Hause. Da sagte eine alte Froschfrau zu ihnen: „Warum seid ihr nach Hause gekommen." Antworteten ein junger Frosch: „Ach, Mutter, wir haben soeben das dickste Thier der ganzen Welt gesehen." — „Wie dick war es denn," sagte die Mutter. „Beschreibe es mir." — „Ach, Mutter, wir können gar nicht sagen, wie dick es war." Da wurde die Alte böse, schloß ihr Maul und begann sich aufzublasen. „War es so dick, wie ich jetzt bin, Kinder?" — „Nein, Mutter, es war noch viel dicker," sagten die Kleinen. Wiederum blies die Alte sich auf. „War es so dick, wie ich nun bin?" — „Ach, Mutter, viel, viel dicker." Und nochmals blies der Frosch sich auf, so lange, bis er platzte und todt hinfiel. Moral: Diejenigen, welche etwas ausführen wollen, dem

Digitized by Google

sie nicht gewachsen sind, müssen das Schicksal des Frosches in dieser Erzählung theilen.

Der Tiger und die Stechmücke. Ein großer Tiger wurde einst arg belästigt durch das Summen eines Mosskito an seinem Ohre. „Schmutziges kleines Thier," sagte er, „mach, daß du in deinen finsternden Pfuhl zurückkommst und belästige mich nicht, mich, den Herrn des großen Waldes." Darauf wurde die Stechmücke grimmig, griff den Tiger an, biß ihn in die Lippen, Augen und Ohren, so daß er fortwährend davon lief und überall Schutz suchte, um der Pein zu entgehen. Die Stechmücke, stolz auf ihren Sieg, hielt sich nun für die Herrin des Waldes. In ihrer Freude aber übersah sie ein Spinnengewebe, flog hinein und wurde von der Spinne verzehrt. Moral: Wir dürfen die Unbeständigkeit des Glückes nicht außer Augen lassen. Wenn wir auch noch so groß und mächtig sind, kann uns das Unglück doch überfallen.

Der Tiger und die Maus. Eine Maus schaute aus ihrem Loche heraus, da setzte ein Tiger seine Tatze auf sie. Die Maus schrie, bat um ihr Leben und der Tiger ließ sie laufen. Kurz darauf wurde der Tiger in einer Schlinge gefangen, aus der er nicht loskommen konnte. Nun kam die Maus, der er das Leben geschenkt, zu seinem Beistande herbei und nagte die Schlinge durch, so daß der Tiger frei wurde. Moral: Selbst der Niedrigste kann dem Größten einen Dienst erweisen.

Der Frosch und die Maus. Ein Frosch, der nach dem gegenüberliegenden Ufer eines Flusses schwimmen wollte, traf eine bekannte Maus und sagte zu ihr: „Komm mit mir hinüber." Aber die Maus antwortete: „Nein, ich will lieber rund herum gehen." — „Nein," sagte der Frosch, „laß und zusammen den kürzesten Weg einschlagen." — „Nun gut," sagte die Maus, „wie du willst." — „Recht so," fuhr der Frosch fort, „ich binde eines deiner Beine an meins und schwimme hinüber." Das geschah und der Frosch schwamm fort; aber in der Mitte des Stromes verlegen die Maus ihre Kräfte, sie sank und rief: „Hilf mir, Freund, ich ertrinke." Da schwamm sie todt auf dem Wasser. So sah sie ein Sperber, stieß auf sie nieder und verzehrte sie sammt dem Frosch, der an sie angebunden war. Moral: Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Der Hirt und der Jäger. Ein Hirtenbursche hütete einige Büffel am Saume des Waldes. Da kam ein Jäger und sagte: „Hast Du nicht hier einen Hirsch gesehen? Ich suche ihn seit der Frühe und kann nicht zum Schusse kommen." Da sagte der Hirt: „Ich habe gerade gesehen, wie er sich dort verbarg. Willst Du unterdessen mein Vieh hüten, so will ich ihn für Dich schießen." — „Gut," antwortete der Jäger, „nimm meine Flinte und meinen Hund und ich hüte die Büffel." So ging der Hirt ins Dickicht, wo er den ersehnten Hirsch traf. Er spannte, schoß und der Hirsch sprang davon. Da lief der Hund fort zu seinem Herrn, der Hirt folgte ihm und fand, daß der Jäger eingeschlafen war und die Büffel sich verloren hatten. Da fürchtete er sich, wenn seine Eltern dies erfahren würden, denn Strafe war ihm gewiß, da er sein Geschäft vernachlässigt hatte. Moral: Jedermann bekümmere sich um seine eigenen Dinge und mische sich nicht in die Geschäfte anderer.

Die Heuschrecke und der Schmetterling. Eine Heuschrecke saß im Grase, sah wie ein Schmetterling durch die Blüthen dahin flog und rief aus: „Wie unglücklich bin ich, daß ich nicht wie jener fliegen kann und immer im Grase sitzen muß." Da kam ein Kind, fing den Schmetterling, tödtete ihn und riß ihm die Flügel aus. Als das die Heuschrecke sah, sagte sie zu sich: „Gut, ich bin doch besser als der Schmetterling; Niemand fängt mich. Es ist gut, wenn man arm ist, dann bekümmert sich Niemand um uns." Moral: Reichthum ist für seinen Besitzer oft eine Quelle großen Uebels, vor dem Arme bewahrt bleiben.

Die Maus und der Elephant. Einst schritt ein gewaltig großer Elephant, der auf seinem Rücken eine schön geputzte Prinzessin trug, durch eine Stadt. Alles Volk lief anstaunend herbei. Ein Mäuschen stand am Wege und rief: „O, ihr Leute, warum schaut ihr Alle den Elephanten an und würdigt mich keines Blickes? Ihr guckt nach dem Elephanten, weil er schön mit Decken behangen ist; doch wisset, ich bin in meiner Weise ein gerade so große Persönlichkeit." In dem Augenblick kam eine Katze, verschlang sie und sagte: „Ja, Mäuschen, wärest du so groß wie der Elephant gewesen, ich hätte dich nicht fressen können." Moral: „Wir sollen uns nicht in unbescheidener Weise mit Größeren vergleichen."

Der Greis und die drei jungen Burschen. Ein achtzig Jahre alter Mann pflanzte einige Bäume in seinem Garten, da kamen drei junge Burschen, und sahen dieses. „Hallo, Alter," rief der Eine, „das ist ja unnützes Werk; Du wirst schon lange todt sein, wenn die Bäume Früchte tragen." — „Tritt nicht so sicher auf," sagte der Alte. „Das Leben ist ein ungewisses Ding; ich kann Euch noch Alle überleben und pflanze ich nicht für mich, so ist es für meine Enkel." — Da gingen die Burschen ihres Weges. Der eine nahm zur See Dienst und kam in einem Schiffbruche um, der zweite wurde im Krieg erschossen, der dritte fiel von einem Palmbaume und blieb todt. So waren alle drei gestorben, aber der alte Mann lebte noch. Moral: Wir dürfen unsere Pflichten gegen die Nachwelt nicht versäumen, wie alt wir auch sein mögen.

Der Habicht und der Hahn. Ein weiser Hahn saß im Hühnerhause. Da kam zu ihm ein Habicht und sagte: „Mein Freund, zwischen deinem und meinem Volke herrscht Frieden und ich, als der Aelteste meines Volkes, bin abgesandt, dir die frohe Botschaft zu bringen. Die Führer brauchen jetzt nicht länger mehr die Habichte zu fürchten; ewiger Frieden sei zwischen uns. Bitte, komm aus deinem Haus hervor und hilf mir die frohe Botschaft verkündigen." Der Hahn lauschte hinter seinem Gitter diesen Worten und antwortete: „Mein lieber Freund, ich bin entzückt über die gute Nachricht. Ich weiß, wie der Frieden dem Krieg vorzuziehen ist. Aber siehe dort, da kommen gerade ein paar Hunde des Wegs, die mir augenscheinlich auch eine wichtige Nachricht überbringen. Laß uns so lange warten, bis wir auch deren Botschaft gehört haben." Als der Habicht die Hunde sah, wurde er sehr bestürzt. „Mein Freund," sagte er zum Hahn, „nur heute nicht; ich habe mich schon sehr verspätet." Nachdem er dieses gesagt, flog er davon, worüber der Hahn sehr erfreut war. Moral: So gut auch des Feindes Rath erscheinen mag, sollen wir ihm doch nicht folgen, da er zu unseren Ungunsten ausschlägt.

Die Mäuse und die Katze. In einer Stadt lebte eine Katze, die sich vortrefflich aufs Mausen verstand. Eines Tages, als sie ausgegangen war, berief der Aelteste der Mäuse eine Versammlung seines Volkes, um zu berathschlagen, wie man sich am besten gegen diesen Feind schützen könne. Eine weise Maus meinte: „Am besten, wir binden eine Schelle an die Katze, dann werden wir immer von ihrem Herannahen unterrichtet sein." Und die anderen Mäuse riefen: „Prächtig, das soll geschehen." Als aber die Frage erwogen wurde, wer der Katze die Schelle anbinden solle, wollte keine Maus sich dazu bereit finden. Moral: Viele Leute sind gleich mit gutem Rath bei der Hand, aber nur wenige können den Rath durchführen.

Der Affe und die Mangofrucht. Ein Affe kam in

Digitized by Google

einen Fruchtgarten und sah hier einen Mangobaum. Er kletterte hinauf, pflückt eine Frucht und beißt ein Stück der Schale ab. Da er fand, daß sie bitter war, schmiß er die Frucht fort, weil er nicht wußte, daß die Mango außen bitter und innen süß ist. Moral: Wenn Leute ihnen unbekannte Dinge sehen, dürfen sie nicht nach dem Schein urtheilen.

Die zwei Reisenden im Gebirge. Zwei Reisende wanderten zusammen im Gebirge. Der eine beklagte stets sein Loos, wenn es abwärts ging, und lachte beim Bergaufsteigen. Sein Gefährte fragte ihn: „Wie kommt es, daß Du klagst bei gutem und Dich freust bei schlechtem Wege?“ — Sagt jener: „Wenn ich abwärts gehe, denke ich daran, daß ich wieder bergaufsteigen muß und so umgekehrt.“ Moral: Seid nicht zu vertrauensvoll, wenn es Euch gut geht; denn leicht kann nun Böses wiederfahren; im Unglück aber sollen wir nicht zu gebeugt sein, sondern an eine Besserung der Dinge glauben.

Die zwei Hunde. Eine Jagdhündin, welche Junge werfen wollte, besuchte einen Hofhund und bat ihn, ihr doch seine Hütte für kurze Zeit abzutreten. Dieser that, wie er gebeten, und die Jagdhündin brachte in der Hütte ihre Jungen zur Welt. Nach einiger Zeit verlangte der Hofhund seine Hütte zurück, aber die Jagdhündin bat noch einige Zeit darin bleiben zu dürfen. Nachdem er abermals gewartet, wiederholte der Hofhund sein rechtmäßiges Verlangen. „Ich kann jetzt nicht,“ sagte die Jagdhündin, „da ich mein zweites Wochenbett erwarte, und du mußt warten, bis die Jungen herangewachsen sind.“ Endlich wurde der geduldige Hofhund böse und verlangte sein Eigenthum. „Nimm es nur, wenn du kannst,“ sagte jetzt die Jagdhündin, „ich weiche nur der Gewalt.“ Unterdessen waren nämlich ihre Jungen herangewachsen und stark genug, der Mutter beizustehen. Da ging der gepreßte Hofhund hinweg und klagte über die Undankbarkeit der Welt. Moral: Hüte dich vor Uebelthätern, glaube ihren Versprechungen nicht, denn es ist kein Verlaß auf ihre Worte.

Seltsamer Brauch bei Eingeborenen von Queensland.

Nur allein bei den Eingeborenen im australischen Queensland kommt es vor, daß man Todten die Haut abzieht und dieselbe gewissermaßen als Talisman aufbewahrt. Ein Gutsbesitzer am oberen Mary River, Mc Donald, bemerkt, daß die schwarzen Leute bei der Procedur keinen Weißen dulden, wie sie denn überhaupt manche ihrer eigenthümlichen Gebräuche den Ansiedlern gegenüber geheim halten. Er selber hatte sich mit ihnen auf den besten Fuß gestellt und ihr Vertrauen gewonnen; sie betrachteten ihn gleichsam als einen der Ihrigen und benahmen sich ihm gegenüber zwanglos.

Im September 1870 ging der Stiefsohn des Häuptlings mit Tode ab; Mc Donald nahm Gelegenheit sich zu überzeugen, was mit der Leiche vorgenommen würde und erzählt anschaulich, was er mit ansehen mußte. Auf dem Lagerplatze wurde er von den Schwarzen sehr freundlich empfangen, sie baten ihn jedoch, einige weiße Knaben, die sich dort eingefunden hatten, zurückzuweisen, was er that. Als dann ein Zug Krieger ankam, äußerten sie, daß auch er sich entfernen solle, weil ein Weißer es nicht sehen dürfe, wenn ein Schwarzer todt sei. Er aber blieb, obwohl Manche ihm grimmige Blicke zuwarfen. Er ließ ihnen durch einen seiner schwarzen Dienstleute, Billy, sagen, sie wüßten doch wohl, daß er stets sein Wort halte; dasselbe erwarte er auch von ihnen, da er ja doch zu ihnen gehöre. Er werde nicht weichen, sondern sich Alles, was da vorgehe, genau betrachten. Einige gaben ihre Einwilligung, die übrigen schwiegen.

Jener Zug bestand aus zehn Männern, eben so vielen Frauen und einer Anzahl von Kindern. Jene trugen die Leiche, welche auf Bamrinde gelegt und mit Opossumfellen bedeckt war, auf Stangen. Die Ceremonie wird niemals am Lagerplatze selbst vorgenommen, sondern im Walde, wohin nun Alle in ungeordnetem Zuge sich begaben. Voran gingen vier Männer, welche die Leiche trugen; neben ihnen tanzte die Mutter und über mit Blut bedeckte Mutter her und wehklagte jämmerlich. Der Stiefvater heulte und schrie aus Leibeskräften in Zwischenräumen; die mit Speeren bewaffneten Männer thaten ein Gleiches und riefen sehr oft hellah, hellah! Alle waren durchaus unbekleidet. Mc Donald sprach mit einer Frau; sie sagte ihm, daß das Abziehen der Haut nur an gewissen Stellen stattfinden dürfe. Als man dort angelangt war, legte man die Leiche nieder und Alle, welche nicht an der Operation Theil nahmen, setzten sich etwas entfernt von ihr auf den Boden.

Nun stellte sich der Stiefvater zu Häupten der Leiche, hielt den Speer in der Hand und blickte manchmal nach verschiedenen Seiten hin, als ob er einen Feind erwarte, den er abwehren wolle; zuweilen brüllte er auch. Einige Männer und Frauen brachten Holz herbei und unterhielten zu beiden Seiten der Leiche, etwa 6 Fuß von derselben entfernt, ein Feuer, in dessen Nähe sie viele große Stücken Baumrinde legten. Ein Mann trug Knüttel von etwa 4 bis 6 Zoll Durchmesser und 5 Fuß Länge herbei, Zweige vom sogenannten Bluthholze, welche der Länge nach gespalten waren. Diese hielt man ins Feuer, bis die Rinde abgekohlt war, und lehnte sie dann vorsichtig an einen Baumstamm. Jetzt schien Alles bereit zu sein; die Männer zündeten ihre Tabakspfeifen an und Aller Blicke waren auf den Weißen gerichtet, der sich an einen Baum gestellt hatte. Einige kamen zu ihm und sagten, er sei ein guter Mann, der Wort halte, sei einer der Ihrigen und eben so gut wie ein Schwarzer. Wenn jetzt aber etwa andere Weiße sich einfinden wollten, so möge er sie doch zurückweisen. „Wir werden nicht leiden, daß sie hier sind!“ Dabei schlugen sie ihre Speere an einander.

Als die Opossumfelle von der Leiche hinweggenommen wurden, wehklagten Alle; die Weiber schlugen sich mit den Streitäxten auf den Kopf, daß man es weithin hören konnte; die Hiebe drangen bis auf die Knochen. Als sie sich mehrere derselben gegeben hatten, rissen die Männer ihnen die Tomahawks weg, und nun begann die Operation, bei welcher Billy eine Hauptrolle spielte. Man nahm ein Stück Baumrinde, hielt dasselbe etwa eine Minute lang über das Feuer, legte es auf den Leib, zunächst auf die Brust, und schälte dann von der erwärmten Leiche die äußere Haut in kleinen Fetzen mit den Nägeln ab; es war eine Art von Abfangen. Die einzelnen Stücke wurden vorsichtig in einen „Dilly-Beutel“ gethan, und mit den verkohlten Bluthholzstäben wurde über die entblößten Hautstellen gefahren. Während das sich ereignete, kam eine alte Frau, die Yams geholt hatte, an Ort und Stelle. Sogleich nahm sie eine Streitaxt und be-

Digitized by Google

arbeitete sich mit derselben den Kopf, daß es nur so klappte; da sprang der Häuptling hinzu und entwand ihr die Waffe, doch nicht ohne ihr Widerstreben. Als sie sich niedergesetzt hatte, wischte er ihr das aus den Kopfwunden herabströmende Blut mit einem Grasbüschel ab; als sie dabei laut schrie, stellte er ihr einen Fuß auf den Kopf. Das letztere that jeder Mann, der nach hinzukam.

Während das Abtrocken der Haut seinen Fortgang nahm, unterhielt sich der Weiße mit einigen Schwarzen. Sie fragten ihn, was, seiner Meinung zufolge, nach dem Tode aus den Menschen würde, und er sprach sich darüber aus. Als die Opossumfelle von der Leiche abgenommen waren, trat ein alter Mann an dieselbe heran, der für eine Art von König galt. Er unterhielt sich mit dem Geiste, welcher, wie die Schwarzen glaubten, nach im Körper zugegen sei. Auch Andere richteten Fragen an diesen Geist, z. B.: „Wo bist Du nun? Was für ein Ort ist das? Hast Du Deinen Vater schon gesehen? Was macht und was treibt er?“ Hinterher kam allemal die Frage: „Weshalb hast Du Deine alte gute Mutter verlassen? Jetzt hat sie ja keinen Sohn, der für sie auf die Jagd gehen kann!“

Es fällt uns schwer, auf die widerwärtigen Einzelnheiten des ferneren Verfahrens bei der Abhäutung näher einzugehen. Mc Donald hat dieselben bis in alle Einzelheiten dargestellt (Journal of the Anthropological institute, Nr. 2, S. 217). Die Leiche wurde auf den Rücken gelegt und dann nach allen Regeln der Kunst mit Messern abgehäutet, eben so unsanft, wie man etwa einem Ochsen das Fell abzieht; zunächst an den Armen, von denen man die Hände abschnitt, doch so, daß sie an der Haut hängen blieben; nachher die Seiten und so fort. Vier Männer hielten Arme und Beine fest, ein fünfter hielt den Kopf zwischen seinen Beinen, ein sechster arbeitete mit dem Messer und so fort. Der alte König sprach während dieser Zeit sehr aufgeregt mit dem Todten, bis das ganze Fell abgelöst war; den Kopf hatte man bisher mit einem Tuche umwickelt; bevor man ihn vom Rumpfe trennte, wurde noch eine lange Standrede an ihn gehalten. Der Inhalt war, daß der schwarze Bursch durch übermäßigen Genuß von Rum tall und verblödt geworden sei. „Weshalb warst Du so thöricht, so viel Grog zu fressen!“ Das waren die Schlußworte. Der Kopf wurde in den Dilly-Beutel gethan; seine Haut sollte am nächsten Tage abgezogen werden; das abgezogene Körperfell wurde ausgebreitet, mit Speeren befestigt und in der Sonne getrocknet. Die Speere bekommen dadurch eine Art von Zauberkraft; wer sie wirft, wird allemal den Feind treffen und ihn niemals verfehlen. So erklärt sich, weshalb jeder Mann danach trachtet, daß sein Speer beim Ausspannen des Menschenfelles gebraucht werde.

Billy schnitt nun der abgezogenen Leiche die Beine an den Knien ab, löste die Knochen aus den Lenden los und drehte sie aus den Gelenken. Die Schulterblätter ließ man anfangs an den Armen, und nun machten sich auch Weiber und Kinder über das, was nach da lag, her: eins hatte die Fußhaut, ein anderes den Arm bis zum Ellbogen und so weiter. Alle traten das Fleisch von den Knochen, der Leib wurde aufgeschnitten, und Mc Donald sah, wie eine alte Gin (so bezeichnet man eine schwarze Frau) sich mit dem Eingeweidefett ihren Körper einrieb. Wir glauben gern, daß dem weißen Manne, der das Alles mit ansah, übel und weh zu Muthe wurde; dazu trug auch der übele Geruch bei. Aber er hielt tapfer aus; er sah nach, daß große Fleischklumpen auf einem Feuer gedörrt wurden, und auf die Frage, was geschehen solle, entgegnete eine Gin, das Fleisch werde in ein Loch vergraben; gegessen werde es nicht. In der That grub man dicht neben dem Feuer ein Loch und fütterte dasselbe mit Gras aus; die Gin bemerkte, man werde das Fleisch hinein thun und ein Feuer darüber machen, damit die wilden Hunde (die Dingos) nicht dazu kämmen.

Nach einem Todesfalle entsenden die Schwarzen sich des Känguruhfleisches während einiger Wochen. Sie geben zu, daß sie früher das Menschenfleisch gegessen hätten, behaupten jedoch, daß sie das jetzt nicht mehr thäten. Mc Donald konnte es nun nicht länger aushalten; er meint, in seiner Gegenwart würden sie sicherlich kein Menschenfleisch gefressen haben. Es muß nach bemerkt werden, daß alle Anwesenden sich zum Zeichen der Trauer Schnitte beibrachten, die Männer an den Beinen und am Leibe, die Frauen außerdem auch nach auf der Schädelhaut. —

In einem spätern vom 31. Juli 1871 datirten Berichte giebt Mc Donald nach verschiedene Einzelnheiten. Wir erfahren, daß die abgekratzten Knochen unter die Freunde und Verwandten des Todten vertheilt werden; deshalb ist es so schwierig, ein vollständiges Skelett zu bekommen; und ohnehin werden die Knochen zerschlagen, damit man das Mark herausnehmen könne. Nachdem man dieselben eine Zeitlang mit sich herumgetragen hat, werden sie, wie Mc Donald meint, wieder gesammelt und an einem Baume aufgehängt.

Unser Gewährsmann ist der Ansicht, daß jene schwarzen Leute an ein zukünftiges Leben nach dem Tode glauben, doch kann er nicht genau sagen, wie sie sich dasselbe vorstellen. So viel hat er indeß ermittelt, daß sie viel Grog und viel Tabak in ihrem Paradiese zu finden hoffen.

Menschenfleisch gilt ihnen allerdings für eine große Delicatesse. Mc Donald ist fest überzeugt, daß sie einen Theil vom Fleische des verstorbenen Stiefsohnes verzehrt haben; und er fügt hinzu: „Ich fühle mich verpflichtet es auszusprechen, daß die Eingeborenen das Fleisch ihrer gestorbenen Freunde verzehren, und indem sie das thun, glauben sie fest, daß sie sich damit eine Güte thun und dem Todten eine Ehre erweisen. Sie verzehren es nicht etwa, weil sie nach demselben lüstern wären; doch ist dem selber so gewesen, und noch vor einigen Jahren verzehrten die alten Männer mit großem Appetit das gut gerösstete Fleisch junger Frauen. In Folge des Verkehrs mit den Weißen geschieht das aber nicht mehr häufig, und man begräbt oftmals Frauen und auch Kinder unzerstückelt, aber die Männer, insbesondere die Häuptlinge, werden auch jetzt nach verzehrt. Es ist mir mitgetheilt worden, daß nach ganz vor Kurzem alte abgemagerte Männer, deren Fleisch gewiß nicht saftig war, gewissenhaft gefressen worden sind. Wenn man das Fleisch eines Menschen genießt, gewinnt man dadurch die Kraft und die guten Eigenschaften, welche derselbe gehabt hat. Das ist der Wahnglaube.“

Aber was fängt man mit der abgezogenen Haut an? Mc Donald erzählt Folgendes: „Vor nun vier Jahren lagerte eine Horde schwarzer Leute unweit von meiner Wohnung. Einige stahlen mir dem Felde kleine Kartoffeln; ich hielt Nachfrage, aber sie leugneten. Das verdroß mich, und ich beschloß, die Schuldigen zu ermitteln. Sie waren inzwischen weiter gezogen, ich setzte ihnen nach und holte sie im Busch ein. Eine alte Frau wankte unter einer schweren Last einher, möglicherweise trug sie Bataten, und ich hielt sie an. Sie sollte das Bündel öffnen, weigerte sich jedoch, weil — ihr Sohn in demselben verpackt sei. Nur mit großem Widerstreben und erst auf meinen strengen Befehl gab sie nach, und nun zeigte sie mir zwar nicht die ganze Haut, wohl aber sah ich den behaarten Kopf und zu jeder Seite desselben eine Hand mit ausgespreizten Fingern. Die Alte that mir nun leid; sie ging mit ihrem Schatze so zärtlich um, als hätte sie einem Kinde geliebkost. Seitdem

Digitized by Google

reich und England eine Rolle spielte. Drouyn sagte: „Von den Pyrenäen bis zum Rheine erstreckt der Weinbau seine Herrschaft über 79 Departements, und auch aus allen Herren Ländern trägt man bei uns nach den feurigsten Weinen. Trotz der Verheerungen des Oidiums, von denen der Weinbau sich kaum zu erholen begann, als eine neue Landplage sich über die Weincultur des Südens ergoß, trotz alledem erhebt sich heute unsere Weinproduction auf nahezu 71 Millionen Hectoliter, deren Durchschnittspreis 23 Francs beträgt und die somit einen Gesammtwerth von 1 Milliarde 600 Millionen repräsentiren. Nimmt man an, daß die Familie jedes Weinbauers 4 Köpfe stark ist und etwa 1000 Francs verausgabt, so finden wir, daß dieser Culturzweig die Bedürfnisse von mehr als 1,600,000 Familien oder von 6½ Millionen Einwohner befriedigt. Wenn man dieser Zahl noch diejenige von nahezu 2 Millionen Fuhrleuten, Gewerbetreibenden und Geschäftsleuten hinzufügt, die alle ihren Antheil an dem entfallenden Gewinn haben; so kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß der Weinbau den fünften Theil der Gesammtbevölkerung des Reichs ernährt und daß er runde zwei Milliarden einträgt, d. h. den vierten Theil aller ackerbaulichen Einkünfte Frankreichs. Und wie bescheiden gegenüber so wunderbaren Ergebnissen ist nicht der Weinsteuer! Nimmt er doch nur 2½ Millonen Hectaren ein, d. h. weniger als den zwanzigsten Theil des bebauten Landes, und überall begnügt er sich mit den Bodenarten, die für jeden andern Culturzweig unbrauchbar wären, dabei hat er nicht einmal eine ausschließliche Vorliebe für gewisse Bodenbeschaffenheiten: Wenn man unsere berühmtesten Gewächse ins Auge faßt, so gewahrt man, daß der Weinstock am Cap Breton und auf dem quarzhaltigen Dünensande des Landes vorkommt; daß er in Médoc auf ähnlichem mit Kiesel und Kieselgestein gemischtem Sande, in Anjou auf thonhaltigem Erdreich, in der Champagne auf Kreidefelsen wächst. Die Rebenstöcke der Ermitage befinden sich auf Granitgestein und die von Burgund auf Kalkfelsen und jumpfigem Erdreich.

Und auf der andern Seite, welche wunderbare Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse entspricht nicht diesen abweichenden geologischen Bedingungen! In seiner Ampelographie zählt Graf Odart nicht weniger als 880 in Frankreich angebaute Rebensorietäten auf."

Aus dem Angeführten erkennt man, welche ungemeine Wichtigkeit der Weinbau für Frankreich hat und wie man dort allerdings in der kleinen Phylloxera ein Schreckgespenst sehen kann. Aber auch wir haben alle Ursache auszupassen, daß dieser böse Gast nicht über unsere Grenze gelangt. Es steht zu hoffen, daß das Reichskanzleramt dem Antrage der deutschen Land- und Forstwirthe nachkommt.

Das norwegische Land am Jakobsflusse.

m. Da, wo im Norden die Grenzen Norwegens, Rußlands, Finlands und Schwedens zusammenstoßen, war noch vor wenigen Jahren ziemlich wüstes Land, dessen Baumlosigkeit der Oede ein noch schauerlicheres Ansehen gab. Seit aber die Finnen dort in Masse eingewandert sind, ist die äußerste Spitze des norwegischen Landes am Jakobsflusse eine sehr belebte Gegend geworden, in welcher ein neues Kirchspiel mit zwei Kirchen entstand, von denen die eine nahe am letzten Landesgrenzstein, also auf dem äußersten Punkte norwegischen Landes, steht, gewissermaßen als protestantischer Wachtthurm gegen das Andrängen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse des östlichen Kolosses. —

Wie in religiöser Hinsicht in jene Gegenden, namentlich in Süd-Varanger, ein neues Leben gekommen, so ist auch ein Geschäftsgeist geweckt worden, wie er kaum im Auslande vermuthet werden dürfte. Zunächst hat man das Land untersucht und die schönsten Birken- und Kiefernwälder gefunden. Dann hat man die drei Flüsse, welche Süd-Varanger durchschneiden, besonderer Beachtung gewürdigt und gefunden, daß der Jakobsfluß, der Pasvigfluß und der Neidenfluß große aushaltende Wassermassen führen. Doch ist der Pasvigfluß der größte, weil er das Wasser des 60 geographische Quadratmeilen großen Enare-See's ableitet. Alle drei Flüsse sind sehr reich an Lachsen und daher für die Anwohner von unschätzbarem Werthe. Nach allen Anbeutungen dürfte dieser Lachsreichthum bald auch dem Auslande zu gute kommen, indem die Lente angelernt werden, den Fisch zweckmäßig zu marinirten und zu räuchern.

Das Fest der Kreuzeserhöhung in Abyssinien.

Dieses Fest gilt für das höchste und feierlichste im ganzen Jahre, höher selbst als Ostern; wenn es auch mehr politischer als religiöser Art ist. Am Vorabende strömen bei dem Fürsten oder Statthalter der Provinzen die angesehensten Leute und ganze Trupps von Soldaten zusammen, jeder mit einem Stock in der Hand, dessen eines Ende mit Blumen verziert ist. Dann läßt der Fürst die Dudelsäcke blasen und jetzt sich auf den höchsten Punkt seiner Amba (Bergfestung), umgeben von seinen Gästen, welche, in zwei Theile getheilt, kriegerische Spiele aufführen, dabei aber stets ihren Stock in der Hand behalten. Jeder giebt sich die möglichste Mühe, seine Kraft, seine Geschicklichkeit, seine Erfindungsgabe von Kriegslisten zu zeigen. Die fliegende Parlei verfolgt, den Degen in der Hand und unter beständigem Losfeuren der Flinten, die unterliegende bis zu dem Orte, wo der Fürst thront. Dieser erhebt sich bei ihrem Herannahen, überschaut die Sieger mit Lobsprüchen und preist ihre Tapferkeit und Unfehlbarkeit. Plötzlich erhebt sich ein Lärm, Trompeten erschallen und laute Rufe ertönen von allen Seiten: „Das heilige Kreuz kommt, das heilige Kreuz kommt." Und dabei umarmt man sich gegenseitig, ohne Rücksicht darauf, daß viele der Festgenossen Mohammedaner oder Heiden sind. Dazu leert die Menge Hörner voll Meeth und schlägt Ochsen zu Boden. Während sie noch zuckend daliegen, reißt einer der Umstehenden dem einen die Zunge aus und verschlingt sie ganz roh und vom Blute triefend. Dann trennt man ein Bein ab und präsentirt es dem Fürsten, der sich an einer beliebigen Stelle ein großes Stück davon abschneidet und roh verzehrt. Diesem Beispiele folgen alle Gäste, nur daß sie kleinere Bissen als der Fürst sich nehmen. In der darauf folgenden Nacht findet dann die Ceremonie des „brennenden Feuers" Statt. An einer Stelle häuft man eine Menge Holz auf, und am Schlusse der Festlichkeit wirft Jeder seinen blumengezierten Stab, die Diener außerdem noch große, bereitgehaltene Reisigbündel auf den Haufen, der bald die Gestalt eines Hügels annimmt und, in Brand gesteckt, einen mächtigen Schein verbreitet. Dabei überlassen sich die Leute die ganze Nacht hindurch allerlei Ergötzlichkeiten. — Dasselbe Feuer wird aber auch in den umliegenden Dörfern angezündet, woselbst die Ceremonie aber mehr religiöser Art ist und den in anderen Ländern üblichen gleicht.

* * *

— Ueber den jüngst von uns erwähnten Stanley-Humbug in Neuyork erhalten wir aus Marburg in Hessen eine Mittheilung, die uns Spaß macht. Der Negerjunge, so schrieb der „Herald", sang, indem seine Augen rollten, angeblich in Kisuahheli:

Schuffli doanbodami,
Schuffli doanbodami,
I bel ongtoca manedschi.

Dieses angebliche Lied ist wahrscheinlich nichts Anderes als eine Verzerrung respective Verunstaltung der Sylben eines in Nordamerika allbekannten Liedes:

Shoe fly don't put on me,
Shoe fly don't put on me,
For I belong to come to thee!

Es ist ein echter Yankee-Humbug, daß man den biedern Bruder Jonathan einen Gassenhauer als Kisuahheli zum Besten giebt.

— Die englspurigen Eisenbahnwagen haben in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine große Zu-

Digitized by Google

kunft, namentlich im Westen, wo es vor Allem darauf ankommt, wohlfeil zu bauen und den neubesiedelten Gegenden Transportmittel für die Landesprodukte zu verschaffen. Eisenbahncompagnien und Ingenieure kommen auf die von Stephenson bevorzugte Spurweite von 4 Fuß 8½ Zoll englisch zurück. Auf der großen Transkohn von Buffalo nach Sarnia hat man die Spurweite von 5 Fuß 6 Zoll beseitigt und die Schienen umgelegt, so daß die Breite auf 4 Fuß 8½ Zoll reducirt worden ist. Nun aber findet die enge Spurweite große Gunst, weil mit ihr große Kosten erspart werden. Die im Betrieb stehenden 60,000 Miles Bahnen von 4 Fuß 8½ Zoll Breite, welche letztere als „Standard“ betrachtet werden kann, haben für die Mile durchschnittlich 50,000 Dollars gekostet, also eine Gesammtauslage von 3000,000,000 Dollars verursacht. Bei enger Spurweite würden sie nur 1200,00,000 gekostet haben und damit läge eine Minderausgabe von 1800,000,000 vor. Nimmt man den Zinsfertag auf 7 Procent jährlich an, so würden die Zinsen vom Capital und die Nettozinsen in 20 Jahren sich auf kein geringeres Ersparniß als 4320,000,000 Dollars belaufen. Ob diese Berechnung zutrifft, mag hier unentschieden bleiben. Im Jahre 1873 werden etwa 2000 Miles englspurige Bahnen vollendet sein. Die Cairo-St.-Louisbahn und die Denver-Rio-Grandebahn werden im Sommer dem Betriebe übergeben. Das System der letzteren soll, gleichfalls vermittelst engspuriger Bahnen, verbunden werden einerseits mit den mexicanischen Schienenwegen und andererseits durch solche, welche St. Louis direct mit Richmond in Virginien verbinden. Im Allgemeinen wird man die Spurweite von 4 Fuß 8½ Zoll beibehalten; enge Bahnen aber werden in den südwestlichen Prairiegegenden und noch den Hüttenbezirken gebaut werden.

— Die Haut der Alligatoren ist in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union ein gesuchter Handelsartikel geworden, den man zu vielerlei Zwecken verwendet. Die Thiere sind am Mexicanischen Golfe, namentlich in Florida, sehr häufig, dann auch in Louisiana und Alabama. „Wir sind hoch erfreut, daß die Industrie uns von einer beträchtlichen Anzahl unserer ungegrebten Freunde befreit; sie werden doch nun nicht mehr an jedem Tage einen Hund oder ein schwarzes Kind am Ufer wegschnappen.“

— Die Büffel auf den Prairien sind im Spätherbst 1872 in „grabezu ungeheurer Menge“ im westlichen Theile des Staates Kansas erschienen. Weiße Jäger zogen in Menge den Herden nach, schossen Tag für Tag viele Hunderte von Thieren und eine ganze Compagnie von Fleischern war ihnen gefolgt. Diese hatten ihr Hauptquartier in Dodge City, wo das Pfund beste Fleisches mit nur 1 bis 2 Cents bezahlt wurde. Große Mengen wurden von dort nach dem Osten versandt. Eine Büffelhaut kaufte man für 1½ bis 2½ Dollars. Ein Handlungshaus in St. Louis hat in den beiden letzten Monaten des verflossenen Jahres mehr als 20,000 Büffelhäute aus dem westlichen Kansas erhalten, in anderen mehr als 5000 und wieder ein anderes hielt 25,000 eingepökelte Büffelzungen zum Verkauf aus. Die Jäger sagen: „Wir sehen Herden, die meilenlang in einem Zuge sich bewegen.“

— In den westlichen Staaten, in welchen die Zucht der Schweine mit jedem Jahre eine größere Ausdehnung gewinnt, gehört auch Jowa. Im Mai 1872 nahm der Staatsauditor eine Zählung des Borstenviehes vor, welche 1,244,169 Stück ergab, im Geldwerthe von 2,521,240 Dollars oder etwas mehr als 2 Dollars für das Stück. Im Vorjahre betrug die Zahl 1,008,671, der Durchschnittspreis 2 Dollars 56 Cents per Kopf. Die Maisernte ist 1872 ungemein ergiebig gewesen und so wird die Schweinezucht sich abermals beträchtlich vermehrt haben.

— Die Giftschlangen Indiens. Wir brachten jüngst einen Aufsatz über dieselben (S. 76 ff.), in welchem aus dem Buche Fayrer's mitgetheilt wurde, daß durchschnittlich 20,000 Menschen in Folge von Bissen dieser giftigen Kriechthiere sterben. Nun hat auch ein anderer Arzt, Dr. Weir, der längere Zeit in Madras Leichenbeschauer (Coroner) war, sich über diesen Gegenstand vernehmen lassen. Ihm zufolge sind, wie die neuesten Zählungen nachweisen, in einem Jahre nicht weniger als 25,664 Menschen ein Opfer dieser Giftschlangen geworden. In der Präsidentschaft allein erliegen jährlich mehr als 2000 Leute; davon im Bezirke Tandschore, der etwa 1,700,000 Bewohner zählt, einer von je 6000. Gegen das Gift der Cobra, das ist auch Maie's Ueberzeugung, kennt man noch kein Gegenmittel und es bleibt zweifelhaft, ob jemals ein solches ermittelt wird. Hoffend in Auftreiben hatte Einspritzungen von Ammoniat unter die Haut empfohlen, aber diese erwiesen sich dem Gifte der Cobra gegenüber unwirksam. Das Schlangengift ist so subtil und so rasch in seiner Wirkung auf den menschlichen Körper, daß nur ein Gegenmittel helfen könnte, das so zu sagen mit elektrischer Schnelligkeit dem Gifte nachellen könnte. Mair ist, gleich Fayrer, der Meinung, daß die für Einlieferung getödteter Giftschlangen gezahlte Prämie zu gering sei. Es würden sich, wenn man dieselbe für jedes Stück auf 1 Schilling (3 Annas) erhöhe, sicherlich viele Leute mit dem Tödten der Schlangen handwerksmäßig befassen. Diese kommen saft überall in Indien vor, sowohl in dichtbewohnten Gegenden wie in den Wäldern; sie dringen in die Gärten bei den Häusern auch der Europäer ein und kriechen in die Badezimmer und in die Schlafstuben derselben ebensowohl wie in die Wohnungen der Eingeborenen. Der Hindu hat vor ihnen nicht weniger Abscheu und Furcht wie der Europäer, aber ein Brahmine hebt schon vor dem bloßen Gedanken zurück, eine solche Schlange zu tödten. Er hat den Wahnglauben, daß in ihrem Leibe eine Menschenseele wohne und daß er Gefahr laufe, einen seiner eigenen Urahnen umzubringen, wenn er die Schlange tödte! — Man weiß überall sehr wohl, wo Schlangen sich aufhalten, und die sogenannten Schlangenbezauberer können am hellen Tage sie aus ihren Schlupfwinkeln dadurch hervorlocken, daß sie vermittelst des Blasens auf einem einfachen Rohre eine eigenthümliche Musik machen.

— Aus dem Caplande. In der Capcolonie hat im November 1872 die verantwortliche Regierung ihre Wirksamkeit begonnen; das vor einiger Zeit annectirte West-Griqualand ist nun in Bezug auf die Verwaltung völlig organisirt worden. Das Ministerium trat unter günstigen Umständen ins Amt, denn die Einnahme des Finanzjahres (das mit dem 30. September abschließt) hatte sich 1872 gestellt auf 997,522 Pf. St., gegen 699,614 im Jahre 1871, während die Ausgaben 1872 nur 690,279 Pf. St. betrugen gegen 690,279 im Vorjahre. — Im sogenannten Neu Rush hat ein Holländer in einem als werthlos anbrachten Claim einen echten Diamant von 321 Karat gefunden und dafür die stattliche Summe von 6500 Pf. St. baar erhalten, also nahezu 60,000 Thaler. — In der Transvaal-Republik ist abermals ein Goldrief entdeckt worden. — Der vielgenannte Kaffer Umpanda, welcher etwa 30 Jahre König im Zululande war, ist nach langem Kränkeln gestorben sein Nachfolger heißt Ketschwayo.

— Im Juli 1871 heiratheten vier junge Mädchen in Augusta, Staat Maine, an einem und demselben Tage. Am 31. Dezember 1872 waren zwei derselben bereits von ihren Männern wieder geschieden und die zwei anderen hatten Scheidungsklagen eingereicht.

Inhalt: Skizzen aus Senegambien. III. (Mit fünf Abbildungen.) — Europäische Fabeln in malayischem Gewande. — Seltsamer Brauch bei Eingeborenen von Queensland. — Statistische Notizen. — Johann Mayer's Missionsreise nach Schoa in Abyssinien. (Januar bis Juni 1872.) — Aus allen Erdtheilen: Der Weinbau in Frankreich und die Verwüstung der Wurzellaus des Rebstocks. — Das norwegische Land am Jalobsstusse. — Das Fest der Kreuzeserhöhung in Abyssinien. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Skizzen aus Senegambien.

IV.

Ein Blick auf Sierra Leone. — Zur Kennzeichnung der Bevölkerung. — Die für civilisirt geltenden Neger. — Schwierige Stellung der Weißen gegenüber den Schwarzen. — Eitelkeit und Unverschämtheit der letzteren. — Die Geschworenengerichte in Freetown. — Die wilden Stämme in der Zone der freien Flüsse. — Jagden und Thierleben am Senegal und Gambia.

Für den Europäer ist der Aufenthalt in Senegambien, wie überhaupt an der Küste von Afrika, gleichsam eine Verbannung. Er steht außer allem Verkehr mit der gebildeten Welt, sein Umgang ist auf die geringe Zahl der weißen Leute beschränkt, das heiße Klima wirkt im Fortgange der Zeit sehr abspannend und niederdrückend, und er ist stets der Gefahr ausgesetzt, gefährlich zu erkranken. Was ihn umgiebt, ist ganze oder halbe Barbarei, und mit den freien Negern in den Städten ist schwer auszukommen, weil sie, durch „Philanthropen“ und Missionäre verwöhnt, ungemein übermüthig geworden sind. Man hat sie förmlich verzogen und verhätschelt, und in Sierra Leone können die Weißen es neben ihnen kaum aushalten. Richard Burton hat aus eigener Anschauung über das Leben und Treiben der dortigen Neger manche zum Theil ergötzliche, zum Theil empörende Thatsachen gemeldet.

Die Bevölkerung dort theilt man ein in: Europäer, civilisirte Leute, Afrikaner, farbige Leute, oder wie die Yankees sagen, Buffun, d. h. Person, Neger, Darkeys und Niggers. Mit Nigger wird an der Westküste im Allgemeinen ein Sklav bezeichnet, und wer in Sierra Leone einen freien Mann Nigger nennt, wird nach dem von den Engländern gegebenen Gesetze mit nicht weniger als 5 Pfund Sterling Strafe belegt! Einem „Menschen und Bruder“ darf man das „Ehrgefühl“ nicht kränken. „Soll in unseren Tagen nicht der verworfenste Neger mehr gelten, wie irgend ein weißer König? Da landete mit mir in Freetown der Sohn eines emancipirten Sklaven; der letztere wurde Geistlicher und Missionär, starb aber dann, zur Religion seiner Urväter zurückgekehrt, als rechtschaffener Fleischhandeler. Der Sohn, Namens Ajai, war zwei Jahre lang im Kings College zu London unter Abrichtung gewesen und wurde von den Philanthropen sehr verzogen. Dadurch zog man eine maßlose Eitelkeit in ihm groß. Derartige Burschc, welche man in England verhätschelt, sind in Sierra Leone zufrieden, wenn sie Brei und schlechte Fische haben und dazu Mimbo und Pitto trinken, d. h. Palmwein und Bier ohne Hopfen; in London dagegen ist ihnen das beste Rindfleisch nicht gut genug und auch am Champagnerwein finden sie etwas zu tadeln. In Afrika tragen sie geplumpte Hosen und Naturstrümpfe, in London wollen sie die feinsten Tuchröcke mit Sammetkragen, Cylinderhüte, Halstücher von recht knallenden Farben, viele Ringe an den Fingern und citronengelbe Handschuhe haben. Es möge hier beiläufig bemerkt werden, daß Niemand seine wilden Brüder so sehr mißhandelt, wie der angeblich civilisirte Neger. Er redet seinen schwarzen Diener am liebsten an mit: Du Esel! und wird ihm täglich zahnmal zu hören geben, daß er ihn nicht

Digitized by Google

für so viel werth halte, wie den Staub unter seinen Füßen. Kein Wunder, daß man ihn haßt. Er selber weiß aber wohl, wie schwer es sein würde, seine Landsleute in Afrika über ihre niedrige Stufe emporzuheben. Doch preist er seine Race, wenn er stupide Weiße vor sich hat, und lügt ihnen in der Exeter Halle dreist ins Gesicht, daß in Lagos, einem argen Diebsneste, Diebstahl unbekannt sei und man dort das Geld in unverschlossenen Zimmern auf dem Tische liegen lasse. — Die Mandingos dagegen, die mit uns reisten, bildeten einen vortheilhaften Gegensatz zu jenen angeblich civilisirten Creaturen; ihre ganze Haltung war männlich und anständig."

„Die Weißen selbst sind Schuld daran, daß sie an der afrikanischen Küste in eine schwierige und unangenehme Lage gekommen sind; sie hätten, als herrschendes Volk, das sie doch einmal sein wollen, sich nicht so viel vergeben müssen. Barbaren gegenüber gewinnen scheinbare Kleinigkeiten eine nicht geringe Bedeutung. Würde man einen halbnackten, mit zerlumpten Kleidern behängten, barfüßigen Europäer in der Schiffscajüte zulassen? Gewiß nicht; der Neger darf es. Manche dieser Burschen gehen an Bord, um Streit anzufangen und dann, als Beleidigte, Geld zu erpressen. Was denkt man von einer Negerin, die beim Gouverneur an der Tafel sitzt, ihre Serviette fallen läßt und dann zu ihrem Tischnachbar sagt: Herr Offizier, wollen Sie mir nicht die Serviette aufheben?"

Schwarzer Handlungsdiener am Senegal.

„In Freetown war eben das Urtheil in einem Processe gefällt worden. Ein weißer Civilbeamter hatte einen schwarzen Diener, der ihn mehrmals bestohlen, gewarnt, und als derselbe wieder stahl, ihm eine Tracht Schläge gegeben und aus dem Hause geworfen. In England wäre die Sache vor das Polizeigericht gekommen und mit einer halben Krone abgemacht gewesen. Der Dieb, von seiner Sippe unterstützt, wendet sich an einen Mulatten, der als Advocat practicirt und sich zunächst ein Handgeld von 5 Pfund Sterling zahlen läßt. Dann betreibt er die Klage, und der weiße Civilbeamte wird verurtheilt; er mußte 50, sage funfzig, Pfund Sterling zahlen, weil er einen Hausdieb geprügelt hatte. — Der Zahlmeister eines Dampfers der afrikanischen Compagnie kam dahinter, daß ein westindischer Neger creperte Wellschblühner stahl lebendiger abfieserte und nannte denselben einen Dieb. Der Herr Dieb reichte eine Klage ein und verlangte wegen dieser Ehrenkränkung ganz bescheiden nur 1000 Pfund Sterling Strafgeld; das Gericht billigte dem Diebe 3 Guineen zu! — An Bord des Schiffes kam ein schwarzer Packträger, der mit jenem Zahlmeister Zank anfing und nach diesem schlug. Ein Offizier sagte dem Neger: Wäre das mir geschehen, so würde ich Dich über Bord geworfen haben. Der Neger nahm zwei andere Packträger als Zeugen, beschwor, daß der Offizier ihn an Leib und Leben bedroht habe, und forderte 50 Pfund Sterling Schadenersatz. Trotz eines von drei englischen Offizieren unterzeichneten Gegeneides, daß kein beleidigender Ausdruck gefallen sei, wohl aber, daß der Packträger mit Schimpfwörtern um sich geworfen und sich mit unverschämtester Frechheit betragen habe, und trotzdem einer der Zeugen ein britischer Oberst war, verurtheilte das Gericht den weißen Offizier, dem Neger Abbitte zu leisten und 15 Pfund Sterling Kosten zu zahlen! — Ein weißer Mann erzählte mir, daß er einem unverschämten schwarzen Diener mit dem Stocke nur gedroht habe; dafür wurde er zu 50 Pfund Sterling Strafe verurtheilt, und mußte froh sein, sich mit 12 Pfund abfinden zu können. — Die britische Verfassung will, daß Jeder von seines Gleichen gerichtet werde. Diese Peers sind nun in Sierra Leone durch die Bank zwölf Bolbutneger, ehemalige Sklaven, die noch zur Hälfte im Fetischwesen stecken, und Schango, den Gotzen des Feuers, verehren, halbnackte Gesellen. Vor ihnen, den Geschworenen, welche die Jury bilden, hat der Weiße sich zu verantworten. Man sagt, aus den 40 bis 50 Weißen, die überhaupt in Freetown zu finden sind, könne man kein Geschworenengericht bilden. Die Jury wird dort, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (— wo sie allerdings in geradezu himmelschreiender, skandalöser Weise ausgeartet ist —), eine wahre Maschine für die Tyrannei. Frage: Sind diese halbnackten Barbaren meines Gleichen? Die Zeugen schwören falsche Eide nicht für Geld, sondern weil der Kläger oder Beklagte zu ihrer Stammessippe gehört. Der Richter, sei er weiß, gelb oder schwarz, muß sein Urtheil fällen, je nachdem das Verdict dieser Barbaren ausgefallen ist."

Es giebt manche schwarze Familie in Sierra Leone, z. B. die Caupkins, Lewis, Pratt, Macarthy ꝛc., gegen welche ein Fremder gar nichts ausrichten kann. Burton fand den 1862 nicht weniger als 17 Haupt- und gegen 200 Unterstämme; nach Kölle's Bericht werden in den Straßen von Freetown an 100 Sprachen und Mundarten geredet. Unter einander sind die verschiedenen Stämme in Feindschaft, aber den Weißen gegenüber treten sie auf wie Ein Mann. Sie bilden unter sich unabhängige Republiken, welche sie Compagnien nennen, und jede derselben sammelt einen Geldvorrath, um denselben bei Gelegenheit zum Nachtheil ihrer Gegner zu verwenden. Am mächtigsten sind die Sippen aus Yoruba, die Akus und die Idos. Die Akus sind höchst gefährlich; sie deben vor keinem Verbrechen zurück und sind rasch mit Gift bei der Hand. Die „Aku-Tyrannei" ist eine wahre Plage geworden; „Jedermann ist ihr preisgegeben." Zahlreich sind auch die Ibos, deren Heimath an der Spitze des Nigerdeltas ist. Man sagt: der Aku thut Alles für Geld, der Ibo aus Rache. Als Geschworene werden die Akus Jeden ihrer Landsleute unbedingt freisprechen, gleichviel welches Verbrechen derselbe begangen habe. „Das Geschworenengericht ist dort zur Carricatur geworden."

Digitized by Google

Wir wiederholen es: Burton ſpricht aus eigener Erfahrung und führt außerdem als Beleg eine ausführliche Darſtellung der Zuſtände in Sierra Leone aus der dort erſcheinenden „Weekly Times“ hinzu, die an Ort und Stelle ſich noch weit ſchärfer ausſpricht, insbeſondere über die Tyrannei der Akus. „Only the ignorant can boast of the extensive freedom we have given to the African. Freedom, indeed, we should have given, but it ought to have been qualified to suit their capacities.“ Das haben die Radicalen in Nordamerika nicht beachtet, und nun ſehen wir auch dort die Beſcherung. Es iſt ja ſchon ſo weit gekommen, daß die Neger bei der Wahl des Präſidenten den Ausſchlag geben in der Exrepublik Waſhingtons.

Aehnlich wie Burton äußert ſich ein ausgezeichneter franzöſiſcher Seemann, der Fregattencapitän Vallon, welcher die ganze Küſte bis nach Congo hinab gleichfalls aus jahrelanger Beobachtung kennt. „In Sierra Leone giebt es keinen freien Mann, außer er ſei von afrikaniſcher Race. Der Hochmuthsdünkel derſelben iſt derart aufgeblüht, daß es nicht gerathen erſcheint, ihm irgendwie Anlaß zum Unmuth zu geben. Auch die ausgelaſſenſte Unzucht iſt eine Plage von Freetown. Sierra Leone erſcheint im Großen als der Typus von dem, was wir in allen engliſchen Handelsfactoreien der Küſte im Kleinen wiederfinden: Der Schwarze iſt Alles, der Weiße gilt nichts. Die Miſſionäre, gleichviel ob Katholiken oder Proteſtanten, haben Civiliſation (— und wie iſt dieſe beſchaffen! —) nicht weiter verbreiten

„Civiliſirte“ Neger.

können, als die Stäbe ihrer Conſtabler reichen.“ Vallon fügt hinzu, daß wir dieſe Neger noch heute eben ſo finden, wie ſie vor 400 Jahren zur Zeit der Entdeckung waren; durch den Verkehr mit den Europäern ſei ihre Barbarei ſo gut wie gar nicht modificirt worden.

Die afrikaniſche Barbarei finden wir in ihrer urwüchſigſten Geſtalt bei den verſchiedenen Völkerſtämmen zwiſchen dem Gambia und Sierra Leone, in der Zone der ſogenannten freien Flüſſe, am Cacheo, Geba, Rio Grande, bei den Yolas, Papels, Antullas, Balantes, Nalus ꝛc. Die Franzoſen haben Factorien am Cazamance, und auch an dieſem Strome iſt ethniſch Alles zerklüftet; an demſelben wohnen Yoloſs, Gigonchs, Bagnus, Felups und Balontes, Alle am untern Laufe; ſie reden verſchiedene Sprachen; am obern Strome ſind die Mandingos vorwaltend, und ſie allein bekennen ſich zum Islam, alle übrigen treiben Fetiſchdienſt. Die Felups haben eine Art Obergötzen, den ſie Emit nennen, aber ſie bezeichnen mit dieſem Namen auch Sonne, Mond und überhaupt alle Naturkräfte. Die Begas und Nalus ſind ſprachverwandt; die letzteren wohnen zwiſchen dem Rio Grande und dem Pongo und ſollen mit den Mandingos ſprachverwandt ſein; ſie ſprechen das Suſu. Zwiſchen den Nalus und der Binnenlandſchaft Futa Dſchallon finden wir die Landumans in der Provinz Karlandy, wo die Franzoſen an der gleichnamigen Ortſchaft ein Fort mit Factorei errichtet haben, um den Räubereien dieſes Volkes zu ſteuern; ihr Obergötze heißt Sinto; derſelbe wohnt im dichten Walde und wird manchmal einem Menſchen ſichtbar. Die Menſchenſeele kann in einen Tſchimpanſeeaffen übergehen; wer ſich mit der Frau eines Häuptlings in ſtraf-

Digitized by Google

bare Verbindung einläßt, bringt seine eigene Familie in Gefahr, denn auch diese wird hingerichtet. Sklaverei iſt allgemein. Ein angeſehener Mann, der ſich nicht mehr in allgemeine Angelegenheiten einlaſſen will, geht zu irgend einem mächtigen Häuptling, den er ſich als Beſchützer wählt; er läßt ſich Hände und Füße binden, zu ſeiner Rechten legt man ihm einen Säbel, zur Linken eine Peitſche; damit wird er ſchutzbefohlener Vaſall. Die Bagas leben an der Küſte zwiſchen dem Rio Nuñez und dem Pongo faſt ohne Berkehr mit anderen Völkern; ſie gewinnen Seeſalz und Palmöl und haben eine Art von Communismus, indem der Ertrag aller verkauften Gegenſtände unter den Familien vertheilt wird.

In Senegambien finden wir ein reiches Thierleben, und Europäer haben Zerſtreuung genug auf ihren Jagden, die nicht ohne Gefahr ſind und Aufregung in Hülle und Fülle bieten. Im Norden des Senegal dehnen weite, landige Ebenen ſich aus, und der Baumwuchs iſt ſpärlich; er tritt zumeiſt in vereinzelten Gruppen auf und dieſe bilden grüne Oaſen. In dem Waldgeſtrüpp haben die Löwen ihr ager. In der offenen Wüſte trifft man häufig auf Strauße, welche von berittenen Mauren verfolgt werden. Insgemein werden Sinten zur Straußenjagd abgerichtet, und ſie ſtehen ſo hoch im Preiſe, daß nicht leicht ein Einzelner denſelben erſchwingen kann; deßhalb treten mehrere zuſammen und laufen und unterhalten gemeinſchaftlich ſolch ein koſtſpieliges und koſtbares Pferd. Die Ausbeute der Jagd wird vertheilt, je nach der Summe, welche der Einzelne für den Ankauf des edeln Roſſes eingezahlt hat. Die Reiter beginnen die Jagd, wenn die Sonne am höchſten ſteht, und ſie nehmen Kameele mit, auf welche die Strauße geladen werden; man tödtet die Vögel im Laufe vermittelſt eines mit Blei beſchlagenen Stockes. Die Stuten erhalten als Futter Kameelmilch, Gerſtenmehl und Datteln. Die großen Trappen ſind zahlreich im Gebiete der Mauren, die kleine Art kommt auch bei Gorée vor; beide werden zu Pferde und mit Hunden gejagt.

Die Antilopen halten ſich vorzugsweiſe in ſolchen Gegenden auf, wo ſich eine Tränke befindet, und dorthin geht der Jäger Morgens und Abends auf den Anſtand. Man muß ſie zu überraſchen ſuchen, denn auf der offenen Ebene ſind

Maraduts in Gorée.

die Führer der Trupps, alte Männchen mit ſcharfem Auge und feinem Gehör, immer auf der Hut; ſobald ſie ein Zeichen geben, daß Gefahr drohe, entrinnen alle mit Windeseile. Der Löwe nähert ſich vorzugsweiſe von Antilopen, verſchmäht aber auch Perlhühner nicht, denen er im Gebüſch auflauert. Dieſe Vögel ſind übrigens ſehr ſcheu und der Jäger kann nur ſelten ſie beſchleichen; dabei muß er wohl Acht geben, daß er nicht mit einem Löwen zuſammentrifft. Der König der Wüſte iſt indeß nicht zu fürchten, wenn man ihn unbehelligt läßt; auch Panther und Leoparden greifen den Menſchen nicht an und nehmen gewöhnlich reißaus, wenn ſie den Jäger erblicken. Der Schakal folgt dem Löwen, der ſeinerſeits nur das Fleiſch der von ihm erlegten Thiere frißt und gewöhnlich Ueberreſte liegen läßt; der Goldwolf iſt größer als der Schakal, die feige Hyäne geht Nachts auf den Fraß aus und iſt eine „Entweiherin der Grüfte“, deshalb umgiebt man die Grabſtätten mit Steinen und überdeckt ſie mit Dornbüſchen. Die Biſamkatzen haben die Größe eines gewöhnlichen Hundes und eine Mähne wie die Hyäne; der Pelz iſt weiß und ſchwarz geſtreift; ſie liefern Moſchus.

Während der Regenzeit ſtehen am Senegal, der ſo viele Nebenarme hat, die Ebenen weit und breit unter Waſſer; auf den trockenen Stellen ſieht man dann häufig Löwen, Wildſchweine und andere Vierfüßer dort in faſt unmittelbarer Nähe bei einander. Im Strome treibt ſich das Krokodil umher; runde Kugeln ſchaden ihm nichts, aber Spitzkugeln dringen durch ſeinen Panzer. Die Neger ſind ſehr erpicht auf das Fleiſch, deſſen Moſchusgeruch dem Europäer widerſteht. Im Lande glaubt man, daß das Ungeheuer ſeine erſchnappte Beute fahren laſſe, wenn man ihm mit den Fingern die Augen eindrücke, das wird aber doch in jedem Falle ein höchſt gewagtes Unternehmen ſein. Auch das Nashorn kommt am Senegal vor, namentlich im Sumpflande der Nebenarme; der Elephant iſt ſeltener und erſcheint am mittlern und untern Stromlaufe nur, wenn er in den Wäldern des Binnenlandes ſehr ſcharf verfolgt wird. Sobald er ſich blicken läßt und auf den Feldern Schaden anrichtet, vereinigen ſich die Landleute aus mehreren Dörfern, um gemeinſchaftlich Jagd auf ihn zu machen; die Yoloſs verſtehen ſich vortrefflich auf dieſelbe.

Digitized by Google

Gegen Ende des Herbſtes wimmelt es am Strome und in der Landſchaft Cayor von Affen, die zum Theil klein und ſehr häßlich ſind; die in Galan vorkommenden Arten, welche dieſes Land nicht verlaſſen, ſind größer und richten auf den Aeckern große Verheerung an; dieſe drei oder vier Arten haben keinen Schwanz und ihre Schnauze ähnelt jener des Hundes. Sie laſſen ſich unſchwer zähmen, ſind aber bösartig, beißen und werfen mit Steinen.

Europäer, welche von Gorée aus auf die Jagd gehen, begegnen früh vor Sonnenaufgang vielen Negern, die von einem Dorfe zum andern gehen oder das Feld beſtellen wollen. Sie tragen eine Lanze und eine kleine Hacke. Sobald das Geſtirn des Tages über den Horizont hervortritt, wenden ſie ſich demſelben zu, knien nieder und drücken die Stirn zur Erde; ſie ſind Mohammedaner. Nun beginnt auch die Jagd, die bis gegen zehn Uhr Morgens dauert; hinterher wird die Hitze zu ſtark. Früh hört man noch dann und wann das Gebrüll des Löwen; die Herden ſetzen ſich

Landungsplatz in Dakar.

in Bewegung; man hört die Hühner und Wachteln, die Kuckucke laſſen ihren Ruf unzählige Male ertönen, die Perlhühner ſchreien. Die großen Kalaos, welche von den Yoloſs Dobinä genannt werden, fliehen raſch. Dieſer Vogel iſt ſo groß, wie ein wälſcher Hahn; er hat ſchönrothen Fleiſchauswuchs und auf dem Schnabel oberhalb der Naſenlöcher eine Protuberanz; der Ton, welchen er hören läßt, gleicht dem einer Trompete. Im Geſträuche bemerkt man kleine graue Faſanen und langſchnäbelige Tukans; auch die Francoline fliegen in die Bäume, wenn ſie von Hunden verfolgt werden. Ueberhaupt iſt die Vogelwelt dort ſehr bunt und mannichfaltig; auch Turteltauben fehlen nicht, und der Suimanga, dieſer afrikaniſche Kolibri, ſchwirrt um die Blumenkelche.

Der Jäger darf allemal auf reiche Ausbeute der einen oder andern Art rechnen, aber in Afrika hat auf die Dauer das Jagdvergnügen bei weitem nicht denſelben Reiz, wie in den Ländern der gemäßigten Zone.

Seeraub in den chinesischen Gewässern.

Noch immer ist der Seeraub in den südchinesischen Gewässern eine schwere Plage und es liegt nichts Uebertriebenes in der Behauptung, daß auf der Flußstrecke von Canton an bis hinab nach Hongkong und weiter im Busen von Tong King (Tunkin) an jedem Tage die Piraten Handelsschiffe angreifen und nicht selten mit Glück. Dieses Piratenwesen hat in jener Gegend seit Jahrhunderten nicht aufgehört und oftmals eine wahrhaft erschreckende Ausdehnung gewonnen. Es ist z. B. Thatsache, daß im Jahre 1808 ein beim kaiserlichen Hofe in Peking in Ungnade gefallener Mandarin nicht weniger als 800 Kriegsdschonken unter seinem Befehl hatte, und daß die Anzahl der Korsaren, mit welchen er weit und breit die ostasiatischen Küsten unsicher machte, einmal bis gegen 70,000 Köpfe stieg. Schon im sechszehnten Jahrhundert bedrohte ein chinesischer Pirat die Insel Luzon, diese größte der Philippinen, vor der Hauptstadt Manila erschien er mit einer mächtigen Flotte; er lauerte der aus Mexico kommenden Silbergaleone auf, und die Spanier hatten eine Zeitlang guten Grund zu der Besorgniß, daß er sie völlig vertreiben werde.

Der eben erwähnte Mandarin plünderte die Küste, erhob überall Brandschatzungen, und die Kaufleute der Hafenplätze mußten sich dazu herbeilassen, ihm Jahrgelder zu zahlen; dann erbeuten sie Freipässe für ihre Handelsschonken. Manche freilich mieteten portugiesische Kriegsschiffe, unter deren Bedeckung dann ganze Schiffskaravanen unter Convoye segelten, aber trotzdem nicht selten angegriffen wurden. Die chinesische Regierung gerieth in schwere Bedrängniß; sie war auf See zu schwach, um die Banden der Freibeuter zu vernichten, und es blieb ihr kein anderes Mittel, als auf Umwegen sich der Piraten zu erwehren. Sie verleitete einen Theil derselben durch Bestechung zum Abfall, andere wurden begnadigt und in kaiserliche Dienste genommen. Aber viele zogen es vor, das Gewerbe des Seeraubes weiter zu treiben.

Die Seepolizei der Engländer ist stets eine sehr selbstsüchtige und nicht selten eine solche gewesen, welche der Welt mit Recht höchst anstößig erschien. Sie erhoben auch nicht eine Hand gegen das Raubgesindel, das klug genug war, britische Schiffe unbelästigt zu lassen, und die Londoner Regierung erklärte, sie werde nicht einschreiten, so lange die britische Flagge nicht angetastet würde! Von den eben erwähnten Seeräubern des Mandarinen waren, wie gesagt, manche nicht zur Unterwerfung geneigt; ein kühner Pirat, Schap nang tsai, sammelte ihre zerstreuten Geschwader im Golfe von Hainan und an den Küsten der Provinz Kuang tung, befehligte mehr als einhundert Dschonken und war nicht weniger furchtbar als sein früherer Gebieter, der Mandarin. Der Vicekönig von Kuang tung war ihm gegenüber ohnmächtig; er bot ihm Admiralitätsrang in der kaiserlichen Marine an und alle Piraten, welche als Matrosen in dieselbe treten würden, sollten eine Geldbelohnung erhalten. Während darüber hin und her verhandelt wurde, griffen die Korsaren eine englische Brigg an und nun erst schritten die Engländer ein; bis 1849 hatten sie gar nichts gethan, um dem Unwesen zu steuern. Dann schickten sie von Hongkong aus drei Dampfer mit Paixhansmuseln, welche binnen einer Stunde ein ganzes Geschwader in Grund bohrten und mehr als 400 Seeräuber tödteten. Schap nang tsai war mit einem andern Theile seiner Flotte nach den Küsten von Tong king gesegelt, wo er die Unterthanen des Kaisers von Annam ausplünderte und die Dörfer am Meere einäscherte. Die britischen Dampfer folgten ihm dorthin und schossen 58 seiner Dschonken in Brand; der Piratenführer rettete sich mit sechs Fahrzeugen, die ihm allein übrig geblieben waren.

Wir erwähnen dieser Vorgänge, weil wir fast in jeder Nummer der „Overland China Mail“ von Seeraub lesen; gegenwärtig sind wieder ganze Piratengeschwader auf See thätig. Die chinesischen Behörden schicken aber nun Dampfer gegen sie aus, welche von Europäern befehligt werden. Wir wollen einige Fälle erzählen. Der Dampfer „Chinhoi“ oder „Chun hoi“, Capitän C. F. Demée, ging am 11. Juli 1872 von Canton aus auf einen Kreuzzug gegen die Piraten im Golfe von Tong king und bei der Insel Hainan. Er lief bei den Hafenstädten an und bewog die dortigen Kaufleute, die Kosten für 15 Kriegsdschonken und 2 Kanonenboote zu bestreiten, mit diesen wolle man den Seeräubern das Handwerk legen. Dazu verstanden sie sich, und der Dampfer, an dessen Bord sich auch ein Obermandarin befand, blieb gleichfalls nicht müßig. Er verbrannte 9 Piratendschonken, brachte 10 andere auf, erbeutete viele Kanonen, erschlug 7 Piraten an der Küste und hatte 45 gefangen genommen. Aber mehr als 200 retteten sich an die Küste von Hainan und flüchteten auf Fischerboote, weil die chinesischen Behörden der Insel keine Soldaten hatten, um sie verhaften zu lassen. Jene 45 Gefangenen wurden hingerichtet.

Daß aber trotzdem das Piratenwesen in demselben Golfe von Tong king seinen Fortgang nahm, ergiebt sich daraus, daß die französische Kriegscorvette „Bouraynе“ mit den Korsaren in Berührung kam. Als sie zwischen dem 24. und 27. October 1872 an der Küste von Annam nach Norden hin steuerte, wurde sie von zwei Dschonken in die Mitte genommen und ohne Weiteres beschossen. Es zeugt von einer beispiellosen Frechheit, daß sie es wagten, auf eine europäische Kriegscorvette Feuer zu geben; freilich ist ihnen dieselbe sehr übel bekommen. Die „Bouraynе“ antwortete sogleich mit einer Breitseite, und als die Dschonken dann sich on die Küste retten wollten, wurden sie in wenigen Minuten in den Grund gebohrt. Dabei ertranken viele Leute; andere, die sich durch Schwimmen retten wollten, wurden im Wasser von den Seesoldaten todtgeschossen, und alle Piraten kamen um; nicht ein einziger ist übrig geblieben, um Kunde von dem Schicksal zu geben, das sie durch ihre verwegene Dreistigkeit auf sich herabriefen.

Wenige Tage nachher fand die „Bouraynе“ vier andere Dschonken, die bei einer kleinen Insel vor Anker lagen und an der Mündung eines kleinen Flusses offenbar feindlichen Fahrzeugen auflauerten. Auch diese eröffneten, als die Corvette näher kam, ohne Weiteres ein lebhaftes Feuer, das in dem eisernen Tafelwerke einigen Schaden anrichtete, auch wurden zwei Matrosen verwundet. Auch hier wurden dann sofort zwei Dschonken in Grund geschossen und ihre Bemannung ertrank. Der Mannschaft der beiden anderen gelang es, die Küste zu erreichen, die Fahrzeuge jedoch wurdert in Brand gesteckt. So hatte die „Bouraynе“ sechs Korsaren vernichtet; sie traf aber wenige Stunden später noch einen siebenten, den sie gleichfalls mit Mann und Maus vernichtete.

Man sieht, wie keck diese Korsaren sind. Man hat oftmals Versuche gemacht, ihrem Unfuge zu steuern, unzählige

Digitized by Google

Hunderte ihrer Schiffe sind vernichtet, unzählige Tausende der Seeräuber gelöpft oder erſäuft worden, und immer und immer wieder tauchen andere auf, theils vereinzelt, theils in größeren oder kleineren Geſchwadern. Es handelt ſich um eine Hydra, die mehr als einhundert Köpfe hat.

Auch in der Straße von Malakka kommt fortwährend Seeraub vor, und im Sommer 1872 wurde er zwiſchen Malakka und der Inſel Pinang mit einer ſolchen Frechheit betrieben, daß ein Kriegsſchiff ſich genöthigt ſah, die malayiſche Stadt Salangore in Brand zu ſchießen. Uebrigens giebt es in jener vielbefahrenen Seeſtraße keine eigentlichen Piratenflotten, welche ſyſtematiſch ausgeführte Raubzüge unternehmen; es ſind immer einzelne Prahus (Schiffe der Malayen), welche dann und wann bei Gelegenheit das Gewerbe treiben. Capitän Maxwell, der jene Meeresgegenden genau kennt, bemerkt ganz richtig („Ocean Highwayns", Januar 1873), daß in jedem malayiſchen Küſtenbewohner ein Hang zum Seeraube ſtecke, und daß dieſer in der Straße nur deßhalb nicht ſyſtematiſch betrieben werde, weil die Engländer ſofort bei der Hand ſind, um ihn zu züchtigen. „Bei günſtiger Gelegenheit wird jeder Strandmalaye eben ſo wohl wie der dortige chineſiſche Kuli auch auf dem feſten Lande Raub nicht ſcheuen. Uebrigens giebt es in den Ortſchaften, welche an der Malakkaſtraße den Briten gehören, keine handwerksmäßige Verbrecherclaſſe, wenn man vereinzelte chineſiſche Diebe ausnimmt. Aber von Wahrheitsliebe iſt bei Allen keine Spur zu finden. Der eingeborene Diener beſtiehlt ſeinen Herrn, die Polizeileute beſtehlen einander und

Chineſiſche Dſchonke.

beſtehlen auch die Regierung, welche ſie angeſtellt hat. Unterſchleif iſt ganz allgemein, und die Leute ſind nur dann rechtſchaffen, wenn ihr Vortheil es erfordert oder aus Furcht vor Strafe. Malayiſche Radſchas und aſiatiſche Miſchlingsbevölkerungen finden nichts Schlimmes darin, wenn ihre Landsleute Boote ausplündern und Kehlen abſchneiden."

Die Benennung der Handelsfahrzeuge iſt bewaffnet; das malayiſche und chineſiſche Schiffsvolk weiß mit der blanken Waffe und dem Schießgewehr gut umzugehen, und ſo kommt es, daß ein ſcheinbar friedliches Handelsſchiff gar nicht ſelten als eine Piratenprahu auftritt. Die große Menge von Seeräubereien, welche von ſolchen Handelsſchiffen verübt werden, liefern den Beweis dafür, daß ſie bei günſtiger Gelegenheit Korſaren werden, und nur eine geringe Anzahl ihrer Miſſethaten wird den Behörden bekannt. „Jeder ſeefahrende Malaye iſt mit dem Gedanken vertraut, zu rauben und zu morden und beraubt oder ermordet zu werden."

Im Frühjahr 1870 wurde in der Straße von Malakka ein unter engliſcher Flagge ſegelnder Steuer von zwei Prahus angegriffen, deren jede 40 bis 50 Mann Beſatzung hatte. Dieſe Malayen führten Flinte und Kris (Dolchmeſſer). Der Capitän des Steuers, ein Inder aus Madras, wehrte ſich nicht, ließ das Schiff ausplündern und durfte dann weiter fahren. Unterwegs traf er den Regierungsdampfer „Algerine", welcher ſofort die Piraten aufſuchte. Er fand dieſelben auf einer der vielen unbewohnten Inſeln, wo ſie ſich ſicher glaubten; ſie hatten ihre Prahus ans Land gezogen und lagen in ſorgloſem Schlafe. So wurden ſie überraſcht; in ihren Prahus fand man die geraubten Waa-

Digitized by Google

ren und darunter eine große Menge Hinterlader. Die, welche sich in den Wald geflüchtet hatten, kamen freiwillig zurück, weil sie auf der unbewohnten Insel hätten verhungern müssen. Es stellte sich nun heraus, daß diese Korsaren im Dienste eines malayischen Häuptlings standen, Dschonku Dia Oedu, der mit einem benachbarten Häuptling in Fehde stand und jene beiden Prahus vor die Mündung eines Flusses gelegt hatte, damit kein Schiff seines Gegners in See gelangen könne. Als nun jener Stamm vorbeifuhr, konnten die Malayen der Versuchung nicht widerstehen und plünderten. Sie wurden in Malakka hingerichtet, der Häuptling erhielt die beiden Prahus und auch die Feuerwaffen zurück.

Weiter nach Osten hin in der Sulusee, nördlich von Celebes, ist eine man kann wohl sagen classische Region für den Seeraub, und die Piraten waren z. B. im Mai 1872 so frech, daß sie die Boote der Engländer angriffen, welche dort mit Küstenaufnahmen beschäftigt waren. Bei der Insel Tulyan war Lieutenant Gray mit einem Seeceadetten und fünf Matrosen an der Arbeit und ging ans Land. Anfangs waren die Insulaner scheinbar freundlich. Bald nachher aber stürzten ein halbes Hundert Leute aus dem Walde hervor; sie waren mit Speeren und Flinten bewaffnet. Gray schlug sich bis ans Ufer durch, wo die Malayen eben ein Boot ans Land ziehen wollten. Er erhielt drei Wunden, aber es Piraten blieben auf dem Platze. Capitän Chimmo vom Aufnahmeschiffe „Rassau“ segelte dann nach der Stadt Karang Karang und verlangte von dem Sangsima (Häuptling) Genugthuung. Als er nicht einmal zu einer Unterredung vorgelassen wurde, schritt er zum Angriffe. Zunächst bohrte er alle Prahus, die er dort fand, in den Grund, und beschoß dann alle Dörfer am Strande und die Stadt mit Bomben und Brandraketen, so daß sie alle buchstäblich in Asche gelegt wurden. So geschehen am 11. Mai 1872.

Abyssinisches.

Urtheilsprechen. — Werwölfe oder Budas.

r. k. Als König Theodor von Abyssinien seiner Zeit die europäischen Gefangenen hartnäckig festhielt, und schon mehrfache Unterhandlungsversuche mit ihm gescheitert waren, sandte schließlich der armenische Patriarch von Jerusalem auf Veranlassung der englischen Regierung im Frühjahr 1867 zwei Geistliche seiner Umgebung, den Bischof Isaak und den Pater Timothens, ab, damit diese den halsstarrigen Negus zum Nachgeben überredeten. Der letztere von beiden beschrieb nach glücklicher Heimkehr ihre allerdings merkwürdigen Schicksale; und von diesem Werke liegt uns eine französische Uebersetzung unter dem Titel: „Deux ans de séjour en Abyssinie ou vie morale, politique et religieuse des Abyssiniens par le R. P. Dimothéos“ vor, ein sattlicher, schöngedruckter Band, welcher der armenischen Druckerei des Sanct-Jakobs-Klosters zu Jerusalem alle Ehre macht. Der erste Theil des Buches enthält die Erlebnisse der beiden Abgesandten, welche, um nicht für englische Spione gehalten zu werden, statt des bequemern Weges über Massaua den viel längern und beschwerlichern über Suakin, Gedaref und Gallabat einschlugen. Kaum jedoch hatten sie abyssinischen Grund und Boden betreten, so sahen sie sich auch sofort in die unaufhörlichen und unabsehbaren Händel der kleinen, nach Unabhängigkeit strebenden Vasallenfürsten verstrickt und in ihrem Vorwärtsdringen aufgehalten. Monate lang mußten sie auf hochgelegenen Bergfesten zubringen. Nach langer Gefangenschaft und großen Entbehrungen sahen sie sich schließlich des größten Theiles ihrer Habe beraubt, und erst englischer Vermittelung beim fürsten Kassa hatten sie es zu danken, daß sie lange nach Theodor's Tode glücklich in die Heimath entlassen wurden.

Zeit und Muße, den Charakter und die Sitten der Abyssinier zu studiren, hatten sie also vollauf. Daß demnach ihre dahin zielenden Schilderungen, welche die zweite Abtheilung bilden, Vertrauen beanspruchen dürfen, ist offenbar; wenn sie auch hier und da etwas allzu sehr in Schwarz gemalt sind, eine Folge der vielen Plackereien und Leiden, welche die beiden Genossen zu überstehen gehabt hatten. Welche entsetzlichen Zustände in diesem „christlichen“ Lande herrschen müssen, erhellt aus der Freude und Begeisterung, mit welcher die beiden würdigen Männer beim Betreten des Osmanenreiches „das Land der Ordnung und Gesittung, der Bildung und Aufklärung“ (!) begrüßen.

Die geographische Ausbeute der Reise ist freilich gleich Null; um so interessanter, zumal sie aus der Feder eines Orientalen und Glaubensgenossen stammen, sind, abgesehen von den persönlichen Erlebnissen, die Abschnitte über die Sitten und vor Allem über die Religion der Abyssinier, diesem Christenthume der allerdenkbarsten Art. Das Ganze bildet auch eine vortreffliche, historische Ergänzung zu den allgemeiner bekannten Darstellungen europäischer Autoren über die letzten Jahre und den Untergang des Königs Theodor. Es sei uns erlaubt, aus der zweiten Abtheilung einige interessante Stellen auszugsweise mitzutheilen, zunächst das Capitel über das Urtheilsprechen.

Die Abyssinier haben keine Gerichtshöfe oder eigentliche Richter, sondern plaidiren und hören die Verhandlungen, wo es ihnen beliebt. Meist treibt sich die Sache um Zwistigkeiten zwischen Eheleuten, welche vor dem Könige erscheinen und über Gegenstände verhandeln, welche wir uns schämen müssen, nur zu nennen. Mitunter trägt man auch seinen Streit einem Knaben vor, welchen beide Parteien zum Richter (Danja) erwählen. Gelingt es demselben, ihnen gerecht zu werden, so ist Alles in Ordnung; sonst wird die Sache einer andern Person vorgelegt, und der Knabe, welcher zuerst als Richter fungirte, muß nun von dem, was er gesehen und gehört hat, Zeugniß ablegen.

Bei jedem Processe darf Jedermann zugegen sein und beide Parteien hören, ja selbst nach Belieben Fragen an dieselben richten; doch entscheidet der Danja allein, nachdem er allemal die Ansicht der anwesenden Menge gehört hat. Während der Verhandlung lassen sich die Gegner mitunter dermaßen vom Zorne fortreißen, daß man glauben könnte, sie wollten sich auf der Stelle zerfleischen; plötzlich aber beruhigen sie sich, nehmen ihre frühere, heitere Miene wieder an und scheinen nur darauf bedacht zu sein, in Frieden von einander zu scheiden. Nie kommt es zu Injurien oder Schmähungen, geschweige denn zu Schlägen, weil das für unwürdig der Männer gilt. Dagegen greifen mitunter

Digitized by Google

beide Parteien, wenn sie stark genug sind, zu den Waffen, um ihre Streitsache zum Austrage zu bringen. — Diese Art von Gerichtsverfahren, wie es gewöhnlich auf den Dörfern vor sich geht, verursacht keine Kosten. Nur mitunter hat man je nach Umständen etwas an den König, oder den koptischen Prälaten oder den Tschegi (d. i. der erste, kirchliche Würdenträger nach dem Abuna oder Prälaten), oder die Statthalter der betreffenden Gegend zu entrichten.

Wenn es nicht gelingt, beide Parteien zur Einigung zu bewegen, oder die Sache die Competenz des Gerichtes überschreitet, geht man an den großen Staatsrath, wo die Angelegenheit dann einen geregelteren Verlauf nimmt. Der Angeklagte wie der Ankläger erscheinen vor demselben, den einen Arm von ihrem Vorsätesten gefesselt und zwar bei einem leichten Vergehen mit einem Stricke, bei schwereren mit einer Kette. Der Danja, den sie sich in der Dorfversammlung gewählt hatten, begleitet sie, um Zeugniß abzulegen. Bei diesem Verfahren sind die Kosten für den, welcher verliert, sehr bedeutend.

Um den Schuldigen zu entdecken, wendet man ein Verfahren an, das Baljo genannt, welches die Stelle des Schwures vertritt. Der Ankläger schlägt in den Manteszipfel irgend Jemandes einen Knoten und benennt ihn, nach der größeren oder geringeren Wichtigkeit, welche er dem Processe beilegt, als Silber, Maulesel, Ochse, Salzstück oder dergleichen. Ist der Angeklagte seiner Sache sicher und denkt freigesprochen zu werden, so löst er den Knoten und läßt seine Unschuld von Zeugen bekräftigen. Dann wird sein Gegner sofort in die gewöhnliche Buße und die Gerichtskosten verurtheilt. Ist umgekehrt der Angeklagte sich seiner Schuld bewußt und steht an, den Knoten zu lösen, so wird er verurtheilt; und wenn er nicht sofort bezahlen kann, so legt man ihm von Regierungswegen eine Kette um den Arm, deren anderes Ende am Arme eines Soldaten befestigt ist, welcher den Verurtheilten durch die Stadt führt, damit er dort sein Bußgeld zusammen bringen kann. Auch muß er die Kettenträger bezahlen, so lange er sie trägt.

Wenn wegen Mangels an Zeugen das Verfahren des Baljo nicht stattfinden kann, muß der Angeklagte im Namen Gottes seine Unschuld beschwören, und damit ist der Proceß zu Ende. Gelingt es aber später der Gegenpartei, Zeugen aufzutreiben, so wird seine Sache nochmals verhandelt, und gewinnt er, so wird die Geldbuße des Angeklagten wegen des Meineides verdoppelt.

In Abyssinien giebt es auch Leute, welche, sehr erfahren und gewiegt in Gerichtsverhandlungen, Advocatenstelle vertreten. Ihre ganze Kunst und Geschicklichkeit besteht aber nur in Verleumdungen und Lügen, durch die sie mitunter gewinnen, ohne nachher dafür belangt zu werden. Zweifelhafte Processe werden mitunter vertagt, um sie in der Stille mit mehr Aufmerksamkeit zu prüfen. In solchen Fällen spielt aber die Bestechung oft eine große Rolle.

* * *

Ein anderes Capitel ist dem Glauben an Budas, die abyssinischen Werwölfe, gewidmet. Wenn auch der Glaube an Thierverwandlung sich bei den Völkern aller Zonen und Zeiten findet, so ist doch die eigenthümliche Entwickelung der Werwolfsagen auf eine bestimmte Völkergruppe beschränkt, nämlich auf die aus der centralasiatischen Urheimath westwärts gewanderten arischen Stämme der Griechen, Römer, Kelten, Germanen und namentlich Slaven. Wilhelm Hertz hat dies in seinem trefflichen Buche „Der Werwolf, Beitrag zur Sagengeschichte, Stuttgart 1872“ durch Zusammenstellung aller bekannten Sagen überzeugend nachgewiesen. Von allen anderen Völkern sind es außer den Abyssiniern, wie wir sehen werden, nur Tataren, Armenier und nordamerikanische Indianer, welche von dieser Verwandlung zu erzählen wissen. Hertz (S. 134) erklärt die Entstehung der Sage folgendermaßen: „Die periodische Regelmäßigkeit der Verwandlung deutet (wenigstens bei Griechen, Slaven und Kelten) auf bestimmt wiederkehrende Cultusvorgänge, auf Sühnfeste zu Ehren der verderblichen Naturgewalten, wo sich entweder das ganze Volk, wie bei den Neuren und Livländern, „den wölfischen Gott symbolisch zum Diener weihte, oder Einzelne, wie in den übrigen Sagen, als erlesene Vertreter des Gesammtwolfes den Fluch dieser Dienstbarkeit in die einsame Wildniß trugen. Daran knüpft sich der altgermanische Rechtsbrauch, die Geächteten, aus der menschlichen Gemeinschaft in das friedlose Thierleben des Waldes Verstoßenen für Wölfe zu erklären. In der christlichen Zeit, wo man die Existenz der heidnischen Götter zugab, um sie für Teufel erklären zu können, wurde der heidnische Cultus zum Greuel der Teufelsanbetung, die Diener der Götter zu Teufelsdienern, und hier entstand mit dem Hexenglauben die Vorstellung von Menschen, die sich mit Hülfe des Satans aus reiner Mordlust zu Wölfen verwandeln.

So wurde der Werwolf in später poetischer Symbolik das Bild des thierisch Dämonischen in der Menschennatur, der unersättlichen gesammtfeindlichen Selbstsucht, welche alten und modernen Pessimisten den harten Spruch in den Mund legte: „Homo homini lupus.“

In Abyssinien herrscht der Glaube, daß die Budas, die als niedrigste Kaste verachteten Eisen- und Thonarbeiter, die übernatürliche Gabe hätten, sich in Hyänen oder andere Thiere zu verwandeln. Als solche plündern sie die Gräber und Niemand wird wagen, bei einem Buda getrocknetes Fleisch zu genießen. Auch werden ihrem bösen Blick alle Convulsionen und hysterischen Zufälle zugeschrieben. Als Abzeichen tragen sie einen goldenen Ohrring, welchen man auch nicht selten an den Ohren erlegter Hyänen gefunden hat. Halle*) meint, daß dieser Glaube von den Budas selbst genährt werde, und daß sie junge Hyänen einfangen, ihnen die Goldringe ins Ohr stechen und dann wieder laufen lassen. — Die Budas, so erzählt Pater Timotheus, bilden eine Race ganz für sich, und es giebt auch Christen unter ihnen. Obwohl von menschlicher Gestalt, haben sie doch den Charakter, die Gewohnheiten und den Blutdurst der Wölfe, so daß sie Menschen das Blut aussaugen und dieselben tödten. Ich habe mit eigenen Augen Budas gesehen, auch die Heilmittel, welche man gegen ihre Raserei und ihre tödtlichen Bisse anwendet. Die Einzelheiten, welche man von ihnen erzählt, sind in allen Theilen des Landes bis zur ägyptischen Grenze hin so verbreitet und werden dermaßen für wahr gehalten, daß ein Zweifler alsbald als Unglücksger angesehen wird.

Man weiß nicht, ob der Budaismus dieses Menschen angeboren oder auf sie übertragen ist. Auch ihrer eigenen Anssage kommt beides vor. Man behauptet, daß sie ihren Kindern die Molfsnatur durch einen Trank verleihen, der aus gewissen Kräutern zusammengesetzt und der ihr Geheimniß ist. Auch Fremde lassen sie auf inständiges Bitten davon kosten und verwandeln sie so in Budas. Bei Tage betragen sie sich in der menschlichen Gesellschaft, wie andere Leute; erst in der Nacht werden sie, nach Belieben oder von ihrer wilden Natur getrieben, wie heißhungerige, blutdürstige Wölfe. Wenn sie zur Nachtzeit die dort zu Lande sehr zahlreichen Wölfe heulen hören, so stürzen sie sofort aus dem Hause und

*) Vergl. The Life and Adventures of Nathaniel Pierre, written by himself during a residence in Abyssinia from the years 1810 to 1819, edited by Halle, London 1831, Vol. I, p. 287 und die angeführte Schrift von W. Hertz. S. 29.

Digitized by Google

folgen ihnen klaffend die ganze Nacht. Erst gegen Morgen kehren sie zu ihrer gewöhnlichen Beschäftigung zurück. Nach des Vaters Bericht befäßen sie kein äußeres Abzeichen; vielmehr zwänge man sie, um sie zu erkennen, ein Geheimmittel zu verschlucken, wonach sie ihre Budanatur kundgeben müßten. Haben sie gegen irgend Jemand Haß oder Feindschaft, so fangen sie ihm das Vieh an, ohne ihm mehr zu kommen (Anklang an den besonders bei den slavischen Völkern verbreiteten Bampyrglauben), und ist er unglücklicherweise allein, so tödten sie ihn sofort. Selbst wenn er sich in Gesellschaft anderer Leute befindet, fangen sie sein Vieh, ohne daß er es merkt, und bezaubern ihn so dermaßen, daß, wenn in der Nacht der Buda heulend vor seinem Hause vorbeigeht, er gleichfalls heulend zur Thür herausspringt zu seinem Bezauberer hin, der ihn wie ein wildes Thier verschlingt. Erkennt man die Bezauberung und kann den Betroffenen noch zurückhalten, so giebt man ihm ein Heilmittel, welches den Zauber hebt; und erkennt man zu gleicher Zeit den Buda, so tödtet man ihn *).

*) Die Buda ist eine Thatsache, sie ist eine bis jetzt noch nicht erklärte Krankheit. Der Pflegermissionär Theophil Waldmeier giebt in seinem 1869 zu Basel erschienenen Werke: „Erlebnisse in Abyssinien“ in den Jahren 1858 bis 1868, S. 129 f. eine eingehende Beschreibung, welche wir im „Globus“, XX. S. 366 mitgetheilt haben. Wir wollen dieselbe hier noch einmal hersetzen, weil Waldmeier's Erzählung jene des Vaters Timotheos ergänzt.

„Die Budakrankheit kann den Menschen entweder langsam, oder aber ganz plötzlich befallen. Sobald sie zum Ausbruch kommt, weiß der Betreffende nichts mehr von sich selbst. Er fängt an, ganz unnatürlich zu brüllen und zu knurren und Töne auszustoßen, die man am besten mit dem Gebrüll einer Hyäne vergleichen kann. Er geht nicht mehr aufrecht wie ein Mensch, sondern auf allen Vieren; fast Niemand ist fort genug, ihn zu halten, und sucht man ihn zu binden, so zerreißt er die Bande mit übernatürlicher Kraft. Durch das außerordentliche Gebrüll wird bald eine große Menge Menschen herbeigerufen. Die Person steht in ihrem schrecklichen Zustande fort. Wenn man ihr nicht zu Hülfe kommt, so muß sie sterben, was schon oft der Fall war. Niemand aber ist da, der heilen kann. Oft wenden sich die Abyssinier in solchen Fällen an einen Europäer um Medicin, denn jeder Europäer gilt mehr oder weniger für einen Arzt; aber bei dieser räthselhaften Krankheit ist er zu Ende mit seiner Weisheit. Er weiß kein Mittel, und wenn er auch sein Arzthäkchen bringt mit Schwefelsäure, Ammoniakgeist und anderen starken Essenzen, so nützt es nichts, sie haben keine Wirkung. Viele Europäer wollten schon mit Prügeln von dieser Krankheit kuriren, aber sie hätten die kranke Person eher vollständig als heilen können.

Auf einmal kommt ein Mann daher; wer ist er? Es ist der, welcher den Buda (bösen Geist), von welchem die kranke Person besessen ist, austreiben kann. Auf ihn richtet sich Aller Augenmerk. Er setzt sich auf den nächsten besten Stein, Holzblock oder an den Boden und läßt die kranke Person vor sich kommen. Dann nimmt er seine Zauberutensil, welche er als Amulet in einem kleinen viereckigen, in rothes Leder eingefaßten Bändchen an einer blauen seidenen Schnur (— diese blaue seidene Schnur, Mareb genannt, wird von den Christen als Zeichen ihrer Religion um den Hals getragen —) um den Hals trägt, herunter und hängt sie der kranken Person um. Diese aber lacht ganz höhnisch und sagt: „Du magst machen, was Du willst, so bekommst Du mich doch nicht.“ Der Mann richtet sodann allerlei Fragen an den bösen Geist, erhält aber keine Antwort; darum steht der Besessene auf allen Vieren vor ihm. Nun greift der Beschwörer zu einem andern kräftigern Mittel. Er nimmt pulverisirte Kräuter, z. B. Wermuth, Raute (Ruta Abam), Arabodist (einer Art Taurompfer), auch Knoblauch. Das Pulver mischelt er in einen Lappen, taucht ihn ins Wasser, bis die Medicin davon durchdrungen ist, und drückt dann den Saft dem Besessenen in die Nase, wobei man oft große Gewalt anwenden muß.

Ist dies geschehen, so fängt der Beschwörer an, den bösen Geist aufs Neue zu fragen, wie er heiße, woher er sei, wie viele Menschen er schon getödtet habe u. s. w. Ist es ein halsbarriger Geist, der noch nicht antworten will, so wird der Gebrauch der Medicin so oft wiederholt, bis er sich ergiebt und die ihm vorgelegten Fragen beantwortet. Dann wird er gefragt: „Unter welcher Bedingung willst du die Person verlassen, was soll deine Speise oder Trank sein?“ Gewöhnlich verlangt man der Geist oder Buda das Abscheulichste zu essen oder zu trinken, das man sich nur denken kann: Excremente von Vieh oder Menschen, mit Wasser oder Urin vermischt, oder etwas Aehnliches. Auch feurige Kohlen treffen die Betreffenden oft, ohne daß die Hände oder den Mund zu verbrennen. Knochen von Rindvieh zermalmen sie mit den Zähnen wie Kraut u. s. w. Die ekelhafte Composition wird in einem hölzernen Becher bereitet und an einem der kranken Person unbekannten Ort verborgen. Auf einmal giebt der Beschwörer der kranken Person Befehl, sich den Trank zu suchen. Auf allen Vieren kriecht sie herum, sucht und findet ihn und trinkt ihn als wäre es Honigseim. Mit meinen eigenen Augen habe ich dies mehr als einmal gesehen. Oft verlangt der Geist feurige Kohlen, und ich habe gesehen, wie eine mit dem Buda behaftete Person solche in voller Glut zusammenkaß, ohne daß es für sie nachtheilige Folgen gehabt hätte.

Nachdem der Besessene seinen Trank zu sich genommen hat, geht er wieder zu dem Beschwörer zurück. Nun ist der Augenblick gekommen, wo der böse Geist sich entfernen muß. Zu dem Ende muß die kranke Person auf Befehl des Beschwörers ein Stück Holz oder einen ungebrauchten Stein, den sie im natürlichen Zustande nicht vom Boden aufheben könnte, auf den Kopf nehmen, was sie in ihrer Wuth mit der größten Leichtigkeit thut. Nun fängt sie an, sich in tollem Tanz im Kreise herumzudrehen. Die Last fliegt auf die Seite hinaus auf die Erde, und sie selbst fällt endlich wie todt zu Boden. Nach einiger Zeit erwacht sie aus ihrer Ohnmacht; sie ist ganz von ihrer Krankheit geheilt, aber so schwach, daß sie sich nach längerer Zeit erholt; auch ist gesunde natürliche Verstand kehrt erst nach etwa 12 Stunden wieder. Von all dem Vorgefallenen weiß sie nichts.

Dieses Uebel erschient am meisten unter den jungen Leuten beiderlei Geschlechts (zwischen dem 20. und 40. Jahr), mehr aber unter dem weiblichen, und am häufigsten in den Monaten September und October. Es sind schon verschiedene, zum Theil einander widersprechende Urtheile über diese Krankheit gefällt worden; doch ist es bis jetzt noch nicht gelungen, derselben ganz auf den Grund zu kommen und ihre Ursachen sowie ihr Wesen mit Sicherheit festzustellen.“

Der gute Vater, welchem Manches in diesen abergläubischen Erzählungen zu stark war, der aber doch, weil ihm die Details von den verschiedensten Seiten übereinstimmend erzählt wurden, und weil er selbst die Heil- und Präservativmittel gegen Angriffe seitens der Budas gesehen, gezwigt ist, Einiges für wahr zu halten, erzählt sodann einige Beispiele vom Budathun, welches in den Provinzen Begamedher und Godscham besonders häufig ist. Namentlich von letzterer nahm es ihn Wunder, da ihre Bewohner für die eifrigsten und wärmsten Christen gelten und unter ihnen sich verhältnißmäßig die meisten sogenannten Gebildeten finden. Ja, selbst unter der Geistlichkeit kommen Verwohlte vor, welche zu seinem Entsetzen des Nachts herumvagabondiren und Morgens die Messe lesen sollen.

Mancher Buda ist stärker, als der andere und überwindet ihn, wenn er ihm Nachts begegnet; das Volk kennt selbst diejenigen, welche sich durch besondere Geschicklichkeit im Blutsaugen auszeichnen, was mit der größern oder geringern Kraft ihrer Sterne in Verbindung gebracht wird. Alle werden sie in ganz Abyssinien sehr gefürchtet, und um sich vor ihnen zu schützen, tragen viele Leute jenes Heilmittel als Amulet um den Hals.

Ja, selbst von einer königlichen Budafamilie, Namens Amala, wissen die Abyssinier zu erzählen, welche auf einem Berggipfel bei Dewra-Nayi in Godscham haust. Alljährlich erläßt dieselbe ein Aufgebot an alle ihr untergebenen Budas wegen des Tributs. Alobald bringen sie denselben von allen Seiten ihren Häuptlingen: es sind die Zähne der Personen, welche sie während des letzten Jahres getödtet haben, und mit denen nun der Königspalast ausgeschmückt wird. Je nach der Menge der gelieferten Zähne erhalten sie Lob oder Tadel.

Digitized by Google

Das Museum Godeffroy in Hamburg und seine Unternehmungen*).

I. Das Museum.

r. d. Unter den Naturforschern ist das Museum Godeffroy in Hamburg längst bekannt; die Fachleute schauen auf dasselbe als eine unerschöpfliche Quelle für die Zoologie der Südsee; aber auch der Anthropolog und Ethnograph findet in diesem ausgezeichneten Institute eine reiche Fundgrube namentlich für die Inseln des Großen Oceans, reicher als irgend ein Museum in Deutschland sie birgt. Unter diesen Umständen wird es am Platze sein, hier einiges Nähere über das Museum zu sagen, welches der hervorragende Hamburger Kaufmann T. C. Godeffroy im Jahre 1860 aus reiner Liebe zur Wissenschaft gründete. Fortwährend darauf bedacht, das Museum zu vergrößern, sind nicht nur die Capitäne seiner 25 Schiffe mit Fangapparaten und Conservirungsmaterial für die Sammlungen versehen, sondern eine Anzahl tüchtiger Naturforscher, die Herr Godeffroy besonders honorirt, ist zum Sammeln nach der Südsee ausgesandt worden.

Herr Dr. med. Ed. Gräffe aus Zürich ward mit der Ordnung der eingehenden Sammlungen und mit der Leitung des Museums beauftragt. Die unerwartet rasche Entwickelung des jungen Instituts, das überaus interessante eingehende Material veranlaßte Herrn Dr. Gräffe, sich zu einer Reise nach der Südsee behufs Erforschung der Fauna der Südsee zu erbieten. Er trat im Sommer 1861 seine Reise nach den Schifferinseln in einem der Godeffroy'schen Schiffe an, und schlug seinen Wohnsitz in Apia auf der Insel Upolu auf. Während 10 Jahren bereiste und erforschte er die Schiffer- (Navigatoren-) und die benachbarten Inseln und bereicherte das Museum Godeffroy durch sehr ansehnliche Sendungen. Die durch ihn erzielten, verlockenden Erfolge auf dem Felde der Wissenschaft veranlaßten den Gründer des Museums zu ferneren Vorgehen, und führten im Jahre 1863 zu dem Engagement der durch ihre unermüdliche Thätigkeit und durch ihre umfangreichen Sammlungen bekannt gewordenen Frau Amalie Dietrich aus Siebenlehn in Sachsen, welche mehrere bereits seit neun Jahren mit großem Erfolge an der Ostküste Australiens als Sammlerin thätig ist.

Im Jahre 1869 ward ferner Herr Johann Kubary aus Polen zur Erforschung der nördlichen Hälfte des Südseearchipels engagirt; derselbe wirkt dort in einer äußerst befriedigenden Weise, und seinen Forschungen sind die interessantesten Aufschlüsse besonders auch in ethnographischer und anthropologischer Hinsicht zu verdanken. Er ist mit einem photographischen Apparat versehen, und es gelingt ihm, in den unwirthsamsten Gegenden und unter den schwierigsten Verhältnissen photographische Aufnahmen zu machen und dieselben nach Europa zu senden.

*) Wir wollen nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit die beiden trefflichen Karten über Polynesien und den Großen Ocean von August Petermann unseren Lesern bringend zu empfehlen; dieselben sind meisterhaft gearbeitet und geben über das Stille Weltmeer und alle Eilandgruppen eine vortreffliche Uebersicht. Sie bilden Nr. 76 und 77 der neuen Ausgabe von Stieler's Handatlas (Gotha bei Justus Perthes 1872); dieselbe ist von A. Petermann, Hermann Berghaus und Karl Vogel bearbeitet, und wir können mit gutem Gewissen sagen, daß dieser Atlas außerhalb Deutschland wenigstens, wo wir noch Heinrich Kiepert's ausgezeichnete Arbeiten besitzen, in der Welt seines Gleichen nicht habe. In der Kartographie nimmt Deutschland unbestritten die erste Stelle ein. A.

Der durch seine Forschungen in der Südsee bekannte amerikanische Naturforscher Andrew Garrett trat im Jahre 1867 ebenfalls in die Dienste des Museums. Garrett ist als Muschelkenner rühmlich bekannt. Seine nach Hunderten zählenden auch in künstlerischer Hinsicht werthvollen colorirten Fischabbildungen werden gegenwärtig unter der Redaction des bekannten zweiten Directors des Britischen Museums, Herrn Dr. Günther, bearbeitet und als eine Abtheilung des Journals des Museums Godeffroy im Laufe der beiden nächsten Jahre herausgegeben erscheinen.

Als vierter Reisender des Museums ist schließlich Herr Eduard Dämel zu verzeichnen. Derselbe hat früher bereits Australien mit großem Erfolge bereist und war später während vier Jahren ein thätiger Mitarbeiter des Museums. Im Herbst 1871 ist Dämel zur Erforschung des Innern Australiens von Hamburg abgereist; seitdem sind schon umfangreiche Sendungen von ihm eingetroffen. Das Museum verspricht sich gerade auch von Herrn Dämel ganz besondere Leistungen auf dem Felde der Wissenschaft.

Nachdem Dr. Gräffe im Jahre 1861 die erwähnte Reise nach der Südsee angetreten, ward Herrn J. D. Schmelz die innere Leitung und Organisation des Museums übertragen. Derselbe verwaltet und ordnet als Custos, unterstützt von zwei Mitarbeitern, das Museum. Die bereits erschienenen 4 Kataloge sind sprechende Beweise der Ausdehnung des Instituts. Der fünfte, recht voluminös werdende Katalog, kann voraussichtlich in den nächsten Monaten erscheinen.

Wo so tüchtige Naturforscher jahrelang sammelten, muß auch ein außerordentlich reiches Material zusammenströmen, und in der That gewährt ein Gang durch das Museum Godeffroy dem Ethnologen wie Naturforscher einen hohen Genuß.

Die ethnographischen und anthropologischen Sammlungen des Museums umfassen Gegenstände von der Nordostküste Australiens, den Samoa-, Fidschi-, Tonga-, Pelew-Inseln und einigen den letzteren benachbarten Inseln, zu welchen Gegenständen ferner eine durch Kauf erworbene Sammlung von Alaska hinzukommt.

Neben Schädeln von Neuholländern, Fidschi-Insulanern und von Eingeborenen der l'Echiquier und Hermitinseln sind ebenfalls Gesichtsmasken nach dem Leben durch J. Kubary von Samoa-, Kingsmill-, Ebon-Insulanern und von Eingeborenen der Insel Yap genommen vorhanden.

An Waffen sind der Bumerang, Lanzen, Schilde und Steinbeile der Eingeborenen von Nordostaustralien, Keulen, Lanzen und Speere von Samoa-, Tonga-, Fidschi- und Savage-Insulanern, sowie der Hermit-, Pelew- und der Yap-Insel vorhanden. - Steinwaffen in geringer Anzahl von den Tonga- und Samoa-Inseln, Steinbeile, aus Riesenexemplaren von Tridacna (der Riesenmuschel) gefertigt, von Yap und Pelew dürften auch friedlicheren Zwecken, z. B. zum Schiffbau ꝛc., gedient haben.

Von Kleidungsstücken finden wir den Singo oder das Papierzeug der Samoa- und Tonga-Insulaner, das aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes hergestellt wird, in allen Stadien der Zubereitung von der rohen Rinde bis zum mit Figuren bedruckten Stoffe nebst den zur Herstellung nöthigen Utensilien, als Klöpfel zum Schlagen des Bastes, Druck-

Digitized by Google

typen zum Bedrucken des fertigen Stoffes ꝛc. Die letzteren, welche aus auf dünnen Baſtplatten befeſtigten feinen Baſtſtreifen, welche Figuren bilden, beſtehen, dürften als der erſte Anfang des Buchdrucks bei jenen Völkern zu betrachten ſein. Es ſind ferner die Baſtbekleidungen der Ebon-Inſulaner, der Eingeborenen von Yap, Pelew und den Archoriterinſeln vorhanden.

An Schmuckgegenſtänden finden wir Halsketten, die aus Hunderten kleiner Muſchelplättchen beſtehen, ſowie Ohrgehänge aus bemſchen Material, von Pelew und Dubal. Die Befeſtigung beſtehen aus ſo ſprödem Material mit ſolch primitiven Werkzeugen, wie jene Völkerſchaften ſie früher benutzten, iſt ſtaunenswerth und verdient ein Meiſterſtück genannt zu werden. Freilich dürfte an manchem Halsſchmucke Jahre gearbeitet ſein. Es ſind dann ferner Armringe aus Schildpatt und aus Turbo maximus (einer Schnecke) geſchnitten vorhanden, ſowie ein Conus (Kegelſchnecke), aus dem das Innere heraus geſchnitten, und ein durchbohrter Nautilus, die beide auf Yap als Armzierrath getragen werden.

Von den bei den Feſtlichkeiten der Tonga- und Samoa-Inſulanern eine große Rolle ſpielenden Kavabowlen, worin die Bereitung des Kava, jener Infuſion aus Macropiper methysticum, vorgenommen wird, beſitzt das Museum Godeffroy zwei Exemplare, eines durch eine dicke Lage jenes charakteriſtiſchen dem Kava eigenthümlichen Niederſchlags ſein gewiß mehr als hundert Jahre betragendes Alter bekundend, das andere wegen ſeiner enormen Größe von beiläufig faſt einem Meter Durchmeſſer bemerkenswerth. Beide ſind je aus einem Stück Holz geſchnitzt.

Es reihen ſich dann hier aus Holz geſchnitzte Behälter zum Tragen von Fiſchen ꝛc. von den Hermitinſeln und Nordauſtralien; Thongefäße von der Inſel Yap, Löffel aus Schildpatt von Yap ꝛc. als zum häuslichen Gebrauche gehörend an; ferner kunſtvoll geflochtene Matten von Ebon und Yap.

Von Götzenbildern finden wir eines von den l'Echiquiers; es iſt faſt nur ein roher Holzklotz, und eines von den Hermitinſeln aus zwei an einander gebundenen Figuren beſtehend.

Zu erwähnen ſind dann ferner Boote von circa 5 Fuß Länge aus Rinde zuſammengenäht von Nordauſtralien und Modelle der Nachen von Eingeborenen von Yap, den Pelewinſeln, von Niué oder Savage Island ꝛc.

Es reiht ſich dann hier noch eine Sammlung photographiſcher Aufnahmen von Tahiti-, Ebon-, Yap-, Samoa- und Fidſchi-Inſulanern nebſt einzelnen landſchaftlichen Bildern an.

Zu den zoologiſchen Sammlungen übergehend, bemerken wir zuvörderſt in der ornithologiſchen Abtheilung eine von Frau A. Dietrich in der Colonie Queensland zuſammengebrachte Sammlung Vögel von mehr als 200 Arten, mehr als ein Drittel aller von Auſtralien bekannten Vögel *).

Fiſche und Amphibien finden ſich noch nicht aufgeſtellt, indeß erhielt das Muſeum Godeffroy aus der Südſee manche intereſſante und neue Art und ſind die letzteren vom verſtorbenen Profeſſor Kner, Dr. Steindachner und Dr. Günther in mehreren Abhandlungen beſchrieben worden.

Die Inſectenſammlung iſt bis heute noch gering und enthält faſt nur pacifiſche Arten.

Die Spinnenſammlung iſt wohl eine der reichſten von jenen Faunengebieten, die in Europa exiſtirt, und hat Veranlaſſung zur Herausgabe des großen Arachnidenwerkes von Dr. Koch in Nürnberg gegeben **). Sie enthält mehr denn 200 neue Arten.

Auch an Cruſtaceen hat das Muſeum Godeffroy eine bedeutende Sammlung und in dieſer manches Neue; das Gleiche gilt von den Würmern. Die Mollusken ſammlung umfaßt mehr wie 2000 Arten, und iſt eine Sammlung pelagiſcher Schnecken wegen ihrer Vollſtändigkeit erwähnenswerth.

Von Echinodermen ſind eine Reihe prachtvoller Formen hervorzuheben, ſo z. B. Rieſenexemplare von Aarocoelatia, von Cidaris imperialis (der große Seeigel). Die Korallenſammlung iſt wohl eine der reichhaltigſten in Deutſchland beſtehenden und enthält neben vielen Seltenheiten in Prachtexemplaren höchſt intereſſante Stücke zur Demonſtration der Entwickelung der Steinkorallen.

Die Geſammtſumme der bis heute katalogiſirten zoologiſchen Objecte beläuft ſich auf 8000 ***).

*) Erwähnenswerth ſind ferner Exemplare von Didunculus strigrostus (der bisdatigen Samoataube) im Alters- und Jugendkleide, und Exemplare zweier neuer Megapodiusarten von den Pelew- und l'Echiquierinſeln.

**) Die Arachniden Auſtraliens. Nach der Natur abgebildet und beſchrieben von Dr. L. Koch. Nürnberg (Bauer und Raspe).

***) Vergl. Museum Godeffroy. Katalog IV nebſt einer Beilage, enthaltend topographiſche Notizen, Beſchreibung neuer Tryozoen von Senator Dr. Kirchenpauer und einer neuen Aſteridengattung von Dr. Lütken. Hamburg, Mai 1869. Mauke Söhne. Preis 1 Thaler.

Eine Karawanenreiſe von Moſul nach Aleppo *).

Von **Lothar Becker.**

I.

Ein Doctor feringi in Moſul. — Die buntſcheckige Bevölkerung der Stadt. — Alte Münzen aus Ninive. — Die Kameelkarawane; Länge des Tagemarſches. — Nahrungsmittel. — Hauptſtationen und Waſſerplätze.

Nachdem in Moſul mein Gepäck von Zollbeamten durchſucht und ich vergeblich nach einem Tuskera (Paß) gefragt worden, miethete ich ein Zimmer in dem größten Khan der Stadt. Mein erſter Gang war zu dem „Doctor feringi", welcher ſeine Studien zu Stambul gemacht hatte und eine kleine Apotheke beſaß. Als er den Zuſtand meiner Augen

*) Wie haben früher, Band XVI, Nr. 12 ff., Lothar Becker's Fahrt durch den Perſiſchen Meerbuſen nach Basra mitgetheilt, und dann, Band XVII, März 1870, S. 121 f., die Reiſe von Basra durch Meſopotamien nach Moſul folgen laſſen.

Bei dem lebhaften Intereſſe, welches die vorderaſiatiſchen Länder mehr und mehr in Anſpruch nehmen, wird es unſeren Leſern gewiß nicht unwillkommen ſein, einem ſo aufmerkſamen Beobachter die ans Ziel ſeiner weiten Wanderungen zu folgen. Red.

Digitized by Google

sah, erwiederte er auf meine Frage, ob er ein Heilmittel habe, mit Achselzucken. Ich schaute darauf in seiner Apotheke umher, und fand zu meiner Freude die Tinctura Sydenhami, welche Opium enthält; ich taufte dieselbe unter ungläubigem Lächeln des Doctors. Nachdem ich dieselbe einige Male angewandt hatte, verminderte sich die Entzündung in so kurzer Zeit, daß der Doctor bei meinem Besuche am nächsten Tage nicht wenig erstaunt war, als ich die Augen schon öffnen konnte. Es blieb jedoch noch längere Zeit eine Lichtscheu und Empfindlichkeit zurück, welche mich nöthigte in dem Khan zu bleiben, und mich verhinderte, die nahe gelegenen Ruinen von Ninive bei dem Dorfe Nunia zu besuchen.

Mosul liegt in einer baumlosen, theilweise bebauten Fläche und ist von einer befestigten Mauer umgeben, welche zwar einen großen Raum, aber im Verhältniß wenige Häuser umschließt. Ein Theil derselben, die Wohnstätten der Aermeren, sind Lehmhütten mit Strohdächern, welche letzteren ich zum ersten Male bei Kerkuk erblickte. An den besseren Häusern bemerkt man hier und da Simse und Thüreinfassungen von Marmor, welcher vermuthlich von Ninive stammt. Die Straßen sind gepflastert, jedoch noch halsbrechender als ein Theil des Neumarkts zu Breslau. Die Bevölkerung ist ein Gemisch von Kurden, Arabern, Syrern, Armeniern und Juden, welche letzteren, gleich den polnischen, lange Locken tragen. Man erkennt die Religion der Bewohner von Mosul wie überhaupt von Bestatten an der Kleidung, zumal an der Kopfbedeckung: den Moslem an dem Turban, welcher aus dem rothen Fez und einem langen, um jenen gewundenen Streifen weißen baumwollenen Zeuges besteht, den Verwandten Mohammeds an dem grünen, den Armenier an dem schwarzen, den Juden an dem zierlichen, bunten Turban. Von einem der letztern erstand ich für wenige Kamarien mehrere alte Kupfermünzen von Ninive, welche sich jetzt im königlichen Münzcabinet zu Berlin befinden. Einige derselben waren von hohem Interesse und zeigten das vollkommene Gepräge eines einköpfigen Adlers[*] oder einen Kopf mit aufgelöstem Haar ohne alle Bedeckung. Eine prachtvolle, merkwürdig gut erhaltene Münze von feinem Silber und von der Größe eines Zweithalerstückes mit den griechischen Worten „Antiochou Euergetou“ wurde mir angeboten, ich konnte sie jedoch nicht erlangen. Viele Münzen von Ninive und Babylon sind unleserlich, umgeben von einem Rande, welcher selbst starken Säuren widersteht; auf einer Seite convex wie die ältesten von Populonia in Etrurien zc., gemischt mit Zinn oder Blei, welches durch das Glühen schmilzt und Löcher zurücklässt.

Reinlichkeit vermißt man in allen orientalischen Städten; Abtritte fehlen, und ihre Stelle ersetzen die platten Dächer. Ungezieferarten aller Art ist in Menge vorhanden, zumal Pediculus capitis, die Plage aller Länder westlich von Hindustan bis zur Ostgrenze von Deutschland.

Am 8. Juli zog die aus mehreren hundert Thieren bestehende Kameelkarawane, bei welcher ich ein Kameel bis Haleb für 100 türkische Piaster (à etwa $2\frac{1}{2}$ oder $2\frac{1}{2}$ Silbergroschen) gemiethet hatte, durch das Bab Sindschar (Sinearthor). Der Ritt auf diesen Thieren (Giemel oder Dschiemel), welche hier sämmtlich nur einen Buckel*) haben, ist auf dem gewöhnlichen, unzweckmäßigen Sattel selbst für den, der daran gewöhnt ist, nichts Angenehmes; denn da das Kameel mit beiden Beinen einer Seite fast gleichzeitig ausschreitet, so wird der Oberleib des Reiters fortwährend hin und her geworfen. Dies bewirkt ähnliche Symptome wie die Seekrankheit; daher das Thier auch aus diesem Grunde den Namen „Schiff der Wüste“ mit Recht verdient. Dies ist auch die Ursache, daß die Araber lieber zu Fuß gehen als länger denn eine halbe Stunde auf dem Kameele reiten; und geschieht dies dennoch, so setzen sie sich gewöhnlich auf dessen Hals. Zum Reiten führen sie daher Pferde und Esel mit sich; letztere sind die bequemsten Reittiere, die es giebt, und werden mittelst eines vorn am Sattel angebrachten hölzernen Stachels regiert. Der harte Sattel der Pferde hat vorn ein rothes Horn (gleich dem der Maulthiere) und der breite Steigbügel gleicht dem südamerikanischen. Man beladet das Kameel, wenn es auf Befehl des Treibers, der in einem schnarchenden Tone gegeben wird, sich niedergelegt hat. Zuletzt befleigt es der Reiter, welcher bei dem Aufstehen desselben Vorsicht gebrauchen muß, damit er durch den plötzlichen Stoß nicht abgeworfen wird. Gewöhnlich nimmt man einige unbeladene Kameele mit, für den nicht seltenen Fall, daß auf dem steinigen Wege durch Kurdistan einige fallen sollten und man dann nicht in Verlegenheit wegen der Waare kommt. Das Gewicht der Ladung richtet sich nach der Stärke des Kameels, der Beschaffenheit des Weges und dem Futter. Die unserige betrug durchschnittlich etwa 3 Centner, während das gesetzliche Gewicht der Kameellast, um Ueberladung zu verhindern, von der ägyptischen Regierung auf etwa 6 Centner festgesetzt ist; im Pharagebiete ladet man indeß zuweilen 800 Pfund. Bergleicht man damit die angebliche „Kameellast“ *) von Thus, welche der Text von Plinius angiebt, und die nur 137 Pfund oder gar 65 Pfund beträgt, so wird man zugeben, die Richtigkeit der Zahlen vorausgesetzt, daß das Wort Cameli hier nicht Kameel bedeuten kann, sondern eine gewisse Ladung oder Gewicht der Waare, und einige Handschriften haben auch in der That nicht Cameli, sondern Camelli.

Die Länge des Tagemarsches einer beladenen Kameelkarawane wird durch die Anwesenheit von Wasser bestimmt; daher sind sie bald kurz, bald lang; denn will man die Thiere schonen, so giebt man ihnen jeden Tag Wasser. Sobald die Karawane den Lagerplatz erreicht, bilden die verschiedenen Eigenthümer, denen die Kameele gehören, aus den Waarenballen einen runden oder viereckigen Wall, welcher bei Ueberfällen einigen Schutz gewährt. Auf dem so umschlossenen Raume werden die Zelte aufgeschlagen, und am Abend die Thiere hinein getrieben. Besteht die Ladung aus Baumwollenballen, die seit langer Zeit den Hauptausfuhrgegenstand bilden**), so gebraucht man die Vorsicht, die Esel fern von denselben anzubinden, denn diese essen den Tabak so gern wie die Bewohner der Südsee ihn verschlingen und die Schweden ihn kauen, und zerbeißen die Hülle, in welche der Tabak gepackt ist. Für Pferde und Esel nimmt man Gerste als Futter mit; die Kameele dagegen müssen sich daselbe suchen, und damit sie Zeit genug dazu haben, legt man selten mehr als drei Meilen am Tage zurück. Sie werden von bewaffneten Leuten geführt, welche nebenbei auf

*) Ich habe auf meinen Reisen durch Hindustan, Westasien und Aegypten nur diese Art gesehen; die zweihöckerige oder baktrische soll jedoch auch bei Aswân vorkommen.

*) Das Gewicht des Camellus ergiebt sich aus dem von Plinius angegebenen Preise des Thus pro Pfund. Zu 5 Denar das Pfund berechnet würde er 137 Pfund, und, zu 15 Denar berechnet, 65 Pfund gewogen haben. Die gerade Entfernung von Jemen Grenze bis Gaza beträgt mehr als 300 Meilen; diese hätten die Kamele nach dem Text in 62 Tagen zurückgelegt. Dies giebt 5 Meilen pro Tag, oder richtiger, da der Weg nicht die gerade Richtung bildet, etwa 6 Meilen, wenn nicht mehr, pro Tag. Eine so anstrengende und lange Reise würden aber weder beladene Kamele noch wenige Menschen aushalten.

**) Die Bedeutung des Wortes Tombeki, ein Rätsel für K. Ritter (Erdkunde, Aleppo), ist „Tabak“, meist jedoch „Wasserpfeifentabak“.

Digitized by Google

die Jagd gehen und zuweilen eine Gazelle (Antelope Dorcas) ins Lager bringen. Die Kameele haben eine gewisse Scheu, ins Wasser zu gehen; sie waren, wenn ich an der Tränkestelle Pflanzen suchte, nicht zu bewegen, näher zu kommen. So störrig diese Thiere sind, so leicht sind sie durch sanfte Behandlung ohne Zügel zu regieren. Sie tragen, gleich den Pferden, oft Glocken, und erhalten ein Brandzeichen. In Aegyptens Städten legt man ihnen Maulkörbe an, da sie Nichtaraber, zumal Europäer, gern beißen.

Will man nicht in die Lage kommen, an dem fraglosen Mahle der Araber, bestehend in gekochter Weizengraupe, woran noch Theile der Schale hängen, nebst Fett (Dehn), Theil zu nehmen, oder die saure Lidben, die schlechten Datteln und Rosinen, die Gerstenkuchen (Schehr abiad) und ungesalzene Butter, die einzigen Nahrungsmittel, welche man in den ärmlichen Wüstendörfern kaufen kann, genießen zu müssen, so hat man sich vor Antritt der Reise mit Lebensmitteln zu versehen. Zuweilen findet man allerdings Gelegenheit, Eier unter der Asche zu kochen oder das Fleisch eines gestürzten Kameeles zu genießen, welches, wie das Opossum des Neuholländers, auf Kohlen, über Kameeldung gebraten wird; allein dies hat einen Geschmack, welcher die Mitte zwischen Rindfleisch und altem Schaffleische hält, und dürfte wenigen Europäern munden. Unentbehrlich für den Reisenden ist ein Gefäß mit Wasser, welches gewöhnlich in einer Ziegenhaut besteht, woran die Haut der Beine gelassen wurde, und deren eines durch einen Stöpsel verschlossen ist. Der gänzliche Mangel an Holz nöthigt den Reisenden, Gebrauch von Kameel- und anderm Dung zu machen, welcher oft für die nächste Station gesammelt wird. Um zu verhindern, daß der Wind die Glut des Feuers verjage, hackt man ein 2 bis 3 Fuß langes, 1 Fuß tiefes und 1/2 Fuß weites Loch in den Boden, und zündet das Feuer dort an, um auf dem dünnen, zuweilen 2 Fuß breiten Eisenbleche die gewöhnlichen dünnen Kuchen zu backen. An den meisten Lagerplätzen findet der Reisende indessen diese Löcher bereits vor.

Die Karawane, welche, wie erwähnt, hauptsächlich Taback und außerdem grobe Wolle geladen hatte, wählte den Weg über Hamadad, Abu Marie, Hogena, Auenaht, Ermahla, Tschillera, El Abbahé, Alliahn, Al Atschahn und Doger, welcher in acht Tagereisen zurückgelegt ward. Das dazwischen liegende Land ist eine von Creeks (Bäche, die im Sommer trocken sind) und Bächen durchschnittene, baumlose Fläche, welche zum Theil cultivirt, zum Theil gras- und distelreiches Weideland ist. Ueber ihm erheben sich hier und da niedrige Berge, deren Grundlage Kalksteine, Gyps, Marmor und, weiter nördlich, Basalt bildet. Sehr zahlreich sind in den Wasserlöchern Krabben und Schildkröten; doch werden letztere von den Arabern, wahrscheinlich weil sie Aas fressen, für unrein gehalten.

Gewöhnlich brach die Karawane eine Stunde vor Sonnenaufgang auf, und schlug vor Mittag ihr Lager auf. Am fünften Tage erreichte sie Auenaht, und in dessen Nähe das trockene mit Schilf bewachsene Bett eines Baches, wo die Araber Tribut verlangten. Um Wasser zu erlangen, grub man zwischen dem Schilf 6 bis 8 Fuß tiefe Löcher, worin sich bald schlammiges, stark schwefelhaltiges Wasser sammelte, welches, nachdem es geklärt war, nicht unangenehm schmeckte. Der längste Marsch, den die Karawane auf ihrer Reise bis Halep machte, fand am sechsten Tage statt. Denn da der nächste Wasserplatz in großer Entfernung lag, brach die Karawane Nachmittags um 2 1/2 Uhr auf, und reiste den ganzen Nachmittag und die folgende Nacht ununterbrochen bis eine Stunde nach Sonnenaufgang. Der Anführer derselben bot mir wiederholt sein Pferd an, weil er glaubte, ich könne einen so langen Ritt zu Kameele nicht aushalten; ich schlug indeß sein Anerbieten ab, da die vielen Seereisen mich gleichgültig gegen einen Ritt zu Kameel gemacht hatten. Das Lager wurde bei Tschillera, dem ersten Kurdenorte, an einem Bache aufgeschlagen, wo auch die folgende Nacht gerastet wurde, um den Kameelen nach dem anstrengenden Marsche die nöthige Erholung zu gönnen.

Aus allen Erdtheilen.

Von der russisch-mandschurischen Küste.

Die ostasiatische Küste ist auch von der Mündung des Amur nach Süden hin bis zur Grenze von Korea in den Besitz der Russen gelangt. Diese haben seit 1847 dem Amurgebiete große Aufmerksamkeit zugewandt; in den Jahren 1850 bis 1854 gründeten sie am untern Laufe des Stromes eine Anzahl von Ortschaften, darunter auch Nikolajewsk und Mariinsk, ohne sich um die Einsprache der chinesischen Regierung zu bekümmern. Der Generalstaatthalter von Ostsibirien, Murawieff, fuhr den Amur hinab, um die russische Flottille, welche im nördlichen Großen Ocean kreuzte, mit Vorräthen zu versorgen; in den Jahren 1855 und 1856 gingen drei militärische Expeditionen stromab und gründeten zwischen den beiden eben genannten Städten mehrere Kosackenniederlassungen, und 1857 befuhr der erste Dampfer den Amur; er war aus San Francisco gekommen. Man stelle zwischen diesen Punkten und dem westlichen Sibirien, also auch mit Europa, eine Postverbindung her und seitdem sind fast in jedem Monate Ansiedler nach jenen östlichen Gegenden geschickt worden. Rußland erklärte das Gebiet südlich vom untern Amur, zwischen dem rechten Ufer des Ussuri und dem Meeresgestade zur „Küstenprovinz"; es schloß mit der chinesischen Regierung zwei Verträge ab (den von Aigun am 28. Mai und den von Tientsin am 13. Juni 1858), welche ihm Handelsvortheile und Gebietserweiterung brachten. Im Pekinger Vertrage vom 14. November 1860 trat dann China den ganzen Amur und die Küste der Mandschurei förmlich ab.

Diese letztere ist bei dem regen Verkehrsleben auch im nördlichen Stillen Ocean von großer Wichtigkeit. Die Mündung des Amur hat eine ungünstige Lage und ist mindestens fünf Monate im Jahre durch Eis gesperrt; die Seehäfen dagegen, welche vom japanischen Meere bespült werden, sind mindestens zehn Monate im Jahre eisfrei, wenigstens jene im Süden, unter 43 und 44° N., so z. B. der Wladimirhafen mit seinen drei bequemen Einfahrten, und am Golfe Peter's des Großen, nahe der koreanischen Grenze, Wladiwostok.

Der letztere ist von dem deutschen Kriegsschiffe „Nymphe" 1872 besucht worden; ein Offizier desselben hat folgenden Bericht veröffentlicht: „Wladiwostock steht im Begriff, von großer Bedeutung für das Auftreten Rußlands in Ostasien zu werden. Der Gouverneur Ostsibiriens, welcher bisher seinen Sitz in Nikolajewsk hatte, siedelt augenblicklich hierher über, ferner wird die ganze Marinestation hierher verlegt und wird Rußland binnen wenigen Jahren hier einen Kriegshafen etablirt haben, der nur zwei, höchstens drei Monate mit Eis belegt ist, der von der Natur so begünstigt ist wie kein anderer Kriegshafen der Welt, da er die Vortheile eines vollständig geschützten Ankerplatzes für die größte Flotte, eines zur See

Digitized by Google

faſt unzugänglichen Platzes für ein Marineetabliſſement beſitzt und in ſtrategiſcher Hinſicht ſo ausgezeichnet liegt, daß er mit geringen Mitteln effectiv vertheidigt werden kann, dabei nach entgegengeſetzten Richtungen Ausgänge beſitzt, die eine Entwickelung ſämmtlicher Kräfte nach einer Richtung hin geſtatten, während der blockirende Feind ſeine Kräfte in zwei vollſtändig getrennte Hälften theilen muß. Ein Trockendock war ſchon vorhanden, daſſelbe iſt jedoch wegen ſchlechter Conſtruction eingeſtürzt, wird aber bald wieder in Angriff genommen werden; zwei Leuchtthürme ſind im Bau begriffen, eine Menge von Magazinen, Wohnhäuſern, ein großes Hospital werden errichtet; ein Telegraph nach Nikolajewsk, ein anderer nach Petersburg war bereits thätig, iſt aber augenblicklich durch eine große Ueberſchwemmung des Amur auf weite Strecken zerſtört. Eine Flußdampferverbindung reicht während des Sommers etwa 1000 deutſche Meilen in das Innere, das umliegende Land iſt in hohem Grade culturfähig. Es iſt daher wohl anzunehmen, daß bei den großartigen Mitteln, welche die ruſſiſche Regierung auf die Hebung dieſes Platzes verwendet, die Entwickelung deſſelben ſchnell fortſchreiten wird. Vier größere deutſche Kaufmannshäuſer haben ſeit Jahren hauptſächlich für die Regierung Lieferungen accordirt, außer ihnen iſt noch ein Amerikaner etablirt, und iſt ausſchließlich von dieſen Kaufleuten der Import von Proviant und Lebensbedürfniſſen aller Art für das ruſſiſche Etabliſſement betrieben worden."

Der mandſchuriſchen Küſte gegenüber zieht ſich von 54 bis etwa 46° N. die langgeſtreckte Inſel Sachalin (Tarakai, Karafto) hin, deren ſüdlichen Theil die Ruſſen ohne Weiteres den Japanern abgenommen haben. Sie iſt wichtig, weil ſie ſehr ergiebige Steinkohlenlager hat, z. B. bei Dui, und von dieſen ſind einige im Beſitze deutſcher Kaufleute. Die chineſiſchen Häfen beziehen bis jetzt ihre Kohlen aus Europa oder Auſtralien; die chineſiſchen Kohlengruben werden nun erſt ſchwach ausgebeutet; es liegt alſo auf der Hand, daß jene auf Sachalin auf großen Abſatz rechnen könnten. Aber auch dort fehlt es an Arbeitern. Ich finde in einem zu Prag erſcheinenden tſchechiſch-ruſſophilen Blatte (der „Correspondance slave", 22. Januar 1873) in einem Berichte aus Petersburg, daß die ruſſiſche Regierung dieſem Mangel abzuhelfen gedenkt. Sie will Verbrecher nach Sachalin deportiren, die Ansiedelung ſo vieler „Unglücklichen" werde für Sibirien, je mehr dieſes ſich civiliſirte, zu einer wahren Verlegenheit. Nun ſei ein Beamter des Miniſteriums, Wlaſſof, mit einem Arzt und einem Agronomen nach Sachalin gegangen, um das Nähere für eine Verbrecherniederlaſſung einzuleiten, und ſein Bericht laute günſtig. Der Generalgouverneur von Oſtſibirien begünſtige den Plan.

Die Auswanderung nach Peru.

Peru fehl, was die Einwanderung betrifft, mit vollem Recht in äußerſt ſchlechtem Rufe. Schon 1852, als ein gewiſſer Rodulfo einige tauſend Deutſche dorthin verlockt hatte, vernahm man wohlgegründete Klagen, und es war in der That höchſt gewiſſenlos, Nordeuropäer als Arbeiter auf den Zuckerplantagen zu verwenden. Die meiſten jener Verführten ſind dann auch zu Grunde gegangen. Die eingeborenen Indianer des Hochlandes, Quechuas und Aymaras, können das Klima des heißen Niederlandes ebenſowenig vertragen wie Nordeuropäer; auch mit ihnen mißlangen die Verſuche. Die Indianer der heißen Region und die Neger ſind aber gleich den Mitchlingen ſehr träge, und ſo mangelte es an Arbeitskräften, die man doch haben wollte, und wenn ein Fortſchritt ermöglicht werden ſollte, auch haben mußte, ſowohl für die Plantagen und die Ackerwirthſchaft überhaupt, wie auch für den Abbau des Guano. Alſo hatte man chineſiſche Kulis, die weſentlich ärger als jemals Sklaven behandelt wurden, denn dieſe letzteren hatten doch einen Geldwerth für ihren Eigenthümer. Tauſende von Chineſen haben in Verzweiflung Selbſtmord begangen; nicht ſelten und noch wieder im Jahre 1871 empörten ſich die Mißhandelten auf mehr als einer Plantage, mordeten, ſchwangen die Brandfackel und was dann nicht von den Regierungstruppen niedergemacht wurde, entfloh in die Gebirge, um ein Räuberleben zu führen. Der Kulihandel wird noch gegenwärtig in der ſchmachvollſten Weiſe unter peruaniſcher Flagge betrieben; den Beweis liefert der Vorfall mit dem Schiffe „Maria Luz", an deſſen Capitän Herreira die japaniſchen Behörden in Yokohama mit vollem Recht ein Exempel ſtatuirt haben. Noch abſcheulicher iſt der in ein förmliches Syſtem gebrachte Menſchenraub, welchen die Peruaner gleichfalls unter ihrer Flagge bis 1867 ganz offen und ungeſcheut in der Südſee trieben. Sie verfuhren dabei ſo barbariſch, daß endlich die Seemächte nicht umhin konnten, ein Einſehen zu nehmen und drohende Vorſtellungen bei der Regierung in Lima zu machen. Es wurde denſelben angedeutet, wie man jeden Menſchenraub ohne Weiteres als Seeräuber behandeln und ohne Weiteres Capitän und Mannſchaft eines ſolchen Piratenſchiffes aufhängen oder todtſchießen werde.

Der ſüdamerikaniſche Eiſenbahnkönig Henry Meiggs, welcher ſich um Chile wie um Peru unſtreitbar große Verdienſte erworben hat, will nun die Einwanderung der Chineſen ordnen, damit es bei der Anwerbung und der Ueberſchiffung rechtſchaffen zugehe. Sie ſollen unter beſondere Obhut der Regierung geſtellt werden und man will Geſetze geben und Verordnungen erlaſſen, welche den Kuli gegen Uebervortheilung und ſchlechte Behandlung ſicherſtellen. Im Weſentlichen gedenkt man das Syſtem zu beſolgen, welches ſich in Bezug auf die indiſchen Kulis in Demerara, auf Trinidad und Mauritius als gut und angemeſſen bewährt. So iſt der gute Wille wenigſtens da; die Zeit wird lehren, was da kommt.

Präſident Pardo hat einen Staatsrath gebildet, der auch über die Einwanderung Erörterungen anſtellte und dabei eine Anzahl von angeſehenen europäiſchen Kaufleuten in Lima um ihr Gutachten bat, damit früher begangene Irrthümer vermieden würden. Wir leſen nun, daß die Regierung Einwanderungscommiſſarien ernennen wird, die in Deutſchland, Großbritannien, Frankreich und Italien wirken und direct unter den peruaniſchen Geſandten in jenen Ländern ſtehen ſollen. Der Miniſter des Innern erklärte in einer Sitzung des berathenden Ausſchuſſes, daß die Regierung reichlich zu den Ueberfahrtskoſten beitragen wolle; ſie werde den Einwanderern Regierungsländereien zur Beſitzung ſtellen und denſelben Erleichterungen und Ackerbaugeräthe in der Weiſe geben, daß die Zahlung für dieſelben die Anſiedler nicht im mindeſten drücke. Sowohl die vollziehende wie die geſetzgebende Gewalt würden ihnen ausgiebigen Schutz angedeihen laſſen und darüber wachen, daß ſie in ihren Rechten unbeeinträchtigt blieben. — In Peru erlangt man die Naturaliſation nebſt Bürgerrecht ohne alle Weiterungen durch die Municipalbehörden. Man möchte gern recht viele proteſtantiſche Einwanderer haben, aber das hat ſeine Bedenken. Peru leidet an einem Erbübel aus der ſpaniſchen Zeit. Während auf der pyrenäiſchen Halbinſel, im Lande des düſtern Fanatikers Philipp des Zweiten, und heute auch in Rom die Proteſtanten bürgerlich auf gleichem Fuße mit den Bekennern der päpſtlichen Kirche ſtehen, iſt in Peru die Geiſtlichkeit noch ſo einflußreich, daß verfaſſungsmäßig keine andere als die päpſtliche Religion erlaubt iſt. Die liberale Partei im Congreſſe hat ſich große Mühe gegeben, die Abſchaffung des betreffenden Artikels in der Conſtitution durchzuſetzen, bisher aber vergeblich. Ohne volle Gleichberechtigung werden aber Proteſtanten nicht kommen. Peru möchte „100,000" fleißige Einwanderer haben, die mit ihren Familien kommen; wenn es den Clerus nicht zur Raiſon bringen kann, wird es ſeinen Zweck ſchwerlich erreichen. Das Blatt der Ultramontanen in Lima, die „Sociedad", verlangt, daß die Einwanderer „keine Ketzer" ſein dürfen, denn durch ſolche würde die Autorität der Heiligen Kirche untergraben. Wer alſo ſich nicht zur letztern bekennt, wird wohlthun, nicht nach Peru zu gehen.

Digitized by Google

Capitän David Gray im grönländischen Meere.

Dieser Seemann hat an den Bremer Verein für die Polarfahrten einen Bericht über seine Fahrt im Jahre 1862 eingesandt. Er verließ Peterhead am 6. März, erreichte die Eislante am 19., stor Anfangs April an der sogenannten Robbenlüke ein und wurde erst Ende des Monats wieder frei, zu hatt, um Seehunde schlagen zu können. Er fuhr mit seinem Dampfer „Eclipse“ erst nach Nowaja Semlja, dann ging er in die Gewässer von Spitzbergen zurück und fing dort drei Wale. Nach Mitte Juli drang er durch das Eistei gegen die Küste von Grönland hin, fing noch 12 Wale und hatte nun volle Ladung: 240 Tonnen Thran, 12 Tonnen Fischbein, im Gesammtwerthe von 16,000 Pf. St.! Ueber das Eis bemerkt er Folgendes: „So lange ich die Gewässer von Ostgrönland befahre, sah ich niemals eine so schöne Gelegenheit für Schiffe, hier nordwärts vorzudringen, verloren gehen, als in diesem Sommer. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß, wenn die deutschen Entdeckungsschiffe von 1869/1870 in diesem Sommer ihre Unternehmungen durchzuführen gehabt hätten, sie wenig Schwierigkeiten gefunden haben würden, die ganze Küste nordwärts, möglicherweise bis zum Pole hin, aufzuschließen und zu erforschen. Ich will nur eine Thatsache dafür anführen, in welchem Maße die Südwestwinde das Eis vom Lande abtreiben. Ich passirte einen Eisberg am 15. Juli, am 4. August passirte ich denselben Eisberg wieder. In der Zwischenzeit hatte derselbe 90 Miles ostwärts zurückgelegt. Natürlich trieb das leichtere Eis noch weit schneller.“

* * *

— Die Italiener beabsichtigen, eine Niederlassung im Indischen Archipelagus zu gründen. Sollte sie etwa eine Colonisation mit Ackerbau beabsichtigen, so kann man mit Sicherheit voraussagen, daß sie auf Gedeihen nicht zu rechnen habe. Ueber den zu wählenden Punkt war im Januar noch nichts entschieden, es scheint indeß, daß man die große Insel Borneo ins Auge gefaßt habe und auf derselben Malludu oder auch die Bai von Sandolan, 6°N., 118°15' O.; dieselbe liegt an der Nordostküste. Die Bai ist geräumig, hat guten Ankergrund; die Umgegend ist sumpfig, aber sumpfig und ungesund. An jener Küste schwärmen auch Piraten. Unter diesen Umständen ist es schwer zu begreifen, wie die Italiener gerade solch eine Stelle auswählen mögen. Das Gebiet selbst gehört übrigens den Engländern, an welche es vor etwa zwanzig Jahren vom Sultan von Sulu abgetreten worden ist.

— Tung tschi, Kaiser von China, hat sich am 16. October 1872 vermählt und das Ceremoniell bei der Hochzeitsfeier ist in einem Programm veröffentlicht worden, das nicht weniger als 84 gedruckte Seiten enthält. Der Premierminister Prinz Kong und dessen Amtsgenossen überreichten dem Herrscher zwei Bücher. Das eine enthält eine geschichtliche Darstellung der Taiping-Rebellion, welche im dreißigsten Jahre der Regierung des Kaisers Tao kuang, also 1850, begann und erst im vierten Jahre Tung tschi's, 1865, völlig niedergeschlagen wurde. Dieses Werk enthält nur 520, sage fünfhundert und zwanzig Bände. Das andere Buch giebt eine Geschichte des Aufstandes der Nien fei, welcher im ersten Jahre der Regierung Hien fung's ausbrach und bis 1868 dauerte. Die Verfasser haben sich offenbar der Kürze beflißen, denn sie sind mit 320 Bänden ausgekommen. Ein kaiserliches Decret spricht sich sehr anerkennend über diese wissenschaftlichen Leistungen aus und die Verfasser haben dafür sich einer Rangeserhöhung zu erfreuen gehabt. Prinz Kong, der als Hauptredacteur betrachtet werden muß, ist sogar um zwei Rangstufen aufgerückt und hat eine Ehrentafel erhalten.

— Ein Schotländer hat sich gemüßigt gefunden, für Japan eine Nationalhymne zu componiren. Wir lesen nicht, ob bei derselben Begleitung mit der lieblichen Musik des hochländischen Dudelsacks erforderlich ist.

— Der „Newport Herald“ vom 8. Januar zählt die Mordthaten auf, welche in den Jahren 1870 bis 1872 in der Stadt Newport verübt worden sind und spricht sich über jeden einzelnen Fall. Es ist ein grauenhafter Katalog, so gräßlich, daß wir auf die Einzelnheiten gar nicht eingehen mögen. Auf das Jahr 1870 kommen 40 Fälle, auf 1871 schon 45, auf 1872 gar 56, zusammen in drei Jahren nicht weniger als 141 Mordthaten, also auf die Woche beinahe eine. Im Januar 1873 sind wir der mehrere Fälle vorgekommen. Das genannte Blatt schreibt „Mordthaten werden mehr und mehr die Sensation des Tages; sie kommen hier in Newport und den Nachbarstädten an jedem Tage und in jeder Nacht vor. Das Uebel greift immer weiter um sich und nimmt scheußlichere Gestalten an. Es ist die höchste Zeit, daß wir uns vor unserer Civilisation schämen. Die Verbrechen nehmen unter uns vorwiegend zu, und das wird so lange dauern, wie die niederträchtigsten Missethaten ungestraft verübt werden dürfen. Unsere Gesetze sind gut genug, aber sie werden ja nicht vollzogen. Wenn doch nur einige Monate lang strenge Justiz geübt, wenn nur einige Exempel statuirt würden, so wäre das schon eine Wohlthat. Wann wird die Herrschaft des Gesetzes beginnen und die Herrschaft der Zügellosigkeit aufhören!“ Bekanntlich ist seit Jahren kein Mörder hingerichtet worden; man sperrt die lieben, guten Leute ein und nach einiger Zeit brechen sie aus, um in ihrer Weise neue Liebesthaten zu verüben. Aber nur ja nicht, was doch das Gesetz verlangt, so nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft ihres werthvollen Lebens berauben, das wäre ja inhuman gegen den niederträchtigen Verbrecher!! Also nur frisch darauf los gemordet, „der Galgen ist pensionirt worden“. So sprechen die Raubmörder.

— Die Galla pflegen den erschlagenen Feinden und den Gefangenen auf dem Schlachtfelde die Ohren abzuschneiden und dieselben als Beweis ihrer Tapferkeit ihren Frauen zuzuschicken. Diese rufen sofort beim Empfange ihre Nachbaren und Freunde zusammen, zeigen ihnen die Trophäen und überlassen sich wilder Freude, indem sie beim Schalle der Trompeten herumtanzen und das Lob ihrer Männer singen. Dann hängen sie die Gliedmaßen an die Thürpfoste und nehmen je nach der Zahl derselben ihren Platz unter den edlen Familien ein. Je mehr Ohren, desto größer das Ansehen und der Einfluß. Wenn die Dienerin einer solchen Familie Wasser vom Brunnen holt, so darf sie ihren Krug zuerst füllen und vor ihren Genossinnen heimkehren. Diejenigen Männer, welche keine derartige Beute vom Schlachtfelde heimsenden, gelten für Feiglinge und bleiben ohne Ansehen in ihrem Lande.

— Zwischen Tiflis und Eriwan land Canyngham die einfachste Art des Ackerbaues noch heute im Gebrauch. Das Worfeln des Korns geschah mit einer hölzernen Wurfschaufel und statt der Dreschmaschinen benutzte man den primitiven Stellten, dessen Boden mit Reihen scharfgespitzter Feuersteine, welche dort in großen Massen vorkommen, besetzt war. Dies erweckte in dem Reisenden den Gedanken, daß viele der in Europa wie Amerika gefundenen sogenannten Pfeilspitzen aus Feuerstein anstatt, wie man glaubt, kriegerischen Zwecken gedient zu haben, nichts Anderes gewesen seien als die Steinzähne, mit welchen man in Urzeiten die Dreschschlitten besetzte.

Inhalt: Skizzen aus Senegambien. IV. (Mit vier Abbildungen.) (Schluß.) — Seetang in den chinesischen Gewässern. (Mit einer Abbildung.) — Abyssinisches. — Das Museum Godeffroy in Hamburg und seine Unternehmungen. I. Das Museum. — Eine Karawanenreise von Mosul nach Aleppo. Von Lothar Becker. I. — Aus allen Erdtheilen: Von der russisch-mandschurischen Küste. — Die Auswanderung nach Peru. — Capitän David Gray im grönländischen Meere. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

F. Jagor's Reisen auf den Philippinen.

I.

Jagor's Buch. — Die Vulcane Mayon, Majaijai, Maquiling, Bulusan. — Tagalen und Mestizen.

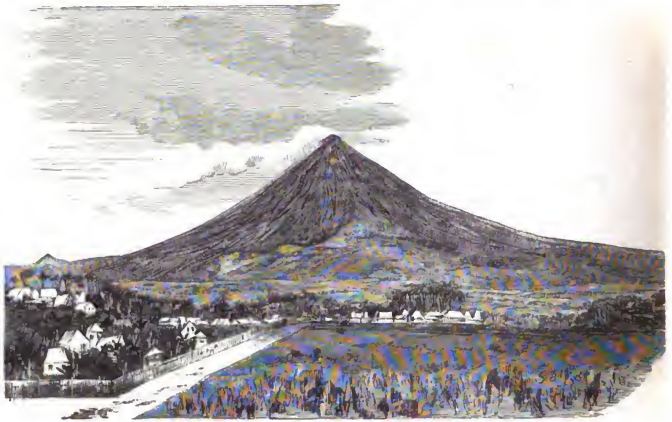
In den Jahren 1859 und 1860 unternahm Herr Dr. F. Jagor aus Berlin längere Reisen in dem mittlern Gebiete jenes den Spaniern gehörigen Inselreiches, auf Süd-Luzon, Samar und Leyte, über welche er jetzt in einem prächtigen Werke Bericht erstattet. Prächtig nämlich ist sein Buch in jeder Beziehung, sowohl was äußere Ausstattung als innern Werth anlangt. Die schönen Typen, das fein getönte Papier, vor Allem die große Anzahl und oft künstlerisch vollendete Ausführung der Abbildungen machen der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin alle Ehre.

Die Philippinen gehören, wie der Verfasser mit Recht in der Vorrede klagt, zu den unbekanntesten Ländern der Welt, „und doch ist keines angenehmer zu bereisen, als jenes verschwenderisch ausgestattete Inselreich; kaum irgendwo findet der Naturforscher eine größere Fülle ungehobener Schätze. Unbemittelte würden aus dem Verkauf von Sammlungen ihre Reisekosten reichlich decken." Um so dankenswerther ist es, daß sich Herr Jagor den jahrelangen Mühen und Kosten unterzog, aus den Archiven des spanischen Colonialministeriums und den Bibliotheken zu Berlin und London verstreutes Material zusammenzutragen, und mit seinen an Ort und Stelle niedergeschriebenen Reisenotizen zu einem gefälligen Ganzen zu verweben. An letztere hielt er sich um so strenger, als „das Gedächtniß gern ihm anvertraute Eindrücke und Erlebnisse zu farbigen Bildern und interessanten Abenteuern umgestaltet, hier aber nicht sowohl Unterhaltung, als treue Schilderung beabsichtigt wird." Darum braucht man aber nicht zu fürchten, nur trockenen statistischen Daten oder oft wiederkehrenden, landschaftlichen Schilderungen zu begegnen: dazu hat Jagor auf seinen vielen Reisen, denen er baldigst eine neue und bedeutendere, wiederum nach Ostasien, anzuschließen gedenkt, viel zu gut beobachten und mit dem Volke verkehren gelernt. Mit vielem Humor sticht er ab und zu köstliche Schilderungen seiner kleinen Leiden, der Naivetät der Eingeborenen, des Verhältnisses der Geistlichen zu ihren Pflegebefohlenen, namentlich denen vom schönen Geschlecht, ein; er vergißt über dem Sammeln von Pflanzen und Thieren, über dem Klopfen von Gestein und dem Messen von Höhen, Tiefen und dergleichen nicht, zu erzählen, wie man dort zu Lande ißt und trinkt, schläft und raucht, wie man Kleiderstoffe und Schuhe, Geräthe und Häuser und Lebensmittel herstellt und wie viel jegliches kostet. Sein Buch gehört zu den inhaltreichsten und werthvollsten, welche nicht nur die deutsche, sondern überhaupt die gesammte Reiseliteratur in der letzten Zeit aufzuweisen hat; um so werthvoller, als es für Fachmänner im Anhange eine Abhandlung von Professor J. Roth „Ueber die geologische Beschaffenheit der Philippinen" und eine zweite von Rudolf Virchow „Ueber die Älteren und neueren Bewohner der Philippinen" bringt.

Digitized by Google

Für die Bereitwilligkeit, mit welcher Verfasser und Verleger gestatteten, Proben des Textes wie der Abbildungen unserer Zeitschrift einverleiben zu dürfen, sagen wir hier nochmals unsern Dank. Wir sind dadurch unter Anderm auch in den Stand gesetzt, schon jetzt dem auf Seite 47 dieses Jahrganges des „Globus“ ausgesprochenen Wunsche nachzukommen, ein Weiteres über den Vulcan von Albay zu erfahren. Dr. Jagor erzählt wie folgt.

Der Mayon oder Albay galt für unersteiglich, bis zwei junge Schotten, Paton und Stewart, im April 1858 das Gegentheil bewiesen. Man hatte ihnen in Albay, welches am Südfuße des Vulcanes liegt, das Unternehmen als unausführbar dargestellt. Weder einem Spanier noch einem Indier sei es jemals gelungen, den Gipfel zu erreichen; sie würden trotz aller Vorsichtsmaßregeln vom Sande verschüttet werden. Von einem großen Reiterzuge begleitet, brachen sie um 5 Uhr auf und gelangten bis an den Fuß des Schlackenkegels, von wo sie in Begleitung zweier Landsleute, die aber unterwegs zurückblieben, den Berg zu erklimmen begannen. Auf halber Höhe rastend, sahen sie in häufigen Gipfelausbrüchen ausgestoßene glühende Lava den Berg hinabgleiten. Mit großer Anstrengung erreichten sie zwischen 2 und 3 Uhr den Gipfel, konnten aber wegen der schwefligen Gase nur 2 oder 3 Minuten verweilen. Abends gelangten sie nach Albay, wo sie während der paar Tage ihres Aufenthaltes als Helden gefeiert wurden, und über ihre „Conquista“ ein amtliches Beglaubigungsschreiben erhielten, für welches sie mehrere Dollars zu erlegen hatten. Nach ihnen waren mehrere Eingeborene oben gewesen, aber kein Europäer.



Vulcan Albay oder Mayon. Aufgenommen vom Convento von Daraga.

Herr Jagor brach am 25. September 1859 Abends auf und übernachtete in einer Hütte, 1000 Fuß über dem Meere, um am folgenden Morgen die Besteigung mit frischen Kräften zu beginnen. Aber zahlreiche Müßiggänger, die bis dahin gefolgt waren, vereitelten durch ihren Lärm im Biwak jede Nachtruhe; nur wenig erquickt trat er um 5 Uhr Morgens den Weg an. Nachdem man einige hundert Fuß weit durch 6 Fuß hohes Gras gestiegen, folgt kurzes Gras auf einer Strecke von etwa 1000 Fuß, dann Flechten; auch diese hören bald auf. Der ganze obere Theil des Berges ist ein kahler Schutthaufen. So weit das Gras reicht, wachsen Casuarinen; sie bilden zuerst ein Gehölz, das sich aber nach oben in kleine Gruppen und einzelne, zwischen gewaltigen Felsblöcken mühsam fortkommende Bäumchen auflöst. Um ein Uhr erreichte er den Gipfel. Er war nach allen Richtungen von Spalten zerrissen, aus denen heiße, schwefligsaure und Wasserdämpfe in solcher Menge drangen, daß der Reisende, um athmen zu können, Mund und Nase mit Tüchern verband.

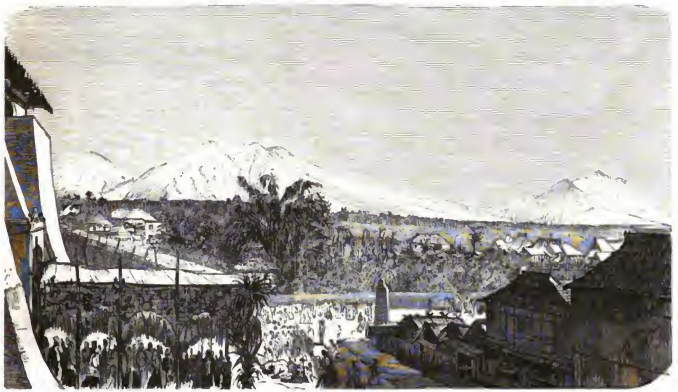
An einer tiefen, breiten Schlucht, wo die Dampfentwickelung besonders heftig und massig war, machten sie Halt; wahrscheinlich am Rande eines Kraters; doch konnte man keine klare Uebersicht der Verhältnisse erlangen, da die Dichtigkeit der aufsteigenden Dampfwolken es unmöglich machte, die Breite der Klüfte zu übersehen. Die Kuppe bestand aus etwa zwei Fuß mächtigen Bänken festen Gesteines, unter einer von schwefliger Säure gebleichten Schlackenkruste. Viele regellos unterliegende prismatische Blöcke zeigten, daß der Gipfel früher höher war. Auch wurden einige Male, als starke Windstöße Lücken in die Dampfwolke rissen, gen Nor-

Digitized by Google

den mehr als 100 Fuß hohe Felsenpfeiler sichtbar, die der Verwitterung und dem furchtbaren Ausbruche vom 1. Februar 1814 bisher widerstanden hatten.

Später fand Jagor Gelegenheit, den Gipfel durch ein gutes Fernrohr bei sehr klarem Wetter von Daraga aus zu beobachten; es ergab sich dabei, daß der Nordrand die Südseite überragte. An mehreren Stellen, wo die Zersetzung besonders stark gewesen, waren breite Rinnen ausgewaschen, auf deren Boden sich gelbe und rothe Salze abgesetzt hatten. Ueber 20 Fuß lange, von der Kuppe herabgeglittene Steinplatten lagen am obern Abhange. Auf der Daraga (dicht bei Albay) zugekehrten Seite war ein Lavastrom herabgeflossen, dessen Oberfläche aus so feinen, lockeren Schlacken bestand, daß er wie ein Moosteppich aussah.

Der Reisende hatte noch nicht zwei Drittel des Abhanges hinter sich, als es dunkel wurde. In der Hoffnung, die Hütte zu erreichen, wo die Lebensmittel zurückgeblieben, irrte er noch bis gegen 11 Uhr hungerig und müde zwischen großen Felsblöcken umher und entschloß sich endlich, den Morgen zu erwarten. Das Mißgeschick war nicht durch Mangel an Vorbedacht, sondern durch die Unzuverlässigkeit der Indier veranlaßt. Zwei zum Wasser- und Proviantragen mitgenommene Leute waren gleich anfangs verschwunden, ein dritter zur Bewachung der Sachen im Biwak zurückgelassener „sehr zuverlässiger Mann", der den Auftrag hatte, der Gesellschaft bei einbrechender Dunkelheit mit Fackeln entgegen zu kommen, war schon Vormittags nach Daraga zurückgekehrt. Des Reisenden Diener, der eine wollene Decke und einen Schirm für ihn trug, verschwand plötzlich im Dunkeln, als es zu regnen begann, und fand ihn trotz allen



Vulcan Majaijai und San Cristoval.
Vom Thurme des Conventos von Majaijai.

Rufens erst am folgenden Morgen wieder. Dr. Jagor brachte die regnerische Nacht auf den kahlen Steinen zu, und fror, als seine sehr dünnen Hüllen durchnäßt waren, zum Zähneklappern. Mit Sonnenaufgang wurde es sogleich warm, die gute Laune stellte sich bei Allen wieder ein. Gegen 9 Uhr erreichten sie die Hütte und erholten sich nach 29stündigem Fasten.

Nach Jagor's Barometermessungen beträgt die Meereshöhe der Gipfelplatte, die aber noch von einzelnen Pfeilern überragt wird, 2374 Meter = 8559 spanische Fuß = 7564 rheinische Fuß.

Die drei anderen Vulcane, deren Abbildungen wir geben, sind von unserm Reisenden nicht erstiegen worden. Der hier dargestellte ist der Vulcan Banajao oder Majaijai, neben welchem der San Cristoval mit schöner glockenförmiger Kuppe hervorragt.

Im Regen erreichte Jagor das Convento von Majaijai, und eben so verließ er es nach drei Tagen anhaltenden Regens, da auf Monate hinaus besseres Wetter nicht zu hoffen war. Dort dauert die Regenzeit 8 bis 9 Monate, während welcher kaum ein Tag vergeht, ohne daß es in Strömen gießt. Eine Besteigung des Vulcans war unter solchen Umständen nicht ausführbar. Nach den schriftlichen Aufzeichnungen des Pfarrers von Majaijai ist derselbe am 22. April 1858 von den Herren Roldan und Montero, zwei tüchtigen, mit Revision der Seekarte des Archipels beauftragten spanischen Marineoffizieren, erstiegen und gemessen worden. Sie peilten von der Spitze die Kathedrale von Manila, den Vulcan Mayon, die Insel Polillo und bestimmten den Gipfel zu 7020 spanische Fuß, die Tiefe des Kraters auf 700 Fuß. Letzterer enthielt früher einen See, der bei dem letzten Ausbruche des Berges, 1730, durch die in der Südwand entstandene Lücke abfloß.

Dieser sowie der auf Seite 180 abgebildete Vulcan

Digitized by Google

Maquiling liegen beide unfern von einander im Süden des großen Binnenſees von Bay.

Auf der Südſpitze der Inſel Luzon liegt der Vulcan Bulufan, der lange erloſchen ſchien, 1852 aber wieder zu dampfen begann. Derſelbe wiederholt in überraſchender Weiſe die Formen des Veſuv. Wie dieſer zeigt er zwei Spitzen, im Weſten eine glockenförmige Kuppe, den Eruptionskegel; im Oſten, als Reſt eines großen Ringgebirges,

Vulcan Bulufan von Oſten. Im Vorbeiſegeln aufgenommen.

einen hohen Bergzacken, der dem Monte Somma entſpricht; deutlich erkennt man daran die dem äußern Abhange parallele Schichtung. Wie beim Veſuv ſteht der Eruptionskegel im Mittelpunkte des alten Kraterwalles; der Zwiſchenraum, der ihn von der gegenüberliegenden Bergwand trennt, der alte Kraterboden, iſt beträchtlich größer und viel unebener, als das Atrio del Cavallo am Veſuv.

Dr. Jagor zeichnete den Berg, als er Ende Auguſt 1859

Vulcan Bulufan von Südweſt. Vor Anker liegend aufgenommen.

von Manila nach Albay ſegelte. Als er einige Zeit ſpäter ſich an ſeinem Fuße befand, wurde er wiederum durch Unwetter an der Beſteigung verhindert. Der ehemalige Alcalde Penaranda ſoll den Berg etwa 15 Jahre früher beſtiegen haben, nachdem angeblich 60 Menſchen zwei Monate lang beſchäftigt geweſen, einen Weg zum Gipfel zu bahnen; die Beſteigung ſoll zwei Tage gedauert haben. Der Teniente in Bulufan, ein aufgeweckter Indier, glaubt aber, daß in

Vulcan Maquiling von Oſtnordoſt.

der trockenen Jahreszeit vier Mann in zwei Tagen einen ſchmalen Pfad öffnen könnten bis nahe zur Spitze, die nur mit Leitern zu erſteigen ſei. Am Tage nach Jagor's Ankunft im Orte Bulufan traf der Straßenbauinſpector und ein Begleiter daſelbſt ein, beide bis auf die Haut durchweht und durchnäßt. Der freundliche Alcalde hatte ſie zu ſeiner Unterſtützung hergeſandt. Unter den obwaltenden Umſtänden mußten ſie unverrichteter Sache mit ihm umkehren.

Die Tagalen sind die christianisirten Eingeborenen von Luzon, welche die Hauptbevölkerung der Umgegend von Manila und des von dort nördlich gelegenen Theiles der Insel ausmachen. Durch die Untersuchungen Wilhelm von Humboldt's ist ihre Sprache als eine malayische dargethan worden, und zwar als diejenige unter den Malayensprachen, welche die reichste grammatische Ausbildung besitzt.

In der Umgegend von Manila, erzählt Jagor, sind die Kirchenfeste wohl des Besuchs der Fremden werth, schon wegen der zahlreichen hübschen Indianerinnen und Mestizinnen, die sich Abends dort einfinden und in ihrem besten Putze auf den festlich beleuchteten, mit Fahnen und Blumen geschmückten Straßen spazieren gehen. Sie sind namentlich für den aus den Malayenländern Kommenden eine anmuthige Erscheinung. Die Indierin (Tagalin) ist sehr schön gewachsen, hat üppiges, schwarzes Haar, große, dunkele Augen; der obere Theil des Körpers ist in inländische, oft kostbare Stoffe von durchsichtiger Feinheit und tadelloser Weiße gehüllt, und von der Hüfte abwärts in ein buntstreifiges, weitfaltiges Kleid (Saya), dessen oberer Theil bis zum Knie durch ein dunkeles Tuch, Tapis, so fest zusammengehalten wird, daß die reichen bunten Falten der Saya daraus wie die Blumenblätter einer Granate hervorbrechen, und die Mädchen nur ganz kurze Schritte machen können, was in Verbindung mit den niedergeschlagenen Augen ihnen einen sehr sittsamen Anstrich giebt. An den nackten Füßen tragen sie geflickte Pantoffeln (Chinalas), so schmal, daß die kleine Zehe, die nicht Platz darin hat, den Pantoffel von außen festhalten muß.

Kleines tagalisches Mädchen.

Aermere Indianerinnen kleiden sich nur in eine Saya, und ein sogenanntes Hemd, so kurz, daß es oft nicht bis zu dieser hinabreicht; in den östlichen Inseln tragen selbst erwachsene Mädchen und Frauen außer einem katholischen Amulet gewöhnlich nur diese zwei Kleidungsstücke, die namentlich nach dem Bade, bis sie die Sonne wieder getrocknet hat, fast durchsichtig sind.

Hut, Hose und darüber ein Hemde bilden die Tracht der ärmeren Männer. Die Hemden der Reicheren sind mitunter aus sehr theuern inländischen Geweben, von Ananas- oder Bananenfasern mit oder ohne seidene Streifen, auch ganz aus Jusi (chinesische Floretseide), in welchem Falle sie nicht gewaschen und also nur einmal getragen werden können. Der Hut, Salaiot (ein Kugelsegment aus inländischem Flechtwerk), dient als Regen- und Sonnenschirm, und ist zuweilen bis zu beträchtlichem Werthe mit Silber beschlagen.

Tagalin in Sarong, Tapis, Camisa und Schuttertuch.

Tagalin in einer Hängematte.

Die Mestizinnen kleiden sich, wie die Indierinnen, aber ohne Tapis; an Europäer verheirathete tragen auch Schuhe und Strümpfe. Manche Mestizinnen sind von großer Schönheit, ihr Gang hat aber gewöhnlich etwas Schleppendes, von der Gewohnheit, den Pantoffel zu schleifen. In der Regel sind sie klug, wirthschaftlich, zu Handelsgeschäften sehr geschickt, in der Unterhaltung aber oft unbeholfen und langweilig. Der Grund davon liegt wohl in ihrer Zwitterstellung: von den weißen Frauen wird sie hochmüthig zurückgestoßen, während sie selbst ihre mütterlichen Verwandten verleugnet. Ihrem Auftreten fehlt die Sicherheit, der richtige Takt, den die Südeuropäerin in allen Lebensverhältnissen zeigt.

Die Mestizen, besonders die von Chinesen und Tagalinnen, bilden den reichsten, unternehmendsten Theil der einheimischen Bevölkerung; sie kennen alle guten und schlechten Eigenschaften des Eingeborenen, und deuten sie rücksichtslos für ihre Zwecke aus.

Digitized by Google

Das Museum Godeffroy in Hamburg und seine Unternehmungen.

II. Die Ebon-Gruppe. Naturwissenschaftliches aus der Südsee.

Im Herbste des Jahres 1871 kehrte Dr. Gräffe nach zehnjähriger Abwesenheit aus der Südsee zurück. Kurze Anhaltspunkte über seine höchst ausgedehnten Reisen geben die im „Ausland“ (1867 und 1868) erschienenen „Reisen nach einigen Inseln der Südsee“ und seine Reise auf den Fidschiinseln (Petermann's Mittheilungen 1869, S. 59, nebst Karte). Doch das neue geographische, ethnographische und naturwissenschaftliche Material, welches er mitgebracht, war so bedeutend, daß es Bände füllen könnte. Da unterdessen auch von den übrigen Sammlern ungemein viel Neues eingegangen war, so entschloß sich Godeffroy, all dieses Material der wissenschaftlichen Welt in einem besondern, in zwanglosen, prächtig ausgestatteten Heften erscheinenden Journal zugänglich zu machen. Das erste dieser Hefte liegt jetzt vor uns. Es führt den Titel: Journal des Museum Godeffroy. Geographische, ethnographische und naturwissenschaftliche Mittheilungen. Mit 2 Holzschnitten und 8 Tafeln. Hamburg, L. Friederichsen und Comp. 1873. gr. 4°. Die Redaction führt Dr. Gräffe, während L. Friederichsen, schon bekannt durch seine Leistungen in Justus Perthes geographischer Anstalt, den kartographischen Theil übernommen hat.

Der Inhalt dieses ersten Heftes ist ein mannichfaltiger und reicher. Dr. Gräffe beginnt mit einer Monographie der Samoa- oder Schifferinseln, von welchen hier der erste Abschnitt, die bis ins minutiöseste durchgeführte Topographie, vorliegt. Auf Samoa ist das Haus Godeffroy von großem Einfluß, es monopolisirt fast den Handel und hat dort große Landbesitzungen. Hier schließt sich an eine Schilderung der Ebongruppe im Marschallarchipel nach Berichten von J. Kubary. Es ist dies das Specielste, was über diesen Atoll bisher bekannt wurde, und wir geben daher einige Auszüge aus der lehrreichen Abhandlung.

Die Inseln der Ebongruppe liegen auf 4°48' nördlicher Breite und 168°45' westlicher Länge und bilden die südlichste Insel der Ralickkette. Es ist Ebon eine Inselgruppe, welche auf einem großen Ringriffe mit einer breiten Passage, die an der Südwestseite liegt, sich befindet. Wie alle solche Laguneninseln liegen die einzelnen Eilande, deren Anzahl zwölf beträgt, nebst noch einigen ganz kleinen Inseln zeltenartig auf dem zur Ebbezeit beinahe trocken werdenden Korallenriffe aufgereihet. Diese Inseln heißen von der Riffpassage angerechnet und nach Osten hingehorum gehend: Jurijer, Enijarmet, Ebon, Enijajdot, Guamaguamlap, Euer, Munjak, Taka, Enilo, Jio und endlich Met den Kreis schließend und der ersten Insel Jurijer auf der andern Seite der Passage gegenüberliegend. Ebon ist weitaus die größte und ansehnlichste dieser Inseln und daher wird die ganze Gruppe nach derselben benannt.

Die Inseln sind, wie alle Koralleninseln, ganz niedrig und ihre Vegetation besteht hauptsächlich aus Kokospalmen, Schraubenbäumen oder Pandanus und Brotfruchtbäumen nebst kleinerm Buschwerk und wenigen krautartigen Pflanzen. Die Bewohner dieser flachen, denselben nicht hinreichende Nahrung gewährenden Inseln, etwa 800 an der Zahl, sind während des größten Theiles des Jahres abwesend, um sich auf den nördlichen Inseln ernähren zu lassen. Dieselben sind, wie überhaupt die Ralickinsulaner, von schmächtigem Körperbau, eher schwächlich als stark und unterseyt.

Die Hautfarbe beider Geschlechter ist dunkler wie die hellbraune Farbe der Polynesier oder der Bewohner der Tongainseln, der Schifferinseln u. s. w. Die geistige Thätigkeit der Eingeborenen ist sehr beschränkt; die Lieder, die sie singen, sind einsönig wie der Wind, der fortwährend um ihre Hütten heult. Ihre Tänze sind entweder der Ausdruck einer unbewußten Sinnlichkeit, oder es hat auch die Unverschämtheit derselben keine Grenzen. Oft aber stellen die Tänze Kämpfe, Streit und Zank vor.

Ein Theil der Eingeborenen ist seit acht Jahren (1862) zum Christenthum bekehrt, der andere Theil ist beim Heidenthum geblieben. Ihre ursprüngliche Religion besaß keine persönliche Gottheiten; hingegen verehrten sie heilige Bäume und Steine, denen durch Zuwerfen von Speisen Opfer gebracht wurden. Sie glauben an ein Leben nach dem Tode, indem sie hofften, alsdann nach einer schönen Insel zu kommen, wo sie Alles im Ueberfluß haben würden. Ihre Leichen begruben sie in der Erde, die Stelle mit Korallblöcken und zwei Rudern bezeichnend, von welchen das eine am Kopfende, das andere zu den Füßen in die Erde gesteckt wurde.

In wie weit die Mission in dieser kurzen Zeit einflußreich auf die Geistesrichtung der ihr zugewandten Eingeborenen gewirkt hat, ist schwer zu erkennen. Die von der Mission in der Landessprache veröffentlichten Kirchenlieder werden von den Mädchen und Frauen dreimal des Tages mit zur Verzweiflung bringender Verzückung und Frömmelei abgesungen. Dieselben würden auch gern sechsmal täglich singen, da sie zu faul zum Arbeiten sind, aber das wäre gegen die Regel. Es ist hier, wie anderwärts, viel oberflächliche Frömmigkeit und Civilisation. Die Eboner bedienen sich der europäischen Kleider, sie kennen den Werth des Geldes, sie können auch etwas lesen und schreiben, aber in anderen Hinsichten sind sie nicht besser als früher. Im Gegentheil, von der Moralität ganz abgesehen, sind sie fauler und habgieriger geworden, so daß der wilde Norden Ralicks viel productiver und industrieller ist als das christliche Ebon, das vergessen hat, die einfachsten und zum alltäglichen Gebrauch unentbehrlichsten Sachen zu verfertigen. Alle Matten, Fischleinen, Angelhaken, Tane, Leibschnüre, Gürtel u. s. f. werden vom Norden eingeführt, während vor wenigen Jahren die Ebboner dieses selbst verfertigten. Das einzige Product, welches die Einwohner gegenwärtig liefern, ist Kokosnußöl, welches von Sydney aus angekauft wird. Ob die Mission im Stande sein wird, die physische wie geistige Thätigkeit

Digitized by Google

der Einwohner zu heben, muß erst der weitere Erfolg zeigen.

Die Lebensweise der Eboner ist erbärmlich; die höchst dürftige Nahrung derselben besteht aus den reifen Pandanusnüssen, deren äußere süßliche Faserhülle sie aussaugen; ferner aus Kokosnüssen, Brotfrüchten und Fischen, welche beide letzteren sie halbverbrannt oder halbgar essen. Wenn sie einen guten Fischfang gemacht haben, so trocknen sie die Fische im Rauche und erhalten so einen Vorrath.

Die Inseln bringen so wenig Nahrungsmittel hervor, daß die Häuptlinge, die gewöhnlich auch auf den nördlichen Inseln Besitzungen haben, von dort Arrowroot und Pandanusnüsse beziehen. Die äußere Hülle dieser Nüsse wird geraspelt, getrocknet und so conservirt in etwa 100 Pfund schweren Rollen von Pandanusblättern aufbewahrt. Die ärmeren gemeinen Leute kaufen sich für Geld oder Producte von einem deutschen Händler Arrowroot, welches dieser von anderen Inseln bezieht. Eigenthümlich ist es, daß die Eingeborenen bei so karger Nahrung Hühner und Enten, die sie ziemlich zahlreich anziehen, sowie deren Eier nicht essen wollen und lieber dieselben verkaufen oder umtauschen. Das Gleiche findet, wenn auch nicht in so hohem Grade, in Samoa statt, indessen sind es dort mehr die Eier, vor deren Genuß die Samoaner Abscheu hegen. Bei dieser kargen Kost entbehren die Eingeborenen von Ebon, wie überhaupt aller Koralleninseln, das größte Gut, das ein Land in den Tropen aufzuweisen hat, nämlich ein frisches klares Wasser. Um Trinkwasser zu erhalten, haben sie in der Mitte der Insel eine Grube gegraben, in welche das Regenwasser zusammenfließt. Dieses Wasser ist trübe, dick und braun gefärbt durch hineingefallene vegetabilische Stoffe.

Die Gewohnheit sich zu waschen haben die Eboner nicht; sie baden sich wohl im Meere und in Wassergruben, aber nur der Hitze wegen, um sich abzukühlen. Am zufriedensten sind sie, wenn sie sich nicht naß zu machen brauchen; der Kopf mit dem buschigen Haarwuchs wird nie naß gemacht. Es ist wahrscheinlich, daß die bei den Bewohnern anderer Koralleninseln so häufig vorkommenden flechtenartigen Hautausschläge, die ihren Körper ganz oder theilweise überziehen, ansteckend sind, und ihnen außer ekelhaftem Ansehen einen unangenehmen Geruch geben, von diesem Mangel an gehöriger Reinlichkeit herkommen.

Die Wohnungen der Eboner sind elende, niedrige Hütten, in welchen man bloß liegen, kaum sitzen und gar nicht stehen kann. Sie sind plump und unsymmetrisch gebaut, und verrathen dadurch die Bequemlichkeit oder vielmehr die Faulheit ihrer Verfertiger. Es sind die Hütten eigentlich nur Schlafwinkel und gewähren kaum Schutz gegen Wind und Regen, auch riechen sie sehr unangenehm. Die Umgebung derselben ist mit hohen Haufen faulender Kokosnußschalen und sonstigen Küchenabfällen bedeckt, die eine wahre Pestatmosphäre erzeugen.

So schlechte Häuserbauer die Eboner sind, so geschickt sind dieselben in der Verfertigung zweckmäßiger, schnellsegelnder Kähne, und sie selbst sind die kühnsten Segler. Wenn auch ihre Schiffe Mangel an symmetrischer Arbeit verrathen und sich nicht mit den vier verschiedenen Arten der Samoakähne messen können, so erreichen die Eingeborenen doch damit ihren Zweck, nämlich eine mit fast unglaublicher Schnelligkeit bewerkstelligte Verbindung zwischen den einzelnen Inseln der Ralick- und Radackkette. Diese Kähne mit ihren dreieckigen, fast in dem Wind liegenden Mattensegeln, haben viel dazu beigetragen, daß alle diese so zerstreut liegenden Inseln durch eine einzige Menschenrace bevölkert wurden. Alle Eingeborenen derselben, bis zu den am weitesten nach Norden hin liegenden Inseln, sprechen die gleiche Sprache und haben die gleiche Tättowirung. Uebrigens haben auch Winde und Strömungen die Kähne, die auf unruhiger See sehr unzuverlässig waren, in früherer Zeit oft weggetrieben, und so wurden dadurch ebenfalls überall hin dieselbe Sprache und dieselben Sitten verbreitet. Die Verbindung der Eingeborenen unter einander bestand schon lange vor der Zeit der Entdeckung der Inseln durch die Europäer, aber ihre politische Verschmelzung in ein Ganzes geschah erst vor einem Menschenalter, und zwar ging die Bewegung vom Norden aus. Die Eingeborenen von Ebon, wie überhaupt aller Inseln der ganzen Kette, haben vier Rangstufen, die sich von mütterlicher Seite vererben. Interessant ist, was Kubary über die Rang- und politischen Verhältnisse auf den Inseln, sowie über deren Geschichte sagt; doch kann dieser Abschnitt nicht gut im Auszuge gegeben werden.

Außer seinen Mittheilungen über Ebon, welches Kubary 1870 besuchte, lieferte er auch ein Vocabular und Beiträge zur Grammatik der Insulaner. Die Sprache der Mikronesier bietet ein besonderes Interesse dar, da diese auf den Alten zunächst gelegenen Inseln Polynesiens wohnen und gleichsam die Brücken nach dem Festlande hin ausmachen. Aus der Vergleichung ihrer Sprache erhalten wir vielleicht die Mittel, Schlüsse auf die Einwanderung und Verbreitung der Südseeinsulaner zu ziehen. Das Alphabet von Ebon besteht aus 18 Buchstaben; alle Vocale sind vorhanden, von Consonanten fehlen f, g, h, k und s. Die amerikanischen Missionäre, Eingeborene der Sandwichinseln, schreiben und drucken mit lateinischen Buchstaben. Der Plural wird durch ein Zufügen von „ran“ für Personen, und „ko“ für Thiere und Sachen ausgedrückt, so z. B. dribolli, ein Fremder, dribolliran, Fremde. Bao, ein Vogel, Baoko, Vögel. Eigentliche Beugungsfälle für Haupt- und Beiwörter sind nicht vorhanden, das Wort bleibt unverändert und eine Umschreibung mit Hülfswörtern muß aushelfen. „In“ vor einem Hauptwort oder Beiwort bezeichnet den Genitiv, „non“ den Dativ. Z. B.: Wa in iroij, das Schiff des Königs, Wa non iroij, dem Schiff des Königs. Wegen des Weiteren verweisen wir auf die Abhandlung selbst (S. 39 bis 47).

Der übrige Inhalt des Journals ist naturwissenschaftlicher Art. Die von Andrew Garrett auf Huahine, einer der Gesellschaftsinseln, gesammelten Vogelbälge beschreibt Dr. Gräffe. Es bemerkt: „Aus dieser Sammlung geht die merkwürdige Thatsache hervor, daß die Arten einiger Gattungen ganz identisch sind mit solchen, die auf anderen oft von dieser weit entfernten Inseln der Südsee vorkommen, die Arten anderer Gattungen sich so verändert zeigen, daß man dieselben entweder als gut abgegrenzte verschiedene Arten bezeichnen kann oder aber unschlüssig ist, ob man es nur mit localen Barietäten oder mit besonderen Species zu thun hat.“ Unter die sehr veränderlichen Arten gehören namentlich die herrlichen Tauben der Gattung Ptilinopus, die von Insel zu Insel Polynesiens verschieden sind. Eine in der Anstalt von Bach in Leipzig prächtig in Farbendruck ausgeführte Tafel führt und sechs dieser wunderbar schönen Tauben vor, mit ihrem grünen, metallisch glänzenden Gefieder, und der purpurrothen Platte auf dem Haupte. Das eben Gesagte gilt auch für die Arten der Gattung Halcyon (Eisvogel) in der Südsee. Der Ornithologe wird in dem Journal seine besondere Rechnung finden.

Ueber die Farnflora der Palaos- oder Pelew- und der Cooks- oder Hervey-inseln liegen zwei Abhandlungen von Dr. Chr. Luerßen vor. Die Farnflora der Pelewinseln (Carolinen) schließt sich danach innig jener der Philippinen an, von rein polynesischen Arten tritt uns nur Trichomanes polystatum, Baker, entgegen. Im Ganzen sind von diesen Inseln 42 Arten aus 23 Gattungen bekannt. Auf den

Digitized by Google

Cookinseln hat Garrett 25 Arten Farne gesammelt, welche die nahe Verwandtschaft dieser Inseln mit Samoa und Fidschi einerseits und mit den Gesellschaftsinseln andererseits nachweisen.

Schließlich giebt Otto Witt einen Bericht über Diatomaceen der Südsee, jener algenartigen Gebilde, welche man früher für Infusorien hielt. Es sind im Ganzen 49 Arten von Tahiti und der Ellicegruppe, darunter 13 neue Arten. Die Ausstattung des Journals, das unter Fachleuten freudig begrüßt werden wird, mit Karten von Friederichsen, Lithographien, Farbendrucken und Photographien ist eine sehr glänzende.

Eine Karawanenreise von Mosul nach Aleppo.

Von **Lothar Becker.**

II.

Rissibin, Mardin, Diarbekir. — Blauäugige Kurden. — Severobf. — Das Kreuz als uraltes Symbol. — Basaltgestein. — Vegetation. — Der Tabak und die Orientalen. — Bira, die Karawanenfurth am Euphrat. — Die Kreideformation. — Urfa und Hawal. — Halep und Latafi.

Rissibin, bekannt durch die Schlacht im Jahre 1839, und als östlichste Feste des römischen Reiches, liegt auf einem steinigen Berglande, und ist keineswegs mehr der wichtige Ort, der es, wie die Ruinen des Castells bezeugen, früher war, sondern nur noch ein Marktflecken. In seiner Umgebung sowie im Blachfelde von Sindschar bemerkte ich außer den erwähnten manche auch in Deutschland wachsenden Pflanzen, wie Berula angustifolia, Epilobium roseum, Brunnenkresse, Potamogeton natans, Myriophyllum verticillatum, Androsace maxima, Heleocharis palustris, Bromus tectorum und mollis, Panicum crus galli, Phleum pratense, Dactyles glomerata. Hafer, den gemeinen Weizen und Formen von Teucrium Chamaedrys, Mentha silvestris, Lythrum salicaria und Polygonum persicaria.

Nachdem die Karawane den 19. Juni geraftet, gelangte sie über Serfechahn, Dara Kala, Kelbe Mei, Berbauk und Herrien in zwei Märschen nach Mardin. Am letzten Dorfe angelangt, rit ich der Karawane auf einem Esel voraus, um Mardin zu besuchen. Der Weg dahin führt durch einen schmalen Engpaß, welcher von zwei steilen Bergwänden gebildet wird. Von da windet sich die Straße den steilen Berg hinan, dessen unterer Theil von reihenweis auf Terrassen gepflanzten Feigenbäumen umgürtet wird. Die Stadt liegt, gleich einem Adlerhorste, hoch auf dem steilen Berge, welcher für Kameele nicht zugänglich und so wasserarm ist, daß oft eine halbe Stunde vergeht, ehe das tropfenweis aus dem Felsen sickernde Wasser einen kleinen Krug füllt, und es gekauft werden muß. Obgleich die Bevölkerung zum großen Theile aus Christen besteht, so ist es doch gewagt, sich hier in europäischer Kleidung sehen zu lassen, und ich hätte Ursache haben können, meine Unklugheit zu bereuen. Der Straßenpöbel warf wiederholt mit glückicherweise schlecht gezielten Steinen nach mir, und ich konnte von Glück sagen, daß ich das Schicksal der amerikanischen Missionäre Grant und Homes nicht theilte, welche hier im Jahre 1836 einkehrten. Als meine Begleiter, in der Absicht, Kameelsättel auszubessern, ankamen, ward ich von ihnen in Schutz genommen, und wir verließen die Stadt durch abgelegene Straßen. Hoch auf der Spitze des Berges, die Stadt überragend, liegt das Castell von Mardin.

Bis Diarbekir ist es 11 Meilen, eine Entfernung, welche in fünf Märschen zurückgelegt ward. Der Weg führt über Hendelu, Itschehuk, Kantik, Antewra, Tscharko oder Tscharka und Kabie, Alles unbedeutende Orte, meist durch die Schluchten oder schmalen Thäler eines malerischen, mit Sträuchern bewachsenen Kalksteingebirges voll Höhlen, die man künstlich erweitert hat und als Viehställe benutzt. Einen dieser Thäler versetzte mich lebhaft in das nördliche Europa, denn hohe Pappeln, Weiden, Eschen rc. bildeten an seinen Ufern ein dichtes Gebüsch. Hier und da erscheinen Barn (Ballot; eine Art Eiche) und Bäume, genannt Tan; man pflanzt sie auf den Kirchhöfen, deren gemauerte Grabmäler denen der hindustanischen Satti (lebendig verbrannte Wittwen) ähnlich, jedoch schmäler sind. Bei einem dieser Dörfer bemerkte ich die erste Wassermühle; sie kommen indeß schon bei Mosul vor.

Die Kurden, welche diesen Strich bewohnen, bilden einen ebenso schroffen Gegensatz zu den Arabern, wie die Vegetation und das angenehme Klima ihres Landes zu der öden Wüste mit ihren Plagen. Es sind stämmige, ehrliche, offene Leute mit oft hellem, zuweilen in Locken herabhängendem Haar und Bart von gleicher Farbe, meist grauen oder blauen Augen, vorstehenden Backenknochen, gesunder Gesichtsfarbe und weniger hervortretender Nase als bei den Arabern. Von der türkischen Tracht ist die ihrige wesentlich nur durch den Turban verschieden. Sie tragen einen weiten, weißen Kaftan mit Ledergurt, oft rothe Hosen und einen rothen oder bunten Turban mit kegelförmiger Kappe. Gewöhnlich setzen sie mehrere Kappen über einander, wodurch der Turban oft einige Pfund schwer wird. Das weibliche Geschlecht ist voll Bescheidenheit, geht unverschleiert und genießt größere Freiheit als die Türkinnen. Sie sind Freunde der Musik, besonders der Flöte.

Es war meine Gewohnheit, vom Lager aus die nächsten oft fern gelegenen Dörfer zu besuchen, um dort Lebensmittel zu kaufen. Der Eindruck, den ich in meiner europäischen Tracht machte, war sehr verschieden, zumal erregte der Strohhut Verwunderung. Bald hielt man mich für einen Mann von Taghestan oder für einen Mahdschar, bald für einen Moslemin oder Nasrani (Christ), was gleichbedeutend mit Gaur ist; den Meisten jedoch galt ich, wie auch in Hindustan, für einen Mogul. Trotzdem die Araber, welche von den Kurden gehaßt sind, mich versicherten, ich würde gleich ihnen von den Kurden nichts zu kaufen bekommen, so fand ich doch bei Allen eine sehr freundliche Aufnahme. Als ich bei Hendelu, auf dem Wege zu einer eigenthümlichen, einer Burg gleichenden Felsenbildung in ein nach deutscher

Digitized by Google

Art gebautes Haus trat, wurde ich sogleich von den Bewohnern umringt, und meine Frage: ob ich Milch bekommen könne, mit einem freundlichen „Ja“ beantwortet. Außer einem vollen Eimer Milch (Do) setzten sie mir Yoghurd (geronnene Milch), Kies (Käse) und Kuchen vor, und beobachteten, während ich mir Alles wohlschmecken ließ, jede meiner Bewegungen mit Neugierde. Mit größter Bereitwilligkeit gab mir der Kurde seinen Sohn als Führer zu jener Felseinbildung mit, welche sich als ein Zufluchtsort der Dorfbewohner in unruhigen Zeiten herausstellte. Der Pfad dahin ist schwierig, und doch dient der Ort zu Zeiten als Schutzstall. Die natürliche Höhle hat man erweitert, und ein Wasserloch ausgehöhlt, in welchem Feigen wachsen, während Reben und Thau in den Ritzen des Gesteines wucherten. Bei meiner Rückkehr verbat sich der freundliche Kurde jede Bezahlung, und beauftragte seinen Sohn, mich mit der noch übrigen Milch ins Lager zu begleiten. Hier vertheilte ich dieselbe unter meine Begleiter, welche nicht wenig über die Aufnahme, die mir geworden, erstaunt waren. Später besuchte mich der Kurde, seinem Versprechen gemäß, im Lager, und ich verehrte ihm einige zierliche Pfeifenköpfe von Mardin, worüber er große Befriedigung an den Tag legte.

Ungefähr drei Stunden vor Diarbekir, oder Kara Amid, beginnt die Basaltformation; darauf überschreitet man den Tigris auf einer hohen Brücke und gelangt auf beschwerlichem Steinwege zu der hochgelegenen, auf Felsen gebauten Stadt, deren hoher Thurm und 30 bis 50 Fuß hohen Zinnenmauern weithin sichtbar sind. Die Bevölkerung zählt viele Syrer, Juden, Kumi oder Latinos (Römisch-katholische) und auch einige Proht, wie man die Protestanten hier nennt. Ein Theil beschäftigt sich mit Verfertigung kleiner, weißer, in ihrer Form von den türkischen sehr verschiedener Pfeifenköpfe, die geschmackvoll mit erhabenen Figuren ꝛc. verziert werden. Sie sind, gleich denen von Eski Schehr, sehr zerbrechlich und bestehen wie diese vermuthlich aus Murschum („Meerschaum“). Buckingham hörte 1816, daß 150 Einwohner die Pfeifenfabrikation betrieben.

Trotz der geringen Entfernung, 10½ deutsche Meilen, vergingen neun Tage, ehe die Karawane die ansehnliche Stadt Sewerak erreichte; indessen kommen davon drei auf Ruhetage. Der Boden ist auch hier basaltisch, voll Disteln und Steine, so daß Fußgänger und Kameele sehr leiden, und von den letzteren uns in der That eins stürzte. Einige Meilen von Diarbekir liegt zur Linken des Wegs auf einer Anhöhe die Ruine eines Christendorfes, mit einer überbauten Quelle, in deren Nähe zwei Maulbeerbäume (Morus alba) stehen. Daneben erhebt sich eine Kirche (Mar Eli), welche zum Theil verfallen ist, und als Stall für Schaf und Rind dient. Sie ist, nach Art der unserigen, aus Basalt erbaut, doch hat sie ein flaches Dach und weniger spitze Bogen als der sogenannte gothische ist. In der Mauer bemerkte ich zwei gleicharmige Kreuze, ähnlich dem „eisernen Kreuze“, und über ihnen auf weißer Kalktafel eine Darstellung ähnlich einem Palmbaume oder, noch mehr, zwei Blättern mit einem Stiel, welche ich um so mehr für die des heiligen Lotus der Aegypter und Etrusker zu halten geneigt bin, da auch hier drei Punkte oder Kügelchen sie begleiten, wie bei der Lotusblume des ältesten römischen As und dem Lotus der Aegypter. Unter den Kreuzen steht eine Inschrift in mir unbekannten Buchstaben, worunter auch ein Kügelchen oder Punkt in einem Viereck erscheint, was ebenfalls bei den alten Aegyptern ꝛc. vorkommt. Schon kurz vor Mardin hatte ich am Wege im Kalkstein ein solches Kreuz gesehen, und später fiel es mir auf, daß ich nirgends in Asien ein Kreuz mit einer Menschengestalt sah. Letzteres scheint erst in späterer Zeit von der römischen Kirche eingeführt zu sein, da es auch in mehreren Ländern Europas, so viel ich weiß, auch in Rußland, nicht üblich ist. Wie bekannt, ist das Kreuz ein uraltes Symbol, welches oft bei den Mumien, am Halse des Apis, am Thyrsus des Bachus, mit Hermes Trismegilos, Apollo, Horus, Jupiter und in St. Peters Hand (Himmelsschlüssel) erscheint, das von den Boghoi, vielen Stämmen Amerikas und Westafrikas verehrt ward, und selbst vor wenigen Jahren auf einer von den heidnischen Maori Neuseelands erbeuteten Fahne gefunden wurde.

In dieser Jahreszeit (Anfang August) lagert oft dichter Nebel über der wasserarmen Gegend, welche nur in den leereichen Gründen reichliche Weide gewährt, und mächtige Wirbelwinde tanzen über sie hin und führen die trockenen Disteln und andere Gegenstände, dies Schicksal hatte auch mein Hut, hundert Fuß in die Luft. Abwechselnd begegnet man Christendörfern, Kurdenzelten, Schafpferchen und Feldern, welche trotz der vielen Steine mit Weizen und Gerste bebaut sind; bei näherer Untersuchung stellt es sich jedoch heraus, daß sie ihre Bebreitung dem Viehdung verdanken.

Etwa mittwegs zwischen Diarbekir und Sewerak erinnert das Aussehen des Landes an die kahle Basaltgegend des südlichen Neuhollands und deren strauchbewachsene Schlupfwinkel. Obgleich in Folge der klimatischen Verschiedenheit die Vegetation sehr von der australischen in Victoria abweicht, wo zumal die vielen Disteln fehlen, so erinnern doch der hier gemeinste Strauch an die Myoporen, und drei häufige Arten Strohblumen, zwei gelbe und eine lilarothe (Xeranthemum und Helichrysum), an die zahlreichen Xeranthemen und Helichrysen Neuhollands. Auch eins der gemeinsten Gräser Neuhollands, das Küngergras (Anthesteria), hat in dem benachbarten Syrien seinen Vertreter, und die Dschirboa Mesopotamiens erinnert an die Küngerarotte.

Im August hat man häufig Gelegenheit, bei den Dörfern treffliche Trauben zu kaufen; aber das Wasser ist sparsam, und die Brunnen, die man z. B. bei Ulyke antrifft, enthalten bei einer Tiefe von 30 bis 40 Fuß kaum mehr als einen Eimer übrigens guten Wassers, so daß man hinabsteigen und daselbe schöpfen muß.

Am 6. August lagerte sich die Karawane eine Meile von Sewerak oder Simerarsch, einem ansehnlichen Orte in offener Hügelgegend, dicht bei einem isolirt stehenden, als Burg benutzten Basaltberge, dessen zugängliche Seite durch eine Mauer befestigt ist. Obgleich derselbe von fern einem Vulcane gleicht, so vermißte ich doch oben eine bedeutende Vertiefung sowie auch Lava, die, beiläufig bemerkt, ein Anderer zwischen hier und Diarbekir gesehen haben will. In der Nähe der Stadt befinden sich viele, zum Theil terrassenförmig angelegte Gärten mit herrlichen blauen Feigen, Trauben, Pfirsichen, Granaten, 40 Fuß hohen Weiden, Maulbeerbäume und einer 50 Fuß hohen Cypresse, die erste, welche ich von Süden kommend bemerkte, sowie mancherlei Gemüse.

Auf dem Bazar fiel mir eine zweckmäßige Vorrichtung auf, welche ich anderwärts an der Schihut nicht bemerkt habe: nämlich nicht weit unterhalb der dicken Mundspitze, welche niemals aus Horn besteht, da der Koran die Anwendung thierischer Stoffe verbietet, sondern aus gelbem, blauem Glase oder, bei den Reichen, aus Bernstein, ein großer bauchförmiger Knopf oder Wulst, welcher das Rohr umgiebt und vor dem Gebrauche mit Wasser begossen wird. Dieses sickert dann in das Kattunfutter, welches das Rohr der Länge lang umgiebt, wie bei der Sommerschihut der Aegypter und anderer Völker. Durch die Verdunstung

Digitized by Google

des Wassers wird der Rauch abgekühlt, ehe er die Mündung des 4 bis 5 Fuß langen Rohres erreicht.

Eine Schilderung asiatischer Lebensweise, selbst wenn sie nur auf Allgemeinheit Anspruch machen will, muß dem Tabak eine vorragende Stelle einräumen; denn die Pfeife ist unzertrennlich von dem Asiaten und für ihn noch charakteristischer als das Seidel Bier für den Deutschen und Roastbeef oder Pudding für den Briten. An der Art wie man den Tabak aus dem Beutel nimmt und ihn in die Pfeife stopft, erkennt der Araber, Türke ꝛc., ob er es mit einem Mann von Erziehung zu thun hat. Selten raucht man die Pfeife ganz aus, und stets füllt man den Kopf mit gewissen Fingern der Art, daß sich in der Mitte ein kleiner Pfropf bildet, worauf man Schwamm oder Kohlen legt. Den Rest des Pfeifeninhaltes benutzt der Orientale, um eine neue Pfeife anzuzünden, deren er am Tage gar viele raucht, denn wunderbar lieblich und bezaubernd ist der Tabak dieser Gegenden. Angesehenen Leuten überreicht der Ueberbringer der Pfeife dieselbe, indem er die rechte Hand auf die Brust legt. Der Tabak, den der Bergzug, welcher die östliche Grenze des Tigrisgebietes bildet, in großer Menge seit langer Zeit erzeugt, ist sehr fett, und verdankt diese Eigenschaft wohl dem Miste der Tauben, welche man, wie es scheint, zu diesem Zweck, z. B. in Kurdistan, in großer Menge hält. Wie in Deutschland, trägt man Tabaksbeutel, Schwamm, Stahl und Stein bei sich. Den Feuerstein liefern die Kreideberge Kurdistans und Armeniens in zahlloser Menge.

Ehe ich ins Lager zurückritt, entspann sich zwischen dem türkischen Polizeibeamten, welcher den Khan hütete, und den Leuten unserer Karawane ein Streit, welcher ein tragikomisches Ende nahm, indem einer der letzteren, ein flammiger Syrer, mit kräftiger Hand dem Türken den Säbel entriß.

Zwischen Semerak und Bira, der Karawanenfuhrt am Phrat, liegt nur ein größerer Ort; dies ist Haukt, vier Märsche von Semerak und drei von Bira. Das dazwischen liegende Land, welches sein Wasser dem Phrat zuführt, ist eine baumlose, offene, wellenförmige Hochfläche, gebildet von Basalt und Kalkstein oder Kreide, welche sich gegenseitig wiederholt Platz machen, und worauf sich hier und da isolirte Berge ähnlich Vulcanen erheben. Wo Kalkstein und Kreide auftreten, da finden sich viele Grotten, horizontale Treppenbildung, abgerundete Bergkuppen und viele Feuersteine. Die Dörfer, aus Stein erbaut, liegen an Brunnen, zumal am Fuß von Bergen, oder an Quellen, und sind bepflanzt mit Weiden und Pappeln. Dazwischen stehen zerstreut die Zelte nomadischer Kurden. Kein Tag verging ohne Streit zwischen den Leuten der Karawane und den Kurden, denen man es nicht verargen kann, wenn sie ungern die große Zahl der Karawanenkameele sehen, welche ihren Herden das Gras wegfressen. Sie machen sich übrigens als Herren geltend, und ich war Zeuge, wie einer der Leute unserer Karawane, ohne triftige Veranlassung von seiner Seite, einen gewaltigen Schlag auf den Kopf erhielt, ohne daß er gewagt hätte an Vertheidigung zu denken, und noch begleiteten die Karawane an hundert, meist bewaffnete Menschen.

Mit dem Dorfe Striesch oder Thettriesch, wo eine mir bisher unbekannte Taschadart mit zolllanger dünner Blumenröhre und der erste Stechapfel, seitdem ich Hindustan verlassen, meine Aufmerksamkeit fesselten, beginnt die Kreideformation, welche sich von hier an mit geringer Unterbrechung durch hellbraunen basaltischen Boden bis Bira erstreckt, und außer den Basaltpflanzen noch andere Gewächse trägt, welche weiter östlich fehlen oder selten sind. So werden Salzer (Satureja hortensis, Pfeffer- oder Bohnenkraut) und Suhs (Süßholz; Glycyrrhiza glabra) sehr gemein, und letzteres überzieht stellenweise in den Gründen weite Strecken, welche von fern Wiesen gleichen und an ein ähnliches geselliges Auftreten der Pteris aquilina (Farnkraut) im südlichen Australien erinnern; es wird jedoch selten vom Vieh berührt. Auch der wilde Roggen ist zwischen Diarbekir und Bira hier und da so gemein, daß die Tristen einem magern Kornfelde gleichen.

Ehe man Striesch erreicht, geht vor dem letzten Dorfe der Weg nach Urfa (wie man glaubt: „Ur in Chaldäa") ab, wo nach Aussage meiner Begleiter in einem Teiche eine Art Karpfen, bemoost und mit goldenen Ringen, als heilig betrachtet werden. Aehnliches berichtet man von Fischen in einer Quelle bei Schiras.

Haukt ist ein nicht unbedeutender, aus Steinen erbauter Ort, an einem Bache, in dessen Nähe sich ein Wald von 20 Fuß hohen Aprikosenbäumen, sowie Maulbeer-, Nuß- und Weidenbäume befinden. In geringer Entfernung davon liegt ein von Schildkröten bevölkerter Teich, dessen Ränder mit einem 10 bis 12 Fuß hohen Walde von Sinap (Hanf), gemischt mit deutschen Epilobien, darunter roseum, umgeben sind. Zwei Tagemärsche von hier liegt Schems achoder, und ebenfoweit von Bira befindet sich der Rand des Berglandes, welches von da an terrassenförmig allmälig in das Phratthal hinabsinkt. Auch hier sind die Feuersteine und Grotten zahlreich, letztere durch Kunst oft erweitert und zuweilen mit einer zollhohen Schicht von Dung bedeckt; denn sie dienen als Viehställe, werden von Tauben, Molchen ꝛc. bewohnt, und ihre Wände sind oft durch den Rauch glänzend schwarz geworden. Die Brunnen sind 150 bis 200 Fuß tief, und Pferde ziehen das Wasser mittelst Stricken herauf. Nomadische Araber und Kurden theilen sich in das Weideland, und halten große Hunde ähnlich den Jagdhunden. Außer ihren Zelten sieht man auch kegelförmige Wohnungen, welche von der Ferne gewissen Ameisenbauten, Bienenkörben oder Backöfen gleichen, aus grauen Bastfeinen errichtet sind und aus einer Kellerwohnung, mit einem Lustloche an der Spitze, bestehen.

Bira oder Bire ist von Obstgärten umgeben und liegt wie ein Paradies in der Wüste, am schnellfließenden, breiten Phrat und am quelligen Abhange eines Kreidebergrs. Der Fluß tritt unterhalb der Stadt in das Flachland; sein Bett ist steinig und jandig, voll Glimmer, Chalcedon, Kalkstein ꝛc., sein Wasser, wie das der Kreideformation überhaupt, nicht schmackhaft. Die Gärten, zum Theil von Hecken der spanischen Weide (Lycium) umgeben, enthalten die gewöhnlichen südlichen Obstbäume und Gemüsepflanzen, darunter Johannisbrot, 25 Fuß hohe Feigenbäume, 50 Fuß hohe Maulbeerbäume (Morus alba) und Perrikl (Petersilie*).

*) Ich möchte hier Einiges über den Anbau, Flora und Fauna des Weideplandes zwischen Mardin und Bira erwähnen. Anfang August sind Weizen und Gerste (sechszeilige, gemeine und dunkelbraunrothe begrannte, mit Spelt zusammengelesen) meist geerntet; es stehen dagegen: Cyperus (Sorghum vulgare), Durchun oder Dochen (wie es scheint ein Sorghum, 1½ bis 2 Fuß hoch), Reis oder Ris, Mais (beide nicht häufig), Simsim, Dschiltbane mal Dschiemel (Kameelerbse, Ervum cameborum), drei Arten Tabak, darunter Nicotiana rustica mit sehr langerdrige, Getten (Baumwolle, Gossypium herbaceum), zuweilen im Blüthestande nur fußhoch und stets mit Bildsecta vesicaria als Unkraut, welches ich in Hindustan nicht bemerkte, wohaid ich glauben möchte, diese Pflanze sei nicht aus Hindustan gekommen. Ferner: die Kastorölpflanze (Ricinus communis), im Blüthestande oft nur 1 bis 2 Fuß hoch, Wasser- und Zuckermelonen, Kürbisse, spanischer Pfeffer, Safor, Hanf ꝛc.

Die einheimische Flora umfaßt unter anderen eine fast ähnliche Form des Schachtelhalmes (Equisetum arvense), Raigras (Lolium perenne), Alopecurus geniculatus, Setaria italica, Brachypodium silvaticum, pinnatum, Agrostis stolonifera, Barbabet, Zittergras (Briza), Roggen (auf Kalkbergen), drei Carex, fünf Cyperus, Juncus

Digitized by Google

Nachdem die Kameele unterhalb den Phrat überschritten hatten und die Waaren verzollt, und nebst den Passagieren auf einer Fähre übergesetzt worden waren, beendigte die Karawane ihre Reise, nach sechs kurzen Märschen, zu Halep oder Aleppo. Auch auf dieser Strecke wechseln Basalt, Kreide und Kalkstein. Bäche, welche Mühlen treiben, mehrfach überbrückt sind, und an deren Ufern unter Pappeln, Weiden, Eschen ꝛc. Krabben und kleefressende Schildkröten sich eine Güte thun, durchschneiden das mehr oder weniger bebaute Hügelland. Während des fünften Marsches betrat die Karawane eine mit bebauenen Steinen gepflasterte Straße, welche vermuthlich aus der Römerzeit stammt. Während dieses und des dritten Marsches bemerkte ich seit Taauch am Wege die ersten mit allerlei Lumpen umbundenen Sträucher. Es waren 3 Fuß hohe Saruhr (ähnlich dem Weißdorn), von welchen der eine in einem Hügel von Steinen stand, die man um ihn angehäuft hatte. K. Ritter erwähnt indeß einen solchen Strauch bei Diarbekir, und meint, daß die Vorübergehenden Lumpen daran binden, um Heilung von Krankheiten zu erlangen. Dies mag ein Grund für das Anhängen der Lumpen sein; wahrscheinlich aber verdankt die Sitte ihren Ursprung dem Glauben, daß böse Geister die Krankheiten und anderes Unheil erzeugen, und daß dieselben ihren Wohnsitz in gewissen Bäumen haben: ein Wahn, der noch jetzt im tropischen Asien und Afrika weit verbreitet ist.

Halep liegt in einem Obstwalde, der sich am Wege nach Lataki eine Viertelmeile hinzieht, und zum Theil aus 10 bis 15 Fuß hohen Oelbäumen und 40 Fuß hohen Nußbäumen besteht. Es hat gut gebaute Häuser, welche zum Theil aus Muschelkalkstein erbaut sind, und gepflasterte Straßen, die gewöhnlich vielen Hunden und gelegentlich dem Marabu zum Aufenthalte dienen. Eine Rohrart (Arundo donax) treibt selbst auf den trockenen Gartenmauern, wohin man sie pflanzt, hohe Stengel.

Am 29. August zahlte ich dem Führer einer Maulesel-karawane 30 Piaster, und erreichte Latali am 2. September nach fünf Märschen, welche gewöhnlich eine Stunde vor Sonnenaufgang begonnen und gegen Mittag beendet wurden. Der bedeutendste Ort am Wege zwischen Halep und Latali ist das, zwei Märsche von Halep, hochgelegene Etlibi oder Tlibi. Stellenweise erscheinen von allem Unkraut reingehaltene, düstere Haine von dichtstämmigen, an der West- und Nordseite von Flechten bedeckten, 10 bis 15 Fuß hohen Oelbäumen, welche der Westwind oft ohne Ausnahme gebeugt hat, ferner Reben, Feigen- und Maulbeerbäume sowie einzelne Ricinus- und Baumwollefelder. An den muschelreichen, mit nordischer Vegetation bekleideten Bächen liegen Dörfflein und backofenähnliche Wohnungen.

Hinter Etlibi erhebt sich das höhere Kalkgebirge, welches tiefe Abgründe mit sehr steilen oder fast senkrechten Wänden bildet, anfangs nur hier und da niedriges Gesträuch trugend, mit zerstreut liegenden Dörfern (z. B. Eftere oder Jiffira, eine Tagereise von Etlibi), wenigen Aeckern, dagegen mehr Zucht von Feigen-, Nuß- und Oelbäumen, sowie Reben, welche zum Theil wie in Deutschland reihenweise an Stöcken und auf kurzen Schnitt gezogen werden. Am ausgezeichnetsten ist die lange Rosinentraube mit ihren fast zolllangen, rothen, fernstehenden und dickhäutigen Beeren. Der malerischste Theil des Libanon ist derjenige, den man während der vierten Tagereise erblickt. Es eröffnen sich in dem steilen Kalkgebirge, welches selbst hoch oben Muscheln einschließt, reizende Schluchten und Thäler, welche einen um so mächtigeren Eindruck auf mich machten, als ich während der langen Reise durch wüste Länder, seitdem ich die Gara Ghat in Hindustan verlassen, nichts Aehnliches gesehen hatte. Hoch oben thronen Olivenhaine und Wälder, besonders von zwei Eichenarten gebildet, zu denen die maigrüne, 25 bis 30 Fuß hohe Aleppokiefer (Pinus halepensis) einen angenehmen Contrast bildet, während der Unterwuchs aus Ginster (Spartium junceum), Perrückensträuchern (Rhus Cotinus), Myrten, Salbei, Nelken, Majoran, Gartenmalven besteht, und die Bäche von 40 Fuß hohen Platanen, 20 bis 30 Fuß hohem Oleander, hohen Weiden, Brombeersträuchern, Brunnenkresse, einem Schachtelhalme (ähnlich Equisetum silvaticum), Lythrum salicaria ꝛc. begleitet werden. In einem solchen Thale rastete die Karawane im Schatten eines 60 Fuß hohen Nußbaumes in der Nähe eines von Schildkröten, Krabben, Muscheln ꝛc. bevölkerten Flusses.

Als am fünften Tage die Sonne aufging, erblickte ich das Meer, und zwar mit ähnlichen Gefühlen wie Xenophon's Soldaten nach vollbrachten Mühsalen. Mit dem Abfall des Libanon nach dem Meere hin tritt an die Stelle des Waldes oder Busches ein niedriges Gebüsch, welches vorzüglich von einem Strauche mit zertheilten Dornen, im Verein mit der Myrte, dem Farnkraut (Pteris aquilina) und Haidekraut (Erica) gebildet wird. Letztere deutet, gleich der Tamariske, der Nieser und dem Schachtelhalme, auf das Dasein von Silicium im Boden.

Lataki zeigt in seinen Straßen und in seiner Nähe manche Reste alter Gebäude, Gesimse, Granitsäulen, Cisternen ꝛc., welche aus besserer Zeit stammen. Die Gärten sind versehen mit mancherlei Gewächsen, worunter auch einige Dattelpalmen, die zwar noch eine Höhe von 60 Fuß erreichen, aber nur der Zierde wegen gepflanzt werden; ferner Oelbäume, deren Frucht Anfang September, wie bei uns die Pflaume, zum Zweck größerer Tragbarkeit, abgeschlagen werden, Sapper (Cactus opuntia), Belladura (Liebesapfel) und viele Andere. Der Haupthandel besteht in Tabak, der sowohl aus den Ländern jenseit des Tigris als von dem nahen Dschibili ꝛc. hierher gebracht wird. Obgleich nur eine kleine Stadt, hat Latali, das alte Laodicea ad mare (zum Unterschiede von Inlandstädten gleichen Namens so genannt), wie Syrien überhaupt, einen Weltruf durch den besten Tabak der Welt.

Am 8. September verschaffte ich mir, da die einheimischen Boote keinen Passagier ohne Paß mitnehmen dürfen, ein Tusskera, wofür ich 6 Piaster zu zahlen hatte, und verließ Latali auf einem schmutzigen Dampfer des österreichischen Lloyd, um mich nach Beirut zu begeben.

effusus, Lemna minor, Kolosuithen, Diphacus laciniatus, Malblume (Turaxacum), die Gartenmalve (Alcea arborea), mit angefüllten reihen oder weißen Blumen, auf Basaltboden, hier Katmie, von den Türken Gul Fatime genannt, den wilden Feigenbaum, die gelbe Seerose (Nuphar luteum) und Ochrmennig (Agrimonia Eupatorium).

Von den Hautthieren fiel mir besonders ein als Lastthier benutztes Mittelding zwischen Ochs und Büffel auf, welches einen langen Schwanz und Haarbüschel zwischen den Hörnern trägt. Häufig sind Kimfut (Stachelschweine), Krabben, Blutegel, Libellen, Hydrometriden, Wanzen, darunter der „Todtenkäfer“ (Pyrrhocoris apterus), zwei leuchtende Käfer, wovon der eine (Giddis oder Hidda) pfeilschnell fliegt, die gemeine Flußmuschel ꝛc.

Digitized by Google

Vom Waffeneide der germanischen Stämme.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters.

Unter den verschiedenen im Mittelalter üblichen Eidformeln findet sich auch das juramentum super arma, oder der Waffeneid. Der bekannte dänische Alterthumsforscher Svend Grundtvig hat über diesen ethnographisch und geschichtlich interessanten Gegenstand eine treffliche Abhandlung in den Schriften der königlich dänischen Akademie der Wissenschaften (Oversigt over det Kong. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger i Aaret 1870, S. 44 bis 104) veröffentlicht, welche dem nachfolgenden Auszuge zum Grunde liegt.

Das Wesen des Waffeneides bestand darin, daß er an der Klinge des Degens abgelegt wurde, entweder, wie J. Grimm sagt, weil das Schwert einem Gott geheiligt war, oder um damit anzuzeigen, es solle den Meineidigen treffen.

Die erste Erwähnung dieses Gebrauchs findet sich bei Ammianus Marcellinus bei Gelegenheit des Berichts über einen zwischen Römern und Quaden geschlossenen Vertrag (XVII, 12): (Quadorum) regalis Vitrodorus, Viduarii filius regis, et Agilimundus subregulus, aliique optimates . . . . . eductis mucronibus, quos pro numinibus colunt, juravere se permansuros in fide. Die Worte quos pro numinibus colunt sind bildsvererständlich nur einer Vermuthung Ammian's, die zum Theil auf der Kunde von den religiösen Anschauungen skythischer Völker beruhen mag.

In späteren Zeiten mehren sich die Zeugnisse für die Sitte des Waffeneides. So wird er im Capitulare Childeberti (vom Jahre 550) den christlichen Franken untersagt; doch bestand er wenige Jahre darauf (567) noch bei der Huldigung der westgothischen Königstochter Galeswinta als Frankenkönigin, wie aus Venantius Fortunatus (Miscellanea VI, 7) hervorgeht:

Utque fidelis ei sit gens, armata per arma
jurat, jure suo so quoque lege ligat.

Alter Sitte treu bekräftigten auch die längst christianisirten Franken im Jahre 632 den Frieden mit den heidnischen Sachsen super arma placata (Fredegar. Chronicum, 74), und fast zwei Jahrhunderte später (811) geschah dasselbe beim Frieden mit König Hemming von Dänemark, sowie gleichfalls 873 beim Frieden an der Eider.

Bei gewissen Angelegenheiten war der Waffeneid sogar gesetzlich vorgeschrieben. So in dem longobardischen Edictum Rothari (643) bei Erlegung geringerer Sühnegelder, in der Lex Alamannorum aus dem 8. Jahrhundert als Reinigung von der Anklage des Mordes und bei Grenzstreitigkeiten, die man durch Zweikampf zur Entscheidung brachte. In der aus derselben Zeit stammenden Lex Bajuvariorum wird der Waffeneid bei Zeugenaussagen angeordnet; nur findet sich hierbei die christlichere Anschauung entsprossene Bestimmung, daß die Waffen vorher von dem Priester geweiht werden sollten, wie denn auch die anderweitig vorkommende Aufforderung, daß der Schwörende der Kreuzform des Schwertgriffes eingedenk sei, gleichfalls ein Beweis ist von dem klugen Bestreben der Kirche, die volksthümlichen Gebräuche vorchristlicher Zeit in umgestalteter Form beizubehalten.

Ein anderer Versuch, den Waffeneid zu modificiren, ist in den sogenannten Sirmondi'schen Formeln (Formulae Sirmondicae) erhalten, in denen bestimmt wird, daß der Schwörende die Hand oder die Waffen des Richters berühren soll (adprehensa manu vel armis judicis), und Aehnliches setzt die Lex Saxonum Karl's des Großen fest.

Die älteren Rechtsquellen deutscher Sprache bezeichneten diese Eidesleistung mit dem Ausdruck uff ein schwerdt schwören, und im niederdeutschen Westmreich heißt es (Ostgand, das Femgericht Westphalens, S. 555): „So soll sich die beclagede friescheffen dan to stellen und hebben syn schwert by sich vnd setten dat vur sich vnd leggen dair twene syner rechten vinger vp vnd sprechen alsus."

Der Eidleistende schwor also stets auf sein eigenes Schwert; doch mußte sich dies ändern, sobald die Eidformel von solchen abzulegen war, die zur Tragung der Waffen nicht berechtigt waren, in welchem Falle dann das richterliche Schwert als Jurisdictionssymbol vorkommt. Diese letzte Anschauung findet sich bereits im Herforder Schöppenbuche vom Jahre 1350: „Wo der Gogreve (Gaugraf) wil sitten mit den Schepenen echte Vogettingh, dat schall he don uppe den Radhus. . . . . De Froneuboden sollen enen Disch vor em setten, bedeeket mit einer Dwellen; de Hilligen sollen se darup setten, unde en Schwert daby leggen, dat men sehe, dat hier Königes Bann is, unde dat man hier mag richten to Hande unde to Halse."

Die Auffassung des Schwertes als Rechtssymbol beruht demnach auf der uralten Sitte des Waffeneides, der sich in seiner mehr ursprünglichen Form im Norden Deutschlands, und namentlich in Holstein, noch lange erhielt. So erzählt Dreyer (Sammlung vermischter Abhandlungen zur Erläuterung der teutschen Rechte und Alterthümer, Rostock und Wismar, 1754, S. 203): „Obgleich dieses (daß die Teutschen bey ihren Gerichten mit Spießen und Schwerdtern erschienen) nachhin abgekommen, so ist es doch noch in Holstein bey den Loddinge- und Godinge-Gerichten beybehalten, und die frumen Holsten, oder die Beysitzer des Gerichts, vor welchen sich die Mißgabel besser schicken würde, erscheinen mit ihren Spießen, und der Ding-Vogt mit einem ausgezogenen Schwerdt, welches er zwischen seinen Füßen stellet." In einem von Joh. Fuchs 1698 herausgegebenen Werke (Holsteinisches Ding und Recht, Kiel) findet sich folgende Angabe: „Dat Schwerdt dat vor my ligt, dat thom Krüz geteckned iss, unde thom Schemell myner Föte iss. . . . . Düsse frame Holsten, de ick also lude beschreven hebbe, se hebben chre Klüven angefatet, se hebben ehre Spere upwarts gekehret, se hebben ehre Andtladt thom rechten gekehret."

Der Eid wurde dabei nicht selten auf dem Kirchhofe abgelegt, und eine von Lehmann (Anmerkungen über das sogenannte Holsten Landrecht, Glückstadt, 1735, S. 69. 70) für dergleichen Fälle mitgetheilte Rechtsformel lautet wie folgt: „Ick frage Ordel vnde Recht, wol ydt em van rechtes wegen heten schall, dat se de Finger vp dat Schwert leggen schall. . . . . Tredet herby, gy Kerls, vnde holdet de Finger vp dat Schwert, vnde holdet se dar nicht wedder aff, ehr ydt juw geheten wert."

Noch deutlicher wird der letztgenannte Brauch durch eine Stelle aus einem alten Kieler Kirchenbuch, welche Dreyer

Digitized by Google

in dem oben citirten Werke S. 176 anführt: „Anno 1537, die Matthaei, hefft Jobst Hildemann up den Karckhove the Sünte Nicolai, mit sienen Fingern up des Degens Knop gelegt, een düren Eed tho Gade dem Allmächtigen geschworen, dat he dessen, wat em Peter Kamen an Duwerye tho gelegt, unschuldig sy." Nicht minder interessant ist die nachfolgende Stelle: „In Saken Joh. Storm contra Marten Koper erkennen verordnete XVI Männer in der Wilster Marsch vor Recht: dewill Johann Storm nsen tho der Claggt secht, so schall he sick huide avsr acht Dagen vor sien frien Kerchhove mit dem Eyde uppe dat Schwert davon helpen." Solches geschah am 23. October 1573.

Auch in anderen Theilen Deutschlands bestand noch in christlicher Zeit diese Eideesform. Beweis dafür ist Vers 6517 im Wigalois (Sacc. XIII):

Swert, uf disem Knopfe ich des swer;
und in der Dichtung Vom hürnen Seyfried (Sacc. XV) schwört Siegfried auf dem in die Erde geflossenen Schwerte, daß er den Drachen besiegen, aber sein Leben verlieren wolle:

Do Seyfride der küne die mär da recht vernam,
seyn Schwert stiess er in die erden, und zu dem
stayne kam;
darauff schwur er drey ayde, der ausserwelte man,
das er nicht kem von dannen, die junckfrau wolt
er han.

Aus Schottland liegt ein einziges Zeugniß vor, und in den nordischen Rechtsbüchern der alten Zeit wird des Brauches nirgend gedacht *). Dennoch muß er doch nicht ganz unbekannt gewesen sein, wie aus dem Liede von Askat Lordsön und der schönen Valberg (Sacc. XV) hervorgeht. Askat schwört nicht allein, sondern elf Ritter schwören mit ihm, so daß der Eid zu jener Form gehört, die im Norden Kúnéd genannt wurde, was man durch Sippeneid übersetzen könnte. Er bestand auch noch in späterer Zeit in manchen Gegenden, so z. B. 1548 in Schleswig und 1610 noch in Kiel. Die Mitschwörenden waren immer elf an der Zahl und hießen consacramentales. Zur Erläuterung diene der Bericht über den letztgenannten Fall in Kiel: „Das hab ich eins inn der Ubung gesehen vnnd erfahren, als Anno 1610 im Septembri auff dem Schlesswigischen Landtgericht zu Hadersleben einer vom Adell, W. v. D., durch ein Vrtheil verdammet worden, im folgenden Vmbschlagh zum Kiell (Anno 1611) wegen angelobester Gewehr des Brautschatzes H. P. zu O. einen Zwölffman Eydt zu geben. Do hat er den Hauptseidt mit auffgerichten Fingeru vor den verordenten Commissariis zum Kiell auff dem Rathause geschworen, darnach wardt ein Wehre hingestellt, vnnd trat von den 11 Eydes Leuten vnnd ebenburtigen vom Adell einer nach dem andern hinzu, legte die drei forderste Fingern auff dem Knopf or anff das Creütze und schwur also." (Joach. Blüting, Manuscripts-Commentar zum ersten Buche des jütischen Rechtes, in der königl. Bibl. in Kopenhagen.)

Grundtvig bringt mit dem Waffeneide den Vasalleneid, das vassallagium, bei den Völkern des Nordens in Verbindung. Die Mannen, welche das Gefolge des Königs bildeten, verpflichteten sich durch eine bestimmte Ceremonie, in welcher sie das Krönungsschwert des Fürsten mit der rechten Hand berührten, und dieser Gebrauch entspricht dem Mannlehn des deutschen Volkes. Man vergleiche hierüber Grimm, Rechtsalterthümer, S. 167. Noch in später Zeit wurden bekanntlich die Soldaten vereidet, indem man sie auf die Klinge schwören ließ, und erst nachher trat der Fahneneid an die Stelle.

Ein anderer nordischer Rechtsbrauch, der vápnatak genannt wird, steht nach Grundtvig ebenfalls in Beziehung zum Waffeneide. Das Wort bedeutet eigentlich Waffenergreifung und wird gewöhnlich für die Verbindung der Volksversammlung angesehen, da bei dieser keiner der Anwesenden Waffen tragen durfte. Es würde demnach in unseren modernen Verhältnissen dem Schellen der Präsidentenglocke oder dem Hutaufsetzen des Sprechers im englischen Parlament entsprechen. Es giebt aber Stellen in den alten Rechtsquellen des Nordens, die eine andere, richtigere Deutung ergeben. So namentlich ein Passus in den alten Gesetzen Schonens aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, von denen eine gleichzeitige lateinische Uebertragung durch Erzbischof Andreas Sunesön existirt, in welcher der betreffende Ausdruck durch collisio et contactus armorum, also Zusammenschlagen der Waffen, übersetzt wird. Diese Sitte erinnert sofort an die bekannte Stelle in der Germania des Tacitus: „Si displiceut (Germanis) sententia, fremitu aspernantur, si placuit, frameas concutiunt: honoratissimum assensus genus est armis laudare," d. i.: „Wenn ihnen der Vorschlag nicht behagt, verwirft ihn die Versammlung durch dumpfes Murren; wenn er ihnen gefällt, so schlagen sie mit ihren Speeren zusammen, denn der ehrenvolle Ausdruck des Beifalls ist bei ihnen der Klang der Waffen." Die hier genannte concussio framearum ist anzweifelhaft identisch mit dem vápnatak des Nordens. Beide waren eine Bekräftigung des gefällten Urtheils oder gefaßten Beschlusses, der Ausdruck persönlicher Zustimmung Seitens aller Anwesenden, die sich dadurch gleichsam zur Ausführung des Beschlossenen verpflichteten.

Aehnliche Bräuche finden wir weder bei Griechen noch Römern; wenigstens bietet die reiche Literatur beider Völker keine Beweisstellen dafür. Dagegen scheint der Waffeneid den Donau-Bulgaren nicht fremd gewesen zu sein, da ihnen Papst Nikolaus I. verbietet, „spatham in medinm afferre, et per eam juramentum agere" (Responsa ad Consulta Bulgarorum, anno 860, cap. 67). Möglich, daß in diesem Falle bei einem Völkerzweige turanischen Stammes der Brauch als Ueberrest altskythischer Sitte verblieben war.

Nach der hier nur ausznsgweise gegebenen, von Grundtvig mit reicher Vollständigkeit entwickelten Untersuchung über die Verbreitung des Waffeneides und ähnlicher verwandter Gebräuche, schreitet unser Autor zur Deutung der Sitte.

„Der Eid hatte zu allen Zeiten einen religiösen Charakter. Sei es, daß er sich auf öffentliche oder private Angelegenheiten bezog, daß er zur Bekräftigung der Wahrheit einer Aussage oder als Zusicherung der Erfüllung eines Gelübdes dienen sollte, immer bestand er zunächst aus einer Anrufung des Heiligen, der Götter, die der Schwörende zu Zeugen nimmt, und deren Strafe er auf sich herniederruft, sollte seine Aussage falsch sein oder er sein Gelübde brechen. Eide werden also immer bei dem Heiligen, bei den Göttern geschworen. Diese Anrufung der Gottheit giebt dem Eide den Charakter eines Gebets, und die Form, in welcher er geleistet wird, hängt demnach auf das Innigste von den religiösen Anschauungen der betreffenden Menschengesammtheit ab. Allen Völkern gemeinsam ist aber der Gebanke, daß die unsichtbaren Götter gewissen, ihnen geweihten und darum heiligen sichtbaren Gegenständen näher sind, und die materielle Berührung der letzteren ist wahrscheinlich mit der Eideesleistung verbunden worden, um auf äußerlich faßliche

*) Shakespeare kannte jedenfalls den Waffeneid, und will ich zum Beweis nur an die Stelle im Hamlet erinnern, wo dieser Horatio und Marcellus auf sein Schwert schwören läßt, über die Erscheinung des Geistes Niemand etwas mitzutheilen. (A. C.)

Digitized by Google

Weise das Wesen des Schwures als ein Hineinziehen der Gottheit in die von dem Menschen eingegangene Verpflichtung auszudrücken. Darum werden die Eide auf geweihete Gegenstände abgelegt. So schworen Aegypter, Ebräer, Griechen und Römer unter Berührung der Altäre, und oft war bei ihnen die Darbringung eines Opfers mit der Eidesleistung verbunden. Auf gleichem Grunde wurzelt der Gebrauch der späteren Juden, Christen und Mohammedaner, beim Schwören die heiligen Bücher zu berühren, wie die katholischen Christen das Kreuz, Reliquien oder andere geweihete Dinge. Wie nun z. B. das Kreuz zum allgemeinen Zeichen des Christenthums geworden ist, so konnten bei heidnischen Völkern sowohl lebende als leblose Gegenstände als Symbole oder Attribute gewisser Götter betrachtet und durch Berührung bei der Eidesleistung denselben geweihet werden. So schwören die Griechen des Homer stehend, die Augen zum Himmel gewendet und in den erhobenen Händen ein Scepter haltend, zum Zeichen, daß der Eid dem Himmelskönig Zeus geweihet wird. Wenn Antiochos in der Ilias (23, 584) beim Eidschwur die Hand auf sein Pferd legt, richtet er ihn dadurch an Poseidon, dem das Roß geheiligt war, und der Schwörende in den Metamorphosen des Antonimus Liberalis berührt bei dem Musengotte heiligen Lorbeer, weil sein Eid an Apoll gerichtet ist. Dieselbe Erscheinung findet sich im alten Norden. Der wahrscheinlich mit Darbringung von Opfergaben verbundene Tempeleid wurde am Altare abgelegt, indem der Schwörende einen Gott oder mehrere Götter bei ihren Namen anrief, und zugleich den auf dem Altare liegenden heiligen Ring mit den Händen erfaßte. In gleicher Weise legten die Krieger am Feste Freyrs zur Zeit der Sonnenwende ihre Gelübde ab, indem die Schwörenden ihre Hände auf das dem Gotte geweihete Thier, den Eber, legten.“

„Diese bekannten Thatsachen werden hier wiederholt, da sie für die Deutung des Waffengebrauchs in der hier in Rede stehenden Eidesform von Wichtigkeit erscheinen. Die Waffen sind nämlich durchaus nicht als Repräsentanten der Götter aufzufassen; sie sind vielmehr die Andeutung der für den Eidbruch herabgerufenen Strafe.“ Schon Grimm neigt sich in der oben citirten Stelle dieser Erklärungsweise zu, die dadurch, daß der Eid auf des Schwörenden eigene Waffen (ad, per, in, super arma sua) geleistet wird, eben so nothwendig als tief bedeutsam erscheint. Tod und Untergang durch fremde, feindliche Waffen hatten für den nordischen Kämpen nichts Abschreckendes; er betrachtete dies vielmehr nicht nur als das allein natürliche und würdige Ende seines Lebens, sondern religiöse Anschauungen ließen ihn darin sogar den einzig glücklichen und preiswerthen Hingang erkennen. Indem aber der Schwörende seine Gedanken auf die eigenen Waffen richtete, gedachte er zugleich der durch seinen Eidbruch bedingten Verwünschung derselben, so daß sie ihm ihre Hülfe verweigern würden, wenn er deren am meisten bedürfte; ja, daß sie sich gegen ihn kehren und er durch seine eigene Wehre umkommen würde.

Dieser Gedanke liegt auch anderen Eidformeln zum Grunde. Allbekannt ist die Redensart, mit Hand und Mund schwören. Die Eidesleistung ist nämlich in allen Fällen mit einer wohl immer von der rechten Hand ausgeführten Handlung begleitet, so daß diese dadurch gleichsam als Pfand für die Erfüllung des Gelobten eingesetzt wird. Die Hand, des Menschen natürliches Werkzeug zur Arbeit und Vertheidigung, zu Hülfe und Brauch in allen Verhältnissen des Lebens, wird allgemein als ganz besonders des Eides theilhaftig gedacht, und ist darum auch das specielle Ziel der den Meineidigen treffenden Strafe, wie denn auch in vielen älteren Gesetzgebungen bestimmt ist, daß der Eidbrüchige seine rechte Hand verlieren solle.

In ähnlicher Weise, wie man bei den Waffen schwor, that es König Nidud in der Volundarkaga bei des Schiffes Bord und des Schildes Rand, des Rosses Bügel und des Schwertes Schneide (at skipa bordi ok at skjaldar rönd, at mars boegi ok at maekis egg). Die Bedeutung dieser Formeln wird klar durch die nachfolgende Stelle aus der Helgafaga, in welcher Helge's Frau Sigrun seinen Bruder Dagg vermünscht, weil er den dem Helge geschworenen Eid gebrochen:

„Nicht wandte das Schiff, auf welchem du fährst,
ob auch der günstigste Wind seinem Kielwasser folge!“
„Nicht laufe das Roß, auf welchem du reitest,
gälte es auch, deinen Feinden zu entfliehen!“
„Nicht schneide das Schwert, das du schwingest,
als wenn es zischend herabfällt (wörtlich singt) auf
dein eigenes Haupt!“

Hier fehlen offenbar vier Zeilen, die sich auf den Schild beziehen.

Hiermit verwandte Gebräuche bei der Eidesleistung finden wir auch noch in viel späterer Zeit. Im Hadersleb'ner Stadtrecht vom Jahre 1292 wird festgesetzt, daß der lancentragende Fußkämpfer beim Eid seinen Fuß auf die Lanze setze, der Reiter in den Bügel seines Pferdes, der Schiffer auf den Rand des Schiffes. Aehnliches steht in der Apenrader Rechtssammlung vom Jahre 1335, und auch in friesischen Rechtsquellen ist von dem Eide auf scippes boerd die Rede.

Eine ganz analoge Sitte wird von einem Stamme (welchem?) indischer Bergvölker berichtet, der sich 1837 eidlich der englischen Regierung gegenüber verpflichtete, die Menschenopfer abzuschaffen. Nach der Mittheilung des Generals John Campbell (Thirteen years among the wild tribes of Khondistan) geschah dies in folgender Weise. Jeder der Schwörenden saß auf einem Tigerfell und nahm etwas mit Wasser angefeuchtete Erde und Reis in die Hände, worauf er den Eid mit folgenden Worten ablegte: „Die Erde verfage mir ihre Früchte, der Reis ersticke mich, das Wasser ertränke mich, der Tiger verschlinge mich und meine Kinder, wenn ich unrechtmäßig den Eid breche, den ich hiermit schwöre für mich und mein Volk.“

Der Grundgedanke ist derselbe in beiden Eiden; aber in der Wahl der Gegenstände, an welche er sich knüpft, folgt er seinem selbsteigenen Wesen und seiner Lebensanschauung. Und so legen denn auch die altgermanischen Stämme in ihren Eidformeln Zeugniß ab von dem kriegerischen Sinne und Geiste, mit dem sie überall auftraten, der ihnen den Tod auf dem Wahlplatze als höchstes Glück, den Untergang durch die eigenen Waffen, die durch das Grab den Helden in die andere Welt begleiten sollten, dagegen als das größte Unglück, als unauslöschliche Schmach erscheinen ließ.

Caracas, 1872. Dr. A. Ernst.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Warnung vor der Auswanderung nach heißen, tropischen Gegenden.

Es ist Thatsache, daß alle Versuche nord- und mitteleuropäischer Menschen, im heißfeuchten Tiefande zwischen den Wendekreisen Ansiedelungen zu gründen, einen kläglichen Ausgang genommen. Es giebt kein Beispiel, daß auch nur eine einzige gediehen sei. Trotzdem werden dergleichen unheilvolle Versuche fast in jedem Jahre da oder dort erneuert, allemal mit demselben Ausgange.

Das neueste Beispiel liefert Venezuela. Ein englischer Sergeantmajor Namens Bond veranlaßte 70 Deutsche und Engländer, nach dem dortigen Staate Guyana zu gehen; er brachte 60 von ihnen nach Ciudad Bolivar (Angostura) am Orinoco. Von dort wurden sie auf Regierungskosten weiter landeinwärts geschafft und erhielten am Caroni oder San Fernando Ländereien und Vieh; sie waren fleißig an die Arbeit gegangen und hofften auf eine reiche Ernte. Als aber die Regenzeit gekommen war, überschwemmte der Strom ihre Aecker. In Venezuela, wo der Bürgerkrieg fast nie aufhört, kamen die Soldaten der Generale Roño und Galina und nahmen den Ansiedlern alles Vieh weg, unter dem Vorwande, daß „die Armee der Ordnung" den revolutionären Bauden die Lebensmittel abschneiden müsse. Es versteht sich von selbst, daß sie für das geraubte Vieh auch nicht einen Pfennig zahlten. Die Colonisten waren im bittersten Elende; zum Ueberflusse kamen dann die Bomben der Regierung und verlangten Nachzahlung der Vorschüsse von Leuten, die ihre Ernten durch Ueberschwemmungen, ihr Vieh durch Raub der Regierungstruppen verloren hatten und ganz und gar ohne Geld waren. Gestorben war bis dahin noch keiner, aber das heißfeuchte Klima wirkte erschlaffend. Als der Regierung ihre Vorschüsse nicht heimgezahlt werden konnten, war sie nichtswürdig genug, jene Deutschen und Engländer zur Zwangsarbeit anzuhalten, um sich durch diese zu entschädigen.

Bond nahm sich dann allerdings der durch seinen Leichtsinn ins Unglück gestürzten Leute an, aber bei der Regierung in Caracas fand er nur taube Ohren. Er ging dann nach Angostura und der dortige britische Consul gab ihm Gehör. Er ließ von der Insel Trinidad, welche vor der Mündung des Orinoco liegt, einen Dampfer nach Angostura kommen, — doch war das nun schon zu spät. Die unglücklichen Zwangsarbeiter waren bis auf sechs oder acht dem Klima, dem Mangel und den Anstrengungen erlegen und auch diese wenigen waren nach Verlauf einer Woche Leichen geworden. — So lautet ein Bericht in der „Schweizerischen Auswanderungszeitung"; dieselbe fügt hinzu, daß der Stregeantmajor Bond aus Verzweiflung unter die Soldaten gegangen und sofort zum Obersten ernannt worden sei. In einem Gefechte mit den Aufständischen erhielt er eine Wunde am Arm und ist General geworden. Wenn die Vereinigten Staaten mehr als 6000 Generäle haben und Gefängnißwärter und Gerichtsschreiber als solche angeredet werden, der Eisenbahnschaffner, welche Generäle sind, ganz zu geschweigen, — dann kommen auf das ehemals spanische Amerika gleichfalls eben so viele. Zweihundert Generäle und ungezählte Colonels in allen diesen demokratischen Republiken. Das ist eine bemerkenswerthe, aber keineswegs auffallende Erscheinung, denn die Geschichte lehrt, daß unconstroirte Demokratien allemal in Militarismus und Soldatendictatur auslaufen.

Aus Nordamerika.

Der Anbau von Thee in Californien hat sich, wie die „Alta California" meldet, als verhelft herausgestellt. Wie es heißt ist das Klima der Pflanze nicht günstig. Dagegen soll ein Versuch mit dem Anbau von Kaffee gelungen sein; auch die Pflege der Eichorienwurzel zeigt sich als lohnend. — In Südcalifornien und Arizona hat man im Jahre 1872 Versuche mit Production von Opium gemacht, die sich als sehr lohnend erwiesen haben. Der weiße Mohn, aus welchem der Opium fabricirt wird, gedeiht ebenso gut wie in jenen Ländern Asiens, wo diese Pflanze bisher angebaut wurde.

Das Küstenvermessungs-Bureau in Washington ist im Begriffe, eine Expedition auszusenden, um die Küste von San Diego in Californien bis Panaume vermessen zu lassen. Riffe und Sandbänke sind daselbst nur ungenau bekannt, und zahlreiche Schiffbrüche in letzter Zeit haben die Nothwendigkeit einer solchen Vermessung zur Genüge dargethan.

Der Ertrag der 1872er Baumwollernte in Texas wird auf mehr als 300,000 Ballen geschätzt; es ist dies der größte Ertrag, welchen der Staat jemals lieferte. Derselbe hat überhaupt eine große Zukunft in Folge der täglich wachsenden Einwanderung. So passirten innerhalb der Woche vom 17. zum 24. December vorigen Jahres allein nach Galveston 5046 und vom 1. bis 16. December 6000 Einwanderer — sämmtlich unterwegs nach den mittleren und westlichen Counties des Staates. Einen ganz andern Zustand dagegen offenbart die Fracht, welche kürzlich unter Anderen die beiden Dampfer „Nic King" und „Lizzie Baker" in Pilatka, Florida, an Bord nahmen, nämlich: 96 Pantherselle, 43 Tigerfelle, 116 Schlangenhäute, 273 Alligatorenhäute und 15 junge lebende Alligatoren. Nach den südlichen Counties dieses Staates zieht sich allmälig eine zahlreiche Negerbevölkerung, meist Auswanderer aus Georgia.

Die eingeborene Bevölkerung des Territoriums Alaska besteht aus Indianern und Eskimos und beträgt, abgesehen von den Eingeborenen russischer Abkunft, etwa 35,000 Seelen.

Einem ungeheuren Ueberschlage nach ist Chicago das Centrum eines Eisenbahnnetzes von 10,000 Meilen Länge, dessen Anlage, Ausrüstung und Betrieb eine Anlage von 500,000,000 Dollars verursachte, und dessen Einnahmen sich auf etwa 83 Millionen Dollars belaufen. Wenn die jetzt im Bau begriffenen Bahnen vollendet sind, wird die Meilenzahl der dort mündenden Bahnen 13,000 sein. Dabei sind nur die Hauptlinien und nicht die Zweigbahnen mitgerechnet. Es kommen in Chicago täglich 169 Bahnzüge an.

Die transandinische Eisenbahn in Südamerika,

welche Argentinien mit Chile verbinden soll, wird wohl im Fortgange der Zeit einmal gebaut werden, gegenwärtig ist indeß an die Ausführung des Planes nicht zu denken. In den beiden genannten Ländern, wo man dieselbe wünscht, wird man wohlthun, die Sache nicht sanguinisch aufzufassen, und wohl zu erwägen, was in der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 9. December von competenten Leuten geltend gemacht wurde. Der Bergingenieur Major Richard, ein gründlicher Kenner Argentiniens, insbesondere auch der oberen Provinzen, bemerkte, daß die Bahn, commerciell betrachtet, ein Fehlunternehmen sein werde. Sie würde eine Wüstenei von 300 Miles durchschneiden; wenn sie aber weiter nach Norden hin gelegt würde, allerdings weniger Schwierigkeiten haben. Wenn man den Uspallata-Paß wähle, würde man viele Tunnels herstellen müssen, aber die Kosten würden doch geringer sein, als wenn man den Planchon-Paß wähle. Nun Gebirge und namentlich an den niedrigen Ketten der Anden in der Provinz Tucuman sei übrigens vortreffliches Bauholz in Menge vorhanden. Der elektrische Telegraph überschreitet das Gebirge in 12,500 Fuß Höhe vermittelst eines unter dem Schnee gelegten Drahtes. — Herr Myers bemerkte, daß er vor funfzig Jahren sechs Mal die jetzt für die Bahn vorgeschlagenen Routen durchwandert habe. Auf der Südlinie bestehe ein großer Theil des Bodens aus sogenannten Salinas und die Moskitos seien eine große Plage. Dorthin werde die Civilisation nicht

Digitized by Google

vordringen, und wenn einmal gebaut werden solle, verdiene die nördliche Route unbedingt den Vorzug. Der Unterboden besteht aus einer so harten Masse, daß Baumwurzeln nicht tief eindringen können; die Gegend ist deshalb kahl und man hat in der Nähe der Poststationen nur Pfirsichbäume zum Verbrennen. Westlich von San Luis ist die Gegend eine völlige Wüstenei, in welcher man nur spärlich verkrüppelte Mimosen sieht; in manchen Strichen kann nicht einmal ein Grashalm wachsen, weil der Boden durchaus salpeterhaltig ist. Dagegen findet man bei Mendoza, wo das Land gut bewässert wird, den üppigsten Pflanzenwuchs. Die Flüsse, welche in den Cordilleren entstehen, schwellen im Sommer, wenn der Schnee sich löst, mächtig an, aber kein einziger von ihnen erreicht das Meer, alle verlieren sich in Sümpfen. Herr Lloyd, welcher den Aconcagua bis zu einer beträchtlichen Höhe erstiegen hat, bemerkt, daß eine Bahn von Mendoza nach Valparaiso gebaut werden könne; unüberwindliche Schwierigkeiten seien nicht vorhanden, ein Ueberschreiten des Gebirges bequem thunlich; aber an der Westseite falle dasselbe steil ab; die Hauptgipfel sind über 20,000 Fuß hoch und die Meeresküste ist an manchen Stellen nur 80 Miles entfernt. Er, Lloyd, habe in einer Höhe von 12,000 Fuß Kohle gefunden, welche offenbar einer vulcanischen Thätigkeit unterlegen hatte. Kupfer sei in geradezu unglaublicher Menge vorhanden, liege aber in so beträchtlichen Höhen, daß eine Ausbeutung unausführbar erscheine. Der Handel zwischen Chile und Argentinien könne keine Eisenbahn unterhalten; das erstere würde nur Kupfer, das zweite vorzugsweise nur Tabak und Vieh liefern. In Tucuman, gegen die bolivianische Grenze hin, sind Tabak und Zucker Hauptprodukte, aber, seltsam genug, an Ort und Stelle habe er gefunden, daß nordamerikanische Kaffinade dort billiger war als der einheimische Rohzucker. — Clements Markham erwähnt bei dieser Gelegenheit einer bekannten Thatsache; er sprach von dem Einfluße, welchen die Winde auf den Pflanzenwuchs in Südamerika ausüben. So weit in Brasilien die Passate reichen, ziehen dichte tropische Wälder bis an den Fuß der Anden, während die Westseite des Hochgebirges kahl ist. Wo aber im Süden der Passate Westwinde zu wehen beginnen, was an der Küste von Chile der Fall ist, tritt wieder eine üppige Vegetation auf. Diese Westwinde verlieren aber, indem sie über die Cordillere streichen, ihre Feuchtigkeit, werden trocken und behalb ist die östliche, argentinische Seite in vielen Breiten eine dürrre Wüste. —

Wir wollen hier bemerken, daß der Ingenieur Clark dem chilenischen Congreße einen Plan für die transandinische Bahn vorgelegt hat, in welchem er nachweist, daß die eingleisige Bahn zwischen Santiago und Valparaiso nicht zweckmäßig sei und den Verkehr nicht werde bewältigen können. Der Schienenweg müße am Meere bei Port Cochrane (Quinteros) beginnen. Wir gehen auf seine Vorausschläge über den Transportverkehr der Bahn jetzt nicht näher ein, eben weil bis auf Weiteres wohl keine Aussicht ist, daß man den Bau in Angriff nehmen wird.

Entdeckungsreisen in Australien.

Ernst Giles, welcher auf Veranlaßung des Dr. Müller in Melbourne im October 1872 vom Peake-Flusse aus ungefähr 400 Miles nördlich von Port Augusta den Versuch machte, den großen unbekannten Westen zu erforschen und, wo möglich, durch denselben nach dem Murchison-Flusse an der Westküste von Australien vorzudringen, ist am 3. December 1872 wieder auf der Overland-Telegraphenstation Charlotte Waters, 570 Miles nördlich von Port Augusta, eingetroffen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Er konnte nur bis 23°5′ südl. Br. und 129°40′ östl. L. v. Gr. gelangen, und sah sich zur Umkehr veranlaßt, weil er von seinem Gefährten, Carmichael, jowie schon früher von einem mitgenommenen Schwarzen verlassen wurde. Die unbekannten Gegenden, welche Giles bereiste, boten kein Culturinteresse dar — Sandwüsten und Sandsteingebirge mit niedrigem Gebüsch, ohne Wasser.

— Der Forschungsreisende William Hann ist von seiner Reise in die unerforschten Gegenden der Halbinsel York in Nordaustralien nach Brisbane in Queensland zurückgekehrt. Er hat die Quellen der Flüsse Endeavour und Bloomfield aufgefunden und einen neuen Fluß, welchen er Normandy taufte, entdeckt.

Das in Sydney stationirte britische Kriegsschiff „Blanche", Capitän Simpson, hat mehrere Monate lang eine Rundreise nach den Südseeinseln unternommen. Der Capitän berichtet, daß er auf der zur Salomongruppe gehörigen Insel Isabel ein auf hohen Bäumen angelegtes Dorf angetroffen habe. Er bestieg auf einer aus weinstockartigen Reben angefertigten Leiter eines der Häuser, welches achtzig Fuß über der Erde sich befand und fest und dauerhaft gebaut war. Es beherbergte zwölf Personen. Am Tage kommen diese Baumbewohner herunter und gehen ihrem Betriebe nach, um am Abend ihre luftigen Häuser wieder zu besteigen.

Japans Volksmenge.

Dem britischen Viceconsul in Yeddo zufolge hat Japan eine weibliche Bevölkerung von 16,061,190, eine männliche von 16,633,698, zusammen also von 32,794,897 Seelen, d. h. auf einem Flächenraume, welcher dem Areal von Großbritannien, Dänemark und den Niederlanden zusammengenommen entspricht, eine Bevölkerung, die ungefähr derjenigen des zuerst genannten europäischen Inselreiches gleichkommt. In der Hauptstadt selbst wohnen, der letzten Zählung zufolge, 780,321 Personen und zwar 416,812 männlichen und 363,509 weiblichen Geschlechts. Es würde also in der Reihe der großen Städte der Welt bedeutend herunterrücken und statt des fünften Platzes nächst London, Sud-Schai, Paris und Peking mit der ihm früher zugeschriebenen Einwohnermenge von über 1½ Millionen manchmal erst die dreizehnte Stelle noch hinter Stambul, Neuyork, Wien und Berlin einnehmen. Sie ist eine sehr große, aber nur in den Geschäftsgegenden stark bevölkerte Stadt, welche einen Flächenraum von etwa 28 englischen Quadratmiles bedeckt und demnach nächst London räumlich die größte Stadt der Welt ist. Der militärische Stadttheil enthält den Palast des Mikado, der eine Quadratmeile einnimmt, die Regierungsgebäude ꝛc.

* * *

— Im Bezirke von Intallat am Flusse Sulak (im östlichen Kaukasus) herrschte noch vor Kurzem die Sitte, daß man den Sohn des Fürsten bald nach seiner Geburt von Dorf zu Dorf brachte und daß ihn jede Frau, welche ein Kind an der Brust hatte, einmal säugte. Auf solche Weise glaubte man zwischen dem zukünftigen Fürsten und seinen Unterthanen ein brüderliches Verhältniß herzustellen.

— Im Staate Jowa stellt man jetzt Versuche mit dem Anbau des Thees an und gestaltet sich in sanguinischen Hoffnungen, die sich aber, schon aus klimatischen Rücksichten, schwerlich verwirklichen.

Inhalt: F. Jagor's Reisen auf den Philippinen. I. (Mit acht Abbildungen.) — Das Museum Godeffroy in Hamburg und seine Unternehmungen. II. Die Ebon-Gruppe. Naturwissenschaftliches aus der Südsee. (Mit einem Kärtchen.) (Schluß.) — Eine Karawanenreise von Mosul nach Aleppo. Von Lothar Becker. II. (Schluß.) — Vom Wüstenleide der germanischen Stämme. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters. — Aus allen Erdtheilen: Warnung vor der Auswanderung nach heißen, tropischen Gegenden. — Aus Nordamerika. — Die transandinische Eisenbahn in Südamerika. — Entdeckungsreisen in Australien. — Japans Volksmenge. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger. Nr. 1.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Thomé's Lehrbuch der Zoologie*).

Die gewaltige Umwälzung, in welcher die Zoologie begriffen ist, welche mehr und mehr als vergleichende Anatomie gelehrt und wobei auf das Entwickelungsgesetz der größte Nachdruck gelegt wird, beginnt sich auch allmälig in unseren Lehrbüchern bemerkbar zu machen. Es wächst da eine ganz neue Literatur heran, und diejenigen Bücher, welche nicht in dem angedeuteten Sinne mit der rasch vorwärts schreitenden Wissenschaft gleichen Schritt zu halten vermögen, verfallen unbedingt der Veralterung. Es ist daher dankbar anzuerkennen, daß gerade in diesem passenden Augenblicke der Verfasser des anerkannt tüchtigen, in demselben Verlage erschienenen „Lehrbuch der Botanik" mit diesem für weitere Kreise und Mittelschulen bestimmten Lehrbuche der Zoologie hervortritt. Schon dadurch, daß Thomé den Menschen sehr ausführlich auf gerade 100 Seiten bespricht, erweist er sich ein Verdienst, denn die immer wichtiger und bedeutungsvoller werdende Lehre vom Menschen ist in unseren Schulbüchern bisher fast ganz vernachlässigt gewesen. „Wenn auch die Schule," schreibt er im Vorworte, „sich nicht in anatomische und physiologische Details verlieren darf, so muß sie doch gewiß eine mehr als oberflächliche Kunde des eigenen Baues und Lebens ihren Zöglingen bieten. Wie viel Irrwahn wäre unmöglich, wie viel Gefahr für Gesundheit und Leben der Einzelnen vermieden, wenn die Menschen ihren Körper nur in etwas kennen gelernt!"

Thomé beginnt demgemäß mit der Anatomie und Physiologie des Menschen, und hier, bei diesem Abschnitte, sei gleich darauf hingewiesen, wie vortrefflich die in der That schönen und instructiven Holzschnitte, die das ganze Werk zieren, geeignet sind, das Wort zu unterstützen und es zu beschränken. Ohne die Holzschnitte hätte sich wahrlich ein tüchtiges Lehrbuch der Zoologie in ihrem ganzen Umfange nicht auf 400 Seiten zusammenpressen lassen. Um zu zeigen, wie Thomé die Anatomie und Physiologie des Menschen behandelt, wählen wir den Abschnitt über den Geschmackssinn als Probe aus. Der Sitz des Geschmacksorgans ist die Zunge, und zwar besonders deren Wurzel (Fig. 1 von 1 bis d), Spitze und Ränder. Es scheint indessen auch der weiche Gaumen Geschmacksempfindung zu vermitteln.

Die Zunge besteht aus in den verschiedensten Richtungen verlaufenden Muskelfasern. Dieser Muskelkörper wird überzogen von der Mundschleimhaut, welche als Fortsetzung der äußern Haut an den Lippen beginnend die Mundhöhle auskleidet und sich dann weiter hinabstreckt, einerseits in den Verdauungsapparat, andererseits durch den Kehlkopf zu den Lungen. Die Zungenschleimhaut besitzt viele Wärzchen (Papillen). Dieselben sind indessen nicht wie die der Lederhaut ganz von den Zellen der oberflächlichen Schicht so übergossen, daß alle Vertiefungen zwischen ihnen ausgeglichen werden, sondern sie ragen über das Niveau der Schleimhaut hervor und geben dadurch der Zunge ihr eigenthümlich-sammtartiges Aussehen. Man unterscheidet drei Arten von Zungenwärzchen: fadenförmige (papillae filiformes), pilzförmige (p. fungiformes) und wallförmige (p.

*) Lehrbuch der Zoologie für Gymnasien, Realschulen, forst- und landwirthschaftliche Lehranstalten, pharmaceutische Institute u. s. w., sowie zum Selbstunterrichte von Dr. O. W. Thomé. Mit 544 verschiedenen in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1872.

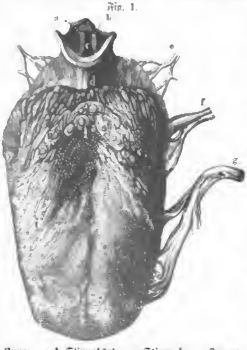
Digitized by Google

circumvallatae). Die wallförmigen Wärzchen finden sich nur an der Zungenwurzel, und zwar nur 10 bis 12 an der Zahl, welche in eine Reihe gestellt einen Bogen (ein V) bilden. Die pilzförmigen Wärzchen häufen sich vor Allem an der Spitze und den Rändern der Zunge, während die fadenförmigen über die ganze Zungenoberfläche vertheilt sind. Besondere Nervenendigungen, welche als eigentliche Geschmacksorgane anzusehen wären, hat man bis jetzt nur in den wallförmigen Papillen gefunden: in Form der Geschmacksknospen oder Schmeckbecher (Fig. 2). Dieselben bestehen aus langen Nervenzellen, Geschmackszellen, welche sich nach Art der Blätter eines Blüthenkelches so zusammenlegen, daß sie einen Hohlraum umschließen, welcher an der Oberfläche der Papille frei ausmündet. Sie werden von dem neunten Hirnnerven, Zungen-Schlundkopfnerven, versorgt. Dieser Nerv ist also sicher Geschmacksnerv, während es von dem andern sensitiven Zungennerven, der vom fünften Hirnnerven entspringend sich in den faden- und pilzförmigen Papillen verliert, noch unbestimmt ist, ob derselbe nur Tastnerv — denn auch als Tastorgan dient die Zunge — oder auch Geschmacksnerv ist. Es scheint indessen, daß die pilzförmigen Papillen ebenfalls Geschmacksnerven führen, während die fadenförmigen wohl hauptsächlich Tastwerkzeuge sein dürften.

Bei allem Schmecken reizt der schmeckende Körper den Nerven auf chemische Weise; das Geschmacksorgan ist daher nur für tropfbar flüssige Massen empfänglich. Unlösliche Stoffe können höchstens Tastempfindungen, Gefühl von Kälte und dergleichen, nicht aber wahre Geschmacksempfindungen hervorrufen. Feste Körper schmecken wir dadurch, daß sie sich in dem Speichel auflösen und dann Geschmackserreger sind.

Der Erfolg des Schmeckens hängt vielfach von der Quantität des schmeckbaren Körpers ab; die Grenze der Schmeckbarkeit ist für verschiedene Stoffe verschieden: eine Flüssigkeit mit $^3/_4$ Procent Kochsalz schmeckt kaum noch salzig, dagegen werden sehr saure aber sehr bittere Stoffe noch in höchst starken Verdünnungen mit Sicherheit erkannt, $^1/_{50}$ bis $^1/_{100}$ Milligramm Schwefelsäure erregt noch Geschmack. Hierbei ist indessen auch die Zeitdauer zu berücksichtigen, während welcher der schmeckbare Körper die Zunge beeinflußt; Hin- und Herbewegen im Munde erhöht den Geschmack. Phantasie und Gewohnheit beeinflussen den Geschmack in eigenthümlichster Weise und erregen bald Ekel, bald Heißhunger.

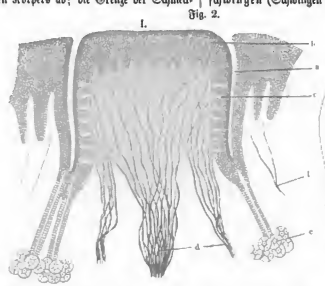
Fig. 1.



Zunge. a, b Stimmbänder; c Stimmritze; e Zungenschlundkopfnerv; f Zungenfleischnerv; g Ast des fünften Hirnnerven (n. lingualis); h unwallte Papillen; i pilzförmige Papillen; k fadenförmige Papillen; l Gegend des blinden Loches.

An den Abschnitt über den Bau des menschlichen Körpers reiht sich das Wesentlichste über die Urgeschichte und Racen der Menschen an, so daß die Schüler hier wenigstens mit den allernothwendigsten Begriffen vertraut gemacht werden. Zur Thierwelt übergehend, die in absteigender Ordnung von den Säugethieren bis zu Hekel's Protisten herab mit anerkennenswerther Beschränkung behandelt wird, bekennt sich der Verfasser zur Variabilität der Art. „Die einzelnen Arten bleiben nur so lange innerhalb der durch die wesentlichen Merkmale bestimmten Grenzen unverändert, als ihre Lebensbedingungen dieselben bleiben. Wenn sich diese durch Klima, Nahrung oder Verhältnisse zu anderen Organismen (Menschen, Thieren, Pflanzen) ändern, verschwinden allmälig auch einzelne jener Merkmale und andere treten statt ihrer auf." Ueberall legt Thomé mit Recht großen Werth auf den Vergleich, auf den Bau und das Leben der Thiere; daß er systematische Vollständigkeit nicht erzielen konnte, liegt natürlich in dem beschränkten Raume. Jeder Classe der Thiere gehen sehr instructive Einleitungen voran; bei den Vögeln wird auffallender das Gefieder und Fliegen behandelt. Am Flügel unterscheidet man die Handschwingen (Schwingen erster Ordnung), die Armschwin-

Fig. 2.



I. Ein unwalltes Geschmackswärzchen b senkrecht durchschnitten. a Innenraum des Walles, welcher durch die Absonderungen der Drüse o feucht erhalten bleibt; c Geschmacksbecher; d und f Nerven. II. Ein einzelner Geschmacksbecher stark vergrößert.

Digitized by Google

gen (Schwingen zweiter Ordnung, Fächer), den Lenkfittig (Eckflügel), die Schulterfedern (Schulterfittig) und die Deckfedern. Die Handschwingen entspringen an der Hand, ihrer sind meist 10, sie haben vorzüglich die Aufgabe, als Ruder zu wirken. Die Armschwingen dienen zumeist als Fallschirm. Der Lenkfittig steht an dem Daumen, wird er nur an einer Seite entfaltet, so wendet er den Vogel zur Seite. Schulter- und Deckfedern dienen nicht mehr der Bewegung; erstere verbinden die Flügelfläche mit dem Körper, letztere bedecken den Grund der Schwingen. Die Form des Flügels steht zum Flugvermögen und zur Art des Fluges in innigster Beziehung: lange, schmale Flügel bedingen z. B. den raschen und gewandten Flug der Schwalben, breite, kurze dagegen das plumpe Flattern der Hühner. Die Steuerfedern haben außer ihrem Antheile am Fliegen (bei gehobenem Schwanze fleigt, bei gesenktem fällt der Vogel) zuweilen noch andere Aufgaben, so bei den Spechten und Baumläufern, deren Körper sie beim Klettern stützen.

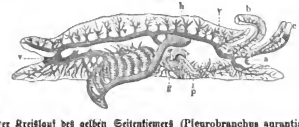
Mit Absicht legen wir bei dieser Besprechung auf die anatomische und physiologische Seite des Buches besonderes Gewicht, da gerade diese, die immer mehr an Bedeutung gewinnt, in den meisten übrigen für Schulen bestimmten Werken gar nicht oder sehr stiefmütterlich behandelt wird. Bei den Schnecken z. B. behandelt Thomé nach und nach Gestalt, Haut, Gehäuse, Bewegungsorgane, Nervensystem, Sinnesorgane und Ernährungsorgane. Das mitunter (z. B. bei der Seehyrschnede) vom Darme durchbohrte Herz ist ein Aortenherz, welches das Blut aus dem Athmungsorgane empfängt und durch den Körper treibt. Ohne zum Herzen zurückzukehren, fließt dann das Blut aus den Körpertheilen wieder zu den Athmungsorganen zurück (Fig. 5). Die Venen, d. h. die Adern, welche das Blut aus den Körpertheilen zurückführen sollen, werden anscheinend durch bloße Körperhöhlen vertreten; wenigstens sammelt sich das Blut häufig in der Leibeshöhle an, umspült den vordern Theil des Darmcanales und die Kopfganglien, und geht dann durch besondere Canäle zu den

Fig. 3.

Fig. 4.

Gerupfte Grünspechte. Fig. 3 von der Rückenseite, Fig. 4 von der Bauchseite. Die punktirten Partien zeigen die mit Deckfedern versehenen Federfluren, zwischen denen die federlosen Raine liegen; w der sogenannte Windfang.

Fig. 5.



Der Kreislauf des gelben Seitenkiemers (Pleurobranchus aurantiacus). a Mundöffnung; c segelförmiger Lappen, darüber die Fühler b; die (lang gestrichelten) Venen v bringen das Blut zur Kieme, von wo es durch die (kurz gestrichelte) Ader zum Herzen h fließt; g ein Gang, welcher dem Blute direct Wasser zuführt; p Sohle.

Fig. 6.

Das Gehörorgan der Kreismuschel, Cyclas. a Gehörlapsel; b mit Wimpern besetzte Zellen; c Gehörstein. Stark vergrößert.

Athmungsorganen. Bei einigen Nacktkiemern fehlt das Gefäßsystem vielleicht ganz, so daß hier die in der Leibeshöhle enthaltene Blutflüssigkeit keinen regelmäßigen Lauf nimmt, wie bei den übrigen Schnecken. Eine Wasseraufnahme in das

Fig. 7.

Kiefernspinner-Schlupfwespe.

Blut, und zwar durch den Mund, findet sich bei den Landschnecken vor.

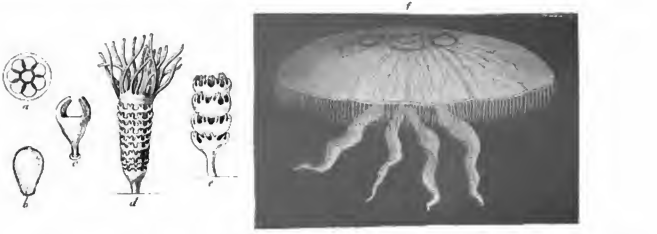
Gerade so werden die Muscheln abgehandelt, deren Anatomie so viel Interessantes zeigt. Als wir noch in der Schule Zoologie lernten, da beschränkte sich die Lehre von Lamellibranchiaten, den Blattkiemern, wesentlich auf das Kennen-

Digitized by Google

lernen der Gehäuse, und die meisten Menschen, welche beim Austernessen den sogenannten „Bart“ entfernen, wissen nicht, daß sie es hier mit den Athmungsorganen, den Kiemenblättern des beliebten Weichthieres zu thun haben. Die Schüler, die nach Thoms' Zoologie gelernt haben, wissen das Alles und auch, daß die Muscheln fast allgemein Gehörorgane besitzen. Es sind dies zwei in der Nähe des Fußganglienpaares angebrachte Bläschen mit Gehörsteinchen, sogenannte Otolithen.

Bei den Insecten findet die Fortpflanzung eingehende Berücksichtigung. Alle jene von der neuern Wissenschaft so gewaltig betonten und ausgebreiteten Formen der Insecten-fortpflanzung, die Jugendbrut (Paedogenese), bei der schon die Larven fortpflanzungsfähig sind, die Jungfernbrut (Parthenogenese), bei der die Eier sich nach Art von Keimen ohne directe männliche Begattung entwickeln, der Generationswechsel werden hier besprochen, doch so, daß stets dem Lehrer noch das dankbare Feld der Erläuterung und Vertiefung offen bleibt. Auch bei der Metamorphose tritt hier die Abbildung wieder in ihr volles Recht. Als Beispiel heben wir die Kiefernspinner-Schlupfwespe (Fig. 7 a. v. S.) hervor, ein graziöses in Wäldern zwischen Bäumen und Gebüschen lebendes Geschöpf. Diese Wespe legt ihr Ei in die schädliche Kiefernspinnerraupe (Anomalum circumflexum), in welcher

Fig. 8.



Die Entwickelung der Ohrenqualle. Entwickelungsfolge nach den Buchstaben. a bis e vergrößert; f das Thier in $^1/_2$ natürlicher Größe.

sich die Larve entwickelt und frei darin lebt. Sie ist nicht viel dicker als ein Pferdehaar und hat die Größe des bei Fig. 8 (c) dargestellten Striches. Sie entwickelt sich nun in die Breite (d); der Hauptstrang der Athmungswerkzeuge in ihr beweist den Fortgang der Entwickelung. Auf der dritten Stufe (e) finden sich die Luftröhren völlig verzweigt, aber noch keine Luftlöcher. Im vierten Stadium (f) endlich erhält die Larve die Beschaffenheit, in welcher man andere Schmarotzer kennt; b endlich zeigt die Puppe, aus welcher im Mai oder Juni das vollständige Insect ausschlüpft.

Noch mehr Gelegenheit, auf die in unseren Schulbüchern so vernachlässigte Entstehungsgeschichte der niederen Thiere einzugehen bieten die Darmlosen, Leuckart's Contenteraten, wo z. B. der Generationswechsel besprochen wird. Der Dotter des Eies der Ohrenqualle (Medusa aurita) zerklüftet (furcht) sich zuerst in verschiedene Portionen und bildet sich so lange um, bis schließlich aus ihm ein infusorienähnliches, freischwimmendes Thierchen hervorgeht. Dieses setzt sich bald an andere Körper fest und verwandelt sich dann in einen polypenähnlichen Organismus, welcher sich durch Knospen vermehren kann. Später theilt sich dieses Wesen durch eine Anzahl von Querfurchen, so daß eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Satze auf einander geschichteter Untertassen hervortritt. Schließlich zerfällt diese, auch mit einem Tannenzapfen verglichene und daher Strobila genannte Form in ihre einzelnen Furchungsstücke, welche dann ihrerseits zu vollständigen, Eier erzeugenden Medusen heranwachsen.

Diese Andeutungen mögen genügen, um ein Buch zu empfehlen, dem wir wegen seiner vortrefflichen Ausführung die weiteste Verbreitung in den deutschen Schulen wünschen.

F. Jagor's Reisen auf den Philippinen.

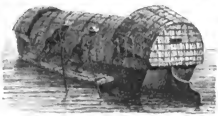
II.

Bequemlichkeit des Lebens. — Bambus. — Verarbeitung des Bambus. — Torfglocke. — Schiffahrt zwischen den Inseln.

Von allen Ländern der Welt, so erzählt Jagor im vierten Capitel seines Werkes, mögen die Philippinen wohl den Anforderungen an ein Schlaraffenland am meisten entsprechen. Wer das Dolce far niente nur von Neapel her kennt, hat noch keinen Begriff davon; es gedeiht nur unter Palmen. Schon eine Fahrt auf dem Pasig, dem Flusse, wel-

Digitized by Google

cher aus dem großen See von Bay strömt und bei Manila ins Meer mündet, giebt einen Vorgeschmack des Lebens im Innern. Niedliche Bretterhäuser und Bambushütten, von üppigster Laub- und Blumenfülle umgeben, gruppiren sich malerisch mit Arecapalmen und hohen gefiederten Bambusen am Ufer. Zuweilen reichen die Zäune in den Fluß und grenzen Räume zur Entenzucht ab — oder zum Baden. Der Saum des Wassers ist von Kähnen, Senknetzen, Flößen, Fischapparaten und dergleichen eingenommen. Beladene Boote ziehen den Fluß entlang und kleine Nachen schießen zwischen Gruppen von Badenden hindurch von einem Ufer zum andern.



Lastboot (Casco). Nach der Zeichnung eines Tagalen.

Am lebhaftesten geht es bei den Tiendas zu, großen Schuppen, deren offene Seite dem Flusse, der Hauptverkehrsstraße, zugewendet ist. Sie üben eine mächtige Anziehung auf die vorüberziehenden Schiffer, die dort außer Speisen und anderen Lebensbedürfnissen gewöhnlich auch müßige Gesellschaft beiderlei Geschlechts, Hazardspiel, Tuba, Betel und Tabak finden.

Zuweilen sieht man einen Indier im Schlafe auf einem großen Berge von Kokosnüssen hockend mit der Ebbe den Fluß hinabtreiben. Strandet er, so erwacht der Schläfer, macht sich mit Hülfe eines langen Bambus wieder frei und treibt im Halbschlafe mit der Strömung weiter. Wir haben freilich vollkommenere Transportmittel als Errungenschaft Jahrtausende langer mühevoller Arbeit; hier aber kann der Mensch sehr Vieles unmittelbar aus den Händen der Natur für seine Zwecke verwenden und sich durch geringe Mühe verhältnißmäßig großes Behagen schaffen.

Auf der Insel Talim im großen See von Bay kauften meine Bootsleute für einige Cuartos (etwa 8 Pfennige im Werth) mehrere Dutzend fast fußlanger Fische; diejenigen, welche sie nicht verzehren mochten, wurden gespalten, gesalzen und auf dem Dache des Bootes in wenigen Stunden an der Sonne getrocknet. Als die Fischer ihr beabsichtigtes Frühstück verkauft hatten, bückten sie sich und füllten ihre Kochtöpfe mit Sumpfmuscheln (Paludina constata), die sie Händevoll vom Boden des flachen Wassers aufnahmen, indem sie die todten zum Theil fortwarfen.

Floß mit Senknetzen (Salambau), Alles von Bambus.

Fast alle Ortschaften liegen am Wasser. Der Fluß ist eine von der Natur gegebene, sich selbst erhaltende Straße, auf welcher Lasten bis an den Fuß der Berge befördert werden können. An seinem Ufer und besonders an seiner breiten Mündung erheben sich auf Pfählen die Hütten der Eingeborenen, Pfahlbauten von unmittelbar ersichtlicher Zweckmäßigkeit. Dort vorzugsweise ist der Sitz des Lebens, weil es dort am bequemsten ist. Bei jeder Ebbe liefern die Fisch-

Pavava. Gestell und Kasten von Bambus, Verbände und Nasenseil des Büffels von Stuhlrohr, Dach von Pandanusblättern.

reusen mehr oder weniger reichliche Ausbeute; Weiber und Kinder holen dann, ohne sich zu bücken, vermittelst ihrer Zehen, mit denen sie greifen können, Zweischaler aus dem Schlamm, oder sammeln am Strande Krebse, Seethiere, eßbare Algen.

Ein hübscher Anblick ist, wenn Frauen, Männer und Kinder im Schatten von Palmen baden und scherzen, Andere ihre Wassergefäße füllen: geräumige Bambusen, die geschultert, oder Krüge, die auf dem Rücken getragen werden, und wenn die Knaben auf dem breiten Rücken der Büffel aufrecht stehend diese jubelnd ins Wasser reiten.

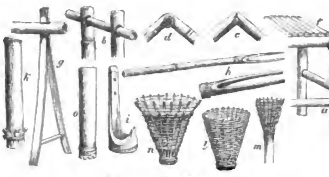
Dort ist es auch, wo die Kokospalme am besten gedeiht, die dem Menschen nicht nur Speise und Trank, sondern auch das gesammte Material für seine Hütte und allerlei Geräth liefert. Daneben zieht sich ein Saum stammloser Nipapalmen hin, die nur im brakigen Wasser wachsen; ihre Blätter liefern die besten Ataps zum Dachdecken. Aus ihrem Safte wird Zucker, Branntwein und Essig bereitet.

Digitized by Google

Landeinwärts breiten sich Reisfelder aus, die durch jährlich wiederkehrende Ueberschwemmungen eine Lage fruchtbaren Erdreichs aus den Bergen erhalten und daher nie gedüngt werden. Der Büffel, das Lieblingshausthier des Malayen, dasjenige, welches er vorzugsweise zum Feldbau zu benutzen pflegt, zieht diese Orte allen anderen vor; er liebt es, sich im Schlamme zu wälzen, und ist nicht zur Arbeit tauglich, wenn er sich nicht häufig baden kann.

Aus den Reisfeldern an den Flußufern neben den Hütten erheben sich fein gefiederte Bambusbüsche. Die Natur hat diese herrliche Pflanze, die vielleicht alle anderen auch an Schönheit übertrifft, mit so vielen nützlichen Eigenschaften ausgestattet, und liefert sie dem Menschen so fertig zum unmittelbaren Gebrauch in die Hand, daß meist einige kecke Schnitte genügen, um die mannichfaltigsten Geräthe daraus herzustellen. Der Bambus hat eine im Verhältniß zu seiner Leichtigkeit außerordentlich große Festigkeit, bedingt durch die Röhrenform und die in angemessenen Abständen vorhandenen

Bambusbusch.



Verarbeitung des Bambus.

Zwischenwände. Wegen des Parallelismus und der Zähigkeit seiner Fasern ist er sehr vollkommen und leicht spaltbar; gespalten aber von ausgezeichneter Biegsamkeit und Elasticität. Dem Reichthum an Kieselerde verdankt er große Dauerbarkeit und eine harte, glatte, stets reine Oberfläche, deren Glanz und schöne Farbe im Gebrauch zunehmen. Von besonderer Wichtigkeit endlich für Völker mit geringen Verkehrsmitteln ist der Umstand, daß der Bambus in Fülle auf sehr verschiedenen Standorten, in allen möglichen Dimensionen von wenigen Millimetern bis zu zehn, funfzehn Centimetern und mehr, ausnahmsweise sogar von doppeltem Durchmesser angetroffen wird, und überdies wegen seiner unübertrefflichen Flößbarkeit selbst in jenen straßenarmen, aber wasserreichen Ländern mit größter Leichtigkeit fortgeschafft werden kann (s. oben das Bild auf S. 197).

Dorfglocke in Camarines. Ein ausgehöhlter Baumstamm, mit einem horizontal schwebenden Holzklotz als Klöppel.

Ein Schlag mit dem Waldmesser reicht gewöhnlich hin, um ein starkes Rohr zu fällen; entfernt man die blinnen Zwischenwände, so hat man Röhren, deren Enden in einander geschoben werden können. Durch einmaliges Spalten erhält man Rinnen, Tröge, Dachziegeln; durch mehrmaliges Balken, die wiederum bis in die feinsten Streifen und Fäden, zur Anfertigung von Rahmen, Gestellen, Körben, Stricken, Matten und feinen Geflechten zerlegt werden können. Zwei Schnitte in die Seite geben ein rundes Loch, in welches ein Halm von entsprechendem Durchmesser fest eingepaßt werden kann (*a*). Macht man solchem Ausschnitt gegenüber einen zweiten, so kann ein Halm durchgesteckt werden (*b*); auf diese Weise werden Thüren wagerecht oder senkrecht verschiebbar, oder um eine senkrechte oder wagerechte Achse mit oder ohne Reibung drehbar, hergestellt.

Zwei tiefere Schnitte gestatten, das Rohr in einen Winkel (*c*), oder wenn sie weit genug aus einander, um einen andern Halm zu biegen, zum Beispiel für Dachfirsten (*d*), für Gestelle von Stühlen oder Tischen (*e*), auf denen dann ein aufgeschlitztes, plattgedrücktes Rohr, statt eines Brettes oder Bambuslatten (*f*) mittelst Stuhlrohr befestigt werden. Eben so leicht ist es, eine längliche, schmale Oeffnung herzustellen zum Einpassen von Latten (*g*). Zwei Schnitte genügen beinahe, um eine Gabel oder Zange (*h*), einen Haken (*i*) anzufertigen.

Macht man ein durch Auflegen des Fingers verschließbares Loch in die Seite, dicht unter einem Knoten, so erhält man einen Heber und zugleich ein Filtrum (*k*), wenn man über das offene Ende ein Läppchen bindet. Spaltet man ein abgefaultes Rohr bis auf einen Knoten in Streifen, die man auf einander biegt und mit anderen Streifen durchflicht, so erhält man einen konischen Korb, der, unter dem Knoten kurz abgeschnitten, als Tragkorb (*l*), langgestielt, mit Harz gefüllt, als Signalfackel dient (*m*). Steckt man in solche spitzkegelförmige Körbe flachere von gleichem Umfang, deren Knoten abgeschnitten oder durchstoßen sind, so erhält man Fangkörbe für Krabben und Fische (*n*). Spaltet man aber einen kurz über einem Knoten abgestutzten Halm so, daß nur ein Kranz kurzer Zähne stehen bleibt, so hat man, wenn man die Scheidewand durchstößt, einen Erdbohrer (*o*) und zugleich ein Brunnenrohr und so weiter und endlos weiter.

Auch der im Innern reifende Fremde hat täglich neue Gelegenheit, die Gastfreiheit der Natur in vollen Zügen zu genießen. Die Luft ist so gleichmäßig warm, daß man mit Ausnahme eines Sonnenhutes und leichter Schuhe alle Kleider entbehren könnte. Uebernachtet man im Freien, so ist aus Palmen- oder Farnwedeln in kürzester Zeit eine Hütte gebaut. Im kleinsten Dörfchen aber befindet sich ein Gemeindehaus (casa real), in dem man wohnen kann, und die nöthigen Lebensbedürfnisse zum Marktpreis geliefert erhält.

Digitized by Google

Auch ist dort immer eine Anzahl Semaneros Leute, die den Wochendienst haben) anwesend, und gegen geringen Tagelohn als Boten oder Träger zur Verfügung des Reisenden. Bei längerem Verkehr zeigt sich, daß ihr Dienst hauptsächlich in Nichtsthun besteht. Es ist dem Reisenden vorgekommen, daß er einen Mann, der mit den übrigen Karten spielte und Tuba (frischer oder schwach gegohrener Palmensaft) trank, als Boten senden wollte, dieser sich aber, ohne im Spiel inne zu halten, damit entschuldigte, daß er Gesangener sei; so mußte denn einer seiner Hüter den unbequemen Gang in der Hitze machen. Die Gefangenen haben nicht zu klagen. Das einzige Unangenehme sind die Rotangschläge, die für geringe Vergehen von den Localbehörden freigebig dugendweise verordnet werden, aber auf den daran gewöhnten Eingeborenen keinen besondern Eindruck machen.

Steht der Reisende mit dem Cura, dem Pfarrer, gut, so kommt er nicht leicht in Verlegenheit. Jagor wollte einmal in Camarines, der südlichsten Provinz von Luzon, mit einem Pfarrer eine kleine Reise gleich nach Tisch antreten; um 11¼ Uhr waren alle Vorbereitungen fertig. Er äußerte, daß es schade sei, die dreiviertel Stunden bis zur Mahlzeit zu warten. Gleich darauf schlug es 12; alle Arbeit im Dorfe hörte auf; Reisender und Pfarrer sowohl wie ihre Träger setzten sich zu Tische; es war Mittag. Dem Glockenschläger war die Botschaft zugegangen: „Der Señor Pader ließe ihm sagen, er schliefe gewiß weiter, es müßte längst 12 Uhr sein, denn der Señor Pader habe Hunger."

Zum Schlusse mögen hier noch einige bezeichnende humoristische Notizen aus des Reisenden Tagebuch folgen, welche er bei seiner Rückkehr von Leyte nach Luzon auf dem Schiffe eines eingeborenen Capitäns niederschrieb.

Der Capitän, schreibt Dr. Jagor, wollte Gemüse für mich mitnehmen, hat es aber „vergessen". Er landet auf einer kleinen Insel und kommt nach einiger Zeit mit einem großen Palmenkohl zurück, den er in Abwesenheit des Eigenthümers aus einer zu dem Zweck gefällten Kokospalme geschält hat. . . . Ein anderer Theil der Mannschaft war inzwischen nach einem Dörfchen an der Nordwestspitze von Leyte gefahren, um Lebensmittel zu kaufen. Anstatt sich im Hafen von Tailoban vor der Abfahrt zu verproviantiren, ziehen die Schiffer meist vor, es in irgend einem Dorfe der schmalen Straße zu thun, wo es billiger als dort ist, und sie zugleich Gelegenheit haben, sich ein wenig am Lande umherzutreiben. Diese kaum eine Seemeile breite, durch dazwischen liegende Inseln stellenweis auf weniger als tausend Fuß eingeengte San-Juanico-Straße ist zwanzig Seemeilen lang; die Schiffe brauchen aber zuweilen eine Woche, um durchzusahren; denn bei widrigen Winden und Strömungen wird geankert, und ebenso Nachts an schmalen Stellen. Gegen Abend meint unser Capitän, der Himmel sähe recht bedenklich aus; er läuft daher in die Bucht von Navo auf Masbate (größere Insel nordwestlich von Leyte). Das Schiff geht vor Anker, er und ein Theil der Mannschaft gehen ans Land. Am folgenden Tage war Sonntag, „der Himmel schien schon Nachmittags recht bedenklich," auch hatte der Capitän Einkäufe zu machen. Das Schiff ankerte vor Magalona auf Masbate, wo die Nacht zugebracht wird. Am Montag fahren wir mit günstigem Winde in schneller Fahrt an Marinduque und der südlich davor liegenden kleinen Felseninsel Elefante vorbei. Elefante scheint der Rest eines Kraters, hat dieselbe Form, wie der Pyiga (vergl. den nächsten Artikel Nr. III), ist aber nicht halb so hoch, mit Futtergras bedeckt und hat Baumgruppen in den Schluchten. Es sollen tausend Stück halbwilde Rinder darauf weiden. Ihr Preis ist 4 Dollars, Fracht nach Manila eben so viel; dortiger Werth 16 Dollars. Durch die Schiffer wird viel Vieh gestohlen, da es sast ohne Aufsicht ist. Mein indischer Capitän bedauerte sehr, daß der günstige Wind ihm nicht zu landen gestatte, — vielleicht war ich ihm im Wege. „Das schöne Vieh! wie gut ließen sich ein paar Kühe für das Schiff einkaufen! Es hat kaum einen Herrn; die reichen Eigenthümer wissen gar nicht, wie viel sie besitzen, und der Bestand vermehrt sich fortwährend ohne ihr Zuthun. . . . . Man steckt sich ein paar Dollars in die Tasche; kommt ein Hirt, so giebt man ihm einen Dollar, und der arme Mann ist glücklich; kommt Niemand, nun so besser, man kann auch allein fertig werden, ein Schuß oder eine Wurfschlinge reichen hin. . . . ."

Ein Schiff, „Luisa", kommt uns entgegen, es macht ein sonderbares Manöver; bald hören wir lauten Jubel, denn es ist ihm gelungen, einen von den Fischern von Marinduque auf den Boden des Meeres hinabgelassenen Fischkasten zu stehlen, indem es mittelst herabgelassener Haken das Tau der Boye geschickt zu packen wußte. Unser Capitän ist außer sich vor Neid.

Amoenitates americanae.

II.

In der Mitte des Februar besuchte uns ein Mann aus den Vereinigten Staaten, der sich seit etwa zwei Jahren in Deutschland aufhält. Die Rede des Herrn Lasker im Hause der Abgeordneten zu Berlin hatte in ganz Deutschland einen mächtigen Wiederhall gefunden und der Haltung des Grafen Roon wurde Anerkennung gezollt. Der Amerikaner war erstaunt über die tiefe Bewegung im Volke über die bekannten Enthüllungen, welche vom Standpunkte der Yankees aus doch eigentlich nur Kleinigkeiten (trifles) seien, und nach welchen brüten kein Huhn und kein Hahn gekräht haben würde. Da seien ja nur winzige Dinge zum Vorschein gekommen; aber es mache allerdings der deutschen Nation Ehre, daß sie schon über solche Kleinigkeiten in Aufregung gerathen sei. Diese gebe Zeugniß vom Vorhandensein eines allgemein moralischen Gefühls, und dem gegenüber würden auf die Dauer die Grundervirthschaft und das betrügerische Treiben vieler Börsenmänner sich nicht halten können. „Bei Euch Deutschen ist noch ein lebhaftes Gefühl für Ehre und Schande, für Integrität im öffentlichen Leben; das sind bei uns leider im Allgemeinen unbekannte Dinge geworden."

Wir sprachen dann über die Dachauer Banken, die Tammanyhetrügereien, die Fisk und die Gould und Tweed, über die Käuflichkeit der Richter und der Geschworenen, über die „Geldbanditen", welche das Repräsentantenhaus und den Senat zu Washington füllen, über die Eisenbahnmonopole, die Käuflichkeit der Volksvertreter in der Republik und über die heillose Ausartung des Parteiwesens, dann auch darüber,

Digitized by Google

daß Karl Schurz und andere Deutsche sich vergeblich bemüht hätten, eine „Partei der ehrlichen Leute“ zu organisiren. „Was bei Euch Deutschen an Schmutz obenauf gekommen ist, das sind doch nur unsaubere Blasen, die aus dem Wasser sich entwickeln; bei uns ist leider fast Alles Schlamm und Morast, aus welchem verpestender Dunst emporsteigt.“

Auf unserm Arbeitstische lag die neueste Sendung amerikanischer Blätter der verschiedenen Parteien. Wir durchflogen zunächst flink derselben, und alle waren auf jeder Seite mit Berichten über Mord, Todtschlag, Unglücksfälle, und vorzugsweise mit Berichten und Betrachtungen über die beklagenswerthe Ausartung des öffentlichen Lebens und die allgemeine Corruption angefüllt. Sie klagen aber auch über die Gleichgültigkeit und die „Dickfelligkeit“, welche die große Masse des Volkes solchen Verbrechen und argen Zuständen gegenüber zeige. Man nehme Alles hin, als ob es gar nicht anders sein könne. Der „New York Herald“ sitzt streng zu Gericht, stellt ein langes Sündenregister zusammen und äußert: „Das Schachern um Stimmen und um Einfluß wird unbeliebt und offen getrieben; es ist ähnlich, als ob zwei weibliche Biehtreiber um Daschen feilschen. Die plumpe Rohheit, mit welcher die Bestechlichkeit und die Corruption betrieben wird, ist empörend und gemein. Aber die Zeitungen der Partei, welcher ein beliebiger Gauner angehört, finden in dem, was sie als Transactionen bezeichnen, gar nichts Anstößiges; sie erwägen z. B. in der Angelegenheit Caldwell's (siehe weiter unten) nur, welche Folgen für die republikanische Partei die Anstoßung dieses Corruptionisten haben werde, — die Anstoßung aus dem Bundessenate, in welchem zwei Drittel ihren Sitz ganz genau denselben Mitteln verdanken, durch welche der Mann aus Kansas Senator geworden ist.“

Folgendes finden wir im „New York Day Boot“ vom 25. Januar: „Der Kongreß der Vereinigten Staaten hat sich nun in eine Cabale von Gesetzgebern umgestaltet. Seit zwölf Jahren ist diejenige Partei, welche sich als moralische Reformpartei bezeichnet, am Ruder. Sie erklärte, daß sie die Nation evangelisiren und dieselbe gewinnen wolle für die Lehren politischer und socialer Reinheit. Aber statt der Reformen hat sie einen Wirbelsturm der Bernichtung gebracht, die gute Regierung zu Grunde gerichtet, das öffentliche Leben sowohl wie das Privatleben verpestet. Wir sind heute in unserm Staatswesen so tief herabgekommen, daß unwissende, brutale Neger, die nicht einmal ihren Namen lesen oder schreiben können, als Gesetzgeber in den Staatslegislaturen sitzen, und während sie selber zu arm sind, Steuern zahlen zu können, die Weißen überbürden und zu Grunde richten. Und im Congreß ist das mächtigste Wort: Stehlen! Durch bettlerische Jobs Geld zu erwerben, das ist die Parole im Congresse wie in den Staatslegislaturen. Im Süden stehlen die Nigger und die Carpetbaggers und in Washington stiehlt die infamste Schurkenbande ganz unverschämt; sie besteht aus Senatoren und Repräsentanten, und so nichtswürdig, wie diese sind, findet man dergleichen in keinem andern Lande der Welt. Und jeder auf einander folgende Congreß treibt es ärger mit der Infamie und den Verbrechen; mit nur wenigen Ausnahmen sind diese Volksvertreter Diebe und Schurken. Das Postamt, Schatzamt, das Einnahmeamt und vor allen Dingen auch das Zollamt sind mit Halunken (scoundrels) angefüllt. Diese bestechen erst die Beamten, von welchen die Ernennung zu Stellen abhängt, und wenn sie die Stellen haben, dann geht das Stehlen an. Aber sie stehlen nicht Kleinigkeiten, sondern Millionen. Durch die Untersuchungen über den Credit mobilier ist ein Vulcan monströser Verbrechen schon jetzt zu Tage gekommen. Es sitzt kaum ein Mann im Congresse, dessen Hände nicht durch Bestechung befudelt wären. Wo soll das hinaus? Wie soll das enden? Wir kann dieser abscheuliche Augiasstall gereinigt werden?“ —

„Wir geben der Welt ein erbauliches Beispiel.“ Ein amtliches Blatt in Washington schreibt: „Je mehr unsere Regierung ein liberales Militärsystem durchführt, um so mehr wird sie an Ruhm und Glanz dem alten Rom gleich kommen.“ Richtig ist allerdings, daß die Dinge einem centralistischen Imperialismus zutreiben, wenn auch vorerst noch keine Aussicht auf ein erbliches Cäsarenthum vorhanden ist.

„Alles bei uns ist künstlich geworden, auch die Jury. Ueberwiesene Gauner, wie der Tammany-Tweed, die nachweißbar Millionen gestohlen haben, werden freigesprochen, weil ein paar erkaufte Geschworene sie für nichtschuldig erklären. In Südcarolina läßt Patterson sich von den Negern in der Legislatur, denen er per Kopf 15 Dollars Bestechung gezahlt, zum Bundessenator wählen. In Alabama ernennt der Generalanwalt der Vereinigten Staaten einen Bundesfenator; in Louisiana nimmt die Bundesgewalt Partei für den schwarzen Barbier Pinchbad, der sich gesetzwidrig zum Gouverneur aufwirft und dann von einer durch ihn ernannten Legislatur zum Bundessenator wählen läßt. In Arkansas werden Bundessoldaten bei den Stimmwahlen aufgestellt und mißliebige Wähler werden zurückgewiesen. In Kansas kauft Caldwell die Legislatur für 60,000 Dollars und sie ernennt ihn zum Bundessenator. In Jowa läßt sich Bundessenator Harlan von einem Eisenbahndirector mit 10,000 Dollars bestechen. In Pennsylvanien wird notorisch der zum Bundessenator gewählt, welcher das Meiste zahlt. Die Untersuchung über den Credit mobilier hat actenmäßig ergeben, daß auch der Vicepräsident der Union, Schuyler Colfax, ein ganz gemeiner Lügner ist; erst leugnete er, daß er bestochen worden sei, und hinterdrein mußte er zugestehen, daß er Geld genommen habe. Und so in infinitum. Keine einzige Legislatur in allen 37 Staaten ist sauber, alle sind corrupt.“

Das deutsche „Neuyorker Journal“ bringt eine Kennzeichnung der öffentlichen Zustände in der Union, welche von Dr. C. P. Clark in Oswego herrührt. Das Blatt bemerkt dazu: „Ein schärfer gezeichnetes Bild ist uns selten vorgekommen.“

„Einsichtsvolle Amerikaner,“ sagt Dr. Clark, „stimmen darin überein, daß die gegenwärtige Lage des Landes zu ernsten Befürchtungen Veranlassung giebt. Rechtschaffenheit und Befähigung fangen an, unbekannte Eigenschaften in allen Verwaltungszweigen zu werden, und Unwissenheit und Käuflichkeit nehmen ihre Stelle ein. Politische Organisationen regieren das Land. Das Volk selbst hat längst seine Stimme und seine Macht verloren. Seine Interessen werden mißverstanden, vernachlässigt oder geopfert. Privatvortheil ist die ausschließlich bewegende Kraft im öffentlichen Leben. Unsere gesetzgebenden Körperschaften sind unfähig und corrupt; unsere Executivbeamten sind beschränkte käufliche Seelen, ja selbst unsere Justiz ist nicht über den Verdacht von Corruption erhaben. Unsere Bundes- und Staatsgesetzgebung ist ein Hause von Confusion — Alles eher, als die Arbeit intelligenter Kräfte. Nirgends zeigt sich ein Mittel zur Sicherstellung der öffentlichen Interessen. Unser Rechtswesen ist voller Kniffe; Verantwortlichkeit ist zum bloßen Spott, Untersuchungen sind zur Comödie geworden. Die vielen Untersuchungen wegen Amtsverbrechen aller Art geben einen Maßstab für die Menge des in allen Aemtern begangenen Unrechts, während die fast ausnahmlose Straflosigkeit der Verbrecher den Beweis für die Schwäche unserer Justiz liefert. Alle Anker, durch die sich

Digitized by Google

bisher der Glaube des Volkes an der Republik festhielt, sind locker geworden, und jeder intelligente Mann im Lande sieht mit Schrecken, wie sich diese Zustände von Tag zu Tag verschlimmern."

Schlimm ist, daß in den Verhandlungen des Congresses so oft ein ganz roher und gemeiner Ton herrscht, und daß die Staatslegislaturen sich häufig ganz unwürdig benehmen. Das zu Indianopolis erscheinende „Indiana Volksblatt" schildert unter der Ueberschrift: „Narrenspossen der Volksvertreter" die Schlußsitzung der Legislatur jenes Staates folgendermaßen:

„Die Specialsitzung der Legislatur ist nun zu Ende und werth, daß wir noch einige Blicke auf die Schlußverhandlungen werfen. Abgesehen von all dem Guten, womit uns diese würdigen Volksvertreter beglückt haben, haben sie wirklich diese Sitzung ausgehalten und nicht „geboltet" (d. h. sind nicht vor dem Schlusse der Session ausgekniffen, was sie sonst so gern thun), was wohl in der angedrohten Strafe von 100 Dollars seinen Grund haben mag. Aber die letzten Momente der Sitzung sind zu köstlich, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten sollten. Herr Orr von Delaware County wurde zum temporären Vorsitzer des Unfugtreibens ernannt, und nun ging der Tanz los. Nachdem man dem Präsidenten, den Clerks, den Mitgliedern der Assembly „für die fähige und unparteiische Mißverwaltung während der gegenwärtigen Session u. s. w." das übliche Dankesvotum abgestattet, beauftragte der Senator von Floyd County, auch den Spucknapfaufwascher (jedenfalls eine wichtige Vertrauensperson) darin mit einzuschließen. Ein anderes würdiges Mitglied der Legislatur beantragte, daß den Rosebrough von Ripley County die Erlaubniß ertheilt werde, so oft und so laut zu lachen als es ihm beliebe. Senator Oliver von Marion County brachte eine Bill zur Beschützung der Schafsköpfe ein unter der Bedingung, daß die Bill passirt werde, bevor sich der Senat vertage. Nachdem die Unterhaltung so weit gediehen war, wollten zwei „gegensätzigen Mitglieder" sich mit Aktenfascikeln. Hier glaubte Herr Orr von seiner Würde als temporärer Vorsitzer Gebrauch machen zu müssen, und opponirte dem grausamen Spiel. — „Halt's Maul, alter Schafsdämel!" lautete die Antwort, und ein Wurf mit einem Bündel wohlgefalzter, mit den vorgeschriebenen Postmarken und Stamps versehener Zeitungen, die über das Thun und Lassen unserer hoch erleuchteten, weisen Legislatur getreulich Bericht erstatten, riß ihm die Brille von der Nase und machte dem guten Alten begreiflich, daß es sich hier um wichtigere Dinge handele, als über das Wohl und Wehe eines Staates zu berathen. Der Ruf „eine Communication des Gouverneurs" stellte für einen Augenblick die Ruhe wieder her, um Capitän Semmond, den Privatsecretär des Gouverneurs, desto besser zur Zielscheibe der Wurfgeschosse der tapferen Legislaturmitglieder zu machen. — Alles für 8 Dollars per Tag!

Der bekannte Humorist Mark Train geißelt seinerseits die Corruption in ironischer Weise („Tribune", 22. Januar). Er ruft: „Wir müssen die Sandwichsinseln annectiren. Wir könnten dort folossalen Walfischfang betreiben, Zucker für ganz Amerika bauen und ihn billig liefern. Wir hätten für unsere Schiffe in der Südsee halbwegs nach China ein Absteigequartier, eine Wachtstube für Soldaten und ein Geschwader, könnten auch Baumwolle und Kaffee bauen, denn wir brächten Capitalien dorthin. Nun weiter. Bekamen wir nicht auch den mächtigsten Vulcan auf Erden, den Kilauea? Darum, der schon mehrmals abgebrannt ist, versteht sich ja nun auf das Feuer und würde ihn sicherlich in Pacht nehmen. Mit dem Prinzen Bill und den Ebelleuten würden wir leicht fertig werden, — wir würden sie, wie die Indianer, in eine Reservation einpferchen und ihnen dort jedes Jahr eine bestimmte Anzahl von Hacken und Spaten und, versteht sich, auch Bibeln und wollene Decken verabfolgen; damit hätten sie dann schöne Dinge, für welche sie Branntwein und Pulver kaufen könnten. Ah, es würde sich hübsch leben in einem solchen von Soldaten umzäunten Arkadien! Die 50,000 Insulaner bekämen wir für ein Butterbrot, für ein Nichts so zu sagen, und ihre Moral und ihre Elephantiasis und andere Krankheiten gäben sie uns obendrein gratis. Für Erziehung brauchten wir uns keine Kosten aufzuerlegen, denn die Missionäre sagen ja, daß die Kanakas längst gute, gebildete Christen seien; für Bekleidung brauchten wir aus naheliegenden Gründen auch nicht zu sorgen. Also darum und alldieweil: wir müssen sie annectiren, wäre es auch nur, um sie mit unserer weisen, wohlwollenden Regierung heimzusuchen. Und was für schöne Dinge würden wir ihnen liefern, herrliche Sachen, welche sie als wenig gebildete Leute noch gar nicht kennen. Wir brächten ihnen Diebe aller Gattungen, vom Taschendiebe bis zum Gauner, der Stadt und Land beträgt und bestiehlt. Wir könnten sie auch mit der Gloria unserer Justiz bekannt machen; wir würden die Diebe verpfeifen, sie verurtheilen und hinterher für Geld oder aus politischen oder Parteigründen hübsch freilassen. Die Insulaner müßten sich dann ihrer einfachen Justiz geradezu schämen; sie sollten es dann wohl hübsch bleiben lassen, Diebe zu hängen, was diese Bösbichtigen jetzt manchmal thun. Wir würden ihnen Richter schicken, welche solche Inhumanität gar nicht leiden können. Mörder sind doch eben so wohl Menschen wie Nichtmörder; das müssen die Kanakas begreifen lernen. Wir schicken ihnen Eisenbahncompagnien, welche ihre Volksvertreter aufkaufen, wie alte Kleider auf dem Trödelmarkte, und die darauf zu laufen wissen, wie man den Grund und Boden den Eisenbahnmagnaten in die Hände spielt. Und noch eins: wir würden ihnen Biedermänner zukommen lassen, welche ihnen den Segen und die herrliche Moral unserer christlich-republikanischen Civilisation recht eindringlich zu Gemüthe führen könnten. Ich, F. G. Train, der schon einmal die Sandwichsinseln besuchte, würde auch öffentliche Vorträge über die Herrlichkeit dieser Sorten von Civilisation halten. Also: die Kanakas müssen unserer heiligen Civilisation gewonnen werden, das ist doch wohl klar und versteht sich von selbst."

Für einen Handwerkspolitiker verlohnt es sich schon der Mühe, einen Sitz im Bundessenate zu Washington einzunehmen; es kann seine Stimme theurer verkaufen und es so einrichten, daß bei jedem Job mehr oder weniger in seine Tasche fließt. Der Meist bietende hat ihn und seine Stimme. Wenn dann nach sechs Jahren sein Termin als Senator abgelaufen ist, hat der Biedermann genug ins Trockene gebracht, um gänzend leben zu können.

Da ist ein Mann Namens Caldwell, der als einer der beiden Senatoren für den Staat Kansas in Washington fungirt. Wir wollen hier zur Erläuterung bemerken, daß die Wahl zum Bundessenator von der Assembly und dem Senate des Einzelstaates vorgenommen wird. Wer sich die erforderliche Anzahl von Stimmen zu verschaffen weiß, erhält die Stelle und nutzt sie zu seinem Privatvortheil aus so gut es geht.

In Kansas nun — das ist das Ergebniß der angestellten Untersuchung — bewarben sich zwei Handwerkspolitiker: der Ex-gouverneur Carney und ein Kansas-Senator Caldwell. Der letztere erklärte, er wolle Bundessenator werden und wenn es ihm 250,000 Dollars koste. Er begann damit, seinen Nebenbuhler zu befeitigen, indem er demselben

Digitized by Google

für das Zurücktreten von der Candidatur 10,000 Dollars baar zahlte, und weitere 5000 Dollars zu geben versprach, nachdem er, Caldwell, gewählt worden sei. Mit Carney war er so weit im Reinen und kaufte dann die Gesetzgeber der Kansasgesetzgebung ganz systematisch auf. Die Kaufliste mit dem Preise, für welchen jeder einzelne Eidbrüchige zu haben war, ist veröffentlicht worden. Einer bekam 1000 Dollars, ein anderer 2500, ein dritter that es nicht unter 5000. Ein anderer wurde von einem Gläubiger bedrängt; Caldwell bezahlte den Posten. Noch einer bekam ein Racepferd mit Sattelzeug und 500 Dollars dazu. Die Vertreter des County Doniphan erhielten in Bausch und Bogen zusammen 7000 Dollars, die sie unter einander vertheilten. Eine Zeit lang war das Angebot für Stimmenverkauf so stark und der Markt so flau, daß Mann für Mann je nur 500 Dollars bekamen; denn als diesen Gentlemen zu wissen gethan wurde, „daß Caldwell kaufe", boten sie sich selber an. Der Herausgeber der „Leawenworth Times" erklärt, daß er Herrn Caldwell die Unterstützung seines Blattes für die Dauer der Campagne für 2000 Dollars „Consideration" zugesagt habe. Manche der Aufgekauften äußerten in der Untersuchung: „Unsere Wahl hat uns auch Geld gekostet; was wir von Caldwell genommen, betrachten wir als eine Art von Entschädigung für unsere Auslage." Einige entschuldigten sich in folgender, mehr als naiver Weise: „Caldwell ist eine sehr verächtliche und beim Publicum höchst unbeliebte Person. Wir konnten vor unseren Wählern nicht gut verantworten, daß wir einem solchen anrüchigen Subjecte unsere Stimmen gegeben haben. Die Sache brachte uns zuverlässig manche Unannehmlichkeiten, und um diese auszugleichen, mußten wir eine Geldentschädigung haben!" Das ist Logik! Caldwell aber kam auf solche Weise in den Bundessenat und dort sitzt er und verkauft nun seine Stimme; denn für die 60,000 Dollars, welche seine Wahl gekostet hat, muß er doch auch seinerseits sich entschädigen!

Die „Newyork Tribune" stellt Betrachtungen über diese Thatsachen an. Die Congreßmann, sagt sie, kann viel für sich machen, wenn „gute Dinge" vorliegen. Die Eisenbahncompagnien gebrauchen Senatoren und Repräsentanten, welche ein „wohlwollendes Interesse" für die betreffenden Projecte bethätigen. Es giebt viele Jobs', welche eine gründliche Untersuchung zu scheuen haben; das „wohlwollende Interesse" sorgt dann dafür, daß eine solche nicht stattfinde oder daß über sie kein Bericht erstattet werde. Credit-Mobilier-Actien, welche in achtzehn Monaten 1500 Procent Dividende abwarfen, sind freilich nicht alle Tage zu haben. Doch machen die Congreßmänner den meisten Profit an den Eisenbahnen. Eine derselben hat Ausgaben von 435,000 Dollars gar nicht specificirt, sondern sie als suspense account ins Buch eingetragen. Wer hat die 435,000 Dollars erhalten? Caldwell, ein Patron mit eiserner Stirn, sagte zu Carney: „Die Kansas-Pacific-Compagnie hat mir Geld zugelagt, damit ich meine Wahl durchsetzen könne, und sie wird in unserer Legislatur nichts erreichen, wenn sie nicht zuvor zahlt." Ein Herr Bushnell sagte in Betreff der Union Pacific und des Credit mobilier aus: es sei Jedermanns Pflicht gewesen, etwas zu thun, „um das Fund zu retten". Ein solcher Landesretter, Bundessenator Harlan, bekam für 10,000 Dollars Actien zu pari, Senator Thayer 5000. Bushnell sagte: „Ich bin gewohnt, zu guten Zwecken von 1000 bis zu 2500 Dollars zu zahlen, gerade so, als ob ich Steuern zu zahlen hätte."

Aus den Briefen Adolf Hübner's über Südafrika.

I.

Seefahrt von Capstadt nach Durban im Natallande.

Seefahrt an der Ostküste der Capcolonie. — Port Elizabeth. — Ueber die Goldregion. — Enttäuschte Australier. — East London. — Die Gebirge an der Küste und die Landschaft. — Ankunft in Durban. — Schilderung der Stadt. — Europäer und Zukukaffern. — Kaffer- und Zuckerplantagen. — Ueber Pieter Maritzburg nach Potschefstroom. — Tafelberge im Innern.

Der Geolog Adolf Hübner aus Chemnitz war ein Reisegefährte Eduard Mohr's im östlichen Südafrika. Er war zuerst in Capstadt und landete am 8. Februar 1869 zu Durban, dem Hafen des Natallandes. In Capstadt entzückte ihn insbesondere der botanische Garten, wo er zuerst tropische Gewächse und halbtropische Pflanzen in mächtiger Fülle sah. Bäume und Riesensträucher mit ihren tellergroßen weißen Blüthen und gelben und rothen Blumenbüschseln. „Tausendgestaltete Formen überall, wohin man blickt, zu den Riesenaloes mit ihren gelben Blüthen oder den herrlichen Palmen!"

In Durban studirte er sofort die Erze und Fossilien im südafrikanischen Museum. Die Seefahrt von Capstadt dorthin schildert er in folgender Weise.

Wir fuhren fast immer der Küste entlang und genossen so theilweis die herrlichsten Naturbilder; aber auch die traurigeren Küstenstriche waren mir interessant, weil sie doch hundertmal mehr fesselten, als die weite, eintönige Wasserwüste. Flache, langgestreckte Dünen zogen sich am Ufer hin, hier und da sah man Reihen weißer Zelte, es waren die weißen Sandhügel, die eine Laune des Windes zusammengeweht hatte. Dahinter aber reihte sich Berggruppe an Bergruppe; mannichfach zerrissene oder wenigstens interessante Berglinien erfreuten das Auge und zuweilen rückten Spitzberge heran, die mich zurück nach Deutschland, nach Bonn versetzten, wo das Siebengebirge sich im Rhein spiegelt. Ueber der Landschaft lag eine feine Staubatmosphäre, ein schwacher gelber Dunst, der den Fremdling, der sich bei diesen fast heimischen Landschaftsbildern nach Hause versetzt glaubte, daran erinnerte, daß er eine afrikanische Küstengegend vor sich habe. Wir legten zuerst in Mosselbai an bei einem Städtchen von 20 Häusern! Ein Bogen flacher verbrannter Hügel spannt sich dort um die Bai, hinter diesen aber steigt eine blaue Kette malerischer Berge empor. Hier und da sah man Rauchsäulen am Horizont aufsteigen, es war der Rauch brennender Büsche oder angezündeten Grases. Von dort bis Port Elizabeth blieb die Küste sich gleich: Küstenhügel und hinter ihnen große Berge, wie z. B. die Dademinus

Digitized by Google

Mountains, die bis zu fünftehalbtausend Fuß ansteigen. Port Elizabeth selbst hat keinen Berghintergrund und macht sich höchst traurig mit seiner flachen verbrannten Hügelgegend; ich ging ans Land und zum Bankier und besorgte meine Geldgeschäfte; dieser sagte mir, ihre Stadt werde nicht wenig von den Goldgräbern belästigt, die hier angekommen seien, und nicht in das Innere hinein marschiren könnten. „Mauch hat sehr unvorsichtig gehandelt, daß er in die Welt posaunt, welche Goldmassen in Afrika sind, und doch nie erwähnte, was dazu gehört, um nach dort zu gelangen, nämlich wenigstens 300 bis 400 Thaler, um eine Landreise von sechs Wochen machen zu können. Wer keine Karte hatte und wer nicht wußte, was dazu gehört in Afrika zu reisen, wurde so ins Unglück gestürzt. Noch schlimmer ist es in Durban. Mauch's Worte: „ich war von dem Goldreichthum so geblendet, daß ich meinen Hammer auf Minuten nicht gebrauchen konnte", haben ganz Australien elektrisirt und Hunderte Goldbigger getäuscht, es sind von dort bereits 143 Mann hier, die nicht weiter können, und Tausende werden erwartet."

Mauch's Ausspruch bezog sich auf eine Goldgegend, die etwa zehn Wochen Landreise von hier entfernt ist, auf das nördliche Goldfeld. Hätte er nur erwähnt, daß es in dem Lande eines mächtigen Fürsten liegt, daß der Transport bis dahin so kolossal ist, daß die rohen Erze nicht transportirt werden können, sondern daß man die Erze verwaschen müsse, um sie mit diesen großen Kosten bezahlen zu können, daß mithin nur Pochwerke und Mehlstürzungen etwas ausrichten können, somit aber vorgroßer Erforderung großer Capitalien und Einrichtungen unter einheitlicher Leitung stehender größerer Bergwerksanlagen nur große Gesellschaften, nicht aber der einzelne Digger Aussicht auf Gewinn haben könnten, so würden Hunderte in Australien geblieben sein. Es wäre noch nicht so schlimm, wenn das südliche Goldfeld am Tatin (Norden von Trans Baal in Machine Country), das etwa nur sechs Wochen Reise entfernt ist und im Staate eines Europäer begünstigenden Fürsten liegt, wenn dieses so reich wäre, wie anfänglich gefabelt wurde, doch lauten alle Nachrichten darüber ungünstig. Sind die Erze, die ich bei Southey, dem Colonialsecretär der Capcolonie, sah, Durchschnittsproben, so muß ich bekennen, daß sie nur dann einen Gewinn abwerfen können, sobald Wasser zum Waschen und Treiben der Räder für Pochwerke sowie Holz für Grubenbetrieb und Aufbereitungszwecke vorhanden ist. Der einzelne Mann, der nur für sich und auf eigene Faust arbeitet, wird nie dort reussiren können. Die Wuth der getäuschten Goldgräber ist natürlich groß und sie möchten gern das Natalgouvernement für ihr Unglück verantwortlich machen, allein das geht denn doch nicht!

Ich erwähne noch, daß bis jetzt noch Niemand bis zu den Goldfeldern vorgedrungen ist, von denen Mauch jene wohl übertriebene Schilderung machte, und somit ist seine Behauptung noch nicht ganz entkräftet; bis jetzt hat man eben nur in den südlichsten Goldfeldern gearbeitet, die sich als wenig vortheilhaft erwiesen haben, und höchstens einer Compagnie eine sichere solide Rente gewähren, aber nie dem Einzelnen zu Reichthum verhelfen können.

Von Port Elizabeth weg fuhren wir die ganze Nacht hindurch ebenfalls an der Küste hin, und am andern Tage begrüßten wir schönere Bilder. Flache Hügel fallen in etwa 50 bis 100 Fuß hohen Abhängen ins Meer, die unten überall den hellgelben Sand zeigen, oben mit grünen Büschen besetzt sind, hinter denen das Grün der Pinien hervorglüht. Manch einsames Haus zog vorüber, oft auch sahen wir Kaffirkraale, runde Häuser, die von fern wie Maulwurfshügel aussehen, wir sahen Rinderherden weiden, und erkannten die Spuren der Cultur in angebauten Feldern. Wir legten in East London an, einem Städtchen von etwa 40 bis 50 Häusern; es liegt auf grünen Hügeln, denen der Hintergrund großer Berge fehlt; in der Nähe fallen Felsenberge ins Meer, die hier und da mit dunkelgrünen Bäumen und Sträuchern bedeckt sind.

In East London waren wir am Sonnabend Mittag, fuhren die Nacht hindurch, und gewiß an herrlichen Ufern partien vorbei, denn als wir am andern Morgen auf Deck kamen, bot sich uns eine herrliche Aussicht dar: wir fuhren kaum 300 Schritt vom Strande hin. Das Land hügelt, wölbt, gruppirt sich nach allen Seiten, die Hügelrücken, nahe an einander, durchdringen sich gegenseitig und lassen keinen Raum für Thäler, sondern nur für Rinnen. Wohin das Auge blickt, nichts als herrliches Grün der Wiesen und Dunkelgrün der Wälder und Büsche, welche bald oben die Kuppen der Berge überziehen, bald in den Schluchten wuchern, bald an den Abhängen sich hinziehen. Sogar die hellgelben Sandbünen fehlen, denn die grauen Kalksteinfelsen fallen senkrecht ins Meer. Keine mächtigen Berge sieht man im Hintergrunde, von denen sich Ströme lodreißen könnten, und so giebt es denn nur kleine, enge Thäler, die nicht weit ins Land hineinreichen. Aber am schönsten werden die Ufer am St. Jones River; dort sind die Berge größer, und es bleibt doch derselbe Habitus: nichts als Hügel und große Kuppen. Täuschend ähnlich sind diese kleinen Berge denen am Rheine zwischen Bodenz und Bingen, und gern jaubert sich die Phantasie Rainen auf die Gipfel, Weingärten auf die Gehänge und Städtchen an die Ufer! Aber weder predigt die Geschichte von diesen Höhen herab, noch ranken sich Poesie und Sage um diese einsamen Berge. So weit das Auge reicht, nichts als unberührte Natur, nur dann und wann sieht man einige Kaffirkraale aufsteigen, oder eine Herde Ochsen weiden; lautlose Stille liegt über der ganzen Natur. Er hat etwas Feierliches, der Anblick eines solchen Landes, das noch so unberührt geblieben, wie es vor Tausenden von Jahrhunderten war. Dieser Küstenstrich ist besonders unbewohnt, weil dort die Schafe nicht fortkommen. Eine kalte Dampfertagereise, nachdem wir den Umzinkulu passirt hatten, wurde das Land ganz flachhügelig, einige Stunden vor Durban wurde es wieder hügelig und nunmehr kam auch zeitweilig die Cultur zum Vorschein: jene wundervar grünen Felder, die gange Berge bedecken, ich meine die Zuckerrohrfelder; zwischen ihnen lagen die Fabriken und Wohnhäuser.

Am 8. Februar zogen wir in Durban ein, wir waren 46 Tage weg von Europa und volle sechs Wochen zu Wasser gewesen. Unsere Ankunft wurde bald bekannt, am nächsten Tage lasen wir in den Zeitungen: die preußische Regierung habe uns geschickt, die Goldfelder gehörig zu untersuchen. Alle sagten mir, ich hätte zu keiner gelegenern Zeit kommen können, da man gar nichts Zuverlässiges über diese Goldfelder wisse. Ich wurde in Folge dessen mit vielen Personen bekannt und in die hiesigen Verhältnisse eingeweiht, was mir von sehr großem Interesse war. Doch übergehe ich diese Dinge jetzt. Ich habe hier soviel des Neuen und Interessanten kennen gelernt, daß ich es nicht bereue, die Reise unternommen zu haben.

Die Gegend hier ist wunderbar schön. Nichts als Sandboden, und doch eine Vegetation, die mich bezaubert, wie ich sie noch nie gesehen! Stundenlang könnte ich in den Wäldern herumlaufen, und nur die Fülle, die Ueppigkeit dieser Pflanzen bewundern, deren Anblick mich verwirrt; ich weiß nicht, wo ich anfangen soll mit Beschauen. Immer wieder, wo je ich Palmen sehe, bleibt mein Blick an ihnen hängen, sie sind doch die Königinnen unter den tropischen Pflanzen.

Durban liegt, wie ich erwähnte, auf einem Sandwiere,

Digitized by Google

es befindet sich nämlich auf einem alten Meeresboden. Man denke sich eine weite Bai, um die sich etwa 200 Fuß hohe Bergrücken ziehen; diese Bai nun ist zur Hälfte mit Sand angefüllt, und darauf liegt die Stadt, welche eine bedeutende Ausdehnung hat, weil die Häuser nur ein Stock hoch und mit einem Garten umgeben sind. Auf dem nördlichen Hügelrücken, der die Berea heißt, liegen die Häuser der Vornehmen, und dort, wo die wundervollste Vegetation herrscht, wo man auf das unendliche Meer, auf die weite Bai, und rückwärts zugleich auf ein tausendhügeliges Land, ferne Berge, auf einen Fluß, den Umgeni, sehen kann, der sich durch die grüne Landschaft schlängelt, dort ist ein Paradies auf Erden, wie man sich es als Nordländer nicht träumen kann!

Wir haben bis jetzt zu Pferde einen Ausflug am Meeresufer hin und einen auf die Berea und in das Thal des Umgeni, wo wir zwischen Zuckerrohrfeldern und Kaffeepflanzungen dahinritten, unternommen. Bei den Entfernungen, die es hier giebt, und bei den schlechten Wegen ist ein Pferd oft das einzige Mittel, um fortzukommen. In der Stadt wird fast nur geritten, und namentlich reiten die Kaufleute, wenn sie früh von ihren Landsitzen auf der Berea hereinkommen. Auch die Damen reiten häufig, da sie nur die Wahl zwischen Ochsenwagen und Reitpferd haben; das Gehen in den Straßen, wo man bis an die Knöchel in den Sand versinkt, ist äußerst beschwerlich. Ueber die Hitze habe ich mich bis jetzt noch nicht zu beklagen, da ich von der Natur ausgerüstet bin, große Wärme zu ertragen. Wir hatten in diesen Tagen nie mehr als 22° R. im Schatten, was nicht ganz so heiß ist als bei uns in den Hundstagen.

Die hiesigen Kaffern, die sogenannten Zulus, sind ein stattlicher Menschenschlag, mit keinen häßlichen Gesichtern; sie haben eine schöne, reine, dunkelbraune Farbe, ihr Wollenhaar, das ganz so wie ein schwarzes Schaffell aussieht, halten sie in der größten Ordnung, zuweilen zieren sie ihr Toupé mit einer Straußenfeder. Um die Hüften tragen sie ein Fell oder Tuch, sonst haben sie meistens keine weitere Kleidung. Wenn sie einen Rock wagen, so ist dieser ein wahrer Ausbund, entweder tausendfach geflickt, oder ohne Aermel, in den mannichfaltigsten Farbennüancen schimmernd, oder mit Hunderten großer und kleiner Löcher. Am meisten gefallen mir die Röcke, die sie sich aus einem alten Kaffeesack machten, in den sie zwei Löcher für die Arme hineinschneiden, übrigens sind sie gutmüthig, ehrlich, aber nicht mit großen Geistesкräften gesegnet.

Durban, 5. März 1869. Diese Woche verging langweilig, und zwar deshalb, weil wir am Dienstag nach Potschefstrom aufbrechen wollten, und schon am Sonntag der Regen begann. Es strömt vom Himmel nieder, so daß wir fast verzweifeln. Im Regen können wir nicht fort, und nachher müssen wir erst dann noch einige Tage vergehen lassen, damit die Straßen hart werden. Unsere Wagen sind fertig; sie sind ganz neu, roth angestrichen und machen einen imposanten Eindruck. Die Ochsen sind noch bei Pieter-Maritzburg, sie dürfen nicht hier herunter, weil sie crepiren könnten; diese Thiere aus dem Gebirge können das Futter an der Küste nicht vertragen, und so nehmen wir vorläufig gemiethete.

Wir gehen zunächst nach Potschefstrom, das nimmt vier Wochen in Anspruch, und zwar über Harrysmith im Free State; dort bleiben wir vier Wochen, so daß wir Anfang Mai von dort aufbrechen werden. Wohin? das wissen die Götter! Wahrscheinlich in die Richtung nach Zoutpansberg, wo Quarzgänge sein sollen, die ich auf Gold untersuchen soll. Nach den westlichen Goldfeldern das Tatin hat Mohr keine Lust, weil diese doch arm sind und dann alle Welt dorthin zieht. Sollte nur eine Möglichkeit vorhanden sein, nach jener alten Ruinenstadt vorzudringen, die noch kein Weißer gesehen hat, die aber doch existirt, so würde Mohr Alles daran setzen, um sie zu erreichen. —

Wir haben viel von der Hitze gelitten, es waren immer 20 bis 22° R., man sitzhte sich nicht aufgelegt zum Schreiben, und zieht es vor, draußen im Freien zu sitzen, eine Cigarre zu rauchen, den herrlichen Himmel zu bewundern, und mit irgend einer bekannten Seele zu schwatzen über die hiesigen Verhältnisse. Meine Thätigkeit bestand größtentheils in Gegnostiren und Untersuchen von Erzen, die mir zugeschickt wurden.

Unsere Vorbereitungen zur Reise sind großartig. Mohr behauptet: „will man in der Wildniß ausharren, so muß man mit Comfort leben.“ Wir haben zwei Ochsenwagen, jeden mit 14 Ochsen bespannt, 4 Pferde, von denen eines der Treiber reitet, ein anderes unser Majordomus, ein junger Zimmermann, der sehr intelligent und zuverlässig ist, und der gleichzeitig den Koch machen wird; ich reite einen Braunen und Mohr einen Schimmel, der fürs Jagen eingerichtet ist. Die specielle Einrichtung unserer Wagen, die Art und Weise unserer Verproviantirung will ich später schildern, nur soviel: das Unternehmen ist ein großartiges. Jetzt will ich versuchen, ein Skizzenartiges Bild hiesigen Lebens zu entwerfen, so gut als es eine flüchtige Schilderung erlaubt.

Man hält immer Natal, wenn man überhaupt von seiner Existenz etwas weiß, für ein halbverwildertes Land, während man doch a priori schon voraussetzen darf, daß es eine ziemliche Culturstufe einnehmen muß, weil es englische Colonie ist. Schon das Aeußere verräth dies: elegant gebaute Häuser, prächtige Villen, große Läden, die mit allen möglichen Luxusartikeln gefüllt sind, gerade, breite Straßen mit guten Trottoirs, große öffentliche Gebäude, nette Kirchen, gut eingerichtete Straßenbeleuchtung. Alles zeigt europäischen Geist, der hier sich festgesetzt und die braune Race verdrängt hat. Es giebt hier zwei große Zeitungen, die jede dreimal in der Woche erscheinen, dann jeden Monat Verbindung mit Europa. Gebildete Leute trifft man hier mehr, als vielleicht in mancher kleinen Stadt Europas, da Alles hier Kaufmann ist; freilich Theater und Concerte kann man nicht verlangen, dagegen scheint die schöne Welt genügenden Ersatz im Clavier zu finden; in meiner Nähe giebt es zwei Claviere, die fast täglich früh und Abends gespielt werden! Es läßt sich hier wohl ganz gut leben, selbst auf einer der vielen Zucker- und Kaffeeplantagen. Trotzdem aber, daß englische Intelligenz und englisches Capital hier vorwärts gehen, ist das Land nicht in der Blüthe, im Gegentheil, es liegt in einer Krisis, die namentlich mit dadurch verschuldet wurde, daß vor einigen Jahren viele mit Geld versehene Colonisten ins Land kamen, Plantagen gründeten, die ihnen, weil sie die Verhältnisse noch nicht kannten, kolossale Summen kosteten, welche sie, nachdem ihr eigenes Geld darauf gegangen war, zu hohen Zinsen aufnehmen mußten, was baldigst ihren Bankerott herbeiführte. Die Folgen solcher Bankerotte sind es, welche auf dem Lande lasten; so schön das Klima, so geeignet es für Kaffee-, Zucker- und Baumwollpflanzungen ist, so wird doch einem Jeden vorausgesagt, daß er sich ruinirt, wenn er in derartige Geschäfte sich einläßt. Es scheint, daß nur die gründlichste Kenntniß aller hiesigen Verhältnisse wie große Capitalien ein Prosperiren von Zucker- und Kaffeeplantagen-Unternehmungen garantiren; für kleine Leute, die reich werden wollen, sind keine Aussichten vorhanden; nur wer sich begnügt, sein Land zu bebauen, und von dem Ertrage seines Feldes und Gartens zu leben, kommt hier fort, also die Aermsten und Reichsten! Wer aber Geld hat,

Digitized by Google

kommt in Deutschland noch besser fort, da braucht man nicht erst nach Afrika zu gehen. —

Am 10. April 1869. Am 8. März brachen wir von Durban auf und kamen den 11. März in Pieter-Maritzburg an. Die Scenerie war prachtvoll! So weit das Auge blickte, weite grüne Flächen, grüne Berge und riesige Plateaus. Der sächsischen Schweiz sehr ähnlich, nur zehnmal höher! Ueberall Tafelberge, die unsern Sandsteinplateaus der sächsischen Schweiz täuschend ähnlich sind; schon ihr Aeußeres deutet darauf hin, daß sie Sandsteine sein müssen, und ich überzeugte mich bald selbst mit meinem Hammer, daß sie aus demselben Material zusammengesetzt seien. Der Weg stieg sehr an, einmal zogen wir auf einem Paß hin, wo rechts und links der Blick sich in ein wohl 500 Fuß tiefes Thal senkte und wo eben so hoch die Berge anstiegen, daß ich glaubte in Tirol zu sein! Ich kann sagen, daß mich die Landschaft begeisterte, ich hoffe, daß die Scenerie noch großartiger wird. In einer Stunde geht es fort, hoch zu Roß, hinein in die wilde Gebirgswelt der Drachenberge!

Nationales und gesellschaftliches Leben im Chanate Chiwa.

Von **Hermann Vambery.**

I.

Das Ländchen am untern Laufe des Oxus, an welches nun die Reihe gekommen ist, durch die Colonnen der von Norden nach Süden vordringenden russischen Macht seiner mehrere Jahrtausende alten Selbständigkeit verlustig zu werden, ist verhältnißmäßig das kleinste und unansehnlichste jener Chanate, die das eigentliche Turkestan ausmachen. An jenen Ufergegenden des Oxus gelegen, wo dieser Fluß in nordwestlicher Richtung dem Aralsee zufließt, beläuft die ganze Länge des Chanates sich kaum auf 50 geographische Meilen, und die tiefste Breite des zumeist am linken Ufer sich erstreckenden bebauten Landes wird in der Gegend von Köktschef höchstens sechs geographische Meilen ausmachen. Die fruchtbare Bodenfläche ist nicht groß; das eigentliche Chiwa kann und konnte sich nur so weit ausdehnen, als das Wasser des Oxus in künstlichen oder natürlichen Canälen ins Land hinein sich ergießen kann.

Da das rechte Oxusufer viel höher gelegen ist als das linke, und vielleicht auch weil es an ein unabsehbares Steppengebiet, an einen herrenlosen und unbeschützbaren Strich Landes sich anlehnt, so dient es in der Gegenwart nur den Herden einiger Nomaden zur Weide, und so weit uns die Geschichte lehrt, hat es zu keiner Zeit friedliche, cultivirte Völker beherbergt. Wenn wir von Chiwa sprechen, müssen wir daher nur das linke Ufer verstehen, wo die Ausdehnung des Landes und der Grad seiner Blüthe durch den Fleiß bedingt wird, mit welchem die Einwohner die lebenschaffenden Bewässerungscanäle ins Land hinein leiten und gegen Versandung bewahren konnten. Im Mittelalter muß Chiwa oder Chorezm, wie es damals hieß, ein weit ausgedehnteres und viel besser gepflegtes Netz von Bewässerungscanälen gehabt haben als heute, denn es hatte nicht nur eine dreifach größere Einwohnerzahl, sondern es war auch seine Cultur im ganzen Osten berühmt. Diese erscheint gewissermaßen nur als ein Nachhall jenes geistigen Lebens, wodurch das alte Charesm in den vorislamitischen Zeiten in der iranischen Welt glänzte.

Nachdem diese Region am untern Laufe des Oxus gewaltsam zum Islam bekehrt wurde, brach mit den fremden Elementen auch die Zwietracht herein. Die Tahiriden, welche bis zum Ende des neunten Jahrhunderts als fremde Dynastie auf dem Throne sich erhielten, hatten schon das Wohl des Landes leider allzu häufig ihren eigenen von Hab- und Herrschsucht beseelten Plänen geopfert. Noch schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse unter den Seldschukiden, und wenngleich die Charesmer Fürsten einigen Städten durch reiche Unterstützung der Hochschulen zum Ansehen verhalfen, so hatten doch die unaufhörlichen Kriege auf das Land die nachtheiligsten Wirkungen geübt. Die Horden der Mongolen kamen mit Schwert und Fackel, Verderben und Ruin verbreitend. Das Zeitalter des unstäten und kriegerischen Lebens und Treibens, welches die Dschengisiden inaugurirten, hat sich unter der Herrschaft ihrer Stammes- und Standesgenossen, der Oezbegen, bis in unsere Tage hinein fast ohne Unterbrechung fortgesetzt. Die verwüstenden Kriege kamen entweder von außen, d. h. von Bochara, als dieses Chanat sich mächtig genug fühlte, mit dem Schwerte der Eroberung über dieses westliche Nachbarland herzufallen, oder es waren innere Kämpfe, welche das Land schwer heimsuchten. Dort, wo eine ackerbautreibende Bevölkerung von zahlreichen abenteuerlustigen Nomaden so zu sagen eingeschlossen ist, dort kann von Ruhe und Frieden nie die Rede sein. Der Mann ohne Haus und Hof, ohne Arbeit und Beschäftigung, ist bekanntermaßen mehr habgierig als der friedliche Ackersmann, und da er für die Entbehrungen seines trägen Lebens an der Arbeitsfrucht seines Nachbars sich zu entschädigen sucht, so müssen Plünderungen, Raubanfälle, ja gewaltsame Besitznahme ganzer Districte an der Tagesordnung sein. Nicht selten ist es den Raubnomaden gelungen, die seßhafte Bevölkerung völlig zu unterwerfen, und so finden wir, daß in den letzten drei Jahrhunderten Chiwas Kalmücken, Kasaken, Karakalpaken, Jomuten und Oezbegen auf dem Throne abwechselten.

Nur erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat eine und dieselbe Dynastie ununterbrochen die Herrschaft bewahren können. Diese Dynastie ist von echt tzbegischer Abkunft, nämlich auch dem Stamme Kungrat. Zwei hervorragende Fürsten dieses Hauses haben dadurch sich ausgezeichnet, daß der eine einen Einfall der Russen glücklich abwehrte, der andere den Persern Respect einflößte und sämmtliche Turkomanen zum Gehorsam gebracht hatte. Wahre Culturbestrebungen sind den Fürsten Chiwas ebenso wie allen übrigen Herrschern Centralasiens unbekannt gewesen. Im bunten Kaleidoskop der Geschichte Charesms spiegelt sich auch das Bild seiner ethnischen Verhältnisse ab. Die heute herrschende Race, die Oezbegen, sind ein biederes, schlichtes und einfaches Volk, das, was die Vorzüge seines Charakters betrifft, in ganz Asien unvergleichlich dasteht. Als ein Mischling mit dem spätern Zuwachse turanischer Elemente zeigt

Digitized by Google

der Oxybege Chiwas manche physischen Merkmale, durch die er von anderen Mittelasiaten leicht zu unterscheiden ist. Seine Gesichtsfarbe ist auffallend weiß, namentlich bei den Frauen, welche, die etwas mandelartigen Augenformen abgerechnet, sehr leicht für echte Schwäbinnen gehalten werden könnten. Im Uebrigen ist der Mann zumeist von knochiger und markiger Gestalt, mit einem großen Kopfe, breiter Stirn und nur dünnem Bartwuchs. Mit dem wuchtigen Schritte, schwerfälligen Körperbewegungen und halb schläfrigen Blicke steht auch sein Ideengang, seine Auffassung der Verhältnisse in vollem Einklange, und man braucht nur den Oxybegen in seiner plumpen, großen Pelzmütze, in dem zwei-, drei-, ja oft viersachen wattirten schlafrockähnlichen Kleide, und in den plumpen mit mehreren Ellen Leinwand oder Stroh ausgestopften Stiefeln, an welchen Sohle und Oberleder von gleichem Stoffe sind, vor sich zu sehen, um in ihm den wahren Gegensatz zu allem abendländischen Streben zu entdecken. Er ist Orientale durch und durch. Ich möchte den Oxybegen im Allgemeinen nicht als faul bezeichnen. Folge mir der Leser in eine Hawli, d. h. in ein ßybegisches Gehöft. Zuerst wird er das üppige Grün der Bäume, der Schling- und Kriechpflanzen bewundern. Es ist nicht allein dies das Werk der Natur; der Oxybege hat emsig dazu beigetragen, indem er bei sengender Hitze und bei erstarrender Kälte mit primitivem Spaten den Canal gegraben, durch welchen das segenbringende Naß seinem Acker und seinem Garten zufließt. Wohl hat er auch Sklaven, die hinter dem einem gebogenen Zahnstocher ähnlichen Pfluge in der tiefen Sandfurche einhergehen, oder die Herde der Kameele oder Schafe auf die Weide begleiten, doch diese Erleichterung genießt nur der Bemittelte. Der Landmann im Allgemeinen verläßt im Sommer mit Sonnenaufgang sein Gelsenneh (Moskitonetz), arbeitet mit wenig Unterbrechung fünf bis sechs Monate hinter einander, und nur der alte Familienvater kann unter den Schatten gewährenden Ulmen am Ufer des Teiches, außerhalb der Ringmauer des Gehöftes, der Ruhe genießen, und sich am Spielen munterer Kinder erfreuen.

Diese alten Patres Familiä waren es auch, mit denen ich die angenehmsten und lehrreichsten Stunden bei meinen Studien über den Charakter des ßybegischen Volkes verbrachte. Stelle man sich einen würdevollen in Wort und That gelassenen, ja in jeder Bewegung des Körpers eine gewisse Ehrfurcht gebietenden Mann in den Funfzig oder gar in den Sechzig vor, der nur dann spricht, nachdem man ihn dreimal angeredet hat, der sich nie ereifert, nie lacht, und sehr häufig den Fremden einen Kernspruch ßybegischer Moral oder Lebensphilosophie citirt; nicht um damit zu prunken, sondern weil es sein Alter und der Anstand so erheischt. Wie uralt, oft wie bizarr sand ich nicht die Denkungsweise dieser Männer, denen der Weltenlauf vergangener Jahrhunderte stets vor den Augen schwebt, und in deren Redensart kein Funke, ja kein Atom des europäischen Einflusses zu bemerken ist! Denn wohl verstanden, wir sind im Innern Asiens, und von Japanesen, Chinesen, Malayen und anderen Ostasiaten kann dies lange nicht mehr gesagt werden; diese Alle sind in steter Berührung mit Europäern. Nur hier und da wird in der Unterhaltung das eine oder andere religiöse Thema berührt, sonst aber spricht man über Ackerbau und dessen Erzeugnisse, von der Viehzucht, oder erörtert politische Tagesfragen, als: Aufstand der Turkomanen, Raubanfall auf die eine oder andere Karawane u. s. w. Während solcher Gespräche muß man eine Schale Thee nach der andern leeren. Dieser ist ein grünliches ungequetschtes Naß, das heiß trebenzt, doch bei Leibe nicht geblasen, sondern kühl geschüttelt werden muß; da es die Verdauung befördert, so kann man getrost eine Unzahl von Schalen zu sich nehmen. Mitunter wird auch das Brottuch aufgetragen, wobei außer den gewöhnlichen Nahrzeiten im Sommer frische, im Winter gedörrte Früchte vorliegen. Nicht essen gilt für beleidigend, und während man behutsam entweder aus der Pilawschüssel oder dem Obstkorbe zulangt, sieht der Alte mit offenbarem Wohlgefallen zu. Auch die kleinen Kinder mit ihrem bunten melonenartigen Käppchen, mit ihrem Kleide von antikem Schnitte, die an des Alten Knie und Schultern sich schmiegen, werden mit großen Augen den Gast anstaunen, und wenn man Derwisch ist, wie ich es war, mit den Korallen des Rosenkranzes spielen, nachdem ein längerer Aufenthalt Vertraulichkeit geschaffen.

Da man hat noch andere jedoch unbemerkte Zuschauer, nämlich die jungen Frauen und Mädchen, welche halb versteckt hinter den Bäumen dem Fremden einen Blick der Neugierde zuwerfen. Ein Mann ohne mandelartige Augen, ohne hervorstehende Backenknochen und stumpfes Kinn, und dennoch kein längliches schwarzbärtiges Gesicht wie die Perser, ist eine gar merkwürdige physiognomische Erscheinung im Auge der Oxybegin, und weiß der liebe Gott, welche Fabeln und Märchen ihr unwissendes und abergläubisches Gemüth von fernen Zonen und fremden Regionen sich wohl darüber zurecht macht. Bisweilen wird ein Anflug von Kühnheit die weibliche Zurückhaltung beseitigen, und wenn man angeredet in verständlich guter Landessprache antwortet, dann nehmen die huntesten Fragen gar kein Ende. Neugierde ist Eva's Töchtern auf dem ganzen Erdball eigen, doch je primitiver das Sittengemälde, desto prägnanter wird diese Eigenschaft und desto lästiger ist sie für den Fremden.

Aus allen Erdtheilen.

Die oberen Nebenflüsse des Mamore.

Die Eisenbahn, welche die Katarakten-Strecke des Madeira-Stromes umgeht, wird in etwa drei Jahren vollendet werden; man hat mit dem Bau begonnen, und auf dem Hauptarme des Stromes, dem Mamore, laufen bereits zwei Dampfer bis in das Herz von Bolivia hinein. Somit ist Gelegenheit gegeben, die bisher nur mangelhaft bekannten hydrographischen Verhältnisse jener ungemein fruchtbaren Region näher zu erforschen. Im vorigen Jahre ist ein Agent der Bolivianischen Dampfergesellschaft den Mamore bis auf etwa 25 Leguas von der Cordillera aufwärts gefahren. Dort wird er Ichilo genannt, ist 75 bis 90 Meter breit und 10 bis 20 Fuß tief. Er nimmt den Chimoré auf, welcher aus Südwesten kommt; dieser ist wegen seiner Untiefen, Sandbänke, Felsen im Flußbette und Stromschnellen schlecht zu befahren. Unterhalb der Einmündung des Chimore in den Ichilo erhält der Fluß den Namen Mamore; dieser nimmt weiter abwärts den Chori auf, welcher bis jetzt den Geographen noch nicht bekannt war; man meint, daß er aus der Gegend von Bella vista oder San Carlos im Gebiete von Santa Cruz de la Sierra herkomme. Er mündet auf der rechten Seite des Mamore, ist dort 20 bis 25

Digitized by Google

Meter breit, 18 bis 20 Fuß tief; er fließt sehr ruhig. Der Mamoré ist ober- und unterhalb der Mündung des Chorí durchgängig 19 bis 26 Fuß tief; 30 Leguas unterhalb jener Mündung empfängt er einen bedeutenden Zufluß, den Chaparé, da wo er 137 Meter breit, 26 Fuß tief ist; der Chaparé seinerseits ist 90 Meter breit und 20 Fuß tief. Dieser letztere wird auch als San Matheus bezeichnet, und in ihn ergießt sich der Coni, nachdem dieser den Cáe aufgenommen hat. Von der Ortschaft Coni führt ein 40 Leguas langer, sehr schlechter Weg nach Cochabamba. — Von der Einmündung des Chaparé ist dann der Mamoré ein sehr ansehnlicher Fluß; er nimmt seine Richtung nach Norden hin und hat Stromschnellen, unter welchen die von Guajara Mirim die ersten sind. Unterhalb nimmt er den Guaporé auf, der aus der brasilianischen Provinz Matto grosso kommt, und den aus Bolivia herströmenden Beni. Alle drei bilden dann den Madeira, welcher fortan die bequemste Verkehrsstraße ins Innere Südamerikas bilden wird.

Der Klosterkuß in Lappland.

m. Derselbe bildet auf seinem Laufe vom Enaresee bis ins Meer zwölf Binnenseen und neunundzwanzig Wasserfälle; und dennoch wird er in seinem ganzen Laufe von Booten nach schwedisch-lappländischer Manier befahren. Diese eben sind ungewöhnlich lang, schmal, tiefbordig und leicht, ohne Kiel, so daß sie auf ganz seichtem Wasser schwimmen. In jedes dieser Boote treten zwei Mann mit langen Stangen und fahren das Boot immer nahe einem Ufer vorwärts. An Fracht kann solch ein Boot nur zwei Personen tragen. Bei den höchsten Wasserfällen muß es auf dem Lande um den Wasserfall vorbei gezogen werden. Der hinterste Mann in einem solchen Boote ist wie bei den Seebooten allemal der Anführer. Er steuert das Fahrzeug und muß dasselbe mitten in der weißschäumenden Strömung so lange festzuhalten verstehen, bis der Kamerad sich fertig gemacht, worauf Beide mit vereinten Kräften das Boot über einen Strudel oder ein anderes Hinderniß hinwegstoßen. Flußab schießt das Fahrzeug von selbst und oft so schnell, daß den dazu Reisenden angst und bange wird. Sieht es ihnen jedoch zu gefährlich aus, auf des Stromes weißem Rücken hinab zu reiten, so können sie das Boot verlassen und längs des Ufers spazieren, wobei sie sehen, wie der Finne oder Lappe lustig und pfeilschnell hinabfährt, aufrecht in seinem Boote steht und mit seiner Stange präsentirt, immer bereit, sich selbst wie sein Boot zu stützen, wenn es nöthig sein sollte. So geht es blitzschnell wie über einen Reihen Gideon hinab. Dieser Vergleich ist genau. Denn so wie die Schneeschuhläufer der tote Schnee zusammenwirbelt, so muß man auf dem Lappenboote bereit sein, in weißen Schaum eingewickelt zu werden.

Die Vegetation in Skandinavien im Jahre 1872.

Wir erhalten von Herrn Dr. Medwald folgende Mittheilung:

„Das Kametenjahr 1872 hat sich fast auf der ganzen nördlichen Halbkugel unserer Erde durch einen merkwürdigen Witterungswechsel und dabei durch eine seltene Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Zwar tödtete eine Reifstoffnacht schon mitten im September in Norwegen einen Theil des im Freien stehenden zarten Blumenkorbs; doch schadete dies den Feld-, Garten- und Baumfrüchten sehr wenig, und namentlich lieferten die Küchengewächse ungewöhnliche Erträge. So z. B. hatten die Gärtner Nielsen und Larsen in Christiania 14 norwegische Pfund schwere reife Melonen gezogen in gewöhnlichen offenen Mistbeeten und ohne jegliche künstliche Treiberei. Aber auch die Obstbäume lieferten zum Theil Außerordentliches. So sandte der Amtmann Smith zu Jnderöen am Drontheimfjord (64° nördl. Br.) aus seinem Garten an den Professor der Botanik Dr. Schübeler in Christiania eine Probe von Aepfeln, welche sämmtlich sehr schön waren, unter denen sich aber besonders ein „Kaiser Alexander von Rußland“ auszeichnete, welcher einen Umfang von 12½ rheinländischen Zoll hatte und 21 Loth schwer ist. Ein solcher Apfel würde überall für ein seltenes und schönes Exemplar angesehen werden; aber wenn es unter dem 64. Breitengrade gereift ist und zwar auf freistehenden Kronenbäumen (nicht am Spalier), so erscheint er in Wahrheit als Wunder. — Ebenso erhielt genannter Herr Professor von einem ihm sehr bekannten Blumenzüchter in Lofoten (unter 68°7′ nördl. Br.) einen vollständigen Bericht über die Blumencultur des Kametenjahres innerhalb des Polarkreises. Beigefügt war der Blumenkatalog des Polarbewohners, welcher 80 Nummern enthält, und zwar meistens von Pflanzen, welche gleichzeitig in Deutschland wachsen und blühten. Ebenso sandte der Lofoter in einem Gefäße lufttrocken gewordene Blumen von Helichrysum bracteatum und Rhodante maculata, welche einen Durchmesser von 50 Millimeter haben. Der letztere Samen wurde in freies Land gesäet und blühete in den ersten Tagen des Juli 1872, wobei an einzelnen Exemplaren über 70 gleichzeitig blühende Blumen gezählt wurden. Dies grenzt doch auch ans Wunderbare! Aber noch wunderbarer dürfte es sein, daß im Sommer 1872 in demselben Blumengarten unter der arktischen Zone ein Centifolien-Rosenstock mit mehr als 180 Rosen blühte und eine Georgina variabilis mit Blumen prangte, welche 6 rheinländische Zoll Durchmesser hatten.

Als eine Curiosität ist noch mitzutheilen, daß die Georginen und ähnliche weichliche Blumen in der ersten Novembernachtnacht, wo plötzlich 6 bis 8 Grad Kälte eintraten, sich blühend erhalten haben. Dies läßt sich wohl nur durch die abnorme Witterung des Jahres 1872 erklären, wo die Hitze im Norden unerträglich und wodurch die Erde mehrere Fuß tief erwärmt worden war.“

* * *

— Welcher bedeutenden Entwickelung der Handel an der Ostküste Afrikas, für welchen unter den Deutschen namentlich A. Brenner sich bemüht, fähig ist, beweist das Beispiel der portugiesischen Colonie Jnhambane, der unter 24° südl. Br. gelegenen Hauptstadt des gleichnamigen Districtes. Nach Biscount Dupeat, dem portugiesischen Generalconsul zu London, producirte der District vor fünf Jahren gerade genug „Amendobim“ oder „Ginguba“, um seinen eigenen Bedarf an Oel zu decken. Nun ließen sich dort einige französische Handlungshäuser nieder — und sofort hing die Production dieses Artikels in 1870 auf 130,000 Pandyche oder 1,950,000 Kilogramm; von Gummi elasticum, wovon welchem 1869 nur Proben versendet worden waren, wurden 1870 6000 Arrobas (ungefähr 120,000 Kilogramm) exportirt; von Wachs im jährlichen Durchschnitt 2500 bis 5000 Arrobas; von Elfenbein 1000 bis 1200 Arrobas. Jnhambane producirt Reis der besten Qualität, welchen jetzt kleine Schiffe nach Port Natal verführen; außerdem Häute, Kokosöle, ein medicinisches Oel, Mauirreöl genannt, und Mauirreni-Körner, aus denen ein vegetabilischer Talg, welcher in London dem gewöhnlichen gleich tarirt wird, gewonnen wird. Auf Befehl der Regierung wurde die zwischen Jnhambane und Lourenço Marquez liegende Bai von Jnhanhumbo näher erforscht, ein Unternehmen von größter Wichtigkeit, da von dort aus eine Menge Waaren direct exportirt werden können, welche man jetzt nur mit großen Kosten nach Jnhambane schaffen konnte. Das Volk, welches die Küste der Bai bewohnt, sind die Mandongues, ansehnende die thätigsten und betriebsamsten Leute des ganzen Districtes. — Jnhambane kann jetzt schon jährlich 5000 Tons Waaren zum Exporte liefern. Während im Fiscaljahre 1866/1867 sich die Einnahmen des dortigen Zollhauses auf 310 Pf. St. beliefen, stiegen sie im folgenden schon auf 2442 und erreichten 1870 die Höhe von 3108 Pf. St., also genau das Zehnfache von drei Jahren zuvor. Der Profit der französischen Häuser war so bedeutend, daß einige in Mosambik wohnende Portugiesen sich nach Europa begeben haben, um Schiffe für diesen Handel zu kaufen. Auch einige Engländer von Natal und deutsche Häuser fangen an, sich daran zu betheiligen.

Digitized by Google

— Mit den sogenannten „mildernden Umständen“ wird auch in Europa, leider auch allzuoft in Deutschland, ein unsäglicher Unfug getrieben; man giebt allzuoft den Verbrechern gleichsam Prämien. In den Vereinigten Staaten ist der Unfug noch ärger und dort kommt noch ein anderer Standal hinzu. Man nennt den Präsidenten Grant kurzweg einen „Halunkenbegnadiger“, und ausgemacht ist, daß er mit Vorliebe arge Verbrecher begnadigt; so neulich den Armeezahlmeister, welcher 450,000 Dollars gestohlen hatte und, sinsam cassirt, vom Kriegsgerichte zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde. Grant begnadigte ihn, bevor der Dieb ein Jahr abgesessen hatte. Zum Neujahrstage bereitete dieser Präsident der Republik abermals einem Verbrecher große Freude. Der Fall ist folgender: — „Alexander E. Semmes, Officier in der Marine, wurde im Januar 1872 verurtheilt, weil er an Leuten, die unter seinem Befehle standen, gesetzwidrig und in grausamer Weise Strafen hatte vollziehen lassen. Er mißbrauchte seine amtliche Stellung, machte sich der Bedrückung und eines unmenschlichen Betragens schuldig, das eines Officiers und eines Gentleman durchaus unwürdig ist. Das Kriegsgericht fand ihn schuldig und gab sein Urtheil dahin ab, daß besagter Semmes, Befehlshaber des Kriegsdampfers „Portsmouth“, auf drei Jahre seiner Stelle und seines Ranges verlustig gehen solle und daß außerdem der Marinesecretär ihm einen scharfen Verweis zu ertheilen habe. Präsident Grant hat nun diesen brutalen Semmes, kraft des Begnadigungsrechts, in Rang und Stellung belassen und er ist wieder in Dienst befohlen worden! Der scharfe Tadel, welchen der Marineminister diesem Verbrecher hatte zu Theil werden lassen, ist seiner Zeit mit den Protokollen veröffentlicht worden, und derselbe dauert sich noch ausdrücklich dahin, „daß er es nur hätte billigen können, wenn das Kriegsgericht gegen besagten Semmes viel schärfer und strenger verfahren wäre.“ Aber Grant „ermuntert die Moralität“. Es ist weit gekommen mit der ehemaligen Republik. Einst Washington und nun ein — Grant!“

— Im Staate Louisiana, wo durch die Willkürmaßregeln des Präsidenten Grant geradezu schauderhafte Zustände herrschen und wo durch ihn ein ehemaliger Barbier, der Neger Pinchbak, zum Gouverneur erhoben wurde, sind die rechtschaffenen Leute geradezu in Verzweiflung. Das „New York Journal“ theilt den Brief mit, welchen ein deutscher Kaufmann in Neuorleans an einen Geschäftsfreund in Neuyork geschrieben hat. Es heißt darin: „Keine Sprache kann einen vollständigen und deutlichen Begriff von der Lage geben, in welcher wir uns in diesem Staate befinden. Ich glaube kaum, daß es fünf unter hundert Männern giebt, die nicht am Rande des Bankerotts stehen. Unsere Gerichtshöfe sind in Corruption versunken; unser Gouverneur (der von Grant eingesetzte Pinchbak) ist ein junger Mulatte, der noch kürzlich Barbier auf einem Dampfboot war. Die Mehrzahl der Mitglieder unserer Legislatur besteht aus unwissenden Plantageneger, die nicht einmal schreiben und lesen können, und die Minderzahl besteht aus weißen Carpetbaggers, die unendlich verächtlicher sind und mehr Unheil stiften, als ihre schwarzen Genossen. Wenn man eine solche Caricatur republikanischer Institutionen sieht, eine Versammlung von Pavianen, welche die Verhandlungen einer Legislatur nachäfft, so könnte man sich versucht fühlen, an die Existenz von Smith's „Yahoos“ zu glauben. Aber diese Farce, welche dem Norden zur Erheiterung dienen kann, ist für uns tödtliches Verderben. Ein Haus, welches vor drei Jahren 25,000 Doll. werth war, ist jetzt für 5000 Doll. nicht zu verkaufen. Ich zweifle, daß Jemand auch nur darauf bieten würde. Wir bekommen hier ein neues Santo Domingo, welchem jeder ehrenwerthe und intelligente Weiße zu entfliehen sucht. Wir sind hier alle ruinirt. Wer Grundeigenthum besitzt, wird von unseren afrikanischen Communisten durch Steuern erdrückt. Es ist bester aufzugeben, was doch nur dem Scheine nach Eigenthum ist. Wenn man einsieht, daß es nicht möglich ist, einer Confiscation — denn das ist es unter einem anderen Namen — zu entgehen, so verschickt man lieber auf einen kriegerischen Besitz, der nur kostspielig und lästig ist. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß dies hier die allgemeine Stimmung ist.“

— Das Repräsentantenhaus in Washington befand bisher aus 243 Abgeordneten. In Folge der Zählung von 1870 wird die Zahl vom 4. März 1873 an 292 Abgeordnete betragen; dazu kommen dann noch 10 Delegaten aus den Territorien, die zwar Sitz, aber keine Stimme haben.

— Caracoles, dieſe neue Stadt Jenseits Chilenen, welche bei der Ausbeutung zuerst an Ort und Stelle waren; dann etwa 250 Bolivianer; der Reſt war aus andern Gegenden gekommen. Man will nun vom Meere bis zu den Gruben eine Eisenbahn bauen.

— Die Zahl der Juden stellt sich in Wien auf etwa 100,000, so daß dort 1 Israelit auf je 8 Einwohner kommt; auf Berlin rechnet man etwa 36,000; auf Warschau mehr als 70,000; zu Prostnitz in Mähren bilden die Israeliten die Mehrzahl. Seit wir Freizügigkeit haben, ist die Zahl der Israeliten auch in Chemnitz gestiegen; auch Dresden hat einen beträchtlichen Zuwachs erhalten, faſt ausschließlich an Geld- und Kleiderhändlern.

— Der Teufel hielt sich einſt volle sieben Jahre in den Pyrenäen auf, um die Sprache der Basken zu erlernen. Nachdem er sich die eitrigste Mühe gegeben, fand er, daß das ein Ding der Unmöglichkeit sei; er verzweifelte und flog fort, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Vielleicht wäre es ihm in Wales nicht besser ergangen, denn das Kymrische aufzulprechen geht über die Möglichkeit für Jedermann, der nicht in Wales geboren und erzogen ist. Die Leute dort wissen selber nicht recht, wie sie manche Wörter aussprechen sollen und welches der Lautwerth einzelner Buchstaben ist. Hier ein Beispiel. Zwischen zwei Geletzten, den Herren Roſſer und Morgan Evans, hat sich ein Streit entsponnen, der nach und nach geradezu giftig wurde. Freilich handelt es sich auch um etwas außerordentlich Wichtiges, — darum nämlich, wie man das Wort Llyyggffwwdvaur zu schreiben und auszusprechen habe. Morgan Evans behauptet, der elfte Buchstabe müſſe d geschrieben werden. Roſſer erklärte diese Behauptung für grundfalſch; es sei allein rationell und unbedingt erforderlich, ein v zu setzen, so daß das Wort zu schreiben sei:

Llyvggffwwvvaur.

Roſſer gab sich alle Mühe, den Morgan Evans zu überzeugen, daß er vollkommen im Unrecht sei, der aber wollte sich nicht überzeugen lassen. Als während eines Spaziergangeſ die Herren Gelehrten sich über d oder v sehr erhitzten, wurde Roſſer so leidenschaftlich, daß er in einen Haufen ungelöschten Kalkes griff und eine Handvoll davon in Morgan Evans' Augen warf. Ob er ihn dadurch zum v überzeugt hat, bleibe dahin gestellt. Gewiß ist, daß Nathaniel Roſſer eingesperrt worden, Evans aber blind ist.

Inhalt: Thomé's Lehrbuch der Zoologie. (Mit acht Abbildungen.) — F. Jagor's Reisen auf den Philippinen. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Amoenitates americanae. II. — Aus den Briefen Adolf Hübner's über Südafrika. I. Seefahrt von Capstadt nach Durban im Natallande. — Nationales und geselſchaftliches Leben im Chanate China. Von Hermann Vambery. I. — Aus allen Erdtheilen: Die oberen Nebenflüſſe des Mamore. — Der Klosterfuß in Lappland. — Die Vegetation im Skandinavien im Jahre 1872. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Wanderungen im nördlichen Spanien.

I.

Galicien und die Gallegos. — Santiago de Compostela. — Asturien. — Oviedo. — Burgos in Altcastilien. — Die privilegirten Bettler. — Der Koffer des Cid.

Galicien gehört zu denjenigen Landschaften Spaniens, welche von Fremden am wenigsten besucht werden. Diese Provinz nimmt den nordwestlichen Theil der pyrenäischen Halbinsel ein; sie wird im Osten von Asturien und Altcastilien begrenzt, im Süden von den portugiesischen Provinzen Entre Minho e Duero und Traz os Montes. Das Land ist gebirgig, hat viele Laubwälder, schöne Wiesen, mildes Klima, in welchem auch Südfrüchte gedeihen, und viele Gegenden haben einen geradezu malerischen Reiz. So zum Beispiel in der Provinz Lugo jene, welche man als El Bierzo bezeichnet. Dieses schöne Thal ist beinahe rund, wird von klaren Bächen durchzogen, hat üppiges Weideland und fruchtbare Aecker, auf welchen vortrefflicher Flachs gedeiht. Einen anmuthigen Anblick gewähren insbesondere die Nußbaum- und Kastanienwälder, deren Früchte einen belangreichen Ausfuhrartikel bilden.

Der Reisende Tavillier begegnete in jenem reizenden Thale einem Maragato, das heißt einem Landmanne, der auf seinem gewöhnlich mit Maulthieren bespannten Wagen Frachtgüter befördert. Der Mann, von welchem wir (S. 210) eine Illustration geben, brachte aus dem Bierzothal eine Ladung süßer Kastanien nach Leon; er war ein Prachtexemplar in seiner Art. Der Fremde ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein und bot ihm eine Regaliacigarre an, die er unter der Bedingung annahm, daß er diese Gabe mit einer andern erwiedern dürfe; sofort stopfte er jenem alle Taschen mit Kastanien voll. Gegen Lugo hin sind manche steile Wege zu passiren; man befindet sich dort so recht im Mittelpunkte der Provinz, deren fleißige und arbeitsame Bewohner vielfach auf längere Zeit nach den größeren Städten Spaniens und Portugals auswandern, um als Hausdiener, Wasserträger und Lastträger, wie wir jetzt sagen als Dienstleute, (Aguadores und Mozos de cordel) eine Summe zu ersparen, mit welcher sie dann in ihre Heimath zurückkehren. Auch als Arbeiter bei der Ernte, Siega, sind sie sehr gesucht. Im Mai oder zu Anfang Juni verlassen diese Segadores gallegos ihre Waldgebirge und ziehen nach den sonnigen Ebenen herab, wo sie kaum einen schattenspendenden Baum finden.

Diese Gallegos sind sehr mäßig und sparsam. Auf einem jener Bilderbogen, die auf den Jahrmärkten verkauft werden, ist ein galicischer Schnitter abgebildet; darunter steht: „Der Gallego arbeitet sich bei der Ernte zu Tode, um hundert Realen zu verdienen":

A matarse à trabajar
Viene il Gallego à la siega,
Para cien reales ganar.

Man spöttelt über sie, weil sie nicht selten Heimweh bekommen. Der oben genannte Reisende traf einst in der Mancha eine Gruppe solcher Schnitter, die unter einem

Digitized by Google

Ein Maragato.

Digitized by Google

Delbaume ihr dürftiges Mahl einnahmen. Als er mit ihnen von Lugo, Santiago und den bewaldeten Bergen sprach, funkelten sofort ihre Augen, sie drückten ihm die Hand und reichten ihm den mit dunkelm Weine gefüllten Lederschlauch, aus welchem er auf Galicisns Wohl trank.

Die anderen Spanier hüteten über diese fleißigen, ehrlichen Leute, welche allerdings zumeist keine große geistige Beweglichkeit zeigen. Man macht sich lustig über sie in Volksgesängen und Sprichwörtern; Gallego gilt für gleichbedeutend mit beschränkt und unwissend; sie gelten für Böotier.

„Die Galicier in Galicien sagen, sie tränken keinen Wein, und mit dem Weine, den sie trinken, könnte man ein Mühlrad umdrehen."

Los Gallegos en Galicia
Dicen que no beben vino,
Y con el vino que beben
Puede moler un molino. —

„Die Galicier in Galicien, wenn sie in Procession gehen, tragen eine Katze statt des Heiligen und ein altes Weib statt der Fahne."

Los Gallegos en Galicia
Cuando van en procession,
Llevan un gato por santo
Y una vieja por pendon. —

Andere Spottverse besagen, daß ein Galizier, wenn er Hochzeit mache, einen mit altem Brotrinden angefüllten Bauch habe. Ein Spanier bemerkt eines Nachts eine schwarze Masse am Fenster und meint, das sei ein Mensch, aber — es war ein Galicier!

Anoche en la ventana
Vi un bulto negro,
Pensando que era un hombre —
Y era un Gallego! —

Derartige Spöttlerien gingen schon vor Jahrhunderten im Schwange, und in einem Lustspiele des Tirso de Molina heißt es: „der Graf ist ein Maure," oder, um mit dem Sprichworte zu reden: „lieber ein Maure als ein Galicier." Ein anderes lautet: „Lieber ein Hexenmeister sein als ein Galicier, aber doch lieber ein Galicier als ein Mönch."

Folgendes Histörchen ist überall in Spanien gang und gebe, und der etwas derbe Scherz wird auf den Jahrmärkten durch buntgedruckte Bilder drastisch genug veranschaulicht. Ein braver Galicier war seit einigen Jahren Hausdiener bei einem Droguisten, und dieser war ein lustiger Kauz. Als seine Frau sich in gesegneten Umständen befand, wurde sie mit großer Aufmerksamkeit und Fürsorge behandelt. Das bemerkte der Diener und fragte die Hausmagd Rosita, ob sie nicht etwa einen Trank wisse, durch welchen er in dieselbe Lage versetzt werden könne, wie die Hausfrau. „Sieh, wenn das angeht, wird mir es recht wohl werden. Man flittert mich mit Bratwürsten, Pasteten, Braten, Kapaunen, Rebhühnern, Kaninchen! Es würde mir gehen, als ob ich König von Galicien wäre!" Die Magd Rosita erzählt das dem Droguisten und dieser geht zu seinem Nachbar Don Justo, dem Apotheker. Der brauet denn auch richtig einen Trank, welcher unfehlbar gesegnete Umstände herbeiführen soll. Der Galicier nimmt den recht bittern Saft wohlgemutt zu sich und verspürt gar bald heftige Schmerzen. Er wird ins Bett gelegt, krümmt und windet sich, ächzt und schreiet zum Erbarmen und wird dann auch richtig von einem Wickelkinde entbunden, das vom Droguisten zu diesem Zwecke bereit gehalten wurde. Der Galicier fragt: „Ein Junge oder ein Mädchen?" Statt der Antwort giebt man ihm das Wickelkind, aber aus den Windeln entpuppt sich eine große Eidechse, welche ihm einige Bisse versetzt. — Ein ähnliches Anekdötchen wird auch in Madrid erzählt, aber hier ist der Held der Erzählung ein — Sergeant von den Gardesoldaten!

Die Galicier sprechen ein Patois, in welchem das o durch ein u ersetzt wird und das in mancher Hinsicht an das Portugiesische erinnert.

Ein Tanz, die Gallegada, macht auf den spanischen Theatern Glück. In der Provinz Leon wird alljährlich zur Zeit der Kastanienernte das Magosto fest gefeiert, bei welchem Frauen und Mädchen im besten Putz erscheinen; diese Kleidung hat, wie unsere Illustration (S. 212) zeigt, etwas Ernstes. Zum Tanze spielt man die Gaita, diesen landesüblichen Dudelsack, der selbst in Santiago beim Frohnleichnamsfeste nicht fehlen darf.

Dieses Santiago de Compostela ist der älteste und berühmteste Wallfahrtsort in Spanien, dessen Schutzpatron, der heilige Jacobus, in hohen Ehren gehalten wird; sein Name war ehemals der Kriegsruf des spanischen Heeres. Der Heilige ist, wie die Legende sagt, zuerst nach Padron gekommen und hat sich dann auf wunderbare Weise nach einem benachbarten Orte begeben. Im neunten Jahrhundert — es ist schon lange her — zeigte, gleichfalls in wunderbarer Art, ein Stern an, wo seine Leiche lag; diese brachte man nach der Stadt, welche fortan als Campus stellae, Sternenfeld, bezeichnet wurde. Dann kamen die Wallfahrten in Gang, welche für eben so verdienstlich galten, als jene nach Jerusalem. Die alte Hauptstadt Galiciens liegt auf einem von Hügeln durchzogenen Plateau, hat sehr feuchtes Klima und viel Regen, deshalb führt sie den Spitznamen el orinal de España. Die Kathedrale ist im zwölften Jahrhundert erbaut worden; sie hat die Gestalt eines rechtwinkligen Kreuzes; ein Standbild des Heiligen steht unter einem andern, das Jesus Christus vorstellt. Die Leiche des Jacobus befindet sich, der Sage zufolge, noch an ihrer alten Stelle; zur Rechten des Standbildes, das Pilgertracht hat, liest man die Inschrift: Hic est corpus Divi Jacobi, Apostoli et Hispaniarum patroni. Es versteht sich von selbst, daß die Reliquien desselben ganz ungemeine Wunder wirken. Noch vor etwa zweihundert Jahren hörte man aus dem Grabe heraus ein Geklirr wie von zusammengeschlagenen Waffen allemal wenn Spanien Krieg führte und ihm großer Verlust bevorstand.

In Bezug auf die Menge von Reliquien steht jedoch der Dom von Santiago hinter jenem von Oviedo in Asturien weit zurück, denn die Camara santa in dieser letzten Kathedrale hat allein so viele Heiligthümer, wie alle anderen Kirchen Spaniens zusammengenommen, und das will sicherlich etwas bedeuten. In der Kathedrale wird ein mit dem bischöflichen Siegel versehenes Büchlein verkauft, in welchem man ein Verzeichniß dieser „heiligen Reliquien" (santas reliquias, que en la camera santa de Oviedo se veneran) findet. Es heißt in demselben wörtlich:

„Allen glaubenstreuen Christen, welche dieses lesen werden, thun wir kund und zu wissen:

Gott, unser Herr, transportirte durch seine wunderbare Macht und Kraft einen Koffer (arca), welcher aus unzerstörbarem Holze verfertigt worden ist von den Schülern der heiligen Apostel, aus der heiligen Stadt Jerusalem nach Afrika, aus Afrika nach Carthagena in Spanien, von Carthagena nach Sevilla, von Sevilla nach Toledo, von Toledo nach Monte Sacro in Asturien und von dort nach dieser heiligen Kirche des heiligen Heilands in Oviedo. Hier wurde die Kiste geöffnet. Die Gläubigen fanden in derselben eine große Anzahl Kästchen von Gold, Silber, Elfenbein und Korallen, welche von ihnen mit großer Ehrfurcht geöffnet wurden. In denselben fanden viele Reliquien und

Digitized by Google

an jeder derselben fand sich ein Beglaubigungsschein mit der Angabe, woher sie stamme."

„Folgendes ist, was sie fanden: Der größte Theil des Tuches, in welchem unser Erlöser Christus begraben wurde, und daneben sein kostbares, mit dem heiligsten Blute gefärbtes Schweißtuch. — Einen beträchtlichen Theil vom wahren Kreuze. — Acht Dornen von seiner geheiligten Dornenkrone. — Ein Stück von dem Rohre, welches die Juden als Scepter ihm in die Hand gaben. — Ein Stück von seinem Rocke. — Ein Bruchstück seines Grabes. — Ein Fetzen von den Windeln, mit welchen er in der Krippe umwickelt war. — Ein Stück Brot vom heiligen Abendmahle. — Manna, welches Gott der Herr auf die Kinder Israel herabregnen ließ. — Ein Bild Christi, wie er am Kreuze hing, eins von den dreien, welche Nicodemus gemalt hat. — Ein großes Stück von der Haut des heiligen Apostels Bartholomäus. — Das Meßgewand, welches die Himmelskönigin dem heiligen Ildefonso, Erzbischof von Toledo, geschenkt hat. — Milch aus der Brust derselben Gottesmutter (leche de la misma Madre de Dios). — Einige von ihren Haaren und ein Theil ihrer Kleidung. — Einer von den dreißig Silberlingen, welche Judas bekam, als er unsern Herrn und Heiland verkaufte. — Etwas von der Erde, welche unser Erlöser mit den Füßen betrat, bevor er gen Himmel fuhr und als er den Lazarus erweckte. — Ein Stück vom Mantel des Propheten Elias, sammt einem Bruchstücke von der Stirn nebst Haaren Sanct Johannes des Täufers. — Einer von den Oelzweigen, welche Christus in der Hand trug, als er in Jerusalem einritt. — Ein Fragment von dem Steine, auf welchem Moses saß, während er auf dem Berge Sinai fastete. — Ein Bruchstück von dem Stabe, mit welchem besagter Moses die Wasser des Rothen Meeres getheilt hat. — Ein Stück von dem gerösteten Fisch und dem Honigkuchen, welche unser Herr und Heiland mit seinen Jüngern verzehrte, als er wieder auferstanden war. — Die Sandale vom rechten Fuße des Apostels Petrus und ein Theil der Kette, welche er im Gefängnisse trug. — Etwas von dem Rade, mit welchem die heilige Katharine gemartert worden ist. — Der Schnappsack des heiligen Petrus und jener des heiligen Andreas. — Viele Reliquien von den heiligen Propheten, Märtyrern, Bekennern und Jungfrauen werden hier aufbewahrt, und zwar in so großer Anzahl, daß Gott allein die Menge kennt."

„Solches sind die Gaben, welche das Erbarmen Gottes dieser Kirche zugewandt hat, um die christliche Religion zu befestigen, nachdem wir vom Joche der Saracenen befreit waren. Zum Zeugniß dessen haben wir, Dechanten und Capitel der heiligen Kirche von Oviedo, gegenwärtige Schrift erlassen."

Und nun mache sich Jemand lustig über den Fetischdienst der Neger!

Wir können Asturien bezeichnen als eine alpine Region mit steilen, vielfach zerrissenen Gebirgsketten, üppigem Weidelande und fruchtbaren Thälern, die gut bewässert sind. In diese schwer zugängliche Landschaft haben die Mauren niemals eindringen oder dort festen Fuß gewinnen können, und von ihr aus begann ein erfolgreicher Kampf gegen die Mohammedaner. Sehr Vieles erinnert an die Gothen; einige Kirchen reichen bis in das neunte Jahrhundert hinauf; sie sind ihrer Architektur und der Inschriften wegen bemerkenswerth. —

Eine Gallega im Sonntagsputz.

In Altcastilien kann Burgos, einst „Zwingburg der Könige des Landes", als eine Charakterstadt betrachtet werden auch durch den Verfall und die Verödung, welche an die Stelle frühern Glanzes getreten sind. Sie gilt für einen der kältesten Plätze in Spanien, und schon in der Mitte Octobers ist auch bei blauem Himmel und Sonnenschein die Witterung kühl; im November liegt der Schnee manchmal eine Elle hoch und der Fluß Arlanzon, welcher im Sommer fast ohne Wasser ist, wird auch innerhalb der Stadt manchmal mit einer Eisdecke belegt. Andrea Navagiero, welcher Burgos im Jahre 1523, also in den Tagen der Blüthe, besucht hat, äußert sich dahin, daß die Stadt ihm so trüb erscheine, wie der Himmel über ihr, und daher rühre die Behauptung, daß Burgos für ganz Castilien Trauer trage, traia duelo por toda Castilla.

Auf der Plaza de la Libertad, wo viele Leute sich versammeln, findet man Gelegenheit, den Altcastilianer von echtem Schrot und Korn zu betrachten. Er hüllt sich in seinen Mantel und sonnt sich an einer vor dem Zugwinde geschützten Stelle. Ein altes Volkslied sagt, er verlasse die Plaza selbst im Juli nicht, wenn er nur Wein, Knoblauch, Weizen und Gerste habe:

Digitized by Google

Die Pobres de Solemnidad in Burgos.

Digitized by Google

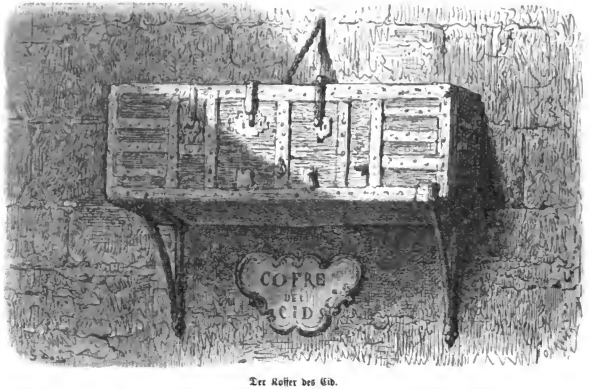
"En teniendo el Castellano
Vino, ajos, trigo y cebada,
No deja la plaza en Julio
Ni en enero la capa (den Mantel).

An Markttagen kommen die Bäuerinnen von draußen herein; sie tragen hellgelbe Röcke, die Bauern füllpen eine Pelzkappe auf, welche Aehnlichkeit mit einem Helme hat und sicherlich aus alten Zeiten stammt. Ein Reisender im vorigen Jahrhundert, Pons, bemerkt ganz richtig, daß die verschiedenen Arten von Kopfbedeckungen in den verschiedenen Provinzen die Formen der Pickel- und Sturmhauben und der Helme haben, welche im Fortgange der Zeit von der Römerherrschaft an bis zur Vertreibung der Mauren in Gebrauch gewesen sind. Das Volk hat aber nicht bloß die Form der Helme in seinen Monteras, Kopfbedeckungen, bewahrt, sondern auch die Coletos, Wämmser, erinnern an den Panzer, die Polainos, Beinbekleidung von grobem Tuch, an die Beinschienen, eben so die Abarcos und nicht minder die Alpargatas. Die Sache wird sofort anschaulich, wenn man in die Rüstkammer eines spanischen Zeughauses tritt; wer die Monteras der Granadiner, Sevillaner, Valencianer, der Landleute aus Castilien, der Mancha, Galicien und so weiter kennt, sieht auf den ersten Blick, wie sehr dieselben verschiedenen Helmformen ähneln.

Es verlohnt sich, auf der Plaza zu Burgos die verschiedenen Lumpen und Lappen zu betrachten, mit welchen die castilianischen Bettler sich behängen, denn von einer regelrechten Bekleidung ist keine Rede. Es wurde schon angedeutet, daß Burgos früher, namentlich im Mittelalter, eine blühende Stadt war, „nicht etwa ein Dorf".

Ea, ea! que Burgos no es aldea,
Sino ciudad, y buena.

Aber schon im vorigen Jahrhundert „war sie ein Ab-



Der Koffer des Cid.

bild der Armuth, der Trägheit und der Entvölkerung." Das gilt im Allgemeinen auch heute noch und die Bettelei wird als Beruf, als Handwerk betrieben. Davillier sah im Jahre 1862 eine beträchtliche Anzahl stolzer Castilianer, welche vor ihrer Mütze ein Blechschild hatten mit der Aufschrift: Pobres de Solemnidad! Diese Leute waren patentirte Bettler, welchen die Stadtbehörde einen Gewerbeschein verabfolgt. Das Wort Solemnidad bedeutet hier so viel als Notorietät.

Das Nachstehende geben wir mit den eigenen Worten des Barons Davillier. „Wir, Doré und ich, schlenderten eines Tages in den Straßen umher und bemerkten vor einem Portico ein großes Gedränge von Frauen und Männern, die alle in classischer Weise mit Lumpen behängt waren. Wir fragten eine gegenüber wohnende Kohlenhändlerin, was das bedeute, und erhielten zur Antwort: Dort ist der mercado de la Llendre, was ich zwar nicht buchstäblich, aber anstandshalber mit Lumpenmarkt übersetzen will. In besagten Lumpen nisten die Eier eines gewissen parasitischen Insectes, welches seinen Lieblingsaufenthalt im Kopfhaare des Menschen hat und das früher sogar von spanischen Dichtern besungen worden ist!"

Die Bettler in Burgos fühlen sich nicht etwa unglücklich; sie ertragen ihr Elend mit Fassung und Geduld und sind obendrein stolz. Denn fließt nicht castilianisches Blut in ihren Adern, blaues Blut des Edelmannes, der Hidalgo ist und bleibt, wenn er auch nur an einem Fuße einen Schuh hat und an dem andern nicht?

El hijo del hidalgo,
Un pié calzado
Y el otre descalzo!

Ein blinder Bettler sang auf der Straße: „Die hungerigsten Armen sind die reichsten Leute, weil sie Alles mit

Digitized by Google

Appetit verzehren. Aber mit den reichen Leuten ist es anders. Zwar haben sie Alles im Ueberfluß, aber es fehlt ihnen der Hunger."

Die Kathedrale ist gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts vollendet worden und eine der schönsten Domkirchen in Spanien. Unter den Capellen hat jene des Santo Cristo einen großen Ruf, weil der Santo Cristo de Burgos eine ganz unzählige Menge von Wundern gewirkt hat. Man fand ihn, als er im Biscayischen Meerbusen umhertrieb, und er wurde von einem aus Flandern heimkehrenden Kaufmann aus Burgos aufgefischt, der ihn nach dem Augustinerkloster seiner Vaterstadt brachte. Im siebenzehnten Jahrhundert standen in der Capelle nicht weniger als sechszig mannshohe silberne Leuchter, und jeder war so schwer und massiv, daß ein paar Leute Mühe hatten, ihn von der Stelle zu rücken; auf dem Altare standen goldene Leuchter und über demselben hingen Kronen aus Edelsteinen, Diamanten und Perlen.

Noch heute sieht man an der Mauer der Kathedrale eine alte Kiste von wurmstichigem Holze, die mit Eisen beschlagen und an einer Kette befestigt ist. Das ist der Koffer des Cid Campeador. Einige sagen, er sei einst der tragbare Altar gewesen, welchen der spanische Kämpe auf seinen Zügen gegen die Mauren mit sich führte, andere behaupten, daß ein Stück vom Schwerte des Cid in dem Koffer aufbewahrt werde, und noch Andere erzählen Folgendes. Der Campeador war einmal in Geldverlegenheit. Da ließ er zwei Wucherjuden holen, Rachel und Bidas, die ihm eine beträchtliche Summe vorstreckten. Als Unterpfand gab er ihnen jenen Koffer, der sehr schwer und, wie der Cid behauptete, ganz und gar mit Edelsteinen und Juwelen angefüllt war. Die Christen haben es nie verschmäht, von den Juden Geld zu borgen, und auch bei den Mohammedanern sind sie zu Leih und Borg gegangen. Alfons der Zehnte von Castilien versetzte seine Krone beim Beherrscher Marokkos, und König Heinrich der Dritte verkaufte seinen Mantel, um Geld zu bekommen. Rachel und Bidas glaubten dem Worte des Cid, aber der Koffer war nicht mit Edelsteinen, sondern mit Sand gefüllt. Uebrigens hat der Kämpe am Verfalltage Capital und Zinsen bei Heller und Pfennig bezahlt.

Noch im vorigen Jahrhundert war es in Spanien Brauch, daß man in den Kirchen Singvögel hielt; die Käfige hingen in verschiedenen Capellen und „die Lerchen und Kanarienvögel sangen das Lob Gottes". Auch Nachtigallen waren zu diesem Behufe sehr beliebt. Die Vögel hatten bemalte, vergoldete Käfichе. In der Lissabonner Domkirche wurden Raben gehalten zum Andenken an den heiligen Vincentius. Diesem hatte man ein ehrliches Begräbniß verweigert, aber die Raben wußten es so anzustellen, daß den Körper des Heiligen kein Ungemach betraf. Bekannt ist, daß der heilige Franciscus den Raben Predigten hielt und daß diese sehr aufmerksam zuhörten. Ein Maler aus der Schule Giotto's hat das in einem schönen Bilde dargestellt.

Nationales und gesellschaftliches Leben im Chanate Chiwa.

Von **Hermann Bambery.**

II.

Im alten Sitze der Barbarei, im Lande der schaudererregenden Rohheiten, dort wo Blutströme nicht selten sind, und wo die Luft von dem tiefen Gestöhne der schmachtenden Sklaven erfüllt ist, dort soll der Leser ein Bild der ewigen Poesie und mit den zartesten Zügen patriarchalischer Sittenreinheit antreffen. Chiwa ist bekanntlich schon seit mehreren Jahrhunderten her das Land der Musik, des Gesanges und der Troubadoure. „In Chiwa ist der Storch, in Chiwa die Nachtigall der Hausvogel." So hörte ich schon in der Türkei reden, und in der That fand ich in der Heimath der Dzygegen den klagenden Sprosser mit seinen tief ergreifenden melancholischen Weisen so häufig, wie anderseits selten oder gar nicht in Bochara. Als ich in den Morgenstunden des Monates Juni in der Umgebung der ögbegischen Hauptstadt unter den Gärten umherwandelte, da erklang fast aus jedem der dichtbelaubten Bäume eine andere Weise, welche die graubefiederten Virtuosen ertönen lassen. Sie sollen die tausendjährigen Lehrer des Volkes am untern Laufe des Drus sein, so erzählt die Sage, und ob wahr oder nicht, eines ist historisch bewiesen: daß die berühmten Sänger, Violin- und Guitarrenspieler, welche vor Jahrhunderten noch an den Höfen zu Konstantinopel, Jsfahan, Lahore und den alten Fergana für reizendes Lied und Spiel Fürstengunst und Fürstengaben ernteten, der Geburt nach Chiwaer waren. So ist es vor Jahrhunderten gewesen, und so ist es noch in der Gegenwart. In ganz Turkestan, im Lande der Afghanen und im Norden Persiens, ja überall, wo die Zunge des Türkenvolkes verstanden wird, ist unter dem Ausdrucke Urgendschi (d. h. chiwaisch) gute Musik verstanden, und so wie das Ohr des Reisenden in Italien oft in der schlechtesten Kneipe von schönen Liedern überrascht wird, ebenso wird den Fremden in Chiwa, es sei an der Gartenmauer oder im freien Felde, die wohlklingende Stimme eines Sängers, der mit der Dutara (Guitarre) oder Kobns (Violine) seine Lieder begleitet, zum Stillstehen bringen.

Nicht minder allgemein ist die Lust nach Tändeln mit der Poesie. Hierin zeichnen sich besonders die Frauen und jungen Mädchen aus, und wenn eine so schwerfällige Schrift erlernt hat, wird sie dieselbe zuerst zum Niederschreiben der lyrischen Ergüsse ihrer Seele gebrauchen. Ich habe ganze Sammlungen derartiger Poesien gesehen. Der Inhalt ist natürlich mit den stereotypen Ausdrücken orientalischer Liebesbilder erfüllt und Originalität tritt nur selten auf, doch ist der Umstand, daß Frauen in einem barbarischen Lande den Musen huldigen, an und für sich eine bemerkenswerthe Erscheinung. Die Männer, namentlich im reifern Alter, sind mir oft durch ihre kräftigen Parabeln, durch unzählige Geschichten über Moral und nationale Lebensanschauung aufgefallen, und die Sprüchwörter, die ich in Chiwa sammelte, sind oft so treffend, daß es wohl am Orte sein wird, hier einige anzuführen. Sie sind der beste Spiegel der Lebensanschauung eines Volkes.

Digitized by Google

Chiwaische Sprüchwörter.

Wer an zwei Schiffe sich anhält, ertrinkt gewiß. — Schande ist ärger als der Tod. — Der von Herzen (mit Aufrichtigkeit) weint, wird sogar den Blinden Thränen entlocken. — Das Pferd im magern Zustande, der Held in der Fremde (sehen schlecht aus). — Wenn du gegen den Kaiser Proceß führst, so sei Gott dein Richter. — Der Kluge stößt an einen und denselben Stein nicht zweimal an. — Du magst den Russen tausendmal rühmen, seine Augen sind doch blau (d. h. nicht schön nach dem Geschmack des Oxbegen). — Der junge Mann mag wohl sterben, doch der Alte muß sterben. — Die zu viel schmeichelnde Zunge leckt bald Wunden auf. — Der die Sperlinge fürchtet, wird nie Hirse säen. — Wenn der Esel leicht belastet ist, bekommt er Lust, sich niederzulegen. — Das gesprochene Wort kann nicht mehr hinabgeschluckt werden. — Dessen Herz voll ist, dem wird bald die Zunge lose. — Rauch steigt nur vom Pflock (großes Stück Holz) empor. — Besser eine lebendige Maus, als ein todter Löwe. — Den Gott geschlagen hat, den stößt der Prophet mit seinem Stabe. — Der zu Pferde sitzt, kennt seinen Vater nicht (d. h. der Bewaffnete schont zu Pferde seinen nächsten Verwandten nicht). — Der Eifrig zu sein soll selbst beim Grab bequem sein. — Menschen reden einander an, Thiere lecken einander an. — Der Mensch wird bei seiner Zunge (Wort), das Thier bei seinem Horn gepackt (gefangen). — Was mit der Milch eindringt, geht mit der Seele heraus (Jung gewohnte Fehler verschwinden nur mit dem Tode). — Der offene Mund bleibt nie hungrig. — Schürze beim Kleid (Saum) nicht auf, bevor du das Wasser siehst. — Die Zeit neigt sich dir nicht, neige du dich der Zeit. — Wenn der Pfaff dich besucht, freue dich nicht, denn es folgen bald seine Bitten (Bettelein) darauf. — Ein großer Kopf hat große Sorgen. — Dem guten Pferde genügt eine Peitsche, dem schlechten Pferde kaum tausende. — Der Verstand ist nicht im Kopf, sondern im Alter. — Den das Trinken nicht sättigt, der wird durch das Lecken gewiß nicht satt. — Jedes Volk hat seinen Dieb, jeder Hügel (Berg) seinen Wolf (verborgene Vorsicht ist daher immer gut). — Das Beste des Menschen ist in seinem Innern, das Bunte der Thiere im Aeußern (Fell). — Wenn die Hand Alles geben möchte, was die Zunge verspricht, da gäbe es bald keine Bettler, Jedermann wäre Fürst. — Wenngleich noch so fern, ist das Reisen immer angenehm, wenngleich noch so häßlich, ist die Jungfer immer schön. — Zwei Mollahs machen einen Mann aus, ein Mollah aber bloß ein Weib. — Wer Honig erfaßt, leckt sich die Finger ab. (Wem ein ergiebiger Dienst anvertraut ist, pflegt seiner selbst nie zu vergessen.) — Der etwas taugt, wird schon mit funfzehn Jahren Mann, wer nichts taugt, bleibt im vierzigsten noch ein Kind. — Wer Blut nehmen will, findet auch die Ader u. s. w. —

Inmitten unseres alltäglichen prosaischen Lebens schwebt mir heute selbst nachdem Jahre schon seit meinem Aufenthalt in Chiwa verflossen sind, noch immer das Bild des chiwaischen Alltagslebens mit all seinen bizarren und grotesken Zügen, mit all seinen Licht- und Schattenseiten vor meinen Augen. Ich sehe den Kleinhändler in den Bazaren, wie er vor seiner höchstens aus einigen russischen Kattunen, englischen Galanteriewaaren, bunten Tüchern und Percal bestehenden Waare mit unaussprechlicher Seelenruhe vor sich hinblickt, wenn die aus der nackten Steppe hergekommene Turkomanin ihn als den Besitzer aller irdischen Schätze begafft und bewundert. Ich sehe den Messer- und Waffenschmied, wie er die Schärfe seiner Fabrikate mit der Nagelspitze klingen läßt, und mit blinzelnden Augen die Vorzüglichkeit seiner Waffe anrühmt. Der Mann in jener kleinen Bude, mit grauem Bart und alten Kleidern, blickt mit seinen von dichten Brauen beschatteten Augen so unsteriös und unheimlich umher. Es ist ein Droguenhändler, der in großen und kleinen Säcken, in länglichen und breiten Holzschachteln und in irdenen Gefäßen von antiker Form getrocknete Wurzeln, gedörrte Kräuter, Rhabarber, Sassaparille, wunderwirkende Decocte und die verhängnißvolle Opiumpasta verkauft. Diese dem Neugierigen, der ihn um hygienische Rathschläge angeht, denn in Anbetracht dieser Quacksalber hat der Oxbege wohl recht, wenn er sagt, was kann das Doctors Hülfe frommen, wenn Gott den Tod eines Menschen beschlossen hat?“ Nicht weit von diesem befindet sich in einer ähnlichen Localität ein Mann, der Bücher verkauft, Bücher einbindet, Bücher abschreibt und mitunter auch dieselben verfaßt. Ach, was würde ich nicht darum gegeben haben, einen solchen ganzen Laden mit mir nach Europa schleppen zu können! In den gelblichsahlen Heften von grobem Papiere ist so mancher literarischer Schatz verborgen, der über Volkspoesie und Volkssprache der Oxbegen, mitunter aber auch über ihre Geschichte werthvolle Daten enthält. Wie oft bin ich nicht in diesen Bazaren von Chiwa und Jengi Urgenzsch unter geschlendert! Niemm müde, suchte ich mit meinen Gefährten in einer Theebude einzukehren und von dort aus stundenlang dem öffentlichen Leben und Treiben zuzusehen. Es ist viel stiller als in anderen mittelasiatischen Städten.

Nicht minder ergötzlich fand ich es an dem von Ulmen beschatteten Ufer der Reservoirs, wo in den Nachmittagsstunden das schaulustige Publicum sich einige fröhliche Momente gönnt. Da sitzt ein Häuflein und schwatzt im vertraulichen Gespräche, jeder mit der unvermeidlichen Theeschale in der Hand. Dort wieder bewundert eine Gruppe den Zweikampf gut geschulter Widder, man notirt die Zahl der lautkrachenden Anstöße und wettet beim wiederholten der eine oder der andere verenden werde. Es steckt eine unglaubliche Kraft in den Stirnen dieser Thiere und sie rennen oft funfzigmal an einander an, ohne daß die Hirnschale des einen oder des andern zerschmettert wird. Am zahlreichsten ist immer an diesen öffentlichen Orten der Kreis, der sich um den Märchenerzähler und Improvisator schließt. Hier ist Alles männchenstill, denn Jung und Alt, Mann und Weib horcht mit offenem Munde den Geschichten von den Wunderthaten vergangener Helden und von der Zauberkraft überirdischer Geschöpfe. Diese Leute pflegen ihre Zuhörer auch oft in die größten Exstasen zu bringen, und mehr als einmal sah ich ein jugendliches Mitglied des Publicums von der Tapferkeit eines Helden in der Sage enstlammt, in eine förmliche Berserkerwuth gerathen, oder wild aufschreiend davoneilen.

Und doch werden die eigentlichen Nationalbelustigungen nur fern von der Stadt, entweder auf üppigen Wiesen, oder auf der monotonen Saudsteppe gefeiert. Während der Frühlingsmonate, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, wird das Nouruzfest, ein Ueberbleibsel von dem alten Parsicultus, mit jenem Ernste begangen, welcher schon vor Jahrtausenden dem heiligen Feuer gezollt wurde. Alles geht in Festkleidern umher, man beschenkt und gratulirt sich; man singt und tanzt mehrere Tage hindurch bis spät in die Nacht hinein, während die Jugend in geschlossener Reihe die hochlodernde Flamme trockener Tamariskenbüschel umhüpft, und den Gebräuchen wildesten Aberglaubens huldigt. Wer es nur thun kann behängt Stirn und Gesicht mit Blumen und Rosen aller Gattungen, und den rauhen Oxbegen in solchen Attributen des lösenden Lenzes einhergehen zu sehen, ist fürwahr ein interessanter Anblick.

Digitized by Google

Die Feste auf der Steppe bestehen entweder aus Wettrennen, welche Private, sei es bei einer Hochzeit, oder einer andern Festlichkeit veranstalten, und wobei der Festgeber den ersten Sieger mit ein, zwei, auch oft mehrmaligen neun Geschenken belohnt. Es werden nämlich als erster Preis neun Pferde, neun Schafe u. s. w. vertheilt. Oder es gilt ein Spiel zu Pferde, an welchem sich auch die jungen Mädchen betheiligen, und auf ungesattelten windschnellen Rennern, den Staub hoch aufwirbelnd, mit Blitesschnelle die Steppe durchfliegen. Es nimmt bei solcher Gelegenheit das schönste Mädchen der Gesellschaft ein junges Lamm in den Schooß, und wer im Galopp ihr dieses entreißen kann, hat sich die Spende eines gefärbten Tuches erworben. Natürlich ist die Amazone auch berechtigt, kräftige Peitschenhiebe nach links und rechts auszutheilen, und mehr als ein Freier oder aufdringlicher Stutzer zieht mit dicken rothen Striemen von dannen. Ich habe diesen Spiele bei den Turkomanen beigewohnt, und kann mir in der That kaum etwas Erregenderes vorstellen. Zu Pferd! zu Pferd! ist besonderes der Wahlspruch des Oezbegen; man steigt zu Pferd ohne Anlaß, nur um sich höher von der Mutter Erde, um sich freier zu befinden. Man streicht oft stunden-, ja tagelang ziellos umher, man berathschlagt zu Pferde, man hält Märkte zu Pferde, man ißt, trinkt, schläft zu Pferde. Nur um das Gebet zu verrichten, nur um unsern Ursprung vom Staube zu beweisen, wird der Sattel auf kurze Zeit verlassen.

So viel von dem allgemeinen Bilde des nationalen und gesellschaftlichen Lebens des Oezbegen. Einzelne Nuancen sind nur in den verschiedenen Städten anzutreffen, doch sind es hier zumeist locale Verhältnisse, welche in die Rechnung gezogen werden müssen. Chiwa, die Hauptstadt, mit höchstens 12,000 Einwohnern, gilt für den Sitz der Gelehrsamkeit und des bessern Anstandes, in Folge seiner Collegien und seines Charakters als Residenz, obwohl eben diese die ärmste unter allen mittelasiatischen Städten ist. Der Chiwaer ist also der Hauptstädter. Nach Chiwa ist Jengi Uergendsch wegen des Reichthumes seiner Einwohner, von denen viele einen starken Handel mit Rußland treiben, berühmt. Von gleichen Prätensionen ist auch Görlen, das ungefähr sechs Meilen von der Hauptstadt entfernt ist, und sich nicht wenig darauf zu Gute thut, daß in seinen Gärten die besten Melonen wachsen, auf seinem Markte das beste Brot verkauft wird, und unter seinen Einwohnern die besten Sänger zu finden sind, welch letztern Vorzug ich aber entschieden den Sarten von Jengi Uergensch zugestehen muß. Chodscha Ali (die Abkömmlinge des Propheten) ist bekannt durch den Stolz auf seine Genealogie; man macht sich in der That eine Ehre daraus, aus dieser Stadt ein Mädchen als Frau heimführen zu können. In Kungrad, wo Kirgisen, Karakalpaken und Turkomanen den Ertrag ihrer Heerden auf den Markt bringen, ist Fleisch, Butter und Rahm am billigsten im ganzen Chanate, doch dafür müssen die Kungrader sich den Spitznamen Ajik (Bär) gefallen lassen. Ich könnte noch von dem alten, heute in Ruinen liegenden Uergendsch, dieser ehmaligen Hauptstadt des Landes, erzählen, ebenso könnte man noch anderer kleineren Orte Erwähnung thun, doch Bemerkenswerthes würde der Leser in denselben nicht finden, da die Oezbegen selbst in den Städten das leichte Filzzelt im Garten ihrer Häuser aufschlagen, und diese den festen Wohnsitzen vorziehen. Leider muß ich meine Skizze mit einer sehr düstern, ja beträchtlich dunkeln Schattenseite des chiwaer Lebens schließen. Es ist dies die Schilderung der Regierungsverhältnisse, welche den Stempel des äußersten Despotismus und der Willkür an sich tragen, und viel daran Schuld sind, daß der Reisende am untern Laufe des Oxus und namentlich in der Hauptstadt solchen haarsträubenden Greueltscenen begegnet, welche die Sittenrohheit und die Despotie in Europa, selbst in den schwärzesten Zeiten des Mittelalters, nicht ausgedacht hat. Gefangene Weiber an Roßschweife gebunden stundenlang nach sich schleppen, greise Gefangene des Augenlichtes zu berauben, kräftige Menschen auf die eine oder die andere Weise zu verstümmeln und schließlich Verbrechern die Haut von dem lebendigen Leibe zu schinden, oder vom hohen Thurme auf Bröckelsteine herabzuwerfen, sind Thaten, die von der Regierung in Chiwa ohne den leisesten Scrupel oder Widerwillen begangen werden. Despoten fürchten überall ihren Schatten, in Chiwa jedoch wäre die eiserne Hand ganz überflüssig, denn der Oezbege hängt mit einer religiösen Pietät an der Person seines Fürsten und die übermäßige Strenge der Obrigkeit hat auch, anstatt die Sitten der Chiwaer zu mildern, nur zur Verwilderung der Zustände beigetragen. In Anbetracht dieses Umstandes müssen wir den russischen Waffen aus vollem Herzen Erfolg wünschen, denn unter einer gerechten und soliden Regierung wird das Leben der Oezbegen in Chiwa jenes Bild des friedlichen, emsigen und ehrlichen Zusammenlebens bieten, welches wir heute in Kafan und in der Krim unter den Tataren mit Recht bewundern.

Aus den Briefen Adolf Hübner's über Südafrika.

II.

Mit der Ochsenkarawane von Durban in Natal nach Potschefstrom.

Unentbehrlichkeit des Ochsen in Südafrika für die Reisenden. — Einrichtung des Wagens. — Die Kaffern und ihr Humor. — Nahrungsmittel. — Das Drachengebirge. — Außerordentliche Menge von Antilopen. — Die Jagden. — Die Unentbehrlichkeit des Kaffern.

Potschefstrom, den 8. Mai 1869.

Wir haben etwa sieben Wochen von Durban bis hierher gebraucht, inclusive allerdings einer Woche, wo wir in Pieter Maritzburg und Colenso waren, also sechs Wochen! Die Strecke ist bis hierher 410 englische oder 90 deutsche Meilen, die ein Eilzug der „Köln-Mindener" in 9 Stunden zurücklegt! Der Ochsenwagen „avanciert" in 2 Stunden eine deutsche Meile und pro Tag ungefähr 3 dergleichen, daß er, wenn es gut geht, von Chemnitz bis Oederan in 24 Stunden gelangt!

Ich will einen Ochsenwagen beschreiben, denn eine Reiseschilderung in Afrika muß damit beginnen; ich kann ihn nicht berächtlich ignorieren, denn er sagt viel, dieser Wagen! Ein Land, welches einzig und allein auf, ihn als ein-

Digitized by Google

ziges Verkehrsmittel angewiesen ist, wird sich nie zu materieller und geistiger Blüthe empor arbeiten können, weil ihm der Handel fehlt, weil der Austausch mit der Welt so erschwert ist!

„Was können wir von einem Lande erwarten, in welchem man nur zwei englische Meilen pr. Stunde reist?“ sagte ganz richtig der Capitän Boynton vom Celt. Ein solches Land mag den Einzelnen, es mag Hunderttausende ernähren, es wird aber nie seine Bewohner zu geistiger Regsamkeit bringen. Schiffbare Flüsse, die bis ins Innere reichen, fehlen; sie sind die billigsten Wege, auf denen die Landeserzeugnisse fortgeschafft werden können! Wären sie da, dann würde die ganze Farmerwelt vorwärts gestoßen, man würde vorwärts streben, man würde wie bei uns „jagen und streben“, so aber, was nützt es dem Oekonomen im Innlande, wenn er seinen Weizen, seine Früchte nicht verkaufen kann? Wenn die Fracht bis zum nächsten Marktplatze mehr beträgt, als die Wagenladung werth ist? Er baut nur so viel als er braucht, um bequem zu leben. Das sind die Gedanken, die man sich beim Anblick des biedern Ochsenwagens macht. Fern sei es von mir über seine „Persönlichkeit“ ein gehässiges Urtheil zu fällen, ich sage sogar: es giebt nichts Besseres für dieses Land! Er ist solide durch und durch und dabei technisch ganz richtig construirt, das ist Alles, was man verlangen, ja sogar erwarten kann. Man denke ja nicht, daß etwa die Räder nur halbrund seien und der Wagen nur ein halbrohes Zimmerwerk vorstelle: er ist ein Ernstwagen unserer Gegend, nur zehnmal solider. Was muß er nicht aushalten! Die 14 Ochsen ziehen natürlich immer mit gleicher Geschwindigkeit und Stärke; kommt nun ein großer Block in den Weg, so donnert das Wagenrad surchtbar an, was nicht der Fall ist bei unseren, von zwei Kühen gezogenen Wagen, wo die Räder langsamer über Steine hinweg gehen. Man sitze nur einmal wenige Stunden auf dem Kasten vorn, wo der Treiber thront, und man wird es bald „fühlen“, wie der Wagen stößt. Unstreitig bietet er in der Wildniß mehr Comfort als jede andere Methode zu reisen, namentlich, daß man in ihm schläft, ist von Vortheil. Es hängt ein Rahmen im obern Theile, auf dem die Matratze liegt; höchst bequem ist es ferner, daß man alle Dinge, die man im Laufe des Tages so oft gebraucht, in Seitentaschen unterbringen kann, die an den Wagenwänden angebracht sind. Wie zeitraubend muß es sein, wenn man seine Siebensachen bei jedem Rastorte von den Maulesein zusammensuchen muß! In einer dieser Taschen stecken die Bücher, in der nächsten die Patronen rc. Der Wagen ist das Haus, das Schiff der Wildniß, wie man denn auch nie anders als von board aship spricht, wenn man „auf dem Wagen“ sagen will.

Einen Nachtheil hat er, daß, sobald er in der Windrichtung steht, ein starker Zug entsteht, sobald eines der „Vorder- oder Hintersegel“ in die Höhe gehoben wird.

Man kann nicht erwarten, daß die Leinwanddecke langen Regen abhalte; obwohl sie ladirt ist, drang der Regen oft durch, ebenso wenig schützt der Wagen gegen Kälte; mich hat schon recht tüchtig gefroren und ich werde noch frieren. Es wird ja immer kälter von jetzt an, wir haben nur noch + 6° R.

Dies wäre so Einiges über den Wagen, nun kommen aber gleich die Ochsen! Diese edlen Thiere, was für Schmerzen haben uns die nicht schon gemacht! An sie möchte man früh Morgens und spät Abends, bei schlechtem und gutem Wetter, im Felde und in der Stadt denken! Was kümmern mich die verdammten Ochsen? so dachte ich im Anfang, jetzt denke ich anders. So einen Ochsen muß man mit einer gewissen Zärtlichkeit behandeln, man muß ihn wirklich zuweilen „mit Glanzhandschuhen“ anfassen; und er ist mit schweren 33 Thalern bezahlt.

Was kümmert es mich, wenn ich einmal sechs Stunden lang nichts esse und in einer Tour marschire, wenn ich weiß, zur Belohnung finde ich interessante Mineralien? So einen Ochsen einmal vier statt drei Stunden marschiren zu lassen, das befördert seinen Ruin; drei Stunden sind schon lange genug. „Denke nicht, o Mensch, in Deiner Selbstüberschätzung, daß Du Herr der Thiere bist,“ so möchte man oft ausrufen, denn: „erst kommt Dein Ochse, dann erst Deine Wenigkeit.“ Man hat glücklich einen Sumpf erreicht, wo das Wasser die höhere Lehmbrühe ist, man macht natürlich keine Miene, dort zu verweilen, aber der Treiber sagt: „Das Vieh muß saufen und fressen, wir können nicht weiter,“ und somit ist das Loos entschieden, man muß sich mit dem Wasser begnügen.

Stehen sie einmal zehn Minuten unterm Joch, also eingespannt, wie es wohl zuweilen vorkommt, wenn man von einer Farm am Wege die nöthigsten Bedürfnisse, wie Milch, Eier, Butter, einkauft, so glaubt der Treiber sein Gewissen nicht damit belasten zu dürfen, weiter zu gehen, vielmehr läßt er sofort ausspannen und wenn man eine Viertelstunde vorher erst aufgebrochen war. Es giebt keine andere Erklärung dafür als die: „die lieben Thiere sind erhitzt und durch längeres Stehen könnten sie sich erkälten.“

Das Erste früh beim Erwachen ist der Gedanke an etwaige kranke Ochsen, und die erste Frage an den Treiber lautet: „Did they feed?“ Ein Glück ist es, wenn er gefressen hat, denn dies ist fast das einzige Symptom wieder eintretender Besserung. Bei nassen Wetter ist ein Ochse nicht zu gebrauchen, denn die hölzernen Joche, die ihnen auf dem Nacken liegen, reiben dann die Haut durch. Was ist doch ein Kaffer für ein unverwüstlicher Kerl gegen solch einen Ochsen, der heute noch gesund ist, morgen die Lungenkrankheit bekommt und in drei Wochen caput ist! Fürwahr, man steht stets auf einem hölzernen Boden mit diesem Ochsen, der jeden Tag durchbrechen kann! Wir haben bereits sechs Stück verloren, worunter vier an Lungenkrankheit. Noch jetzt wissen wir nicht, was aus unserm Vieh wird; sollte es caput gehen, so muß die Expedition sistirt werden, das wäre ein Hartes!

Ich rühmte die Kafirs, sie verdienen es auch. Sie schlafen unter dem Wagen auf einer dünnen Strohdecke (bald ähnlich denen, die man auf den Tisch legt), nur mit einer Kotze zugedeckt, gehen barfuß, halten große Strapazen aus und leben von Brei, den sie aus Mais kochen, aber auch von weiter nichts, kein Brot, kein Fleisch, keinen Kaffee bekommen sie! Das nenne ich Genügsamkeit! Einen Tag wie alle Tage nichts als diesen Brei, den allerdings in großen Massen. Haben wir Wild, so bekommen sie natürlich Fleisch in Fülle. Und dabei sind sie immer voll Humor! Abends, wenn wir uns „in unsere Gemächer“ zurückgezogen haben, dann sitzen sie um das Feuer, das den riesigen Kessel mit Maismehl erhitzt, und schwatzen mit einer Lebhaftigkeit, über die ich mich verwundere. Es ist immer ein schönes Bild: die schwarzen Gestalten um das Feuer hockend, das zeitweilig ein grelles Streiflicht auf die rothen Uniformen wirft, die sie mit großer Vorliebe tragen. Sie kaufen diese alten englischen Waffenröcke billig. Ich möchte nur wissen, was sie sich zu erzählen haben? Das ist ein ewiges Hin- und Herreden, welches früh anfängt und spät Abends endigt. „Es ist immer ein und dasselbe Thema: ihre Weiber, ihre Kinder, ihr Vieh,“ so berichtet unser weißes Factotum, welches die Kafirsprache versteht, „welches Thema in täglichen Variationen besprochen wird.“ Sie haben allerdings ein halbes Dutzend Weiber!

Digitized by Google

So hätte ich hiermit vom Wesentlichen einer Südafrika-Expedition berichtet, von den Grundlagen einer derartigen Reise: Wagen, Ochsen und Kaffern; ohne diese drei kann man nichts ausrichten.

Wir sind mit Touristartikeln brillant ausgerüstet und ich pflichte Mohr bei, daß man nur auf derartige Weise versorgt es möglich machen kann, jahrelang in der Wildniß mit Lust und Liebe zu arbeiten!

Das Reisen ist nicht anstrengend, täglich sechs Stunden Fußmarsch, einen Tag um den andern kann man auch die ganze Tour reiten; ich freilich habe oft mehr zu thun, denn sind Berge in der Nähe, so recognosire ich, wozu ich allerdings soviel wie möglich mein Pferd benutze; man kann aber auch den lieben langen Tag „auf dem Wagen reiten", wie man hier zu Lande sagt, wie z. B. unser Factotum, ein Engländer; er ist Koch, Zimmermann, hat den Oberbefehl über die Wagen ꝛc., er zieht es dem Reiten vor. Wo und wann immer Halt gemacht wird, Kaffee wird sofort gekocht und der Magen schleunigst auf das in etwa zwei Stunden darnach aufzutischende Frühstück, Mittag- oder Abendessen vorbereitet. Getrocknetes Wildpret ist immer bei der Hand, desgleichen Käse, so daß man den Hunger jederzeit stillen kann. Bezüglich des Essens und Trinkens im Felde durfte ich mich bis jetzt noch nicht über Entbehrungen beklagen, wir haben alle Zuthaten und Geräthe, um braten, kochen, sogar backen zu können, was will man mehr?

Fleisch konnten wir überall kaufen oder schießen, Vegetabilien waren in jeder Farm zu bekommen; also wenn es verstanden wird, vernünftig die Speisen zu bereiten, ist Alles vorhanden, was man in Europa zu des Leibes Erquickung und Nahrung nöthig hat! Mahr aber versteht zu kochen. Die Abwechselung wird von uns an aufhören und höchstens werden Bohnen den Reis und dieser wird die Bohnen ablösen, da die wetthewerben Vegetabilien, wie die gepreßten Gemüse nur im Nothfall, wenn wir bloß auf Fleisch angewiesen sind und alles Uebrige verzehrt ist, angegriffen werden sollen. Ich kann sogar behaupten, daß ich im Felde besser gegessen habe als zu Haus; das kostbare Fleisch der Springböcke und Schnepfen, welches gut gekocht einen prachtvollen Geschmack hat, kann daheim durch nichts ersetzt werden. Dem frischen, klaren Wasser hat man sich zu entwöhnen, weil es für den Magen nicht gut ist; das oft sumpfige Wasser kann natürlich nur gekocht getrunken werden; diese Vorsicht gilt weniger den Fröschen als den kleinen Würmern. Die Natur ist hier nicht poetisch, noch viel weniger sind es die Menschen. Die herrlichen Vögel singen nicht, die allerliebsten Blumen, von denen ich mir fast bei jeder Excursion eine neue Art (mir wenigstens unbekannt) auf die Mütze stecke, riechen nicht. Die holländischen Boers sind einfache, prosaische, beschränkte Menschen, ihre Sprache ist eine schauderhafte. Alles Große, was über das Materielle hinausgeht, giebt es bei ihnen nicht, sie haben keine Geschichte, kein Staatsleben, sie sind ohne alle Bestrebungen der großen Culturvölker. Auch in geognostischer Beziehung hatte ich mehr erwartet; bis jetzt habe ich vergeblich nach reichen Fundstätten von Fossilien gesucht, und wie ich aus Sammlungen und Mauch's Tagebuch schließen darf, ist das Land weder reich noch variirt es in Bezug auf Erze.

Die Alles gilt natürlich auf das, was ich bis jetzt sah und was ich schließen kann; weiter im Innlande werden sich wohl noch einige Reize zu denen hinzufügen, die ich nicht leugnen kann. Natal natürlich hat manches Vorzügliche, eine wundervolle tropische Vegetation, herrliche Gegenden, die an der Küste durch das unvergleichliche Meer so einen ewigen Zauber erhalten, und englische Bevölkerung, die dem Deutschen verwandt ist, während die Boers nur abstoßen. Die landwirthschaftlichen Producte sind dort verwerthbar, Erze können ausgebeutet werden, mit den tropischen Erzeugnissen kann der Pflanzer in den Weltmarkt eintreten, mit der übrigen Welt ist man dort in engerer Beziehung. Dort steht dem Fortschritt noch ein Feld offen, es kann noch so vieles versucht werden, was Erfolg verspricht, wie Zuckerrohr, Cochenille, Baumwolle, Seidenbau, Tabak. Auch nach der Grenze zu im Innern giebt es schöne Landstriche, wie z. B. das drei Stunden breite Thal zwischen Colenso und Bushmans River, in welchem die Tugela, ein Fluß wie die Zwickauer Mulde, fließt. Hier mag vielleicht Manches zu bauen sein, was noch den Transport verträgt, aber es leidet doch schon an der großen Entfernung von der Küste; die Hauptartikel: Korn, Weizen, können nicht verwerthet werden, da die Tugela nicht schiffbar ist. Wie soll da im Innern des Landes der Landbau blühen? Dort kommen allerdings die Schafe fort, und das ist der einzige Trost für die Oekonomen. Wolle und Häute sind die einzigen exportfähigen Materialien des Freistaates und Transvaals; Straußfedern und Elfenbein lasse ich unberücksichtigt, sie nehmen einen zu kleinen Theil unter den übrigen Producten ein.

Das Drachengebirge hatte ich mir großartiger vorgestellt. Ich faß eines Sonntags früh oben auf einer 6000 Fuß hohen Zacke und schaute (es war auf dem Neenenpaß) zurück nach Natal. Die ganze weite Landschaft wogte in Nebeln, welche die Berge umflossen, von fern leuchtete der westliche Theil des Drachengebirges mit entgegen, der sich wie eine Mauer emporhob! Es war ein schönes Bild, aber das Unbelebte der Natur ist es, was kalt läßt, denn wohin das Auge freift, ist nirgend Leben, keine Ansiedelungen, keine historischen Stätten!

Soll die reine Natur einen Eindruck auf den Menschen machen, dann muß sie großartig sein, wie riesige Berge oder die Küste, wo die Brandung ewig tost, oder der erhabene Urwald. Die Prairien hatte ich nur andeutungsweise vorgefunden, ich hatte mir es schön gedacht, durch die weiten Gefilde zu Pferd zu streifen. Aber die Wirklichkeit verschlingt doch immer das Gedachte, wie Shakespeare sagt. Die Ebenen sind nur stellenweise grün und die großen Flächen verdorrten Grases stören recht. Durch die Wiesen kann man nicht reiten, sie sind mit Tausenden 2 Fuß hohen Termitenhügeln (weißen Ameisen) bedeckt und haben zahlreiche fußtiefe Löcher, in denen Ameisenbären leben und die samt ein Pferd sofort zum Stürzen bringen; es ist also ein halsbrechendes Unternehmen. Freilich dann und wann läßt man sich doch dazu verleiten, wenn man eine Herde Antilopen sagt.

Einen großen Reiz üben auf mich die Unmassen von Antilopen aus, die auf den weiten Ebenen des Freistaates leben; überall sahen wir vom Wege aus Hunderte; na nur immer ein grüner Fleck ist, wimmelte es von schwarzen Punkten! Zuweilen sahen wir die herrlichen Bles- und Springböcke so nahe, daß wir nach ihnen schießen konnten. Tausende leben auf diesen herrlichen Weidegründen, nur zeitweilig werden sie aufgestört durch den Knall der Büchse, dann ergießen sie sich wie ein Strom über die Abhänge, den Fremdling fesselnd! Ich habe oft 500 und mehr in wilder Flucht einherrasen sehen. Es gab Stellen am Wege, wo 2000 bis 3000 Thiere grasten und zwar Alles durch einander: braune Blesböcke (halb den Gemsen ähnlich), Springböcke und Dutzende von Zebras, Wildebeeste, aber Gnus, eine Art gehörnter kleiner Pferde, es war ein Anblick, wie am ersten Schöpfungstage! Man kann diese Thiere nur durch Umzingelung bekommen und man muß eine um so größere Taktik anwenden, da man nur wenige Mann hierzu verwenden kann; unsere Kaffern sind leider zu dumm dazu. Die postirschützen unter den erwähnten Thieren sind

Digitized by Google

die Wildebeeste, schwarze, pferdeähnliche Thiere mit Hörnern, die aber nicht gefährlich sind; wenn man auf sie stößt, geberden sie sich wie toll, schlagen mit den Hinterbeinen aus und rennen wie verrückt hin und her, gleichzeitig mit ihren weißen Schwänzen die Luft peitschend. Ich sah einige eingefangene in der Nähe und wußte über ihr drolig ernsthaftes Gesicht laut lachen; ihr Fleisch soll wie feines Rindfleisch schmecken. Die Springböcke springen mit allen vier Beinen gleichzeitig und das mit einer Grazie, die mich ungemein entzückte. Von den Wildebeesten will ich noch erwähnen, daß sie schrecklich grunzen, sobald sie Gefahr wittern. Dies konnte ich recht genießen, als wir auf gut Glück nur zwei Mann hoch jagen gegangen waren. Die Gegend war voll Wild; mein Begleiter ging in einer andern Richtung, und trieb mir glücklich ein halbes Dutzend zu. Es war schon dunkel und geräuschlos glitt ich zu Boden, als ich sie kommen hörte. Leider lag ich nicht schußgerecht, wie das jedem Anfänger so gehen wird, und mußte deshalb die Büchse nach und nach in die Lage bringen. Es mochten so wohl zehn Minuten verstrichen sein, so daß, da es hier plötzlich Nacht wird, es zu spät zum Feuern war. Mittlerweile aber standen sie in 50 Schritt Distanz vor mir und grunzten; der mir nächste fing an und die übrigen antworteten gewissenhaft, es klang wirklich schaurig! Vergebens hoffte ich, sie würden näher kommen und sprang nun plötzlich auf, worauf sie wie das wilde Heer davon stürmten.

Bis jetzt konnten die Jagdabenteuer nur harmloser Natur sein, von nun an kommen sie hoffentlich interessanter und aufregender vor, denn wir kommen in das Reich des „Buschbaas" („Herrn des Waldes"), des Löwen; später in die Gebiete der Büffel und Elephanten. Solch eine Unmasse von Wild wird wohl selten wieder getroffen. Ich stelle gleich hier nebenan einen zweiten: den wundervollen Sternenhimmel, der mich immer und immer wieder anzieht. Eine wunderbare Klarheit liegt in der Luft und es ist als ob der Himmel seine Geheimnisse offenbaren wollte, wenn man das erste Mal jene geheimnißvollen schwarzen Streifen in der Milchstraße und die pechschwarzen, sternlosen Stellen, Kohlensäcke genannt, neben dem südlichen Kreuz sieht, sowie die zwei Magellanischen Nebelwolken. Der Gedanke, daß dies der Himmel ist, nach dem man sich von Jugend an gesehnt hat, macht ihn um Vieles schöner. Das schönste Sternbild, der Orion, scheint auch in Europa! Wunderbar ist hier der Mond; es liegt ein schwacher smaragdgrüner Schein um seine Scheibe, wie eine Art Hof. Die Sonnenuntergänge sind prachtvoll, namentlich wird die Abendlandschaft nicht nur beleuchtet, sondern auch gefärbt; Humboldt erwähnt dies auch, daß in den Tropen die Sonne nicht nur beleuchtet, sondern auch färbt. Ich habe oben auf dem Drachengebirge Plateaurobe beim Untergange der Sonne gesehen, die dem Königstein sehr ähnlich waren; sie schienen wie mit flüssigem Goldroth übergossen.

Es giebt bekanntlich auch Gegenden, wo kein Wild ist, und wieder kommen Zeiten, wo man vom vielen Fleischessen den Scorbut bekommt und dann sich mit Fruchtsäften curiren muß; unsere gewöhnlichen Kocharikel dagegen sind: Reis, Bohnen, Erbsen, Kraut, Kartoffeln, Bataten und Zwiebeln. Butter, Milch, Eier kaufen wir, wenn wir sie bekommen können, das Brot machen wir uns selbst. Kaffee haben wir drei Säcke mit, wir brennen ihn uns selbst in einer besonderen Trommel; hierbei habe ich eine interessante Beobachtung gemacht, nämlich, auf Kahlhäuser gerösteter hat einen ganz wundervollen Geschmack. Wir mußten vierzehn Tage mit diesem Material brennen (zwischen Harrismith und dem Baalfluß), da nicht ein einziger Baum zu sehen war.

Kaffee ist das A und O im Felde, die unvermeidliche Kaffeekanne wird gefüllt, wenn wir aufspannen und bevor wir einspannen, den Kaffee bringt unser weißes Factotum in den Wagen früh am Morgen und beim Regen, wenn man sich auf sein Lager zurückgezogen und längst den Glauben aufgegeben hat, daß ein Feuer überhaupt noch brennen könne. Thee haben wir 40 Pfund, für zwei Jahre, er ist wie Wein, wird aber nicht so viel wie Kaffee getrunken. Zucker in drei Sticken ist wie aller Natalzucker klar; ich habe seit England keinen weißen Stückenzucker gesehen; er ist echter Rohrzucker, ich kann jedoch keinen Unterschied mit unserm Rübenzucker finden.

Wir warten jetzt noch auf Mauch, welcher in diesen Tagen eintreffen will und nach dessen Bericht wir unsern weitern Cours einrichten. Jedenfalls gehen wir zuerst nach Rustenburg und wenn irgend möglich, bringen wir bis an den Sambesi vor.

Goldsmid's Reise von Bender-Abbas nach Mesched.

(Erforschung Seistans.)

r. d. Die zwischen Persien und Afghanistan gelegene Provinz Seistan ist nicht nur weil sie zwischen beiden Ländern streitig, von hohem politischen Belange, sondern auch in geographischer Beziehung höchst interessant. Was wir über sie wissen, ist durch einzelne englische Offiziere bekannt geworden; am ausführlichsten lernte sie aber jetzt erst Sir Frederick Goldsmid kennen, der mit dem General Pollod von der englischen Regierung beauftragt war, die Grenze zwischen Afghanistan und Persien zu bestimmen. Seit Marco Polo's Zeiten ist kein gebildeter Reisender die Route gezogen, welche Sir Frederick Goldsmid zurückgelegt hat*). Er landete am 21. December 1871 im Hafen von Bender-Abbas an der Straße von Ormus und zog mit seinen Begleitern in nordöstlicher Richtung über eine Bergkette, die an einer Stelle bis zu 1370 Meter anstieg, nach Bam, welches Goldsmid bereits dreimal früher besucht, und in den „Procedings" geschildert hatte. Der Weg von hier nach Seistan führt durch ein wildes Gebirgsland, dann durch Ebenen, vorbei an vielen Tamuli und Ruinen.

Goldsmid unterscheidet zwei Landschaften Seistan. Das eigentliche Seistan ist völlig im Besitze der Perser. „Außen-Seistan" aber wird von Belutschenhäuptlingen beherrscht. Das erstere wird im Norden vom Nuzar, im Westen vom Hamun und im Süden von einer Reihe von Ortschaften begrenzt, welche vom Hauptstrombanal ihr Wasser empfangen. Im Osten bildet der Hilmend die Grenze. Die Größe wird auf 44½ deutsche Quadratmeilen, die Bevölkerung auf 35,000 Ansässige und 10,000 Nomaden an-

*) Sitzung der Royal Geograph. Soc. 27. Januar 1873.

Digitized by Google

gegeben. Sie besteht zu einem Drittel aus Persern, Beludschen und Afghanen, und zu zwei Dritteln aus Sistanis. Das Land ist im Allgemeinen flach, besteht aus Sand und Alluvium und ist nur mit Büschen, nicht aber mit Bäumen bestanden; es besitzt viele Ruinen, doch nur wenige Monumente, die auf ein hohes Alter hindeuten. An guter Bewässerung durch Canäle und Flüsse fehlt es nicht; der Boden ist fruchtbar; Weizen und Gerste gehören zu den Stapelartikeln, Melonen und Wassermelonen sind in Menge vorhanden, die Weiden sind vortrefflich. Die Ebene, welche Hamun genannt wird, welche sich im Norden, Westen und Süden des eigentlichen Seistan ausdehnt, liegt für gewöhnlich trocken da, und das Dasein eines Sees an dieser Stelle, wie unsere Karten ihn zeigen, kann gegenwärtig nur dadurch erklärt werden, daß im Frühjahr an den Mündungen der wichtigsten Flüsse, des Kuschk-rud, Farrah-rud und Hilmend, sich einige Teiche im Wassertümpel bilden. Der große Canal von Seistan führt die Wasser des Hilmend in das Herz des Landes. Was das Klima betrifft, so bemerkte Goldsmid ein sehr starkes Schwanken des Thermometers; er fand von Ende Januar bis Mitte März Schwankungen von 5° bis 95° F. (— 15° bis + 35° C.). „Außen-Seistan" umfaßt das Land am rechten Ufer des Hilmend, etwa 120 englische Meilen aufwärts. Man nennt es Tschathanjar. Es bringt Weizen und Gerste hervor.

Nachdem Goldsmid sechs Wochen in Seistan verweilt, zog er am 11. März 1872 weiter nördlich nach dem District Lasch Dschuwein, der früher schon von Conolly und Ferrier beschrieben wurde. Er ist ein kleiner schlecht bebauter und dünn bevölkerter Landstrich, der vom Farrah bewässert wird, an dessen Ufer auf hohem, senkrechtem Fels das Fort Lasch steht. Lasch bedeutet im Paschtu, der Sprache der Afghanen, Felsenklippe, während Dschuwein eine Zusammenziehung von Jui-nao, der neue Fluß, ist. Den Farrah-rud kreuzend zog die Expedition in fast gerader nördlicher Richtung durch ein ödes Land nach dem 35 Miles entfernten Kalch-i-Kah und von da in westlicher Richtung nach dem Harut-rud, der die Grenze gegen Persien bildet. Es war zu dieser Zeit völlig trocken. Der Weg von Lasch-Dschuwein nach Birdschand, der zuerst über eine traurige Ebene führte, wurde weniger öde als man sich dem Dorfe Diauh näherte. Von da bis Birdschand wechseln Berge und Ebenen mit viel Vegetation ab, und wo die Einwohner dichter sitzen, findet sich auch Ackerbau. Birdschand, welches viele Jahre lang die Hauptstadt des Kaiandistricts war, liegt hübsch am Fuße eines Gebirges. Von hier aus zog die Expedition fünf Tage lang durch das Gebirge nach der den Distrikt benennenden Stadt Kaian. Dieser Weg war zuvor noch von keinem europäischen Reisenden zurückgelegt worden. Kaian selbst liegt auf einer von Bergen umgebenen Ebene, es zählt 500 Häuser und hat große von Mauern umgebene Gärten. Was das zwischen Kaian und Badschistan durchschrittene Gebirge betrifft, so laufen dessen Ketten und Dschungahs oder Thäler im Allgemeinen in der Richtung von Nordost nach Südost. Die Entfernung von Kaian nach Badschistan beträgt 80 Miles, das Land ist schön, das Klima gesund. Das nächste Ziel Goldsmid's war Junsi an einem Arme der großen Salzwüste von Chorassan; von da ging es über eine weite Ebene nach dem 62 Miles entfernten Parbot, einer Districtsstadt, endlich nach dem 80 Miles entfernten Meschhed. Damit war das Reiseziel erreicht. Zum ersten Male erfahren wir durch Goldsmid von Rig-i-Ravan, dem beweglichen Sand, den die Tradition zum Aufenthalt des Imam Said macht. Er ist eine hohe Sanddüne an der persisch-afghanischen Grenze zwischen Kalch-Kah und dem Harut, die zu Zeiten einen „unsterblichen Ton" von sich giebt. Tönenden Sand kennen wir auch in Schottland und an der deutschen Ostseeküste.

Die geschichtlichen Beziehungen Seistans, über welche Sir Henry Rawlinson sich in der angeführten Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft verbreitete, sind im hohen Grade interessant, und allein geeignet, uns einen Einblick in die ethnographischen, sehr verwickelten Verhältnisse der Landschaft zu geben. Seistan ist ganz vom Hilmend abhängig und wenn dessen Gewässer abgeleitet werden, muß es zur traurigen Wüste werden. In den frühesten Zeiten, als sich zuerst arische Colonisten entlang dem Hilmend ansiedelten, scheint alles Wasser zur Berieselung der Felder benutzt worden zu sein, so daß keines zur Bildung eines Sees übrig blieb. Daher wird im Bendidad, dem ältesten geographischen Bericht, das Land nicht nach dem See, sondern nach dem Flusse Halmeed (Hilmend) benannt; es ist das elfte von Ormuzd erschaffene Land. Die erste Benennung desselben nach dem See erscheint in der Aufzählung der persischen Reichsprovinzen in den Inschriften des Darius Hystaspes, wo Soraka in einer Liste mit Aria (Herat) vorkommt, und in einer andern mit Arachtia (Kandahar); Soraka bedeutet einfach „Seeland". Sorazja im Zend und Sare im Pehlevi sind die Wurzeln des persischen Sar, Sumpf. In den Zeiten des Darius dahrer, etwa 1000 Jahre nach der ersten arischen Besiedlung, muß hier ein See gewesen sein und diese Seebenennung ist seitdem dem Lande verblieben. Aus der ursprünglichen Benennung Sorako oder Sorang sind alle griechischen oder lateinischen Benennungen der Landschaft abgeleitet worden. Herodot nennt das Volk Sarangions und Plinius Sarongä. Rawlinson verfolgte dann die Geschichte Seistans durch die Zeit der griechischen Herrschaft und zeigte, wie die Ethnographie derselben durch die Einfälle skythischer Horden beeinflußt wurde, welche um 120 v. Chr. das baktrische Königreich zerstörten und sich über Nordindien und Ostpersien verbreiteten. Die Saca und Massagetä nahmen die Berge ein, welche jetzt die Hasareh zwischen Kabul und Herat bewohnen; erstere gehörten wohl zur türkischen, nicht zur ugrischen Völkerfamilie. Im dritten Jahrhundert unserer Aera finden wir Baranes den Zweiten im Kriege mit den Sacä, die sich über das Hilmendthal verbreitet hatten, und diesem den heutigen Namen Seistan geben, d. h. Land der Sagon oder Sacä. Als die Araber hierher kamen, war Sarang die Hauptstadt, welche nach den Schilderungen der alten Geographen sehr groß und volkreich gewesen sein soll. Ihre Lage ist heute nicht mehr zu bestimmen. Was nun die Ethnographie anbetrifft, so sind die Seistanisperser vom reinsten arischen Typus und dies ist insofern wichtig, als das Land einen turanischen Namen führt. Neben ihnen wohnen noch Afghanen und Beludschen.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Das „fremde" Element in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten.

Die Consulsberichte werden in Kurzem vollständig vorliegen, und erst dann lassen sich die Ergebnisse der allgemeinen Volkszählung von 1870 vollständig übersehen. Von besonderm Interesse sind die statistischen Angaben und Zusammenstellungen, welche den Einfluß, den die Einwanderung auf die Entwickelung der Vereinigten Staaten gehabt hat, veranschaulichen. Aus denselben geht Folgendes hervor:

Im Juni 1870 lebten in den Vereinigten Staate 38½ Millionen Menschen, von welchen 5,567,229 im Auslande geboren waren. Von den Eingeborenen waren 9,734,845 Kinder im Ausland geborener Eltern, 10,521,233 Kinder eines im Ausland geborenen Vaters und 10,105,627 Kinder einer im Ausland geborenen Mutter. Da die überwiegende Mehrzahl der während der letzten Jahrzehnte Eingewanderten aus Irland und Deutschland kam, und da diese beiden Länder voraussichtlich auch für die nächste Zukunft nach den Vereinigten Staaten die meisten Immigranten senden werden, so folgt hieraus, daß noch vor Ende des Jahrhunderts die Bevölkerung weit mehr von deutschem und irischem, als von angelsächsischem Stamme sein wird, und dies um so gewisser, als das fremdgeborene Element an Fruchtbarkeit das eingeborene Element übertrifft.

Die Statistik der Einwanderung ergiebt folgende Curiosa: Im Jahre 1870 lebten in den Vereinigten Staaten 3 Grönländer, 4 auf Malta geborene Inder, 5 schwarze Schweden und 6 schwarze Russen (Neger, die in Schweden resp. in Rußland geboren waren), 673 in Afrika geborene Weiße und 2638 Menschen ohne Vaterland, da sie auf der See geboren waren.

Im Süden leben, mit Ausnahme von Texas, nur an wenigen vereinzelten Stellen Eingewanderte. Die Sklaverei hat sich auch in dieser Beziehung als ein Fluch für diesen Landestheil erwiesen; sie hat das fremde Element abgehalten und dem Norden und Westen einen Vorsprung gegeben, welchen der Süden niemals mehr wird einholen können.

Die Zahl der in Irland Geborenen (mit Ausschluß aller in den Vereinigten Staaten geborenen Descendenten) beträgt im Jahre 1870 1,855,827. Das irische Element ist am dichtesten in Massachusetts, Connecticut und in Neuyork nebst Umgegend zu finden. Außerdem lebt es in größerer Zahl im nördlichen Illinois und im nordöstlichen Ohio. Im Allgemeinen ziehen die Irländer den Ansiedlungen in den Südten dem Leben auf dem Lande vor.

Die Zahl der aus dem heutigen deutschen Reiche, mit Ausschluß von Elsaß-Lothringen, eingewanderten Deutschen belief sich bei Aufnahme des Census auf 1,690,410. Nur eine sehr geringe Anzahl lebt in den Neu-England-Staaten, die meisten darunter im westlichen Connecticut. Sehr zahlreich sind unsere Landsleute, wie allbekannt, in Neuyork (Stadt) und im mittlern Neuyork. Im Staat Neuyork finden sie sich außerdem noch in großer Zahl in der Gegend von Buffalo. In Pennsylvanien sind die eingewanderten Deutschen am zahlreichsten in Philadelphia und in Erie County. Das eingeborene pennsylvanisch-deutsche Element ist in den Censusberichten mit den übrigen Eingeborenen auf gleiche Linie gestellt. Im Westen leben Deutsche außerhalb der Städte, welche sämmtlich ein mehr oder minder zahlreiches deutsches Element haben, in großer Zahl am südlichen Ufer des Erie-Sees, westlich von Cleveland und in der Umgegend von Cincinnati, an beiden Ufern des Ohio. Zahlreiche deutsche Ansiedelungen finden sich in dem Landstrich zwischen Pittsburg und Cairo. Die Umgegend des Michigansees hat eine starke deutsche Bevölkerung, ebenso die Umgegend von St. Louis. Das westliche Mississippiufer das Dubuque bis Keokuk, und weiter der Landstrich am östlichen Ufer des über Quincy, Ill., hinaus ist von Deutschen dicht besiedelt. Im Süden sind sie fast nur in den Städten und in den ländlichen Districten von Texas zu finden.

Im Jahre 1870 gab es 550,904 aus England (ohne Wales) eingewanderte Personen; 74,553 waren in Wales geboren. Dieses Element findet sich hauptsächlich im mittlern und westlichen Neuyork, in Wisconsin, im östlichen Ohio und in den Kohlenregionen von Pennsylvanien.

Es fanden sich 214,574 geborene Schweden und Norweger, die zur größern Hälfte in Minnesota, Wisconsin und Illinois leben. Aus den britisch-amerikanischen Besitzungen waren 493,434 Personen eingewandert, die zum größten Theil in der Nähe der canadischen Grenze wohnen. Unter den Eingewanderten ist die lateinische Race nur schwach vertreten. Es lebten im Jahre 1870 nur 116,000 Franzosen im Lande, während allein aus dem Großherzogthum Baden gegen 160,000 Personen eingewandert waren. Die Zahl der Spanier belief sich auf 3701, die der Italiener auf 17,149. Von letzteren lebten 5000 in Californien. An eingewanderten Chinesen gab es 62,674, von denen sich die meisten in Californien und Nevada niedergelassen hatten.

Im Jahre 1872 hat die Einwanderung bedeutend zugenommen. Die Zahl der Emigranten, welche in Neuyork landeten, belief sich auf 291,217 gegen 229,639 im Vorjahre. Von diesen waren 111,000 Deutsche, 64,000 Irländer, 11,000 Schweden, 9000 Schatten, 6400 Norweger, 5800 Italiener, 4600 Dänen, 4500 Schweizer, 4000 Russen, 3400 Holländer, 2700 Franzosen. Man sieht, wie vorwiegend jetzt das deutsche Element unter den Einwanderern ist. Ob und welche Wirkung die in Deutschland von den Regierungen theils schon ergriffenen, theils noch beabsichtigten Präventivmaßregeln haben werden, muß die Zukunft lehren.

Von der afrikanischen Westküste.

Wir erhielten in Bezug auf die Artikel über Senegambien, welche wir jüngst mitgetheilt haben, die nachstehenden Bemerkungen, denen wir gern eine Stelle einräumen. Sie stammen von einem deutschen Missionär, welcher von 1857 bis September 1872 in Westafrika wirksam gewesen ist. Vier Jahre lang verweilte er an der Goldküste, die übrige Zeit unter den Völkern im Hinterlande vom Cap Palmes; ein ganzes Jahr lang hielt er sich bei den Anthropophagen am obern Calabarfluß auf. Diesen Stamm bezeichnet man als Wedos.

*

Im „Globus" XXIII, Nr. 8 wird gesagt, daß „das ganze Gestadeland von Gambia bis zum Nigerdelta ein geradezu mörderisches Klima hat." Die beweisführenden Angaben sind sicherlich nicht übertrieben; allein ich behaupte aus Erfahrung, daß Westafrika nicht mehr zu schimm ist wie früher, und daß bei gehöriger Vorsicht das Klima nur in seltenen Fällen lebensgefährlich wird.

Reisende haben natürlich mehr zu leiden als solche Ausländer, die einen festen Wohnsitz nehmen. Das Klima fiebert packt aber alle Ausländer, weiße oder schwarze, und selbst Westindier und Floridaner. Da muß man nur vorsichtig sein. Englische Offiziere und Kaufleute sind in der Regel lebenslustige Leute, die schon auf dem Dampfschiffe alles Mögliche trinken: Whisky, Brandy, allerlei Weine und Ale. Dann wird gespielt und geschwelgt bis Mitternacht; am Morgen hat Alles Katzenjammer, und das erste ist „Brandy and Soda"; zum Frühstück Brandy und mousirenden Moselle oder Champagner. Mein Nachbar, ein robuster Schotte, trank jeden Tag eine Flasche Schnaps, nebst anderen Getränken, und starb im ersten Jahre

Digitized by Google

an der Goldküste. Am Lande macht man Ausflüge in der Hitze, geht auf die Jagd in sumpfigen Orten oder feuchten Wäldern, erhitzt sich übermäßig und das Fieber tritt dann mit gefährlicher Kraft auf. Dazu kommen Abendgesellschaften, Bälle ꝛc.; man trinkt viel und vielerlei, geht spät zur Ruhe und lebt unregelmäßig. Das leidet Afrika nicht. Wie es jetzt steht, weiß ich nicht, aber vor zehn Jahren war die ärztliche Behandlung an der Goldküste ganz verschieden. Man gab Kolomel (was gewöhnlich Dysenterie verhersührte), Branntwein im Fieber, Chinin nur, wenn das Fieber vorbei war, und verbot alles Wassertrinken; das war englische Praxis!

Mir ist noch kein Patient am Fieber gestorben, aber zwei an Dysenterie. Man giebt Chinin — und je stärker das Fieber, desto größere Dosen, läßt die Kranken viel kaltes Wasser trinken oder schwachen Thee, oder beides, und bedeckt sie so, daß sie schwitzen müssen. Rheinwein mit Wasser und Zucker gegen übergroße Schwachheit, und Speise, welche und so viel sie wollen; Leichtes ist am besten. Der Kranke darf nicht zu schwach werden. Für gehörigen Schlaf und regelmäßige Functionen ist zu sorgen. Die Hauptsache aber ist Ruhe in frischer Luft, wo möglich in leichtem Seewinde, bis man völlig hergestellt ist. Auf diese Weise kommt man durch, und mit gehöriger, regelmäßiger Nahrung, Bewegung, Arbeit und Ruhe hält es der Weiße vier bis zehn Jahre aus, ohne Erholung dahrein. Sierra Leone und Cape Coast sind ungesunder als Accra, weil letzteres frei liegt und die Seeluft in voller Kraft genießt, während in den beiden ersten Gegenden, welche hinten Berge haben, die Seeluft nicht frei über die Städte wegblasen kann, um alle üble Luft wegzuwehen. Sobald aber die Mißthaufen aus der Stadt entfernt sind, wird Cape Coast auch besser werden.

Hiermit möchte ich den Eindruck wegnehmen, als ob man in Afrika das Leben verliere eher als nicht. Wer mit guter Constitution hinausgeht, kann bei vernünftiger Lebensweise arbeiten und leben, eher als nicht. Das beweisen die deutschen und englischen Missionäre; vor dreißig und vierzig Jahren starben die meisten; jetzt, da man ordentliche Wohnungen hat und das Klima besser versteht, sind selten Einer, und doch arbeiten sie und reisen mehr als die Kaufleute und Officiere.

Liberia. In XXI, Nr. 15 des „Globus“ kommt Liberia schlimm weg. Man muß bedenken: Erstens, daß die Liberianer zu bald selbständig wurden, ehe sie sich in Afrika recht befestigt hatten und ehe sie in pecuniärer Hinsicht selbständig waren. Sierra Leone und Algier sind so heute noch unter europäischer Pflege und Aufsicht.

Zweitens sind der Liberianer wenige, etwa 17,000, und von diesen Wenigen waren Viele uncivilisirt und unchristlich. Wie nach der Sklavenbefreiung in den Vereinigten Staaten sich nur 600,000 nominelle Christen vorfanden neben beinahe vier Millionen Heiden, wie man jetzt noch eigentliche Mission treiben muß unter denselben, so waren und sind auch die meisten Liberianer Gegenstand der Missionsorbeit.

Drittens kommen jetzt meist nur solche Neger von Amerika, die dort nichts nütze sind, und glauben, Liberia sei das Schlaraffenland. Die Colonisationsgesellschaft hat selbst veröffentlicht, daß in fünf Jahren etwa 2200 Auswanderer nach Liberia geschafft wurden, von denen nur ein Viertel getauft waren; die übrigen hatten gar keine Religion. Und die Namenchristen sind meist Methodisten oder Baptisten, die im Worte Gottes soll gar nicht unterrichtet sind. Solcher Zuwachs macht der jungen Republik viel Noth.

Viertens sind diese farbigen Einwonderer von Amerika und deren Nachkommen in Afrika viel schwächer als die Eingeborenen, so daß der Feldbau und sonstige harte Arbeit sehr vielen zu schwer ist. Ich habe mich überzeugt, daß die Colonisten nicht so viel arbeiten können als die Weißen, und daß die Einwohnerzahl in Maryland (Cape Palmas) eher ab- als zunimmt. Die Sierra Leoner sind befreite Sklaven (die meisten wenigstens), welche nie von der afrikanischen Küste wegkamen, ihr Land und ihre Sprache nie vergessen hatten, und für welche die englische Regierung auch heute noch sorgt, obwohl die Einnahmen der Colonie die Ausgaben übersteigen. So ist es in Liberia nicht: die Leute sind fremd, schwach, viel krank und haben wenig Hülfe und Rath von Amerika, außer in Schule und Kirche.

Dabei hat Liberia doch dem Sklavenhandel an der Pfeffer- und Elfenbeinküste den Garaus gemacht, während derselbe, trotz der englischen und amerikanischen Kreuzer, an der Gold- und Sklavenküste noch vor einigen Jahren im Großen sortdauerte. Sodann hat die Regierung Liberias, so schwach sie auch ist, den Nachbarstämmen der Eingeborenen heilsamen Respect eingeflößt, so daß Kaufleute, Reisende und Missionäre mit mehr Sicherheit unter dieselben gehen können. Ferner ist schon viel geschehen in industrieller Hinsicht: der Ackerbau macht Fortschritte, namentlich am St.-Pauls-Fluß hinauf hinter Monrovia; Zucker und Syrup wird viel gemacht, Kaffee, Erdmandeln, Pfeilwurzmehl ꝛc. wird ausgeführt; Baumwolle kommt jetzt auch auf den Markt, der Palmölhandel kam in Aufschwung. Der Handwerkerstand vermehrt sich und gedeiht; auch darf man den Schiffbau nicht vergessen. Endlich ist doch ein großer Unterschied zwischen dem Leben in einer Colonie stadt und in der Heidenstadt dicht daneben, und zwischen einem Liberianer und einem heidnischen Eingeborenen.

Leider giebt es sehr viele Händler, die theils zu schwach, theils zu bequem sind, mit ihrem Handwerk oder im Ackerbau sich ihr Brot zu verdienen. Und leider giebt es viele unchristliche und unmoralische Leute in Liberia; aber so ist es auch bei Europäern an der Westküste, die nicht selten in Völkerei es den Negern zuvorthun und unter denen sogar verheirathete Männer sich nicht schämen, öffentlich eine Schwarze zu heirathen „nach Landessitte“.

Das Herunterschauen der Liberianer auf die Eingeborenen hört nach und nach auf; und darin wird wohl die Zukunft des Landes liegen, daß Liberia die Eingeborenen sich in freundlicher Weise conföderirt und sie auch was gelten läßt.

Die Völkerstämme von Liberianisch-Kosso bis zum St.-Pedro-Fluß sprechen eine Sprache mit großer Dialektverschiedenheit. Da die Fremden alle die Matrosen aus diesen Stämmen Krohops heißen (vom Kru-Stamm, westlich von Cape Palmos), so brauche ich diesen Namen für das Gesammtvolk. Der Cydebodialekt wird benutzt zu Uebersetzungen.

Die japanesischen Studenten in Michigan.

Ein Augenzeuge, der diese jungen Leute aufmerksam beobachtet hat, entwirft in dem zu Boston erscheinenden „Christian Register“ folgende Schilderung: „Als ein hervorragendes Merkmal tritt ihre Arbeitskraft hervor; sie lieben den Fleiß, sind ausdauernd und ungemein anstellig. Studiosus Toyomo z. B. arbeitet durchschnittlich 16 Stunden täglich. Sie leben sehr mäßig. Ihr Körper ist nicht athletisch, aber kräftig und zäh; sie turnen viel, und erfreuen sich der besten Gesundheit und bewegen sich mit Lebhaftigkeit. Sehr scharf ist ihre Beobachtungsgabe; sie nennen Alles beim rechten Namen, und machen sich nie einer Uebertreibung schuldig; sie wollen die Wahrheit wissen. Ihr Temperament ist aufgeräumt; sie sind sehr zum Scherzen aufgelegt, haben scharfen Verstand und auch mindestens so viel Schlauheit, den Dingen auf den Grund zu gehen, wie der abgefeimteste Yankee. Die verschiedenen christlichen Secten haben sich vergeblich bemüht, diese intelligenten jungen Gentlemen zu sich herüber zu ziehen. Gegen die Kirche des römischen Papstes hegen sie einen starken Widerwillen schon deshalb, weil das Ritual befestigen so sehr viel Uebereinstimmendes mit jenem des Buddhismus hat, von welchem sie sich abgewandt haben. Ihnen steht die Moralphilosophie des Confucius am höchsten. Es befremdet sie nicht wenig, in Amerika so viele kirchliche Secten zu finden; ihnen zufolge wäre die Religion die beste, welche Wissen, Einsicht in das Wesen der Dinge, Kunst und gesellschaftlichen Fortschritt fördert. Es interessirt sie das Problem nicht, was aus der Seele dermaleinst werden könne, weil

Digitized by Google

es ganz unmöglich sei, darüber etwas zu wissen; über Seligkeit und Seelenheil machen sie sich keine Gedanken und betonen, daß der Mensch rechtschaffig handle, wenn er im gegenwärtigen Leben alle seine Kräfte aufbiete, um das Wohlergehen der Menschen überhaupt zu fördern. — Sie stehen in lebhaftem Verkehr mit ihrem Vaterlande, haben aber kein Heimweh und finden sich mit Leichtigkeit in unsere Verhältnisse. Sie sind gut gelaunt und heiter; ihre Stimme ist sanft, ihre Umgangsformen sind angenehm, höflich und ansprechend; dabei lieben sie die Reinlichkeit. Man hört sie niemals schwören oder fluchen. In unserer Kleidung bewegen sie sich vollkommen zwanglos und ihr ganzes Betragen ist so, daß sie in jedem Lande als Muster gelten könnten. Die abendländische Musik spricht sie sehr an. Allerdings gehören diese Studenten der besseren Classe ihres Volkes an; sie sind durch und durch Gentlemen, und jede Nation dürfte stolz darauf sein, durch so gediegene junge Männer im Auslande vertreten zu sein."

So lautet das Urtheil eines neuengländischen Theologen über die „ostasiatischen Heiden".

Dinoceras, eine fossile Säugethierordnung.

In der Versammlung der American Philosophical Society vom 20. December 1872 berichtet Professor Marsh über die neuerdings von ihm in der Eocen-Formation entdeckten fossilen Säugethiere, welche eine neue Ordnung, Dinoceras, bilden. Diese Thiere waren von der Größe des Elephanten, hatten diesen ähnliche Gliedmaßen, aber eine Schädelbildung, welche durchaus von derjenigen aller anderen bekannten Säugethiere abweicht. Der Schädel ist nämlich concav und hat an den Seiten sowie am Hinterhaupt mächtig vorstehende Kämme, auch trug derselbe drei Paar Hörner. Im Unterkiefer stehen ein Paar Hauer, ähnlich jenen des Wapiroffes; Schneidezähne fehlen. Bisher sind mehrere Arten dieser eigenthümlichen Ordnung aufgefunden worden; Dinoceras anceps, Marsh, ist die typische Species, daran reiht sich Dinotherium robustum. Zu den Dickhäutern können diese Thiere aus verschiedenen Gründen nicht gestellt werden; deshalb schlug Marsh für sie den neuen Ordnungsnamen Dinoceras vor.

* * *

— Ein hoffnungsvoller junger Yankee in Kansas verlangte von seiner Mutter Geld, um einen Circus zu besuchen; sie aber erklärte, daß er die Schulstunden nicht versäumen dürfe, mit dem Circus sei es für das Mal nichts. Darob ergrimmt der Junge und steckt das Schulgebäude in Brand. Zur Anerkennung für diese löbliche That hatten die übrigen Schuljungen seiner Classe, zehn- bis zwölfjährige Knaben, eine Versammlung und sprechen ihm ihren tiefgefühlten Dank für das aus, was er im Interesse der Freiheit gethan habe. Wir lesen nicht, daß er wenigstens eine tüchtige Tracht Schläge bekommen habe.

Eine junge „Lady" von 15 Jahren, Tochter eines Neuyorker Eisenbahnspeculanten, zahlte vor Weihnachten ihrer Putzmacherin nur 250 Dollars für die Verfertigung eines Kleides. Eine ihrer Freundinnen hatte kurz vorher nur 150 Dollars bezahlt und sich dessen gerühmt; jetzt war sie gleichsam ins Nichts zurückgeworfen und durch den Triumph ihrer Nebenbuhlerin tief gedemüthigt!

Eine Zeitung in St. Louis schreibt ironisch: „Da haben wir jetzt nur sechs Mörder im Gefängniß, welche es für sehr langweilig und unverantwortlich erklären, daß sie, was sich zu heut zu Tage von selber versteht, noch nicht begnadigt worden sind. Der Galgen ist in Mißcredit gekommen. Wer würde auch so inhuman sein, den lieben Mördern nicht die zärtlichsten Sympathien zuzuwenden?"

In einem Neuyorker Blatte ist Folgendes zu lesen: „Major Hodge, Zahlmeister der Armee in Washington, betrog die Staatscasse um 450,000 Dollars. Die Untersuchung brachte haarsträubende Dinge dieses Gaunerß ans Tageslicht; er wurde vom Kriegsgerichte infam cassirt und zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Davon hat er kaum den zehnten Theil abgesessen. Aber es ist doch eine wahre Grausamkeit, einen Biedermann im Kerker schmachten zu lassen, der noch nicht einmal eine halbe Million gestohlen hat. Lassen doch ungehängt Tugenden von Politikern und Börsenschwindlern frei herum, die es nicht unter Millionen thun. Wie weichherzig, mitleidig und gerecht ist doch unser hochherziger Präsident Ulysses Simpson Grant! Er ließ sich das Schicksal des armen Betrügers Hodge sehr zu Gemüthe gehen und beschloß, diesen unglücklichen Mann der bürgerlichen Gesellschaft, deren Zierde er ja war, wieder zurückzugeben. Glücklicherweise erlaubten ihm seine Mittel das. Als Präsident hat er das Begnadigungsrecht und so begnadigte Grant den infam cassirten Schurken noch bevor das Jahr abgelaufen war. Ja, wir haben einen gebildeten Präsidenten, der es sich angelegen sein läßt, die öffentliche Moralität zu ermuntern."

„Wir werden immer schmachvoller bestohlen! Für das Anzünden der Gasstammen im Repräsentantenhause sind während der letztverflossenen fünf Jahre für jede Session 3420 Dollars verausgabt worden."

Den Schaffnern auf den Pferdebahnen in Cleveland, Ohio, wurde von Seiten der Direction das Fluchen verboten. Sie erklärten, daß sie streiken würden, und stellten die Frage: „Leben wir im Zeitalter der Freiheit oder ist die ganze Welt etwa weiter nichts als die Ausgeburt eines verrückten Hirns?"

John Strang wurde in Westchester, Pennsylvanien, gehängt. Er ging äußerst gemüthlich zum Galgen und rauchte seine Cigarre. Für den von ihm weggeworfenen Stummel fand sich ein Liebhaber, welcher für denselben dem Scheriff fünf Dollars gab. Solch ein Accidens war diesem vollziehenden Gerichtsbeamten ein „Habenb".

Am 6. December 1872 fanden in Neupark und Brooklyn nur sieben Mörder vor Gericht. Wir finden sie im „Newyork Daybook" vom 11. December namentlich aufgeführt. Dr. Lucius B. Iriß hat den E. O. Andersen vergiftet; James King den Anthony O'Neill ermordet; Arthur Quinn hat die Marie Stannard todtgestochen, Patrick Leddy seine Frau ermordet; Catharine Mac Guire den Stephen Cuaill ermordet; Timothy Landers und Garret Landers haben eine Mordthat verübt.

— Der Abzug von Edelmetallen aus Nordamerika nach Ostasien steigert sich, je mehr der Handelsverkehr zwischen beiden Regionen anwächst. Der Dampfer, welcher am 8. Januar von San Francisco abging, nahm 828,871 Dollars 47 Cents baar mit. Davon waren 599,750 Dollars 71 Cents für China und 229,080 Dollars 76 Cents für Japan bestimmt.

— In der Münzanstalt zu San Francisco sind im Jahre 1872 ausgeprägt worden 16,000,000 Dollars Gold und 380,000 Dollars Silber.

— Die Weizenernte im Staate Minnesota hat 1872 sich auf 26,000,000 Buschels gestellt; durchschnittlich lieferte der Acre 17½ Buschels. Der Bedarf der Einwohner wird mit etwa 6,000,000 Buschels gedeckt; es bleiben also 20 Millionen zur Ausfuhr übrig, was doppelt so viel ist als im Jahre 1871.

Inhalt: Wanderungen im nördlichen Spanien. (Mit vier Abbildungen.) — Nationales und gesellschaftliches Leben im Chanate China. Von Hermann Vambery. II. (Schluß.) — — Aus den Briefen Adolf Hübner's über Südafrika. II. Mit der Ochsenkarawane von Durban in Natal nach Potschefstrom. — — Galdmith's Reise von Benderabbas nach Mesched. (Erforschung Seistans.) — — Aus allen Erdtheilen: Das „fremde" Element in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten. — Von der afrikanischen Westküste. — Die japanischen Studenten in Michigan. — Dinoceras, eine fossile Säugethierordnung. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Zur Geschichte, Theorie und Praxis der Spectralanalyse.

(Mit einer farbigen Spectraltafel.)

I.

K. Die Spectralanalyse ist der jüngste und merkwürdigste Zweig der allgemeinen Physik. In der That hätte Niemand vor einem Vierteljahrhundert ahnen können, daß es uns heute, Dank einer eben so einfachen als sichern Analyse des Lichtes, möglich sei, bis in die entlegensten Regionen des Weltraumes einzudringen und die stoffliche Zusammensetzung von Körpern zu ermitteln, die, unserer Berührung ewig unerreichbar, in ungemessenen Fernen sich befinden. Aber während die Spectralanalyse über die stofflichen Elemente auf entfernten Weltkörpern Aufschluß verschafft, hat sie uns auch über die Materie in unserer nächsten Nähe die merkwürdigsten Aufschlüsse gegeben; nicht allein lehrte sie uns vier neue Elemente kennen, von deren Existenz der Chemiker vordem keine Ahnung besaß, sondern sie hat auch unsere Vorstellungen über die Häufigkeit gewisser einfacher Stoffe wesentlich modificirt und berichtigt. Mit Hülfe der Spectralanalyse überzeugen wir uns, daß wir allenthalben auf der Erde, zu jeder Zeit und in allen Lagen, der Natriumverbindungen uns nicht erwehren können. Der Staub, den Jedermann mit sich herumträgt, enthält Natriumverbindungen. Wenn man in die Hände klatscht, den Rock schüttelt, ein Buch zusammenklappt, mit dem Fuße auf den Boden stampft: sofort zeigt die nicht leuchtende Flamme, welche bei der spectralanalytischen Untersuchung benutzt wird, die Reaction auf Natrium! Kein Mensch hatte früher an eine so allgemeine Verbreitung der Natriumverbindungen gedacht. Das Metall Lithium war früher nur in einigen, noch dazu seltenen Mineralien aufgefunden worden; da kam die Spectralanalyse und zeigte, daß dieses Element ganz allgemein verbreitet ist. Mit Hülfe der Spectralanalyse läßt sich der dreitausendmillionte Theil von einem Gramm eines Natriumsalzes mit Bestimmtheit nachweisen, der hundertmillionte Theil von einem Gramm Lithium u. s. w. Eine qualitative Analyse von solcher Feinheit und Empfindlichkeit übersteigt weitaus das kühnste Hoffen von vordem!

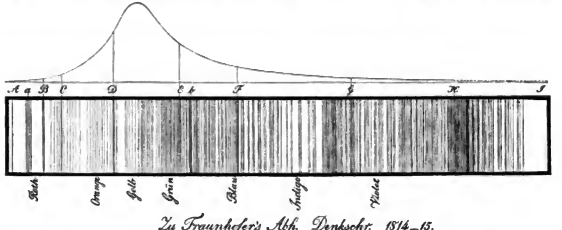
Und wer ist nun der Entdecker dieser merkwürdigen Analyse? Es sind die beiden Heidelberger Professoren Kirchhoff und Bunsen, der Eine ein eminenter Physiker, der Andere ein berühmter Chemiker. In ihnen haben sich Physik und Chemie gewissermaßen die Hände gereicht, um eine neue Methode zu schaffen, die beiden Wissensgebieten von größter Wichtigkeit geworden. Wenn man in Heidelberg in einer Gesellschaft oder an einem öffentlichen Orte den Professor Kirchhoff trifft, so kann man sich darauf verlassen, daß der Professor Bunsen nicht weit entfernt ist und umgekehrt. So wie diese beiden Forscher im Leben durch die Bande unzertrennlicher Freundschaft einander nahe stehen, so hat die Entdeckung der Spectralanalyse für die fernste Zukunft ihre Namen untrennbar mit einander verknüpft. Wo immer von Spectralanalyse gesprochen wird, da wird auch ihrer gedacht! Ohne Ansprüche von Rechts und Links ist das Debüt freilich nicht abgelaufen; es hat sich auch bezüglich der

Digitized by Google

Spectralanalyse gezeigt, daß Mancher nahe daran war, den Schatz zu heben, aber gefunden haben ihn erst die Heidelberger.

Der Erste, welcher sich mit der Untersuchung des Sonnenspectrums befaßte, ist bekanntlich Newton gewesen. Im Jahre 1675 überreichte er der Royal Society seine berühmte Abhandlung über Optik, in welcher er die Zerlegung des weißen Sonnenlichtes durch das Prisma in ein längliches Farbenband (Spectrum) nachwies. Er ließ das Sonnenlicht durch ein rundes Loch auf das Prisma fallen und sah dann einen ununterbrochenen farbigen Streifen, welcher alle Regenbogenfarben enthielt. Im Jahre 1802 wiederholte Wollaston, den die Engländer den Papst nannten, weil er sich bei seinen zahlreichen Untersuchungen angeblich nie irrte, die Newton'schen Versuche. Er ließ das Sonnenlicht statt durch ein rundes Loch durch einen feinen Spalt auf das Prisma fallen, und zwar so, daß die Kante des Brechungswinkels parallel mit dem Spalte war. Auf diesem Wege erhielt Wollaston ein Spectrum, welches mehrere schwarze Linien so ziemlich auf den Grenzen der Hauptfarben zeigte. Leider bewährte sich bei dieser Beobachtung sein päpstlicher Beinamen ganz und gar nicht; denn er gerieth auf die Idee, jene schwarzen Querlinien bezeichneten die natürlichen Grenzen der benachbarten Farbenreihe, und ohne sich viel zu fragen, wie es denn komme, daß diese natürlichen Grenzen in der angegebenen Weise charakterisirt seien, ließ er die Sache liegen und entging dadurch dem Ruhme einer großen Entdeckung. Die dunkeln Linien Wollaston's konnte Newton aus dem Grunde nicht sehen, weil er das Sonnenlicht durch ein rundes Loch auf das Prisma fallen ließ. Auf diese Weise erhielt er kein sogenanntes reines Spectrum, sondern eine Reihe von solchen, welche sich gegenseitig überdeckten, weil das Licht von verschiedenen Stellen des runden Loches auf das Prisma fiel. Der Erste, welcher die dunkeln Linien genauer untersuchte, war der berühmte deutsche Optiker Fraunhofer, im Jahre 1814. Er sah deren eine große Anzahl und maß von 576 die genaue Lage. Die am stärksten hervortretenden bezeichnete er, beim Roth anfangend, mit den Buchstaben *A* bis *H*. Die nebenstehende Figur ist eine Copie der Zeichnung, welche Fraunhofer von den Spectrallinien gab. Auf der beigefügten farbigen Spectraltafel bezeichnet das oberste farbige Spectrum 1 dasjenige der Sonne. In demselben sind die hauptsächlichsten Fraunhofer'schen Linien von *A* bis *H* aufgenommen, so, wie sie sich wirklich im Spectrum zeigen.

Fraunhofer blieb indeß nicht bei der Auffindung der



Zu Fraunhofer's Abh. Denkschr. 1814—15.

zahlreichen dunkeln Linien des Sonnenspectrums stehen, sondern untersuchte auch die Spectra verschiedener Sterne und des elektrischen Lichtes. Als er das Licht des äußern Flammenmantels einer Kerze durch sein Prisma fallen ließ, entdeckte er, daß es homogen gelb sei und sich im Spectrum auf eine doppelte Linie reducire. Er erinnerte sich, daß eine dunkele Doppellinie genau an derselben Stelle im gelben Theile des Sonnenspectrums ebenfalls auftrete. Auf eine sinnreiche Weise ließ er beide Spectra über einander fallen und fand die vollkommenste Uebereinstimmung in Bezug auf jene Doppellinie. Es ist die Linie *D* gemeint, aber Fraunhofer konnte nicht ahnen, daß ihr Auftreten die Gegenwart von Natrium anzeige.

Im Jahre 1825 beschäftigte sich Sir John Herschel mit Untersuchung der Spectra gefärbter Flammen und kam dabei zu der (richtigen) Behauptung, daß die Farben, welche verschiedene Körper der Flamme ertheilen, in vielen Fällen ein einfaches und leichtes Mittel darbieten, außerordentlich kleine Mengen davon zu entdecken.

Die wichtigsten Fortschritte bahnte um diese Zeit Fox Talbot an. Im Jahre 1826 veröffentlichte er eine Abhandlung, in welcher er nachzuweisen suchte, daß die gelbe Linie (*D*) das Vorhandensein des Schwefels anzeige und daß die Kalisalze eine violette und rothe Linie als Spectrum geben. Zum Schlusse seiner Untersuchungen sprach er die Ansicht aus, daß gewissen Körpern gewisse Spectrallinien eigenthümlich seien. Wenn diese Meinung, fuhr er fort, sich als richtig herausstellt, so würde ein Blick auf das prismatische Spectrum einer Flamme hinreichen, um zu beweisen, daß in ihr Substanzen vorhanden sind, welche sonst nur eine mühsame chemische Analyse nachzuweisen vermag. Im Jahre 1827 untersuchte Talbot die Spectra des Strontians und Lithiums. Er sagte hierüber: „Die Flamme des Strontians giebt im Spectrum eine große Anzahl von rothen Linien, alle von einander durch dunkele Zwischenräume geschieden, ohne des Orange zu gedenken und einer sehr scharfen, hellen blauen Linie. Das Lithium giebt nur einen rothen Strahl. Hiernach zögere ich nicht, zu erklären, daß die optische Analyse im Stande ist, die kleinsten Mengen dieser beiden Elementarkörper mit der gleichen, wenn nicht größern Sicherheit anzugeben, als dies nach jeder andern bekannten Methode möglich ist." Die Spectra, deren Talbot in diesen Abhandlungen gedenkt, finden wir auf unserer farbigen Spectraltafel. Nr. 4 ist das Spectrum des Kaliums, Nr. 5 jenes des Natriums, das Talbot damals irrthümlich dem Schwefel zuschrieb, Nr. 6 das des Lithiums

Digitized by Google

und Nr. 7 das des Strontians. Im Jahre 1836 veröffentlichte Talbot Beschreibungen der Spectra des Goldes, des Kupfers, des Zinks, der Borsäure und des Baryts. Mit demselben Gegenstande beschäftigte sich um diese Zeit auch Brewster und legte seine bezüglichen Resultate 1842 der britischen Gesellschaft auf der Versammlung zu Manchester vor. Er hob ausdrücklich hervor, daß die hellen Linien, welche in unseren Flammen charakteristisch für gewisse Elemente sind, ihrer Lage nach genau übereinstimmen mit den dunkeln Linien des Sonnenspectrums, eine Thatsache, welche, wie eben bemerkt, für die Doppellinie *D* bereits Fraunhofer constatirt hatte. „Als ich," sagt er, „mittels eines ausgezeichneten Prismas von Fraunhofer das Spectrum des brennenden Salpeters untersuchte, war ich überrascht, die von Talbot entdeckte rothe Linie von mehreren anderen begleitet zu sehen, und wahrzunehmen, daß der äußerste rothe Strahl genau mit der dunkeln Linie *A* im Sonnenspectrum zusammenfällt. Nicht minder erstaunte ich darüber, daß eine andere helle Linie mit der dunkeln Fraunhofer'schen Linie *B* correspondirt. — Ich untersuchte mit der größten Aufmerksamkeit eine Reihe anderer Flammen und fand, wie auch bei ihnen die Eigenthümlichkeit stattfindet, daß ihre hellen Linien mit dunkeln des Sonnenspectrums zusammenfallen." Im Jahre 1845 veröffentlichte Professor W. A. Miller seine Untersuchungen über die Flammenspectra der Erdalkalimetalle und lieferte Zeichnungen derselben, die leider den Fehler besitzen, daß sie nicht charakteristisch genug sind, um als Erkennungsmittel für diese Metalle zu dienen. Die Ursache dieser Unvollkommenheit ist, beiläufig bemerkt, darin zu suchen, daß er sich bei seinen Versuchen einer leuchtenden Flamme bediente, statt einer nicht leuchtenden. Später haben Wheatstone, Masson, Angström, van der Willigen, Plücker und Desprez sich viel mit Untersuchungen über das Spectrum des elektrischen Funkens beschäftigt. Die Folgerung, daß die hellen Linien des Spectrums eines glühenden Gases ausschließlich durch die einzelnen chemischen Bestandtheile desselben bedingt seien, drängte sich mehr und mehr auf, aber der Beweis hierfür war nicht erbracht und ebenso blieb es vollkommen räthselhaft, weshalb den hellen Linien der Spectra glühender Gase dunkele Linien im Sonnenspectrum entsprechen. Im Jahre 1857 veröffentlichte Swan seine Untersuchungen über die prismatischen Spectra der Flammen von Kohlenwasserstoff-Verbindungen und bewies durch Experimente, daß die fast stets auftretende helle gelbe Linie, welche der dunkeln Linie *D* im Sonnenspectrum entspricht, nicht dem Schwefel, sondern dem Natrium angehöre. Er fand auch, daß die Menge Kochsalz, welche ausreicht, diese Linie zu zeigen, über alle Vorstellung klein ist. „Betrachten wir," sagt er, „die fast universelle Verbreitung der Natriumsalze und die merkwürdige Eigenschaft derselben zur Hervorbringung einer gelben Lichtes, so scheint es sehr wahrscheinlich, daß die gelbe Linie, welche in dem Spectrum fast aller Flammen erscheint, jedesmal von der Anwesenheit kleiner Natriummengen herrührt."

So weit waren die Untersuchungen gediehen, als Kirchhoff und Bunsen sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen begannen. Kirchhoff wollte das Zusammenfallen der Natriumlinien mit der dunkeln Doppellinie *D* des Sonnenspectrums auf directe Weise prüfen. Er entwarf zu diesem Ende ein mäßig helles Sonnenspectrum und brachte dann vor den Spalt des Apparates eine Natriumflamme. Er sah nun die dunkeln Linien *D* sich in helle verwandeln. Die Bunsen'sche Lampe zeigte die Natriumlinien auf dem Sonnenspectrum mit einer nicht erwarteten Helligkeit. Um zu finden, wie weit die Lichtstärke des Sonnenspectrums sich steigern ließe, ohne daß die Natriumlinien dem Auge verschwanden, ließ Kirchhoff den vollen Sonnenschein durch die Natriumflamme auf den Spalt fallen und sah mit Erstaunen die dunkeln Linien *D* in außerordentlicher Stärke hervortreten. Er ersetzte nun das Licht der Sonne durch Drummond'sches Licht, dessen Spectrum, wie das Spectrum eines jeden glühenden, festen oder flüssigen Körpers, keine dunkeln Linien hat. Wurde dieses Licht durch eine geeignete Kochsalzflamme geleitet, so zeigten sich in dem Spectrum dunkele Linien an den Orten der Natriumlinien. Dasselbe trat ein, wenn statt des glühenden Kalkcylinders ein Platindraht benutzt wurde, der durch die Flamme glühend gemacht und durch einen elektrischen Strom seinem Schmelzpunkte nahe gebracht war. Diese Erscheinungen, bemerkte Kirchhoff, finden eine leichte Erklärung in der Annahme, daß eine Natriumflamme eine Absorption ausübt auf die Strahlen von der Brechbarkeit derer, die sie selbst aussendet, für alle anderen aber ganz durchsichtig ist. Ein eingehendes Studium der bei dem ganzen Vorgange stattfindenden physikalischen Bedingungen führte Kirchhoff zu dem wichtigen Satze, daß für jede Strahlengattung das Verhältniß zwischen dem Emissionsvermögen und dem Absorptionsvermögen für alle Körper bei derselben Temperatur das gleiche ist. Ein glühendes Gas absorbirt also nur die Strahlen, welche es selbst aussendet, und übt auf Strahlen der Farben, die in seinem Spectrum vorkommen, eine um so stärkere Absorption, je größer die Helligkeit dieser Farben in seinem Spectrum ist. Für Strahlen von Farben, die in seinem Spectrum fehlen, und die in dem Spectrum eines andern Körpers von derselben Temperatur vorhanden sind, ist es vollkommen durchsichtig. Die hier ausgesprochene Eigenschaft läßt sich für den glühenden Natriumdampf sehr hübsch einer größern Versammlung mit Hülfe eines von Bunsen construirten Apparates zeigen.

Dieser Apparat ist in der Figur auf folgender Seite abgebildet.

Es bezeichnen *a* und *b* zwei Flaschen, durch welche das zu verbrennende Leuchtgas streicht. Dieselben enthalten eine Kochsalzlösung nebst etwas Schwefelsäure und Zink, welche Mischung eine ganz schwache Wasserstoffentwickelung bewirken muß, damit sich das Leuchtgas mit Tröpfchen der Kochsalzlösung imprägnirt, wodurch es eine constante Natronflamme giebt. Das Leuchtgas der Flasche *a* giebt die breite Flamme *g*, das Leuchtgas der Flasche *b* aber die kleine spitze Flamme über *d*. Da beide Flammen nichtleuchtende Flammen sein müssen, so streicht das bei *c* ausströmende Gas durch die oben und unten offene Röhre *k*, mischt sich da mit Luft, verbrennt aber erst über der Röhre *k* mit der in dem Hute vorhandenen Luft so unvollständig, daß bei *d* noch einmal eine Flamme aus den dorthin gelangenden, unvollkommenen Verbrennungsproducten entsteht, deren Temperatur die niedrigste ist, die man überhaupt einer Flamme ertheilen kann. Die möglichst heiße nicht leuchtende Flamme *g* wird so erzeugt, daß man das bei *c* ausströmende Leuchtgas sich in dem Conus *f*, der aus dünnem Eisenblech besteht und oben und unten offen ist, mit Luft mischen läßt und es beim Ausströmen aus der obern Spaltöffnung anzündet. Auf der möglichst großen Temperaturdifferenz der beiden Flammen *d* und *g* beruht hauptsächlich die Erscheinung, daß man die Flamme *d* auf dem glänzenden Hintergrunde der intensiven Natriumflamme *g* fast ganz schwarz sieht.

Die Versuche mit den Natriumlinien bildeten bei den Heidelberger Forschern nur die erste Staffel zu einer Reihe von weiteren Experimenten, Untersuchungen und Rechnungen, aus denen schließlich die Spectralanalyse fix und fertig hervorging und gleich in ihrem Gefolge, gewissermaßen als

Digitized by Google

kleine Probe von dem, was sie werde leisten können, einige Entdeckungen ersten Ranges mitbrachte.

Zunächst wurde nun für eine große Anzahl von Metallen die Lage der hellen Linien ihrer Spectra genau bestimmt und auf dunkle Linien des Sonnenspectrums bezogen. Dabei fiel Kirchhoff auf, daß aller Orten, wo er im Spectrum des Eisens helle Linien einzeichnete, im Sonnenspectrum dunkle sich befanden, und je glänzender die ersteren waren, um so dunkler die letzteren sich zeigten. Eine solche Uebereinstimmung konnte unmöglich als ein Spiel des Zufalls angesehen werden, zum Ueberflusse aber unterfuchte Kirchhoff diese Thatsache auch noch nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung und fand, indem er 60 der am besten coincidirenden Linien auswählte, daß man eine Trillion gegen Eins wetten könne, daß beide Seiten von Linien, die hellen im Eisenspectrum und die entsprechenden dunklen im Sonnenspectrum, demselben Elemente, d. h. dem Eisen, ihr Dasein verdanken. Aber noch mehr. Die angegebene große Wahrscheinlichkeit wird noch dadurch erhöht, daß je heller eine Eisenlinie, desto dunkler die entsprechende Linie des Sonnenspectrums ist. „Es muß also," bemerkt Kirchhoff, „eine Ursache vorhanden sein, welche diese Coincidenzen bewirkt. Es läßt sich eine solche Ursache angeben, welche hierzu vollkommen geeignet ist. Die beobachtete Thatsache erklärt sich, wenn die Lichtstrahlen, welche das Sonnenspectrum geben, durch Eisendämpfe gegangen sind und hier die Absorption erlitten haben, die Eisendämpfe ausüben müssen. Zugleich ist dies die einzig angebbare Ursache dieser Coincidenzen, ihre Annahme erscheint daher als eine nothwendige. Noch könnten die Eisendämpfe in der Atmosphäre der Sonne oder der Erde vorhanden sein. Aber in unserer Atmosphäre kann man unmöglich Eisendämpfe in einer Menge annehmen, die zureichend wäre, um so ausgezeichnete Absorptionslinien im Sonnenspectrum hervorzurufen, als die den Eisenlinien entsprechenden sind; um so weniger, als diese Linien nicht eine merkbare Veränderung erleiden, wenn die Sonne sich dem Horizont nähert. Der Annahme solcher Dämpfe in der Atmosphäre der Sonne steht aber bei der Höhe der Temperatur, die wir dieser zuschreiben müssen, nichts entgegen. Die Beobachtungen des Sonnenspectrums scheinen mir hiernach die Gegenwart von Eisendämpfen in der Sonnenatmosphäre mit einer so großen Sicherheit zu beweisen, als sie bei den Naturwissenschaften überhaupt erreichbar ist." Nachdem so die Gegenwart eines Stoffes in der Sonnenatmosphäre nachgewiesen war, lag die Vermuthung nahe, daß auch noch andere Elemente dort vorhanden sein dürften. Kirchhoff zögerte nicht, in dieser Richtung Untersuchungen anzustellen, und fand in der That aus der Uebereinstimmenden Lage der Spectrallinien die Anwesenheit von Calcium, Magnesium, Chrom, Nickel, Barium, Kupfer und Zink, wozu noch Natrium kommt. Wir verlassen jedoch für jetzt das astronomische Gebiet, auf welches uns Kirchhoff's Untersuchungen führen, da wir später darauf zurückkommen müssen. Hier wollen wir uns bloß mit den Erweiterungen unserer chemischen Kenntnisse durch die Spectralanalyse beschäftigen.

Es war kurz nach den ersten Untersuchungen der Flammenspectra, als Bunsen eine Arbeit über die Alkalisalze unternahm, welche er durch Eindampfen einer größern Menge des Dürkheimer Mineralwassers erhalten hatte. Als er nun nach Abscheidung aller übrigen darin befindlichen Körper das Gemisch der Chloride der Alkalimetalle mit dem Spectroskop untersuchte, bemerkte er in dem Spectrum einige Linien, welche er nie zuvor gesehen hatte, und die weder dem Kalium noch dem Natrium oder Lithium, den drei bis dahin bekannten Alkalimetallen, angehören konnten. Bunsen schloß hieraus, daß das Dürkheimer Mineralwasser noch bisher unbekannte Elemente aus der Gruppe der Alkalimetalle enthalten müsse, und so groß war sein Vertrauen auf die Aussage des Spectroskops, daß er 880 Centner des Dürkheimer Wassers eindampfte, um die Verbindungen dieser neuen Metalle daraus zu isoliren. Es gelang ihm dies in der That, wenngleich das Dürkheimer Mineralwasser nur so außerordentlich geringe Mengen derselben enthält, daß jene 880 Centner Wasser bloß 16,5 Gramm der gemischten Chloride lieferten. Die beiden Metalle, welche Bunsen auf diese Weise entdeckte, nannte er Cäsium und Rubidium. Ihre Spectra sehen wir auf unserer farbigen Spectraltafel. Nr. 2 ist das Spectrum des Cäsium, Nr. 3 jenes des Rubidium. Nachdem Bunsen die Existenz dieser beiden Metalle einmal nachgewiesen, fand man bald, daß sie nicht bloß im Dürkheimer Mineralwasser, sondern auch an anderen Orten vorkommen; Rubidium ist gegenwärtig sogar im Taback, im Kaffee, Thee, Cacao ꝛc. aufgefunden.

Kaum war die Auffindung der beiden neuen Elemente der Welt bekannt geworden, als Crookes in London im selenhaltigen Schlamme der Schwefelsäurefabrik zu Tilkerode am Harze wiederum mit Hilfe der Spectralanalyse ein neues Element entdeckte und dasselbe auch isolirte. Er nannte es Thallium von der schönen grünen Linie, durch welche sich dieser Körper im Spectroskope verriet. Auf unserer farbigen Tafel sehen wir das Spectrum des Thalliums unter Nr. 10. Das darunter befindliche Spectrum Nr. 11 ist dasjenige des Indiums, welches ebenfalls mit Hilfe der Spectralanalyse aufgefunden wurde. Die Herren Reich und Richter zu Freiberg in Sachsen entdeckten es 1864 in gewissen Zinkerzen. Es ist ein weißes, dem Zink ähnliches Metall.

Diese vier neuen Elemente haben bisher eine besondere technische Verwendung noch nicht gefunden. Es ist das auch

Digitized by Google

ſehr natürlich, wenn man bedenkt, wie ſchwierig ihre iſolirte Darſtellung iſt und in wie geringen Quantitäten ſie nur erhalten werden können; vielleicht beſitzen dieſe Elemente auch an und für ſich keine techniſche Verwendbarkeit. Dagegen hat die Spectralanalyſe eine große induſtrielle Wichtigkeit für die Fabrikation von Gußeiſen nach dem Verfahren von Beſſemer gefunden. Stahl unterſcheidet ſich von Gußeiſen dadurch, daß er weniger Kohlenſtoff enthält. Nach dem Beſſemer'ſchen Verfahren wird durch weißglühendes, geſchmolzenes Gußeiſen ein Luftſtrom geblaſen, und dadurch der Ueberſchuß von Kohlenſtoff verbrannt. Es iſt aber von der größten Wichtigkeit, genau den Zeitpunkt zu treffen, wann die Umwandlung beendigt iſt. Bisher ſchätzte der erfahrene Arbeiter dies nach dem bloßen Anblicke der Flamme; mit Hülfe des Spectroſkops läßt ſich der geeignetſte Zeitmoment aber weit ſicherer und ſchärfer auffaſſen. In der That findet die ſpectroſkopiſche Methode, den Punkt zu beſtimmen, wo die Gebläſeluft unterbrochen werden muß, bereits ſeit dem Jahre 1864 in verſchiedenen engliſchen Gußſtahlfabriken mit dem beſten Erfolge Anwendung.

Aus Ruſſiſch-Lappland*).

Von Profeſſor **J. A. Friis** in Chriſtiania.

Lappland hat ſehr viele fiſchreiche Flüſſe und Landſeen. Von den beiden Flüſſen, welche bei Kola münden, iſt der Tulom der größte. Er hat eine bedeutende Waſſermaſſe, und bildet auf ſeinem oftmals breiten und flachen Laufe eine Menge Binnenſeen. Die Befruchtung der flachen Ufergegend durch periodiſche Ueberſchwemmung iſt die Urſache, daß beide Flußufer trotz der hohen Nordlage des ganzen Gebietes mit den ſchönſten Wäldern beſtanden ſind. Leider zeigen viele Stellen, daß manche Waldſtrecken von Menſchen und durch Feuer zerſtört wurden.

Sehr auffallend in jenen einſamen Gegenden iſt der Mangel jeglichen Vogelwildes. Die Fiſchlappen in jener Gegend ſind zur ruſſiſchen Kirche bekehrt worden, aber die Faſtengeſetze in Bezug auf den Genuß von Vogelfleiſch wer-

Lappengamme bei Tulom.

den von ihnen nicht ſo ſtreng gehalten, wie der Pope glaubt. Wenn ſie auf den Fiſchfang ausziehen, legen ſie ihre Büchſen in die Kühne. Auch meinte ein Lappe, da er das Ei, welches der Vogel lege, am Faſttage eſſen dürfe, ſo ſehe er nicht ein, warum er nicht auch den Vogel, von dem er es habe, eſſen ſolle.

Dieſe Leute ſind recht ehrlich. Wenn man ihnen etwas abkauft und man kennt weder ihr Geld noch ihre Rechnungsweiſe, ſo halten ſie bloß die Hand hin, und nun zählt man ſo lange auf die Hand, bis die accordirte Summe erreicht iſt. Mehr als behandelt war, werden ſie niemals nehmen.

*) Vergleiche die Originalkarte von Ruſſiſch-Lappland nach J. A. Friis, von A. Petermann, in Mittheilungen von 1870, Tafel 18.

Digitized by Google

Dagegen muß man an denjenigen Grenzen, wo ſie viel mit Ruſſen zuſammenkommen, oder wo ſie wohl gar von ſchwediſcher Cultur beleckt ſind, die kleine Vorſicht gebrauchen, wenn man ſie als Träger annimmt, ihnen jedes Stück vorzuzählen. In dieſem Falle werden ſie jedesmal pünktlich abliefern. Entgegengeſetztenfalls dürfte vielleicht ein glänzendes Ding, nicht um zu ſtehlen, ſondern weil ihn, wie die Kinder, ein glänzender oder farbiger Gegenſtand anzieht.

So waldreich die Gegend um den Tulomſiſuß iſt und ſo grasreich die Ufer deſſelben ſind, ſo menſchenleer ſind die Berge und Thäler zu beiden Seiten des Fluſſes, denn es wohnen nur wenige Fiſchlappen längs des Stromes in elenden Erdhütten, wie unſere Illuſtration zeigt.

Die Wälder enthalten meiſt Kiefern, Fichten und Birken, wie dies auch am Tana- und Paswigſtrom der Fall iſt. Allein der Baumwuchs am Tulom iſt ein anderer, als der an den letztgenannten flüſſen und beſonders am Altenſtrom. Denn am letztern wachſen Kiefern mit einigen dreißig Zoll und Birken von einigen zwanzig Zoll Durchmeſſer (wie die Querſchnitte im botaniſchen Muſeum der Univerſität zu Chriſtiania zeigen) und haben dabei eine entſprechende Höhe, während am Tulom die Kiefern im Wuchſe mehr den Oſtſbäumen ähneln. Denn ſie treiben einen 20 bis 30 Fuß hohen glatten Stamm von gleicher Dicke, am obern Ende aber ringsum eine runde Krone dichtſtehender herabhängender Aeſte, welche den Stamm zu ſchützen ſcheinen, den Bäumen allerdings ein eigenthümliches Anſehen geben, aber dem Wuchſe in die Dicke nicht ſchaden.

Der Tulom kann wie der Paswig- und Tanaſtuß mit Booten befahren werden bis zum großen Binnenſee Ruotsavre, wo ſich eine neue Lappenkirche befindet mit einem lappiſchen Pfarrer. Der Fluß iſt ungemein reich an Lachſen.

Lutheriſche Bergſappen in Ruſſiſch-Lappland.

Im vorigen Sommer ſetzte ein Wirth in Kola an der Mündung des Tulom 4 bis 5 Netze in den Strom und ließ ſie 24 Stunden ſtehen. Als er ſie herauszog, hatte er 21 ruſſiſche Centner Lachſe gefangen.

Ruſſiſch-Lappland, d. h. die große Halbinſel, welche im Norden vom Eismeere, im Oſten vom Weißen Meere und der Kandalakſchbucht und im Süden und Weſten von Finland begrenzt wird, enthält 3000 Quadratmeilen, und die Halbinſel von Finlands Grenze bis Ponoi 2600 Quadratmeilen. In kirchlicher Hinſicht iſt daſſelbe in 11 Kirchſpiele mit 12 Geiſtlichen und 17 Kirchen eingetheilt. Die Küſtenausdehnung von der norwegiſchen Grenze rings um Lappland und ſüdlich bis Onega umfaßt die murmaniſche, terſke, kandalakſche und pomorskeſche Küſte, und an dieſen Küſtenſtrecken und auf dieſer ungeheuern Landſtrecke von beinahe 6000 Quadratmeilen leben (nach dem letzten Cenſus) nur 9134 Individuen, ſo daß in Ruſſiſch-Lappland auf der Quadratmeile 3 bis 4 Individuen, in Finniſch-Lappland 4 bis 5 Individuen, in Schwediſch-Lappland 13 Individuen und in Norwegiſch-Lappland 26 Individuen leben. Von dem ganzen Terrain Ruſſiſch-Lapplands ſind $^9/_{16}$ Tundraboden (d. h. nordiſche Wüſte), $^6/_{16}$ Waldgelände (wo Fichten, Kiefern und Birken wachſen) und $^1/_{16}$ Binnenſee- und Moorterrain. Hierbei ſind aber die Inſeln im Weißen Meere und in der Kandalakſchbucht nicht eingerechnet. In Ruſſiſch-Lappland wie im ganzen nordöſtlichen Europa geht die Fichte weiter gegen das Eismeer hinauf, als die Kiefer, während in Skandinavien das Umgekehrte ſtattfindet.

Leider hat man in Ruſſiſch-Lappland und im nördlichen Karelen theils durch unvorſichtige Waldbrände, theils durch Pech- und Theerbrennen und durch Rindenabſchälen, ſowohl für Rindbrot als zum Dachdecken, die ſchönen Polarwälder ſehr ruinirt. Dennoch würde ſich ein bedeutender Holzhandel unter dem 69. und 70. Breitengrade in jener

Digitized by Google

Gegend entwickeln, wenn — Menschen dort wären. Denn da zwei der größten Flüsse Lapplands in Kola zusammenlaufen, so ist die Anlage von Sägemühlen und Flößereien hoch in der arktischen Zone eine leichte Sache. Statt dessen überläßt man diese Anlegung den Russen am Weißen Meere, welche über Archangel ihre Holzgeschäfte betreiben.

Außer den vielen großen Flüssen erscheinen die vielen Binnenseen, Sümpfe und Wasserpfützen charakteristisch für dieses Land. Namentlich aber ist der viele Wechsel zwischen Gewässern und Inseln auffällig. Denn der große Enaresee ist so mit Inseln besetzt, daß er nur einem großen Sumpfe gleicht und auch von den Lappen so genannt wird. Und selbst wenn man in Finland reist, wird man im größten Theile des Landes inne, ob man sich auf einem Lande mit zahlreichen Binnenseen, oder in einer Meerbucht mit zahlreichen Inseln befindet. Und dieser Meer- oder, wie man will, Landcharakter pflanzt sich sogar über die Alandsschären bis Schweden fort.

Lappland Binnenseen belegen sich gewöhnlich Ende October oder spätestens sieben Wochen vor Weihnachten mit Eis und sind in der ersten Hälfte des Mai wieder eisfrei. In derselben Zeit ist das Weiße Meer an allen seinen Küsten bis zur Hälfte der ganzen Breite zugefroren und wird erst Mitte Mai eisfrei. Doch tritt auch in einzelnen Jahren das Thauwetter viel spätter ein. So z. B. löste sich 1867 das Eis auf den Landseen in Karelen erst Ende Juni.

Da in der Regel nach dem Eintritt der ersten Kälte Schneefall kommt, so kann das Eis auf den lappischen Binnenseen nicht sehr dick werden, und dies ist eine große Wohlthat für die Einwohner. Denn wenn viel trockener Frost dem Schneefall voranginge, so würden sehr viele flache Seen und Flüsse bis auf den Grund ausfrieren und dadurch die Fische vernichtet werden.

Der höchste Bergrücken in Russisch-Lappland, der Umbo-Tunder, ist etwa 3000 Fuß hoch und erstreckt sich von Imandra bis Kandalax, sendet aber mehrere Arme nach allen Seiten aus. Das Land unter gleicht den sibirischen Tundren, ist also größtentheils waldlos. Dasselbe ist der Fall auf den vielen großen Mooren, welche gänzlich unfruchtbar und nur hier und da mit Moos und Haidekraut bewachsen sind. In diesen Mooren bei Imandra, welches ziemlich in gleicher Breite mit entsprechenden Tundren in Sibirien liegt, sind Untersuchungen angestellt worden, ob man auf dem Grunde dieser Moore ewiges Eis finden könne, wie es in Sibirien der Fall ist, hat aber nichts gefunden, was auch schon die vielen Quellen, welche während des Winters nicht zufrieren, im Voraus anzeigten.

Die fischende Bevölkerung in den drei Lappländern bietet jedes Jahr eine Art Völkerwanderung im Kleinen, von den südlicher gelegenen Strichen nach Norden an die Küsten des Eismeeres und wieder zurück. Der gemeinschaftliche Zweck dieser Wanderungen, welche theils zur See, theils zu Lande unternommen werden, ist: Theilnahme an den reichen Fischereien längs der Küsten des Eismeeres, oder genau genommen, von Lofoten bis Sjatoinos an den Küsten von Russisch-Lappland. Es betheiligen sich an diesen Wanderungen Normänner, Finnen, Russen, Karelen und Lappen, und Alle wollen an dem Fischereibetriebe verdienen. In Norwegen beginnt die Volksströmung am frühesten, nämlich schon im Januar. Die Reise dahin wird meist zur See unternommen und wählen die Wanderer merkwürdigerweise immer den längsten Weg, nämlich von Brönö in Helgeland, oder einem noch südlichern Punkte bis Gawrilow an der russischen Küste. Diese Entfernung von 200 Seemeilen wird nicht selten in offenen Booten zurückgelegt. Für diese Bravour haben die kühnen Segler in Lappland den Namen „Nordfahrer" erhalten. Diese Nordfahrer betheiligen sich zuerst an der Lofotfischerei; später reisen sie nach Finnmarken und, je nachdem die Fischerei einschlägt, weiter und weiter nach Osten längs der russischen Küsten, oder wie sie sich selbst ausdrücken, so weit das Segel kann stehen, d. h. bis gegen Sjatoinos.

In Nordfinland beginnt diese Völkerwanderung im Januar wie in Norwegen und haben in den letzten Jahren auch die russischen Karelier griechisch-katholischen Bekenntnisses den Gegenden um die großen Binnenseen Kuitsjärvi, Tuoppsjärvi und Pääsjärvi zugleich mit den lutherischen russischen Lappen an diesen Fischereifahrten Theil genommen. Diese Wanderungen werden meistens zu Fuße oder auf Schneeschuhen unter den unsäglichsten Beschwerden mitten im kältesten Winter und nicht selten mit Weib und Kindern unternommen.

Daß die lutherischen Finnen und Karelen nach Westen, also nach dem fernen Norwegen, statt nach Osten an die nahen fischreichen russischen Küsten streben, hat wohl folgende Ursachen: Sie finden zur Fischzeit selber eingewanderte Landsleute mit derselben Sprache und demselben lutherischen Glaubensbekenntniß; ferner bezahlen die norwegischen Rheder besser als die russischen und der murmanschen Küste; ferner ist Recht und Gerechtigkeit für Alle gleich und sind die norwegischen Fischerei-Aufseher durchaus unparteiisch, während in Russisch-Lappland Streit, Prügelei und Selbsthülfe an der Tagesordnung sind. Ferner befinden sich zur Zeit der Fischereien an der norwegischen Küste eine Menge Handelsleute, bei welchen die Fischer Alles, was sie bedürfen, erhalten und dafür ihre Fische nach gerechter Würdigung abtegen können, während diese Einrichtung in Russisch-Lappland zur Zeit noch fehlt. Sodann finden die Wanderer in Norwegisch-Lappland Krankenhäuser und ärztliche Hülfe, während an der murmanschen Küste weder Aerzte noch Krankenhäuser zu finden sind; ferner ist an den norwegischen Küsten für bequeme Communication mittelst Dampfschiffe und Telegraphen von Fischplatz zu Fischplatz gesorgt, so daß die Fischer rasch von einem Orte zum andern kommen und täglich erfahren können, wie sich der Fortgang der Fischerei gestaltet. Die Russen haben alles dieses nicht, sondern wundern auf gut Glück zu den ihnen bekannten Fischereien und kommen meistens aus den Provinzen des Weißen Meeres zwischen Kavda und Archangel. Einzelne von ihnen wohnen bis 1000 Werst von den Fischplätzen Russisch-Lapplands entfernt. Ja, die Nächstwohnenden, welche meist aus Lappen und Karelern bestehen und den gemeinsamen Namen „Murmanski" führen, haben schon einen bedeutenden Weg nach ihrer Heimath Pomorien, Kem, Onega und weiter zurückzulegen. Ihre Wanderung beginnt Ende März, und zwar immer zu Lande längs der pomorskischen Küste; denn das Weiße Meer ist zu dieser Zeit für die Schifffahrt noch nicht offen. Da die Wanderung nur von einigen Tausenden unternommen wird, so ist es angebracht, einen Theil derselben bis Kandalax von Ort zu Ort mit Postfuhre (Stybs) zu befördern. Von Kandalax ab aber gehen Alle und jederzeit zu Fuße. Es ist ein eigener Anblick, gleich den Zugvögeln, welche in angegebener Zeit in Schaaren nach Norden ziehen, auch das Fischervolk in Haufen zu 20, 30, 50 Personen, Männer, Weiber, junge Menschen und junge Mädchen dahinziehen zu sehen; einen Rentherschlitten hinter sich herschleppend, auf welchem Kleider, Brot, Bootanker, Ketten und andere Nothdurftsgegenstände liegen. Vor diese Schlitten werden oft auch Hunde gespannt. Diese letzteren erhalten nach der Ankunft auf dem Fischerplatze volle Frei-

Digitized by Google

heit und leben gut von den Fischabgängen, welche sie von den Russen nach jeder Fischmahlzeit erhalten.

Bis Nasnavolof, etf Meilen von Kola, am Nordende von Imandra, verfolgen die Fischerkarawanen denselben Weg; von dort ab aber trennen sie sich und ein Theil geht nördlich über Kola hinaus, der andere westlich der norwegischen Grenze entgegen. In kalten Wintern ereignet es sich öfter, daß die Fjorde bis auf den Grund ausfrieren. In diesem Falle müssen die Fischer ihre Kähne zu Eisschlitten machen und so weit auf dem Eise hinausfahren, bis sie offenes Wasser finden und ihr Geschäft betreiben können. Andere dagegen, welche entfernetere Bestimmungsorte haben, trennen sich bei Nasnavolof und reisen mit Rentherpost über eine mindestens zehn Meilen lange, gänzlich öde Tundra nach ihren Bestimmungsorten.

Dr. Metwald.

Aus den Briefen Adolf Hübner's über Südafrika.

III.

Von Potschefstrom nach Rustenburg.

Zusammentreffen mit Karl Mauch. — Die Kaffern. — Theures Leben im Lande der Boers. — Beginn des Diamantenfiebers. — Fruchtbare Gegend bei Rustenburg. — Ein deutscher Landwirth. — Endlich unter den Wilden. — Charakter eines afrikanischen Waldes. — Unergiebigkeit der Goldfelder am Tatin. — Löwen und Rhinocerosten. — Ein echtafrikanisches Jagdabenteuer.

Rustenburg, 2. Juni 1869.

So wären wir denn abermals ein Stück glücklich vorwärts gelangt, leider nur ein kleines Stück, aber daran gewöhnt man sich, wenn man mit dem Ochsenwagen reist! Wir sind bis jetzt Alle gesund geblieben, was kein Wunder, da wir immer vortreffliches Klima hatten. Von Potschefstrom konnten wir gar nicht loskommen, der Hauptgrund blieb immer der, daß ein Ochse nach dem andern starb und wir somit warten mußten, ob die Lungenseuche weiter um sich greifen würde; wir verloren im Ganzen 11 Stück, was die runde Summe von 350 Thalern ausmacht. Auch alles Uebrige ist sehr theuer hier, doch half es nichts: es mußten 11 frische Ochsen gekauft werden. Sollten diese nochmals caput gehen, so überwintern wir an einem billigen Orte, schicken die Leute nach Hause und fangen das nächste Jahr die Reise mit frischen Geldkräften von vorn an, aber vielmehr setzen sie von dem betreffenden Orte aus fort. Wir haben noch ein Dutzend wollene Decken gekauft, sowie 30 Pfund Perlen und 10 Pund starken Messingdraht, welche Artikel jetzt unter den Wilden gehen, denn diese haben auch ihre Moden! Ich sehe ein, daß das Reisen in ihren Ländern noch theurer ist, als in Transvaal, denn man muß ihren Ansichtern Geschenke machen, und die Artikel, mit denen man tauscht, sind in keinem der Länge des Transportweges entsprechenden Werth. Daß sogar in diesen Ländern die Naturproducte so theuer sind, ist mir unbegreiflich. Beim Sixpence (5 Groschen) fängt das eigentliche Geld erst an, so viel kostet ein halbes Pfund Butter, ein Bündel Hafer, eine Henne ꝛc. — So viel bezahlt man, wenn man unterwegs in eine Farm einkehrt, für ein Glas Milch, Butter und Brot, in den meisten Fällen bezahlt man übrigens dafür nichts, sondern nur für Pferdefutter. Für ein Dutzend Eier mußten wir fast überall 1 Schilling zahlen, das sind 10 Neugroschen. Hier, wo Alles von selbst wächst, wo der Boden nichts kostet, bezahlt man doppelt so viel für die Nahrungsmittel als in dem übervölkerten Deutschland. Wie ist das zu begreifen! Hier in dem sonnigen Transvaal bekommt man für 1 Schilling $3\frac{1}{2}$ Pfund Brot; für 180 Pfund Mehl, das nicht gebeutelt ist, bezahlt man 6 Thlr. 20 Gr. Ein Hauptgrund besteht jedenfalls darin, daß die Boers sehr faul sind und nicht rührig genug in geschäftlicher Beziehung, um durch Concurrenz vorwärts zu kommen.

Nun das Wichtigste: wir haben noch Karl Mauch, den Entdecker der Goldfelder, in Potschefstrom getroffen. Wir wurden bald Freunde, und somit aller Notizen theilhaftig, die für unsere Zwecke wichtig waren. Die Nachrichten, die er mir über die Goldfelder machte, hätten Hunderte gewiß mit Sovereigns aufgewogen, für mich und Mohr bestätigten sie nur unsere Vermuthungen. Es ist somit ein Factum, daß Mauch am Umfall Gold auf großen Strecken entdeckt hat, aber ob es in großen Massen vorhanden ist, das weiß man noch nicht. „Daß man überall, wohin man blickt, Gold in Klumpen sieht," ist nicht im Mindesten der Fall, ja es scheint sogar in nußgroßen Stücken nirgends zu finden zu sein. Mauch's berühmt gewordenen Ausdrücke: „Ich war geblendet, daß ich auf Minuten meinen Hammer nicht gebrauchen konnte, bezogen sich nicht auf das Gold, sondern auf die Felsenscenerie; man legte sie aber in ersterm Sinne aus und kam somit zu der Ansicht, das Gold müsse wenigstens in faustgroßen Stücken herumliegen. Man kann es ihm auch nicht zum Vorwurf machen, daß er kein technisches Gutachten über den Werth der Goldfelder abgab, da er der Wilden wegen nur verstohlen herumsuchen durfte. Sein Fehler war, daß er als Dilettant zu feurig seine Entdeckung in die Welt posaunte, und dabei alle Nebenumstände zu erwähnen vergaß. Ein Techniker würde sich vorsichtiger ausgedrückt haben. Noch jetzt kann man nicht wissen, ob die Felder nicht sehr reich sind. Gold bleibt selbst in den Ländern der Wilden nicht in Klumpen an der Oberfläche liegen; es kann somach im Innern noch versteckt sein; dies muß ein Techniker nachweisen, und wem es gelingt, der zieht Tausende herbei, die schließlich selbst die ganze Streitmacht des Mosilikatze, an 30,000 Mann, verjagen könnten. Vor der Hand haben die Goldfelder keinen finanziellen Werth, denn die Wilden lassen keinen weißen Mann dort graben und schaufeln.

„Lassen Sie um Gottes Willen Ihren Hammer nicht sehen!" rief mir Mauch. Also nicht einmal mit einem Hammer darf man unterſuchen!? Wie soll man da eine andere als oberflächliche Untersuchung durchführen? Dies sind die neuesten Notizen von den Goldfeldern, die hier Jedermann interessiren. Mauch ist ein lieber Mensch, ein echter Deutscher; ich mußte ihm viel von der aufblühenden Herrlichkeit des lieben Vaterlandes erzählen; er ist

Digitized by Google

Württemberger, aber, wie alle Deutschen im Auslande, gut norddeutsch gesinnt. Er ist seines Muthes und seiner Energie wegen zu bewundern, ich erstaunte, als er mir erzählte, wie er reist. Er geht nur zu Fuß und läßt sich seine Sachen von vier Negerburschen tragen. Er ist somit auf halbe Jahre allein in der Wildniß, allein mit den wenigen Dingen, die er zum Leben nöthig hat. Pfeffer, Salz, Essig, Kaffee, Tabak, das ist das einzige, was er mitnimmt. Das Fleisch schießt er sich, und das Korn kauft er von den Kaffern. Er schläft auf einer Strohmatte und deckt sich mit zwei Decken zu, natürlich stets unter freiem Himmel; seine Kleidungsstücke bestehen nur in einem Lederanzuge, vier wollenen Hemden, einem wollenen Shawl und einem Paar Stiefel. In wissenschaftlicher Beziehung ist er vielleicht nicht so gründlich gebildet, wie ein Fachgelehrter es sein sollte, doch vereinigt er vier Wissenschaften: Mineralogie, Geologie, Astronomie und Botanik.

Rustenburg, 4. Juni 1869.

Wir leben hier, wie der liebe Gott in Frankreich; wir essen gut, trinken gut und schlafen gut, rauchen eine gute Cigarre, da mein Vorrath noch ausreicht, und arbeiten nicht zu viel, was will man mehr? Wir kauften vortreffliches Fleisch, z. B. ein halbes junges Schwein, wobei wir freilich 7 Groschen 2 Pfennige fürs Pfund bezahlten. „Ja, mein Freund!“ sagte Dr. Kochendorf hier, der Arzt der Hermannsburger Mission, „Sie dürfen nicht mit deutschen Preisen hier rechnen.“ Sollte ich hier Director einer Grube werden, so lasse ich mir wenigstens 3500 Thaler auszahlen, denn ich weiß nun, wie theuer es hier ist; dazu freilich hat es noch viel Zeit, denn was ich bis jetzt von Transvaal an Mineralien gesehen habe, ist nicht vielversprechend. In jeder Farm, wo ich einkehrte, bringt man einen Beutel mit Krystallen, die man gesammelt hat, in der Erwartung, es könnte doch ein Diamant darunter sein, natürlich sind es allemal Quarzkrystalle; es ist eben der Diamant Jedermann in den Kopf gestiegen. Nachdem man am Orange River Diamanten gefunden hat, wird hier oben jeder glänzende Krystall aufgepickt! Ich habe in Apfelsinen geschwelgt, die hier in Massen wachsen. Jedermann bringt sie uns zum Geschenk und überall, wohin man kommt, werden sie Einem vorgesetzt. Sie sind vorzüglich, und ich war ganz erstaunt, als ich das erste Mal die Bäume mit Früchten beladen stehen sah; sie leuchten zauberisch aus dem dunkelsaftgrünen Laube hervor. Feigen wachsen ebenfalls in Massen hier, nur sind sie getrocknet nicht so groß und süß als die bei uns gekauften.

Was im Allgemeinen Feld- und Gartenfrüchte anlangt, so ist die Rustenburger Gegend eine ungemein begünstigte; es wächst Alles in Fülle hier, und für den armen Mann bei uns würde dieses Land das Paradies sein. Man gebe einem solchen 300 Thaler, und er kann sich hier für 60 Thaler eine Farm, d. h. ein Stück Land von 500 Acres, kaufen, für das übrige Handwerkszeug und die nöthigsten Geräthschaften. Er muß fortkommen, der Art, daß er in wenigen Jahren höchst gemächlich leben kann. Was ich schon oft erwähnt habe, gilt von diesem Lande mehr als von der Capcolonie; es fehlt das geistige Leben, es fehlt der Fortschritt im Geschäft; der Farmer kann seine Producte nicht verkaufen.

Die hiesige Gegend ist wundervoll. Man denke sich eine 2 bis 3 Stunden weite Ebene, umgeben von herrlichen blauen 1000 Fuß hohen Bergen, die oft malerische Ketten, schöne Spitzegel bilden; nur nach Norden lassen die Berge eine wenige Stunden breite Lücke, dort hinaus schweift der Blick in die weite Ebene.

Dietrichs Farm bei Rustenburg, 10. Juni.

Wir sind hier einige Tage bei einem prächtigen Landsmann, Moritz Dietrich, liegen geblieben, der sich sehr freute, einmal Deutsche, die direct vom Vaterlande kommen, zu bewirthen. Er ist ein höchst rühriger Farmer geworden, und mit Stolz und Freude bemerkte ich hier, wie praktischer Sinn, Rührigkeit und Intelligenz den Deutschen im Auslande über so viele Ausländer erheben. Bis 1848 stand er bei den Jägern als Hauptmann in Leipzig. Er besitzt jetzt eine wunderwoll gelegene Farm am Bergabhange und Alles gedeiht in seinem Garten. Bananen, Zuckerrohr, Kaffee, Granaten, Pfirsiche, Citronen und Apfelsinen. Wenn wir zu Mittag essen, brechen die Diener die Citronen direct vom Stamme. Wir verbrachten einige sehr angenehme Tage bei ihm. Was die Speisen anlangte, so vermißten wir Deutschland nicht; seine Frau, eine Mecklenburgerin, kochte ausgezeichnet und verstand die reichen Naturproducte des hiesigen Landes auf deutsche Weise geschickt zu verwerthen. Wir aßen ausgezeichnetes Brot, vortreffliches Kuchen und Compots ꝛc.

Schoschong, 7. Juli 1869.

Dies ist der erste Brief aus einem Negerreiche, wo wir mitten unter den Wilden und unter der Botmäßigkeit Seiner Hoheit des Königs Mutschin stehen. Wir sind nun schon vier Wochen von Dietrich weg, aber noch nicht viel weiter. Der Grund ist, weil das Futter bis hierher so schlecht war, daß wir mit unserm Vieh nicht stark marschiren konnten, und dann blieben wir acht Tage am Limpopo liegen, um uns Fleisch zu schießen. Ueber die Gegend erwähne ich, daß dieselbe seit einigen Tagereisen hinter Rustenburg ein einziger großer Wald ist, freilich ein afrikanischer Wald, der besser Buschfeld genannt werden könnte. Denkt Euch nicht einen üppigen Urwald mit Schlingpflanzen und Baumriesen, durch die man nicht durchdringen kann, sondern vielmehr mit Bäumen bestandene Flächen nach Art unserer Obstgärten. Die Bäume sind etwa so groß wie unsere Obstbäume, knorrig und krumm gewachsen, dazwischen oft kleinere Sträucher, welche jedoch alle mit Dornen bedeckt sind. Kommt man auf eine Anhöhe, so sieht man nichts um sich, als ein weites grünes Feld mit Bäumen, das sich bis zum Horizont in unendliche blaugrüne Fernen ausdehnt. Solch ein Anblick ist schön, ja erhebend! Dazu kommt noch, daß man oft an schöne Bergketten herankommt, die das Bild wirklich malerisch gestalten; so war die Gegend bis zu hiesiger Residenz.

Das Wichtigste lasse ich jetzt vorausgehen, und berichte deshalb von unserer nächsten Zukunft. Mohr's Hauptzweck ist neuerdings, die Sambesifälle zu sehen, was freilich in diesem Jahre nicht mehr durchzuführen ist, da es schon zu spät werden würde. Wir gebrauchen von hier sechs Wochen bis hin, und es würde somit unsere Rückreise in die Regenzeit fallen, welche um die Mitte Septembers beginnt. Wir würden dann erst Ende Septembers wieder hier sein können, aber nicht nach Transvaal zurück, weniger der schlechten Wege, als der dann eintretenden Unpassirbarkeit der Flüsse wegen. Es ist somit das Vernünftigste, in der Hauptstadt von Mosilikatze's Reich zu überwintern und im Frühjahr 1870 von dort aufzubrechen. Vor der Hand bringen wir bis zu jener Hauptstadt vor und arbeiten unterwegs soviel als möglich an unserer Karte. Mohr bestimmt die Länge und Breite und ich die geologischen Formationen. Die Goldfelder werde ich untersuchen, soweit es mir gestattet wird; die südlichsten, die am Tatin liegen und die unser nächstes Reiseziel sind, haben keinen Werth, und bleiben wir nur einige Tage dort. Die nördlichen Goldfelder am Umfali liegen in dem Reiche der Matabele

Digitized by Google

und diese sind sehr mißtrauisch. Sie halten jeden für einen Spion, und von unserm Auftreten wird es abhängen, wie weit sie uns gestatten werden, in ihrem Lande zu operiren.

Ich habe diesen Brief noch einmal erbrochen, da ich ihn zu Schoschong nicht besörbern konnte, und seitdem so viel Interessantes passirt ist. Wir sind nun am Tatin angelangt, und ich habe meine Vermuthung bestätigt gefunden. Die Goldfelder sind ganz arm und höchst unsichtlich. Durch Waschen kann man gar kein Gold gewinnen, sondern nur durch Sprengen. Es ist der Quarz nur hier und da mit einigen Pünktchen Gold gesegnet, so daß von einem schnellen Reichwerden nicht die Rede sein kann. Nach meiner Berechnung kann die Ausbeute an Gold auf das erste Halbjahr 1869 nicht mehr wie 17 Pfund sein, also so gut wie Null gegenüber Australien und Californien. Das Land bietet keine Annehmlichkeiten, keine interessanten Völkerschaften, keine schöne, großartige Scenerie, keinen Umgang mit gebildeten Leuten. Da die Jagd das einzige Anziehende ist, so will ich die Gelegenheit benutzen, und die reiche Thierwelt kennen lernen. Wenn ich später in Europa erzählen werde, daß ich die Löwen alle Nächte brüllen hörte, auf Rhinocerosse geschossen und Büffel gejagt habe, so wird man sagen, daß ich wenigstens großartige Einbrüche von Afrika mitgenommen. Großen Erfolg erzielte ich freilich noch nicht; denn ich habe mich bis jetzt erst im Schießen auf Wild noch einüben müssen, was bekanntlich schwieriger als Scheibenschießen ist. Mohr gab mir seinen doppelläufigen Lefaucheux, mit dem ich nun eingeschossen bin. Ohne dieses gehe ich nicht mehr aus und habe ihn stets geladen, führe immer sechs Patronen bei mir. Wir sind jetzt im Lande der Löwen und alle Tage kann man auf solche stoßen. Löwen stehen übrigens unter 100 Malen 99 Mal vor dem Menschen. Gefährlicher sind Rhinocerosse, die, sobald sie Wind vom Menschen bekommen, stets attakiren. Mohr wurde neulich von einem angegriffen, ließ es bis auf 20 Schritte herankommen und feuerte dann mit der Elephantenflinte, die Kugeln von 8 auf das Pfund schießt, auf dasselbe, es kehrte um und lief blutend fort, ohne daß man es hätte einholen können. Am andern Tage sah Mohr neben der Spur dieses Thieres die Spur eines Löwen.

Ich betrachte jetzt die Jagd in Deutschland, nachdem ich die hiesige kennen gelernt, wie Kinderspiel. Neulich waren wir am Flusse, wo der Büffel in Herden von 40 bis 50 Stück vorkommt. Wir spürten ihnen mit Buschmännern, die man Bluthunde auf zwei Beinen nennen könnte, nach, was oft zwei bis drei Stunden dauerte, bis wir uns an sie heranpürschen konnten. Leider waren sie wie alles Wild sehr scheu, so daß wir nicht näher als 60 Schritt kommen konnten, während die Regel 30 Schritte ist. Die Folge war, daß im Ganzen sechs Stück von uns verwundet wurden, ohne daß wir auch nur einen einzigen bekamen. Ich pürschte mich das erste Mal bis auf 60 Schritte an eine Herde von vierzig Stück heran und feuerte hinter die Schulter eines riesigen Bullen, der, als ob nichts geschehen sei, mit den Uebrigen im Galopp davon jagte. Es war, als wenn ein Regiment Reiter durch ein Dickicht sauste.

Nun mein Löwenabenteuer. Ich war freiwillig als Avantgarde ungefähr auf eine Strecke, soweit wie von Chemnitz nach Dresden, nämlich bis zum Gockol gegangen, um zu sehen, ob Wasser in diesem Flusse sei. Es war auch solches da und ich schickte einen Kosser mit dieser Nachricht zurück. Ich selbst blieb in einem Kraal (Dornburg), bis die Expedition nachkam. Es ist Abend; ich mache mir ein Feuer an und frage mich: Wie soll man sich zwölf Stunden lang die Zeit vertreiben? Einmal mit dem Oekonomisiren des Brennholzes; denn will man mit solchen rasch brennenden Aesten, wie die der Mimosen, feuern, so muß man sparen, es darf nie die Flamme lange groß bleiben. Sorglam wird ein kleiner Haufen zurechtgebrochener Aeste bei Seite gelegt, trockenes Gras wird angehäuft, um für den Fall, daß plötzlich Löwen sich zeigen sollten, schnell ein helllackerndes Feuer zu erzeugen; auch für einen Reservefeuer massiver Baumstumpfen wird gesorgt, um für die Dauer einer Belagerung ein solides Feuer unterhalten zu können.

Das Kochen ist die Hauptbeschäftigung. Man setzt ein „Tin" in den theilweis gefüllten Kochtopf und nach 15 Minuten schon hat man ein saftiges Stück „Mutton" zu essen, das Einem alle je in England genossenen Schops und Steaks wieder vor die Seele führt. Das Wasser, in welchem das Tin (Blechkessel) heiß wurde, wird sofort zum Theekochen benutzt. Endlich und nachdem man das Feuer geschürt hat, versucht man zu schlafen. Eine große Decke, in die man sich völlig einwickeln kann, ist jedenfalls das beste Mittel gegen die kalte Nacht, man legt sich nahe ans Feuer, setzt diesem den Rücken zu und empfindet auf diese Weise weder die Hitze noch die Kälte.

Endlich war der Orion und die Morgendämmerung da. Ich ließ nun mein Feuer ausgehen und schlummerte ein. Da weckte mich das Heulen des Schakals, gleich darauf aber hörte ich ein wahrhaft großartiges Gebrülle etwa 400 Schritte von mir. Von zwei Seiten jenseits des Gockol antworteten es sofort darauf und ich wußte nun, daß es Löwen seien, die den jungen Tag begrüßten, oder ihren Gefühlen des Mißmuthes, daß etwas Verdächtiges in der Nähe ihres Trinkplatzes sich zeigte, Ausdruck verliehen. Ich vermuthete das letztere. Wie eine Katze sprang ich, die Flinte auf dem Rücken, in den Baum an meinem Kraal, den ich Tages zuvor seiner Dornen entledigt hatte. Oben war ich ganz ruhig, und sah denn sofort einen prachtvollen Löwen ungefähr über die 300 Schritte von mir entfernte Ebene gehen. Er blieb einmal stehen und sah nach meinem Baume. Ein eigenes unterdrücktes Brummen, das weit herzukommen schien, veranlaßte mich umzuschauen, und zu meinem Erstaunen sah ich am andern Ufer eine Löwin erscheinen, die flußaufwärts dem Wasser zulief; sie brummte fast bei jedem Schritte. Ich zuckte mit keinem Glied. Langsam und unhörbar (dies war mir neu, eine solche Geräuschlosigkeit beim Bewegen durchs Gras erschreckte mich fast) ging sie ungefähr 10 Schritte vorwärts, blieb dann stehen, setzte sich nieder und sah sich um. Sie schaute nicht nach Beute aus, sondern nach etwas Verdächtigem. Aber es lag in ihrem Blicke nichts Furchtsames. Tiefes Auge, mit dem sie aufwärts nach meinem Baume blickte, werde ich nie vergessen; es lag so etwas Dämonisches darin, sie sah mich nicht, und es schien als ob das Sehen nach dem klaren Himmel, obwohl die Sonne noch nicht erschienen war, ihr Auge blendete.

Ich war nur wenig durch Aeste geschützt, so daß es mir unbegreiflich bleibt, wie ich von ihr und allen nachfolgenden Löwen nicht bemerkt wurde. Sie ging zum Wasser, trank, und bald folgte ihr eine zweite Löwin nach, die ebenfalls den Bach aufwärts zum Wasser mit ganz derselben Vorsicht gekommen war. Sie sah erst nach beiden hin und ließ nun nebenbei meinen Blick noch einmal nach jener Stelle hinschweifen, wo sie zuerst erschienen war, als ich, bei Gott! abermals Löwen erblickte, die mit derselben erschreckenden Vorsicht und Geräuschlosigkeit, wie die ersten, auf die Ebene traten. Es war ein männlicher Löwe, der eine Zeit lang still stand, während sich zu seinen Füßen eine Löwin auf dem Rücken wälzte. Sie gingen später nicht zum Wasser, sondern langsam rechts 30 Schritte von meinem Baume

Digitized by Google

vorbei. Der erstere mit einer majestätischen Ruhe und mit einer eleganten Nachlässigkeit, die mir fast als berechnet erschien. Es war offenbar, daß sie sich unbeobachtet fühlten. Während ich nach diesen hinsah, kam die eine Löwin vom Wasser zurück und auf meinen Kraal zu. Wie ein Hund schnoberte sie am Eingange, aber nur wenige Momente, dann drehte sie sich plötzlich um, und fort, als ob sie Verdächtiges gewittert hätte, trabte sie nachlässig davon. Der Gemahl hinterher. Ich konnte beide genau besehen. Der männliche Löwe hatte eine schöne gelbe Hautfarbe, eine kleine Mähne, die über der Stirn dunkel und nur unter dem Kinn schwarz war. Die Löwin hatte ein schönes Gelb mit einem Stich ins Graue zur Hautfarbe. Die Schwanzspitze war ebenfalls schwarz. Ihre Größe war die der gewöhnlichen nordafrikanischen Löwen, wenngleich die in den zoologischen Gärten zu Dresden und Köln als ausgesuchte Exemplare noch größer sind. Alle vier sogen sich auf einen freien Platz etwa 500 Schritte von mir zurück und sonnten sich in den Strahlen der mittlerweile aufgegangenen Sonne. Ich sah noch nach ihnen hin, als ich mit einem Male einen stinften Löwen 20 Schritte von mir erblickte, der ganz bösartig nach meinem Baume schaute. Ich mochte mich wohl, da ich die Löwen fern wähnte, etwas bewegt haben. Es war eine trächtige Löwin und die größte von allen. Sie ging über den Bach hinüber, schaute von da nach mir, kam zurück, blickte noch einmal nach dem Baume und trabte davon. Sie ging jagen und zwar allein. Kaum war sie bei dem Lager der vier ersten Löwen vorbei gekommen, als sich diese, wie es schien, ebenfalls aufmachten und ihrer Fährte folgten. Nun aber hatten sie sich um einen sechsten vermehrt, den ich bisher noch nicht bemerkt. Es schienen also diese eine Familie von fünf Stück zu sein. Sie waren kaum fort, da kommt plötzlich von der entgegengesetzten Seite, in der sie weggegangen waren, ein siebenter männlicher Löwe hervor, der langsam jenen nachfolgte, wenigstens schien er dieselbe Richtung ein, wie sie dies von den Vögeln abnehmen konnte, die dort aufflogen, wohin diese Thiere kamen.

Auch er sah wie der erste Löwe wild aus und zeigte nichts von irgend welch königlichen Spuren in seiner Physiognomie. Nur den Gang und die Haltung konnte man majestätisch nennen. Ich hätte auf vier von diesen sieben Stück schießen können, aber ich wagte es nicht, weil ich nicht wissen konnte, was die Folgen eines Schusses sein würden. Ich befürchtete, daß sie sich um den Baum lagern würden, und da ich allein war und nicht wissen konnte, ob die Expedition noch heute ankommen würde, so mußte ich mich gefaßt machen, eine Belagerung von 1 bis $1^1/_2$ Tag auszuhalten. Zudem hatte ich nur sechs Patronen bei mir, während die übrigen im Kraal lagen. Es kam mir wohl auch der Gedanke, daß sie alle beim ersten Schuß zeig entfliehen würden.

Dem sei nun, wie ihm wolle, ich bin froh, ein Stück echten urwüchsigen Afrikas gesehen zu haben, und werde nie den vertrockneten Sandbach, in dem die Löwen hinschlichen, vergessen, nie den männlichen Löwen, zu dessen Füßen sich die eine Löwin hinwälzte! Die einsinge Mimosensceneric, die noch einsinniger erschien durch den bleigrauen Himmel, steigerte den Effect des Bildes, das beinahe an das Granfige streifte! Ich wagte lange nicht vom Baume herunter zu steigen und fror noch eine gute Weile. Endlich sprang ich herab, rettete meine Patronen und zog mich in die Aeste zurück, nunmehr bereit, jeden Löwen mit Kugeln zu begrüßen. Es kam keiner. Am Abend überzog sich der Himmel und die Nacht brach mit einem Halbdunkel herein, das für Löwen günstig sein mußte. Ich machte mich auf eine böse Nacht gefaßt, und hatte einen Wall von Dornbüschen aufgefahren, und so für Feuer gesorgt; dann zog ich mich auf meinen Baum zurück, als ich zwei Schüsse hörte. Mit einem Satze war ich herunter und antwortete mit zwei Gegenschüssen.

Mittwoch, 21., Donnerstag, 22., Freitag, 23., Rasttage am Gockol.

Am 23. Mittag Aufbruch, ausgetrocknete Bäche, kein Wild. Wir passirten den Landstrom Little Dami. Sonnabend, 24 Juli. Früh 7 Uhr aufgebrochen, niedrige Gebirge, welche alle Granit zu sein scheinen.

Der Zusammenhang der neuindischen Sprachen mit dem Sanskrit*).

Dr. Muir ist einer der bedeutendsten englischen Sanskritisten, und die Fragen, welche er im vorliegenden Bande erörtert, sind nicht nur von linguistischen, sondern auch von historisch-ethnographischen Standpunkte aus von hohem Interesse. Der letztere ist für unsere Zwecke der maßgebende und soll auch in der Besprechung wesentlich berücksichtigt werden. Die Untersuchung Muir's zerfällt in zwei Theile: ob die Hindus eine nach Indien eingedrungene Race und welcher Art ihre Verwandtschaft mit Persern, Griechen, Römern u. s. w. sei. Der Verfasser bespricht zunächst die Verwandtschaften der nordindischen Sprachen und beschreibt dann in einem spätern Capitel die Sprachen des Südens, wobei er den weiten Abstand zwischen beiden hervorhebt. In Vorderindien gehören die südlich vom Vindhyagebirge, etwa unter dem Wendekreise, gesprochenen Sprachen, das Marathi ausgenommen, zu der dravidischen Classe, welche das Tamil, Telugu, Tulu, Kannadi, Malayalam, die Sprache der Todas, Gonds u. s. w. umfaßt. Die wichtigsten dieser Sprachen sind das Tamil (Tamulische) und Telugu. Alle diese aber enthalten viele Sanskritwörter, welche mit der höhern Civilisation und Religion, die mit dem Sanskrit verbunden waren, eingeführt wurden. Trotzdem sind diese Sprachen so wenig sanskritischen Ursprungs, wie das mit romanischen Wörtern versetzte Englische vom Lateinischen stammt. Der Unterschied zwischen beiden ist größer als zwischen Englisch und Lateinisch; denn während das Lateinische und die germanischen Sprachen Schwestersprachen sind, stehen Sanskrit und Dravida in keinem solchen Verwandtschaftsgrade zu einander. In den Gebirgen und Wildnissen Südindiens aber treffen wir auf verschiedene barbarische Völker, die Todas, Gonds u. s. w., deren Sprachen grammatikalische Verwandtschaft mit den Dravidasprachen haben. Betrachtet man also bloß die geographische Verbreitung dieser Dravidasprachen, so erhält es gleich den Anschein, daß sie durch Eindringlinge von Norden her weiter nach Süden auf der vorderindischen Halbinsel in die Berge und Wüsteneien gedrängt worden, ähnlich wie die alten Briten von den Angelsachsen in die Berge von Wales und Hochschottland, die Iberier in die

*) Original Sanscrit Texts. Collected, Translated and Illustrated by J. Muir. Vol. II. Inquiry whether the Hindus are of Trans-Himalayan Origin and akin to the Western Branches of the Indo-European Race.

Digitized by Google

Pyrenäen gedrängt wurden. Diese Ansicht erhält Unterstützung durch das große Gedicht Ramayana, welches den Sieg des indischen Heros Rama über den barbarischen Fürsten Ravana feiert. Viele wollen in dieser poetischen Legende eine historische Basis für das südliche Vordringen der arischen Eroberer und ihre Beziehungen zu den barbarischen Eingeborenen der Halbinsel finden. Die geographische Stellung des Marathi, einer Sprache von nordischer, arischer Verwandtschaft, die sich aber entlang der Westküste Ostindiens hinzieht, unterstützt diese Ansicht. Die Bildnisse von Gondwana im Osten dagegen bieten einem eindringenden Eroberer fast unüberwindliche Hindernisse dar und das Vorwiegen einer nördlichen Sprache am westlichen Rande deutet an, daß der Strom der Eindringlinge in alter Zeit in derselben Richtung floß, wie später in historischer Zeit unter mohammedanischer Führung.

Die Sprachen Nordindiens sind vorwiegend arisch, doch zeigen sie einige merkwürdige Abweichungen vom Sanskrit und Annäherungen an die Sprachen des Südens. Auf diese Aehnlichkeiten gestützt, haben einige Schriftsteller angenommen, daß die Sprachen beider Abtheilungen einen gemeinsamen Ursprung hätten. Zunächst tritt unter diesen verwandten Beziehungen die Declination des Nomens hervor. Die verschiedenen Casus werden nicht wie im Sanskrit durch Veränderung der Endsilbe, sondern wie in den südlichen Sprachen durch Postpositionen gebildet, welche an die oblique Form des Nomens angehängt werden; bemerkenswerth erscheint hierbei, daß die Partikel ko oder ka, das Zeichen des Dativs, sowohl bei den nördlichen wie den südlichen Sprachen vorkommt. Bei dem gegenwärtigen Zustande unseres linguistischen Wissens wäre es übereilte Ketzerei, anzunehmen, daß grammatische Formen und Beugungen jemals geborgt wurden oder daß in einer Sprache verschiedene Beugungsformen neben einander bestehen könnten. Es ist andererseits aber auch nicht zu leugnen, daß in diesen nordindischen Sprachen das Verbum und die übrigen Sprachglieder sanskritischen Ursprungs sind, während die Behandlung des Nomens vom Sanskrit abweicht und sich dem Dravidamodell anschließt.

Bis heute ist diese Eigenthümlichkeit noch nicht genügend erklärt worden. Man glaubte die Frage lösen zu können vermittelst einer großen Classe von Wörtern im Hindi und anderen nördlichen Sprachen, welche keine directe Verwandtschaft mit dem Sanskrit haben. Einige waren der Ansicht, daß diese Wörter der dravidischen Classe angehörten, andere verstehern wieder, daß sie arischen Ursprungs seien, aber nur der Bauernsprache angehörten und in der Literatursprache keine Aufnahme fanden, eben so wie die Sprache der römischen Bauern nicht im Latein Cicero's vertreten ist. Dr. Muir in seinem vorliegenden Werke berührt wohl eine Anzahl dieser Wörter, läßt sich aber zu einer bestimmten Aeußerung über deren Ursprung nicht herbei. Es wird eine solche auch wohl verfrüht sein, denn die Vocabeln, welche für eine derartige Untersuchung den größten Werth haben würden, sind die bäuerischen Ausdrücke der verschiedenen Localdialekte, und diese beginnt man erst jetzt zu sammeln, um sich ein Urtheil bilden zu können.

Wie die Frage gegenwärtig liegt, sind die nordindischen Sprachen der Hauptsache nach sanskritischen Ursprungs, aber sie enthalten eine große Anzahl Wörter, welche nicht mit dem Sanskrit identificirt werden konnten, und in einigen wenigen grammatischen Beziehungen schließen sie sich mehr den dravidischen als den arischen Sprachen an. Andererseits ist das Sanskrit wieder augenscheinlich bis zu einem gewissen Grade von den Sprachen, mit denen es in Berührung kam, afficirt worden. Wir finden im Sanskrit Wörter, welche ihre entsprechenden Parallelwörter in den indischen Sprachen haben, die aber weder auf das Sanskrit der Vedas oder andere dem Sanskrit verwandte arische Sprachen zurückgeführt werden können. Die „Centralbuchstaben", welche das Sanskrit besitzt, sind in anderen arischen Sprachen nicht vorhanden. So haben die streitenden und sich berührenden Sprachen auf einander eingewirkt, sie haben augenscheinlich nicht nur ihren Wörtervorrath, sondern auch ihre gegenseitigen Grammatiken und Alphabete afficirt.

Die Mittel, um das Verhältniß der modernen Dialekte Nordindiens mit dem Sanskrit nachzuweisen, sind sehr mannichfaltiger Natur. Erstens finden wir in allen buddhistischen Sanskritwerken zahlreiche, Gathas genannte Verse eingesprengt, die in einer Art von vulgärem Sanskrit geschrieben und deren Beugeformen verstümmelt oder verändert sind. — Zweitens gehören hierhin die Inschriften des Königs Asoka, zwei oder drei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, in welchen eine dem Sanskrit verwandte, doch von diesem wie den modernen Mundarten abweichende Sprache gebraucht wird. — Drittens gehört die Palisprache hierher, in der viele alte buddhistische Werke geschrieben sind. Sie schließt sich eng der Sprache der Inschriften an. — Viertens haben wir die Prakrit genannte Sprache, welche in den alten Hindudramen von den niedrigen Charakteren gerebet wird. — Muir bemerkt nun, daß diese vier Sprachclassen mehr oder weniger Verwandtschaft mit einander haben. Nach dem Gebrauch, welcher wenigstens von den drei letzteren Abtheilungen gemacht wurde, läßt sich mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß sie, oder wenigstens nahe verwandte Formen, Jahrhunderte lang als die eigentlichen Sprachen ihrer Periode in der Literatur, Politik und Religion benutzt wurden.

Dr. Muir behandelt nun zunächst das Prakrit der Dramen, da es die jüngste der erwähnten Entwickelungsstufen darstellt und der Grammatik wie dem Wortvorrathe nach eine Zwischenstufe zwischen den modernen nordindischen Sprachen und dem Sanskrit einnimmt. Man hat eingeworfen, daß diese Prakrits künstlich gemacht und nie als Dialekt gesprochen worden seien. Genau genommen mag dieses wahr sein, denn die Sprache der Dramen hat einen künstlichen Stil, welcher unmöglich jener der Ausdrucksweise des gemeinen Volks gewesen sein kann. Muir weist nun aber sehr treffend nach, daß die Prakrits allerdings eine gesprochene Sprache darstellen, daß sie jedoch schon, als die Dramen geschrieben wurden, aufgehört hatten ein allgemeines Verständigungsmittel zu sein; sicher ist, daß sie ein Zwischenglied zwischen dem Sanskrit und den modernen indischen Sprachen bilden. Ihre Beugeformen, ihre Declination stehen noch dem Sanskrit näher als den heutigen Mundarten, wiewohl sie bereits einen Niedergang und eine Abänderung zeigen; mit anderen Worten, sie repräsentiren eine Entwickelungsstufe in der Bildungsreihe, welche mit den modernen Dialekten endigt. Das schon zeigt auch, daß die Prakrits nicht künstlich gemacht sein können; die alten Dramenschreiber hätten sonst das unglaubliche Kunststück fertig bekommen, eine Sprache zu erfinden, die nach Verlauf von vielen Jahrhunderten sich als eine regelrechte Mittelstufe zwischen Sanskrit und Hindi darstellt.

Das Pali, die heilige Sprache der Buddhisten, in welchem deren bedeutende Literatur geschrieben ist, muß sicher als älter als die dramatischen Prakrits betrachtet werden, und steht in näherer Beziehung zum Sanskrit als jene. Die Buddhisten beanspruchen für dasselbe sogar ein höheres Alter als des Sanskrit, und hierin haben ihnen sogar einige europäische Schriftsteller beigestimmt, welche es für die Mutter-

Digitized by Google

sprache des Sanskrit halten. Aber diese Ansicht widerstreitet allen Sprachgesetzen. In allen seinen Beugungen und in der Rechtschreibung ist es einfacher, in jeder Beziehung zeigt es eine Ableitung entweder direct vom Sanskrit, wie man allgemein annimmt, oder von einer diesem verwandten Sprache, von der keine Ueberreste auf uns gekommen sind. Die Buddhisten nennen es Magadhi, ein Wort, das von Magadha, dem alten Namen Süd-Behars, stammt, und nach Dr. Muir kann kein Zweifel darüber sein, daß Burnouf's Ansicht die richtige ist, wonach das Pali uns die einst in Behar und allen Centralprovinzen gesprochene Sprache darstellt, als dort im dritten bis fünften Jahrhundert vor Christus der Buddhismus zuerst eingeführt wurde. Mair zeigt dann, wie das Pali älter als das Prakrit ist, und führt vergleichsweise an, wie lateinische Worte im heutigen Italienisch eine ganz ähnliche Umwandelung erfahren haben, wie das Sanskrit im Pali. Die Aehnlichkeit ist hier, wie aus der vergleichenden Uebersicht bei Muir ersichtlich, in einzelnen Fällen allerdings wunderbar, ja sie streift an Identität, wie aus folgenden Beispielen hervorgeht:

Lateinisch.	Italienisch.	Sanskrit.	Pali.
factus	fatto	bhaktas	bhatto
ruptus	rotto	uptas	utto
damnum	danno	janman	jammo.

Einen dritten höchst werthvollen Beitrag zu unserer Erkenntniß der indischen Volkssprachen erhalten wir durch die Inschriften des buddhistischen Königs Piyadasi oder Priyadarsi, den man für identisch mit dem berühmten Monarchen Asoka hält, welcher im dritten Jahrhundert vor Christus regierte. Die Felsinschriften bestehen aus religiösen Erlassen und haben alle denselben Inhalt. Drei derselben, von Peschawar im Norden, von Girnar in Gujerat im Westen und von Dhauli in Orissa im Osten, sind publicirt und übersetzt worden. Seitdem hat man noch zwei entdeckt; Cunningham fand eine bei Khalsi an der Dschamna, eine andere existirt im Districte Gandscham, und ein kurzes Fragment von Ceylon, in welchem der Name Piyadasi's vorkommt, leitet zu der Vermuthung, daß eine Copie dieser Edicte selbst bis auf diese Eiland gebracht wurde. Pfeilerinschriften derselben sind von Delhi, Allahabad und anderen Städten des Nordwestens bekannt geworden. Die Sprache nun in allen diesen Edicten ist mit dem Pali verwandt, doch weder mit diesem noch dem Prakrit identisch; auch sind die Inschriften selbst nicht in der Sprache identisch, wiewohl sie alle vom gleichen Typus sind. Aber die nördliche Lesart zeigt mehr zusammengesetzte Consonanten und einige Beugungen, welche beweisen, daß sie weniger vom Sanskrit entfernt ist, als die Inschrift von Girnar, welche dem Pali am nächsten steht. Diese Unterschiede nun in der Sprache der Edicte entsprungen unzweifelhaft einem praktischen Bedürfnisse, man wollte sie den Eingeborenen der Districte, in welchen sie publicirt wurden, verständlich machen; daher zeigen sie dialektische Verschiedenheiten, aus denen man deren Verbreitung um die Zeit des Erlasses der Edicte erkennen kann. Nun ist es von Wichtigkeit, zu erkennen, wie auch die dem Sanskrit sprachlich am nächsten stehende Ausgabe der Edicte der alten Heimath arischer Einwanderer geographisch am nächsten steht, jener Oertlichkeit, welche am wenigsten dem Einflusse der vorarischen Dravidas ausgesetzt war. Es wird nach dem Angeführten klar, daß zur Zeit des Piyadasi, drei Jahrhunderte vor der christlichen Aera, bereits in einem großen Theile Indiens eine Sprache arischen Ursprunges herrschte oder wenigstens dem Volke verständlich war.

Wir kommen nun zu den Gathas, Versen in verdorbenem Sanskrit, welche sich in buddhistischen Sanskritschriften, z. B. dem Lalita Bistara, finden. Die Zeit dieses Werkes wird mit einiger Wahrscheinlichkeit in die vorchristliche Periode versetzt. Die Structur der Sprache der Gathas giebt diesen ein höheres Alter, als dem Pali zukommt, denn vom Sanskrit unterscheidet es sich nur durch die Verschmälerung der grammatischen Flexionen; einen eigenen Wortvorrath besitzen sie, so viel man bis jetzt weiß, dagegen nicht. Danach erscheint diese Sprache als der älteste Abkömmling des Sanskrit, und da die Gathas oder Verse wahrscheinlich Bruchstücke alter Balladen sind, die in einer volksthümlichen Weise die Thaten Sakyamuni's, des Gründers des Buddhismus, berichten, so können sie mit diesem in die Zeit des vierten oder fünften Jahrhunderts vor Christus gesetzt werden.

So lassen sich also die Sprachen Nordindiens durch verschiedene Stadien von ihrem gegenwärtigen modernen Zustande bis ganz in die Nähe des Sanskrit verfolgen. Ob nun das Element in ihnen, welches mit dem Sanskrit nicht identificirt werden kann, einen (ungeschriebenen) arischen Ursprung hat oder ein Ueberbleibsel dravidischer Sprachen ist, das vom Sanskrit verschlungen wurde, ist vom linguistischen Standpunkt aus von der allergrößten Bedeutung, wenn dadurch auch der Beweis von der Einwanderung der Arier nach Indien nicht erschüttert wird. Die Beweise, welche Muir für diese Einwanderung gesammelt hat, führen alle darauf hin, daß die Arier allmälig von Norden her vordrangen, daß aber die Kraft ihres Stromes sich brach, als sie die Vindhyaberge überstiegen, und jenseit des Maharattenlandes gänzlich erlahmte. Die dravidischen Sprachen der Halbinsel blieben so als Monumente stehen, um zu erzählen, welches Volk einst in früherer Zeit in ganz Indien gewohnt hatte.

Im Verlaufe seines Werkes unterscheidet Muir die Veränderungen, denen das Sanskrit selbst unterworfen war. Es steht fest, daß das Sanskrit Jahrhunderte lang von einem Volke geschrieben wurde, dem es eine todte Sprache war, und daß es mit der Zeit immer mehr und mehr künstlich wurde. Daß die Sprache niemals so gesprochen wurde, wie sie in den classischen Schriften erscheint, wird nun allgemein angenommen, wenn auch jene zu weit gehen, welche annehmen, daß es überhaupt nie als Volkssprache geredet wurde. Zwischen der Schriftsprache und der Volkssprache aller Nationen besteht ja ein Unterschied. Das Sanskrit hat zwei ganz bestimmte Stadien der Abänderung durchgemacht, eins vor, das andere nach der Zeit seiner höchsten Blüthe. Im letzteren Falle sind die Abänderungen künstlicher Natur, sie zeigen, daß es sich um eine todte Sprache handelte; oder in der Periode zwischen dem classischen und dem vedischen Zeitalter sind die Veränderungen natürlich; sie zeigen das Abwerfen und Abschleifen der Beugungen, der überflüssigen grammatischen Formen, welche überall das Wachsthum einer Sprache — oder wenn man will deren Verfall — charakterisiren. Die ältesten Grammatiker unterscheiden zwischen der vedischen und der allgemeinen Sprache. Letztere nennen sie bhasha, „die Sprache", also die eigentliche Volkssprache; während diese bhasha das Sanskrit oder die „feine" Sprache späterer Perioden ist. Denn die Bezeichnung „Sanskrit" scheint ihr nicht eher als bis zur Zeit der Entwickelung des Prakrit gegeben worden zu sein, da dieser „gemeinen" Sprache gegenüber für die „feine" Sprache eine besondere Unterscheidung nöthig wurde. Beide Ausdrücke werden im Gegensatz zu einander gebraucht.

Nachdem so Muir eine große Menge Material von der indischen Seite des Himalaya zusammengehäuft hat, aus dem hervorgeht, daß die Hindu Einwanderer sind, geht er im zweiten Theile seines Werkes zu deren westlichen Ver-

Digitized by Google

wandten und zur Frage nach dem Ursprungsorte der Race über. Durch Wörterverzeichnisse und Beugungstabellen weist er die Verwandtschaft des Sanskrit mit dem Zend, dem Persischen, Griechischen und Lateinischen nach, zeigt, wie sie in ihren wesentlichen und ursprünglichen Theilen sich eine ander nähern und erst später allmälig aus einander gehen, je nach dem Maße, nach dem die Nationen sich trennten und der Einwirkung verschiedener Einflüsse, physischer, intellectueller und moralischer Art, unterlagen. Obgleich nun jene Sprachen mit einander verwandt sind, dürfen sie doch nicht als vom Sanskrit abgeleitet angesehen werden, denn der ganze grammatische Charakter des Griechischen und Lateinischen und im geringern Grade des Zend ist der unabhängiger Sprachen; sie enthalten verschiedenartige Formen, welche älter als jene des Sanskrit sind, während der größere Theil ihres Wortvorraths verschieden ist, so daß sie nicht, wie die Prakrits, durch eine Zersetzung des Sanskrit entstanden sein können, sondern mit letzterm von einer ältern Sprache, der gemeinschaftlichen Mutter aller, abstammen müssen.

Der Gebrauch des Wortes „Arisch" deutet auch auf gemeinsamen Ursprung der Hindus und Perser hin. Es ist die Bezeichnung, welche sowohl im Sanskrit als im Zend für die Urväter beider Racen gebraucht wird, und Arier ist auch der Name, welchen Herodot und andere griechische Schriftsteller den Medern und Persern beilegen. Zend und Sanskrit sind die am nächsten verwandten Glieder der Familie und die Völker, welche diese beiden Sprachen redeten, bildeten wohl noch lange eine Gemeinschaft, nachdem die anderen verwandten Stämme sich schon von ihnen getrennt hatten. Diese durch viele andere Betrachtungen und Schlüsse unterstützten Thatsachen haben denn auch die Gelehrten zu dem fast einstimmigen Schlusse geführt, daß die Wiege der arischen Race ein Centralpunkt gewesen sein muß, von dem aus die verschiedenen Zweige dieser großen Familie sich leicht nach den weit von einander entfernten Ländern — Indien bis Island —, welche sie jetzt innehaben, verbreitet haben können. Alles weist aber darauf hin, daß Centralasien diese Wiege der Arier gewesen ist.

Aus allen Erdtheilen.

Die Nordamerikaner auf den Samoa-Inseln in der Südsee.

Die Yankees greifen im Großen Ocean immer weiter um sich. Während auf den Fidschi-Inseln die weißen Einwanderer und Abenteurer aus Australien entschieden vorwotten und dort das Annectiren betreiben, gehören die Sandwich-Inseln thatsächlich den Nordamericanern. Zwar haben dieselben jüngst sich wieder einen König gegeben, aber dieser ist lediglich ein Werkzeug in den Händen der Yankees. Nun haben diese auch auf den Navigatoren (Schiffer- oder Samoa-Eilanden) festen Fuß gefaßt. Sie haben ausgespürt, wie großartig dort die Geschäfte des deutschen Hauses Godeffroy aus Hamburg sind, und daß der Handel mit Kokosöl ꝛc. auf den Inselgruppen weit und breit sich in deutschen Händen befinde. Schade, daß nicht, als es noch Zeit war, einige von unseren Kriegsschiffen dorthin geschickt wurden, um die Navigatoren für Deutschland zu erwerben. Wir hätten sie haben können; jetzt kommen uns die Californier zuvor. Wir finden in den San-Francisco-Zeitungen Folgendes über die Central Polynesia Land and Commercial Company.

„Vor etwa einem Jahre bildete sich hier eine Compagnie mit einem Capital von 100,000 Dollars in 1000 Shares (Actien), welche den Namen „Central Polynesia Land- und Commercial-Compagnie" führt. Der Zweck war die Erwerbung von Land auf den Navigator-Inseln, die Anlegung von Handelsstationen daselbst und die Ansiedelung von Colonisten auf jenen Inseln.

Die Schiffer-Inseln bilden für den Handelsverkehr zwischen Asien und Südamerika ungefähr dieselbe Zwischenstation wie die Sandwich-Inseln für den Handelsverkehr zwischen China und Nordamerika. Sie bestehen aus vier größeren und mehreren kleineren Inseln mit einem Gesammtflächenraum von 850 Quadratmeilen. Das Innere derselben ist durchaus gebirgig, dagegen haben die Küsten schöne fruchtbare und reich bewässerte Ebenen mit tropischer Vegetation. Hauptproducte sind Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Pfiangs, Orangen und Zuckerrohr. Das Meer ist reich an Fischen. Die Einwohner, deren Zahl etwa 50,000 beträgt, sind groß, wohl gewachsen und stark, sie gehören dem hellfarbigen Menschenstamme der Südseeinseln an. Sie gehen fast ganz nackt, tättowiren sich, sind gute Schiffer, treiben Fischerei, verfertigen Matten, Zeuge ꝛc. und wohnen in wohlgebauten Hütten und Dörfern.

Gegenwärtig veröffentlicht die Company einen Bericht über ihre bisherige Thätigkeit und fordert das Publicum zur Betheiligung bei ihrem Unternehmen auf. Der Bericht sagt unter anderm, daß die Compagnie gegenwärtig ein Areal von ungefähr 300,000 Acres auf jenen Inseln besitzt, alles durchaus fruchtbarer Ackerboden, wo man Baumwolle, Zucker, Kaffee, Reis, Indigo, Bananen, Orangen, Citronen und Oliven bauen kann.

Uebrigens ist es höchst wünschenswerth, daß diese Inseln sich sobald als möglich den Vereinigten Staaten anschließen. Die sämmtlichen eingeborenen Häuptlinge der Inseln, alle Kaufleute und Pflanzer sind vollständig mit dieser Idee einverstanden und es bedarf nur eines Vorgehens in dieser Richtung von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten, um sofort einen Anschluß an dieselben herbeizuführen. Eine Petition an den Präsidenten, unterzeichnet von sämmtlichen Häuptlingen der Insel, ist bereits entworfen worden. Die Annectirung dieser Insel würde von unbestreitbarem Nutzen für die Vereinigten Staaten sein. Jene Inseln bilden den Schlüssel der Südsee und ihr Besitz ist schon vom rein militärischen Standpunkte aus von der größten Wichtigkeit. Noch bedeutender aber würde der durch ihre Annexion auf den Handel Amerikas hervorgebrachte Einfluß sein. Namentlich wäre wichtig, daß wir dann unsern Zucker zollfrei importiren könnten.

Uebrigens fügen wir noch hinzu, daß die Compagnie bis jetzt sechs Schiffsladungen von Waaren nach ihren Depots in Upolo und Tutila auf jenen Inseln gebracht hat, welche sofort mit Profit verkauft werden konnten."

Nationalität der in Neuyork 1872 Eingewanderten.

Die nachfolgenden Ziffern sind von der Neuyorker Einwanderungscommission veröffentlicht worden. Sie zeigen, in wie colossalem Maßstabe die Einwanderung angewachsen ist, und daß alle europäischen Völker mehr oder weniger bei derselben betheiligt sind.

Die Gesammtzahl der Einwanderer in jenen Häfen stellte sich auf 291,685 Köpfe, die sich in folgender Weise vertheilen:

Digitized by Google

Großbritannien.

England	36,159	
Irland	66,057	
Schottland	9,556	
Wales	3,608	
Isle of Man	155	155,535

Deutschland.

Bayern	12,282	
Baden	6,722	
Braunschweig	135	
Elsaß	6,027	
Hannover	5,347	
Hessen-Darmstadt	3,295	
Holstein	3,506	
Kurhessen	2,654	
Lippe-Detmold	66	
Lothringen	1,535	
Mecklenburg	7,940	
Oldenburg	610	
Preußen	61,627	
Sachsen	3,488	
Schleswig	1,985	
Waldeck	72	
Württemberg	5,794	122,215

Oesterreichisches Kaiserreich.

Oesterreich	1,307	
Böhmen	3,853	
Ungarn	424	5,581

Skandinavische Länder.

Dänemark	4,796	
Schweden	11,409	
Norwegen	6,451	22,650
Schweiz		4,678
Luxemburg		1,139
Holland		3,631
Belgien		680
Rußland		4,148
Frankreich		2,913
Italien		7,869
Spanien		41

Das Reiseziel der angekommenen Einwanderer war wie folgt: Es gingen nach Alabama 59, Arkansas 27, Australien 1, British-Columbia 15, Californien 2760, Canada 3819, China 5, Colorado 244, Connecticut 6272, Cuba 11, Dakotah 37, Delaware 365, District Columbia 370, Florida 32, Georgia 140, Idaho 3, Illinois 36,136, Indiana 3861, Iowa 5864, Japan 3, Kansas 1675, Kentucky 966, Louisiana 365, Maine 384, Maryland 1648, Massachusetts 12,174, Mexico 19, Michigan 12,340, Minnesota 6062, Mississippi 66, Missouri 5007, Montana 15, Nebraska 1797, Nevada 115, Neubraunschweig 59, Neufundland 1, Neuhampshire 225, Neujersey 10,815, Neumexico 3, Neuyork 110,228, Nord-Carolina 38, Nova Scotia 21, Ohio 17,662, Oregon 19, Pennsylvanien 31,147, Rhode Island 2551, Südamerika 29, Süd-Carolina 116, Tennessee 368, Texas 235, Utah 1686, Vermont 314, Virginia 351, Washington-Territorium 16, Westindien 6, West-Virginien 339, Wisconsin 14,228 und Wyoming 20.

Der Kaffeebaus Colatschal in Indien.

Ein kaffeebauender Distrikt in Vorderindien ist kürzlich so wichtig geworden, daß er eines neuen Hafens bedurfte und auch ohne Hülfe Seitens der Regierung eröffnet hat, um seine Produkte direct nach England zu verschiffen. Der Distrikt liegt an den Anambu-Hügeln im äußersten Süden Indiens, im Schutzstaate Travancore bei Cap Komarin. Der Hafen heißt Colatschal und liegt etwa 25 englische Meilen von den Anambu-Hügeln, wo sich die Kaffeeplantagen befinden. Als Anterplatz ist er den Behörden von Travancore schon längst bekannt; aber erst neuerdings ist er von englischen Schiffen besucht worden, um directe Fracht nach London einzunehmen, und zwar zuerst im März 1871. Natürlich macht sich das Bedürfniß nach einer neuen, sorgfältigen Aufnahme fühlbar. Hafengebühren sind nicht zu entrichten und Lebensmittel sind überaus billig. Die Straße nach den Hügeln wurde 1870 in Angriff genommen und wird jetzt von den zahlreich vorhandenen einheimischen Karren benutzt. Kulis bringen den Kaffee von den Pflanzungen, welche in einer durchschnittlichen Höhe von 2500 bis 3500 Fuß liegen und 5100 Acres Land bedecken, an den Fuß der Hügel; dort nehmen ihn die Karren auf. In 1871 bis 1872 wurden etwa 500 Tons Kaffee aus Colatschal exportirt; diese Ziffer wird voraussichtlich in 1873 auf 700 bis 800 steigen.

Soll Japan das Englische als Volks- und Schriftsprache annehmen?

Der japanesische Geschäftsträger in Washington, Herr Arinori Mori, hat an Professor Whitney, welcher am Yale College den Lehrstuhl für Sanskrit und vergleichende Philologie einnimmt, ein merkwürdiges Schreiben gerichtet, in welchem er Folgendes sagt: Die Volkssprache in Japan, die von der Schriftsprache wesentlich verschieden ist, bildet ein Hinderniß für den Fortschritt und eine Annäherung an die abendländische Civilisation in jenem Reiche. Sie ist namentlich für die Annahme eines phonetischen Alphabets nicht geeignet. Die Schriftsprache hat mit der Sprache des gewöhnlichen Lebens geeinge Verwandtschaft und die Schriftzeichen haben einen rein hieroglyphen ähnlichen Charakter. Diesen Verhältnissen gegenüber — sagt Herr Mori — seien die gebildetsten und geistvollsten Männer seines Vaterlandes auf den Gedanken gekommen, eine leichthallige, verbreitete und weiterer Verbreitung fähige europäische Sprache zu adoptiren, dieselbe zunächst für den Gebrauch in öffentlichen Angelegenheiten, Gesetzgebung ꝛc. einzuführen, in den Schulen darin unterrichten zu lassen und sie allmälig der in Japan herrschenden Volks- und Schriftsprache vollständig zu substituiren. Hierbei würde man aus vielen Gründen der englischen Sprache den Vorzug geben. Diese biete aber Schwierigkeiten und Hindernisse, die, wenn sie nicht beseitigt werden könnten, ihre Annahme nahezu unmöglich machen würden. Es beständen dieselben hauptsächlich in der eigenthümlichen englischen Orthographie und in der großen Zahl unregelmäßiger Zeitwörter.

Um diesen Schwierigkeiten abzuhelfen verlangt Herr Mori, daß die englische Sprache — für die Japanesen wenigstens — „vereinfacht" werde, daß die Präterita und Participia alle sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter nach Analogie der regelmäßigen gebildet werden (z. B. teached, thinked, boyed), daß alle Hauptwörter im Plural die regelmäßige Form annehmen sollen und daß eine phonetische Orthographie eingeführt werde. Die Gelehrte, welche Engländer und Amerikaner dagegen geltend machen können, finden, seiner Ansicht nach, auf Japan keine Anwendung. Herr Mori ersucht schließlich den ausgezeichneten Orientalisten, an den er sich gewandt, ein Gutachten über den Plan abzugeben. Die Neuheit und Kühnheit desselben wird jeden Abendländer überraschen; ein Urtheil aber, welches nicht auf näherer Bekanntschaft mit dem japanesischen Volke, mit der Denkart und dem Volkscharakter desselben, den Institutionen des Landes und dem moralischen Einfluß seiner Regierung basirte, müßte nothwendig ein schiefes sein. Es ist denkbar, daß ein Project, welches für Europa und Amerika absurd und chimärisch erscheinen würde, in Japan ausführbar ist. Herr Mori betont wiederholt, daß er nicht blos seinen eigenen Ideen, sondern den Meinungen zahlreicher, gleich ihm im Auslande gebildeter Landsleute Ausdruck gegeben habe. Was die „Vereinfachung" des Englischen betrifft, so würde dieselbe — falls die Ausführung des Planes möglich sein sollte — große Vortheile, die in der vollen Sprachreinheit mit den auf den britischen Inseln, in Amerika und Australien lebenden Völkern

Digitized by Google

bestänben, preisgeben, da das projectirte japanesische Englisch gewiß nicht in diesen Ländern eingeführt werden würde. Mit einer abweichenden Orthographie könnte man sich viel eher versöhnen. Ein Urtheil wagen wir jedoch in dieser Beziehung nicht auszusprechen. Herr Mori sieht in den „Unregelmäßigkeiten" der englischen Formbildung ein saft unüberwindliches Hinderniß für die Einbürgerung der Sprache in Japan, die er im Uebrigen für durchaus möglich hält. Sollten die Aussprache, die große Zahl gleichbedeutender, sinnverwandter und gleichlautender, aber in der Bedeutung verschiedener Wörter, sowie die Eigenthümlichkeiten der Satzbildung für die Japanesen geringere Schwierigkeiten bieten? Wir bemerken noch, daß der in englischer Sprache geschriebene Brief des Herrn Mori in jedem Satze einen Mann bekundet, der auch nach abendländischem Maßstabe beurtheilt für höchst intelligent und unterrichtet gelten muß.

* * *

— Das Signal-Bureau der Vereinigten Staaten hat jetzt auch in Fort Garry in Manitoba eine Signalstation errichtet, von der aus gewiß sehr interessante wissenschaftliche Beobachtungen stattfinden werden. Dieses Observatorium befindet sich beinahe im Mittelpunkte des Continents, an der Vereinigung der Flüsse Assiniboin und Red River of the North.

— Die Pacific Bahn ist für eine „gottlose, unchristliche Anstalt" erklärt worden. Ein Reverend Nannen J. Goble hat es sich in den Kopf gesetzt, die Japaner zum Glauben an die ewigen Höllenstrafen zu bekehren; das nennt er Christenthum. Auf der Bahn hatte er Gepäck, das nicht weniger als 80 Centner schwer war. In San Francisco verlangte man dafür das Frachtgeld, und hielt die Sachen zurück, bis Zahlung erfolgen werde. Reverend Goble war außer sich über die Zumuthung, daß man Geld fordere für Gepäck, das „im Dienste Gottes" und demnach tosenfrei zu befördern sei. Und solche Leute wollen in Japan als „Culturträger" auftreten!

— Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß die skandinavischen Einwanderer sich fast ohne Ausnahme in den nordwestlichen und den nordöstlichen Staaten niederlassen. Maine hatte zu Anfang des laufenden Jahres etwa 1300 schwedische Ansiedler, welche ungefähr 60,000 Dollars baar aus ihrem alten Vaterlande mitgebracht haben. Sie sind als achtbare, fleißige Leute allgemein hochgeschätzt.

— Von der Insel Cuba. Seit nun reichlich vier Jahren dauert dort ein Aufstand, in welchem eine schauderhafte Barbarei die wildesten Orgien feiert. Ein halbamtliches Madrider Blatt, der „Imparcial", brachte jüngst folgende Angaben: Seit Ausbruch der Rebellion sind auf Cuba in Schlachten und Gefechten getödtet worden 13,600 Insurgenten, gefangen genommen 43,600; ergeben wurden 4819 Flinten, 3247 Seitengewehre, 9921 Pferde. Freiwillig haben 69,640 Insurgenten sich ergeben. — Ein großer Theil der in den Gefechten gefangen genommenen ist garstiget oder erschossen worden und man kann wohl ohne Uebertreibung annehmen, daß etwa 75,000 Insurgenten das Leben eingebüßt haben. Ueber den Verlust der Spanier liegen keine Nachweise vor, wir wissen aber, daß nach und nach aus ganz Europa an 100,000 Soldaten nach Cuba geschickt worden sind; von diesen mögen etwa 15 Proc. durch das Klima und in den Schlachten umgekommen sein. Die cubanische Unabhängigkeitserklärung wurde im October 1869 zu Para erlassen. Der neueste Census von Cuba hat folgende Ziffern ergeben: Weiße 763,176, freie Farbige 238,927, Sklaven 363,288, asiatische Kulis 34,480; Total 1,399,811 Seelen.

— Zwischen San Francisco und Melbourne wird nun auch eine englische Compagnie drei große Dampfer in Fahrt bringen. Sie sollen in Verbindung stehen mit der White-Star-Linie, die zwischen England und Newyork fährt; die Fahrgäste und Waaren befördert man nach Californien auf der Bahn.

— Nach der brasilianischen Insel Fernando Noronha vor der Küste von Pernambuco deportirt die Regierung Verbrecher. Die Zahl derselben belief sich in der Mitte des Jahres 1872 auf etwa 1300; von diesen bestand ein volles Drittel aus Mördern. Die Mannschaft, welcher die Bewachung übertragen ist, besteht aus 100 Mann, die allemal nach zwei Monaten abgelöst werden, wenn der Dampfer von Pernambuco kommt. An ein Entfliehen ist nicht zu denken, da auf der ganzen Insel weiter kein Boot sein darf als eins, welches der Regierung gehört und streng bewacht wird.

— Die Eisdecke des Mississippi bei St. Louis in Missouri war zu Ende December 6 bis 8 Fuß dick und wurde von unzähligen Frachtwagen benutzt. — Der Hafen von Baltimore war Mitte Januars durch Eis versperrt. — Man nimmt an, daß bei den gewaltigen Schneestürmen, von welchen im December die Staaten Wisconsin, Minnesota und das nördliche Jowa heimgesucht wurden, weit über 1000 Menschen umgekommen sind.

— Die Zahl der Israeliten wächst in den Vereinigten Staaten sehr stark und sehr rasch an. Die ersten sind aus Holland im Jahre 1670 nach Neuyork gekommen, wo sie 1706 die erste „jüdische Congregation" bildeten und 1721 ihre erste Synagoge erbauten. Im Jahre 1844 hatte die Stadt schon 4 Tempel, 1854 schon 20 und 1873 nicht weniger als 40 Synagogen. Der „N. Y. Herald" giebt an, daß in den Vereinigten Staaten etwa 220 jüdische Gotteshäuser vorhanden seien.

— Ein Methodistenprediger in Nordamerika hat einen bemerkenswerthen Aufruf erlassen. Er verlangt, daß kein Geistlicher sich scheue, den Christen die Wahrheit in Betreff der ewigen Verdammniß und der ewigen Höllenstrafen recht einzuschärfen. Dieser Reverend Gorham schmeckt förmlich in „den Schreckensscenen unerwiger Qualen", welche den Sünder einst martern werden; er sagt: „Gut. Wir glauben, so sagen wir, daß ein Mensch, der in seinen Sünden von hinnen fährt, an einen Ort komme, wo er ewig im Feuer brenne und daß dort Gott der Almächtige ihn martert, so lange Gott der Almächtige lebt. Und nun sage ich auch, — wir gehen mit den Seelen der Verdammten viel zu zart um. Greifen wir lieber die Sache scharf an. Mögen sie alles Grausen der Furcht bis zur Stunde des Todes empfinden; sie müssen und sollen alle Geheimnisse der Ewigkeit kennen lernen." Von solchen Predigern der Religion der Liebe wimmelt es in den Vereinigten Staaten.

— Wanderung der Walfische. Dem Smithsonian Institution in Washington ist kürzlich eine Eskimo-Walfischharpune übergeben worden, die wohl geeignet ist, einiges Licht auf die bisher noch so wenig bekannten Wanderungen der Walfische zu werfen. Sie wurde festsitzend in einem californischen Grauwal (Rhachianectes glaucus, Cope) gefunden, der in der Scammons-Bai an der Küste von Niedercalifornien erbeutet wurde. Aus diesem Funde geht hervor, daß jene Wale vom Behringsmeer bis an die californischen Küsten wandern.

Inhalt: Zur Geschichte, Theorie und Praxis der Spectralanalyse. I. (Mit zwei Abbildungen und einer farbigen Spectraltafel.) — Aus Aufsich-Lappland. Von Professor J. A. Friis in Christiania. (Mit zwei Abbildungen.) — Aus den Briefen Adolf Hübner's über Südafrika. III. Von Potschefstroom nach Rustenburg. — Der Zusammenhang der neuindischen Sprachen mit dem Sanskrit. — Aus allen Erdtheilen: Die Vorbewerianer auf den Samoa-Inseln in der Südsee. — Nationalität der in Neuyork 1872 Eingewanderten. — Der Kaffeehafen Colatschai in Indien. — Soll Japan das Englische als Volks- und Schriftsprache annehmen? — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger. Nr. 2.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Zur Geschichte, Theorie und Praxis der Spectralanalyse.

(Mit einer farbigen Spectraltafel.)

II.

K. Wir haben im ersten Artikel gesehen, wie Kirchhoff aus der Uebereinstimmung der Spectrallinien und gestützt auf das Princip von dem Verhältnisse zwischen Emissions- und Absorptionsvermögen, auf die Natur der Stoffe in der Sonnenatmosphäre schloß. Dadurch wurden die bis dahin geltenden Anschauungen über das Wesen der Sonne beträchtlich modificirt. „Um die dunklen Linien des Sonnenspectrums zu erklären, muß man annehmen, daß die Sonnenatmosphäre einen leuchtenden Körper umhüllt, der für sich allein ein continuirliches Spectrum von einer Lichtstärke giebt, die eine gewisse Grenze übersteigt. Die wahrscheinlichste Annahme, die man machen kann, ist die, daß die Sonne aus einem festen oder tropfbarflüssigen, in der höchsten Glühhitze befindlichen Kerne besteht, der umgeben ist von einer Atmosphäre von etwas niedrigerer Temperatur. Diese Vorstellung von der Beschaffenheit der Sonne ist in Uebereinstimmung mit der von Laplace begründeten Hypothese über die Bildung unseres Planetensystems. Wenn die Masse, die jetzt in den einzelnen Körpern desselben concentrirt ist, in früheren Zeiten einen zusammenhängenden Nebel von ungeheurer Ausdehnung bildete, durch dessen Zusammenziehung Sonne, Planeten und Monde entstanden sind, so mußten alle diese Körper bei ihrer Bildung im Wesentlichen von ähnlicher Beschaffenheit sein. Die Geologie hat gelehrt, daß die Erde einst in glühend flüssigem Zustande sich befunden hat; man muß annehmen, daß auch die anderen Körper unseres Systems einmal in einem solchen gewesen sind. Die Abkühlung, die in Folge der Ausstrahlung der Wärme bei allen eingetreten ist, hat aber bei ihnen, vornämlich je nach der verschiedenen Masse, sehr verschiedene Grade erlangt, und, während der Mond kälter als die Erde geworden ist, ist die Temperatur der Oberfläche des Sonnenkörpers noch nicht unter die Weißglühhitze gesunken. Die irdische Atmosphäre, die jetzt nur so wenig Elemente enthält, mußte, als die Erde noch glühte, eine viel mannigfaltigere Zusammensetzung haben; alle in der Glühhitze flüchtigen Stoffe mußten in ihr vorkommen. Eine entsprechende Beschaffenheit muß heute noch die Atmosphäre der Sonne besitzen." Die Folgezeit hat diesen Behauptungen Kirchhoff's in jeder Beziehung Recht gegeben. Anfangs wußte man allerdings das Spectroskop noch nicht zur Untersuchung der Sonnenatmosphäre und zur Erforschung der in ihr auftretenden Erscheinungen zu benutzen und erwartete deshalb mit Sehnsucht die nächste totale Sonnenfinsterniß am 18. August 1868. Man schloß nämlich sehr richtig, daß, wenn der Mond den eigentlichen Sonnenkern, der sich uns in der Gestalt der Sonnenscheibe darstellt, für unsern Anblick verdeckt, die Untersuchung der dann sichtbar werdenden Atmosphäre und dessen, was sie enthalte, mittels des Spectroskops leicht genug werden müsse. Auch über die Natur der zur Zeit totaler Sonnenfinsternisse am Mondrande sichtbaren, rothen Erhöhungen, die den Namen Protuberanzen führen,

Digitized by Google

hoffte man durch Anwendung des Spectroskops ins Reine zu kommen. Von den hervorragendsten Culturvölkern Europas wurden Expeditionen zur Beobachtung an die geeignetsten Punkte auf der Zone der Totalität ausgesandt. Man weiß, welche wichtigen Aufschlüsse sie erlangt haben. Es ergab sich, daß die Protuberanzen ungeheure Eruptionen von (hauptsächlich) Wasserstoff sind, Eruptionen, von deren Gewaltigkeit wir uns nur eine unvollkommene Vorstellung machen können. Das Spectrum der Protuberanzen erwies sich als bestehend aus hellen Linien, von denen hauptsächlich drei, dem glühenden Wasserstoffe entsprechend, in die Augen fallen. Das Spectrum des Wasserstoffs sehen wir auf der beiliegenden farbigen Spectraltafel unter Nr. 11. Als der französische Physiker Janssen, der sich bei einer der zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß ausgesandten Expedition befand, die hellen Spectrallinien der Protuberanzen erblickte, gerieth er auf den Einfall, dieselben auch nach dem Vorübergange der Finsterniß am Sonnenrande aufzusuchen. Er hielt sie für hell genug, um auch dann wiedererkannt zu werden. Seine Vermuthung fand in der That Bestätigung, denn am andern Tage gelang es ihm bei vollem Sonnenscheine das Protuberanzenspectrum wahrzunehmen. Allein lange vor Janssen hatte bereits ein bis dahin in weiteren wissenschaftlichen Kreisen gänzlich unbekannter Mann, Norman Lockyer in London, der Royal Society die von Janssen in Anwendung gebrachte Methode vorgelegt und die Principien erläutert, auf denen sie beruht. Vergeblich bemühte er sich indessen mittels seines kleinen Spectroskopes die hellen Protuberanzlinien am Sonnenrande aufzufinden, sein Instrument war dazu zu schwach. Nachdem er aber durch Hülfe der königlichen Gesellschaft zu London in den Besitz eines geeigneten kraftvollen Spectroskops gekommen war, fand er sofort am 20. October 1868 das Spectrum einer Protuberanz auf und beobachtete in demselben die drei hellen Linien, welche die Anwesenheit des Wasserstoffs bezeichnen. Weiter fand er bereits in den nächsten Tagen, daß die Sonne ringsum von einer Hülle aus glühendem Wasserstoff umgeben ist, welcher er den Namen Chromosphäre beilegte, und daß die Protuberanzen nur locale Anhäufungen dieser Wasserstoffhülle sind. Spätere Untersuchungen von Spörer und Zöllner haben die letztere Behauptung dahin berichtigt, daß die Protuberanzen mehr oder weniger eruptiver Natur sind, daß sie mit ungeheurer Gewalt aus den obersten Schichten der eigentlichen Sonne bis zu Höhen von 20,000 Meilen in ihre glühende Atmosphäre emporgetrieben werden. Wenn auch Janssen schon

Sonnenfleckspectrum nach Secchi.

am 19. August 1868 die Protuberanzen am Sonnenrande sah, Lockyer dagegen erst zwei Monate später, so gebührt doch diesem der Ruhm des Entdeckers der neuen Methode und der Franzose geht leer aus. Denn Lockyer hatte die Principien seiner Methode schon lange vor der Finsterniß veröffentlicht und wir haben deshalb nicht zu untersuchen, ob Janssen von dieser Publication Kenntniß besaß oder nicht, seine Beobachtungen bilden bloß eine Bestätigung der richtigen Deduction des Engländers.

Die weiteren Untersuchungen der Sonne mittels des Spectroskops haben im Großen und Ganzen die Theorie Kirchhoff's über die Sonne vollkommen bewahrheitet. Die Bemerkung Janssen's, daß seine Untersuchungen der Gegenden in der Nachbarschaft der Sonne keine Resultate geliefert habe, die mit der von Kirchhoff aufgestellten Theorie in Einklang seien, daß seine Untersuchungen dagegen zur Erkenntniß der wahren Beschaffenheit des Sonnenspectrums führen müßten, hat sich hinterher als leere Prahlerei erwiesen, und „der erste Spectroskopiker", wie die Franzosen eine Zeit lang Janssen zu nennen beliebten, hat fürderhin über den Gegenstand den Mund gehalten. Ueberhaupt sind auf dem Gebiete der Spectroskopie hauptsächlich Deutsche, Engländer, Amerikaner und Italiener thätig, der eigentliche Antheil Frankreichs ist nach einem guten Anfange bald auf Null herabgesunken.

Es hat sich nach und nach herausgestellt, daß in der Chromosphäre die heftigsten Strömungen stattfinden an denen die obere Schicht der glühenden Metalldämpfe Theil nimmt. Diese letzteren werden dann in die Chromosphäre emporgeschleudert, und in ihrem Spectrum erscheinen jetzt die hellen Linien vom Natrium, Eisen und Magnesium und Baryum. Dieselben erscheinen auch mitten auf der Sonnenscheibe in dem Spectrum der Fackeln oder der glänzenden Stellen, welche stets in der Nähe der Sonnenflecke auftreten. Diese hellen Metalllinien sind stets schmäler als die entsprechenden Fraunhofer'schen Linien. Dies beweist, daß die glühenden Gase in einer aufsteigenden Strömung begriffen sind und daher sich in einem Zustande größerer Verdünnung befinden. In einem Sonnenflecken dagegen findet das Entgegengesetzte statt; eine niedersteigende Strömung führt die abgekühlten Dämpfe nach unten; dieselben werden verdichtet, und die stärkere Absorption der Lichtstrahlen, die sie in diesem Zustande ausüben, ist durch die Verdunkelung angezeigt.

Secchi hat sehr schöne Zeichnungen der auf der Sonnenscheibe wahrgenommenen Spectren geliefert. Die obige Figur ist eine Copie dieser Zeichnungen.

Digitized by Google

Wir haben hier vier Spectra über einander. Nr. 1 ist das normale Sonnenspectrum mit den dunklen Fraunhofer'schen Linien *A* bis *H*. Nr. 2 stellt das Spectrum des sogenannten Hofes oder Halbschattens (der Penumbra) vor, welcher die größeren Sonnenflecke umgiebt. Wie man sieht, fehlen hier die drei charakteristischen Wasserstofflinien (*H α*, *H β* und *H γ*) gänzlich. Nr. 3 ist das Spectrum der eigentlichen Kernflecken. In demselben sind die meisten Fraunhofer'schen Linien beträchtlich verbreitert, daneben gewahrt man auch neue Absorptionsstreifen und schließlich ein paar helle Linien. Die Sonnenflecke werden meist von helleren Stellen, sogenanntem Lichtgewölk oder Sonnenfackeln, umgeben. Nr. 4 stellt das Spectrum solcher Fackeln dar. Man erkennt, daß die hellen Wasserstofflinien auch in das Fleckenspectrum übergreifen, ein Beweis, daß der aufsteigende Gasstrom wieder seitlich abfließt und über dem Flecke schwebt. Die Erscheinungen der Sonnenflecke, Lichtfackeln und Protuberanzen sind bezüglich ihrer Ursachen zurückzuführen auf ungeheure Wasserstoffströme von so furchtbarer Gewalt, daß die wüthendsten irdischen Orkane dagegen nur als sanfter Windhauch erscheinen. Lockyer hat mit Hülfe des Spectroskops die Geschwindigkeit des dahin strömenden glühenden Wasserstoffgases gemessen. Findet nämlich eine Verschiebung oder Verbiegung beispielsweise der Linie *F* gegen das violette Ende des Spectrums hin um zehn millionstel Millimeter statt, so zeigt dies an, daß der glühende Wasserstoff mit einer Schnelligkeit von 61 Kilometern in der Secunde emporschießt, während dieselbe Verschiebung nach Roth hin ergiebt, daß das glühende Gas mit der nämlichen Geschwindigkeit abwärts strömt. Ersteres, was bisweilen vorkommt, die helle Linie nach dem Violett hin zugleich mit der dunkeln, welche nach dem Roth zu geneigt ist, so schießt auf der einen Seite heftig glühender Wasserstoff hoch empor und auf der andern steigt kühleres Gas abwärts. Von der Heftigkeit und Ausdehnung der auf der Sonne stattfindenden Wirbelstürme giebt Lockyer's Beobachtung am 14. März 1869 ein Beispiel. Der Spalt seines Spectroskops war ungefähr $^1/_{500}$ Zoll weit, aber da das Sonnenbild im Telestop nur einen Durchmesser von 0,94 Zoll hatte, so konnte er mit dem Spectroskop gleichzeitig eine Strecke von 2800 Kilometer übersehen und den Wirbelsturm, dessen Durchmesser gegen 2500 Kilometer betrug, in seiner ganzen Ausdehnung beobachten. Die beobachtete Verschiebung der Spectrallinien entsprach einer Geschwindigkeit von 64 Kilometern pro Secunde. Im Spectrum einer Protuberanz, welches Lockyer am 12. Mai beobachtete, entsprach die stärkste Verschiebung einer Geschwindigkeit von 190 Kilometern in der Secunde.

Bei den ersten Protuberanzbeobachtungen während des vollen Sonnenscheines mußte man sich mit der Wahrnehmung der Spectrallinien dieser ungeheuern, glühenden Gasmassen begnügen und aus dem Auftreten dieser Linien auf die Gestalt der vorhandenen Protuberanzen schließen. Schon bald nachdem man sich mit dieser Art von Beobachtungen einigermaßen vertraut gemacht hatte, begannen aber auch schon die Bemühungen zur Ermittelung einer Methode, die Protuberanzen im ihrem wahren Gestalten unmittelbar zu sehen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es zuerst Huggins mit Hülfe eines tiefroth gefärbten Rubinglases, eine Protuberanz wahrzunehmen, so daß er ihre Gestalt direct zeichnen konnte, allein die weiteren Versuche auf diesem Wege wurden bald abgeschnitten durch die Entdeckung von Zöllner und Lockyer, daß es bei hinreichender Abschwächung des atmosphärischen Lichtes mittels einer genügenden Anzahl von Prismen ausreicht, eine der Spectrallinien der Protuberanz in das Sehfeld eines sehr klar zerstreuenden Spectroskops zu bringen, und dann den Spalt des letztern genügend zu öffnen, um sofort die Protuberanz in ihrer vollen Ausdehnung wahrzunehmen.

So ist es möglich geworden, die stellsamen Formen und Veränderungen der Protuberanzgebilde am Sonnenrande Tag für Tag zu beobachten und Karten der Protuberanzen und ihrer Vertheilung anzufertigen, wie man Zeichnungen über den täglichen Fleckenzustand der Sonne besitzt. Besonders sind es die Beobachter Respighi, Secchi und Spörer, welche sich auf diesem Felde durch zahlreiche und genaue Arbeiten ausgezeichnet haben. Es gehört jedoch nicht hierhin, auf den rein astronomischen Theil dieser Untersuchungen einzugehen, und die Vertheilung der Protuberanzen unter den verschiedenen Breitengraden der Sonnenoberfläche zu beleuchten, ebenso wenig wie wir uns dabei aufhalten können, das Für und Wider der einzelnen Ansichten über den nähern Zusammenhang, in welchem die Protuberanzen mit den Sonnenflecken stehen, hier zu erörtern. Es möge nur Einiges über die allgemeinen Formen der Protuberanzen hervorgehoben werden. Der Astronom Spörer unterscheidet in dieser Beziehung zwei wesentlich verschiedene Gestalten, nämlich: Erstens, die gewöhnlichen Protuberanzen, von geringerer Helligkeit, mehr beständig, mit häufiger Tendenz zu wolliger Ausbreitung, nur aus Wasserstoff bestehend, wenn nicht eine bisher noch nicht identificirte Linie (D_3) eine neue uns noch unbekannte Substanz anzeigt. Zweitens, die flammigen Protuberanzen. Sie sind ausnehmend hell und können selbst bei ungünstiger Luft wahrgenommen werden. Ihre Gestalt ist außerordentlich schnell veränderlich. Außer Wasserstoff enthalten sie noch eine Menge anderer Elemente, worunter besonders häufig Magnesium auftritt. Zur Erklärung dieser Art von Protuberanzen reicht es nach Spörer nicht hin, strömende helle Massen anzunehmen, die Veränderungen sind zu schnell. Ein fast plötzliches Entstehen und Verschwinden führt zu der Annahme von elektrischen Entladungen, welche sich von den ausgeströmten Massen auch auf andere Theile der Sonnenatmosphäre erstrecken. Formen, welche einer feurigen Fontaine gleichen, sind nahe ähnlich anderen, welche zu vergleichen sind dem elektrischen Lichtbüschel, den wir an einer mit dem Conductor einer Elektrisirmaschine verbundenen kleinen Kugel beobachten. Es kommen auch seitliche zackige Strahlen vor, welche nach der Meinung von Spörer kaum anders als durch elektrische Entladungen gedeutet werden können. Eine merkwürdige secundäre Bildung ist die von Spörer häufig beobachtete Thorbildung der Protuberanzen. Oft kommt auch eine einfache und nicht ganz vollständige Thorbildung vor, indem bei einer großen, bogenförmigen Protuberanz die herabgesenkte Spitze derselben nach einer kleinern Protuberanz gerichtet ist. Dies ist insofern mit unseren Tromben zu vergleichen, als Spörer einmal beobachtete, wie unterhalb der Spitze der Hauptprotuberanz eine andere entstand, und sich mit jener vereinigte. Ein anderes Mal beobachtete er, daß beim Zurückweichen der Spitze der Hauptprotuberanz auch die andere aufgerissene Protuberanz sich herabsenkte.

Man erkennt aus diesen Beschreibungen der wahrgenommenen Phänomene, daß die uns so friedlich leuchtende und Wärme spendende Sonne der unermeßliche Schauplatz eines Kampfes der Elemente ist, wie ihn an wilder Großartigkeit keines Menschen Phantasie sich ähnlich vorstellen kann. In dem ungeheuern nebelglühenden Meere, welches die Sonnenoberfläche bildet, entspringen ununterbrochen, bald hier, bald da, Fontainen glühenden Wasserstoffs größer an Raummessung als unser ganzer Erdball; sie werden emporgetrieben in eine glühende Atmosphäre bis zu einer Höhe, welche fast der Entfernung unseres Mondes von der Erde gleichkommt. Diese unermeßlichen Gluthmassen, welche

Digitized by Google

unsern Erdball wegfegen würden, wie der Bach einen Kork treibt, senken sich dann häufig in ungeheuren, tausende Meilen überspannenden Bogen wieder herab, und erzeugen Wirbel der glühenden Sonnenatmosphäre von tausend Meilen Durchmesser. Es ist ein wahres Wüthen der rohen Materie auf der Sonne, es herrscht dort ein wilder Uebermuth der glühenden Mächte, desgleichen keines Menschen Geist ahnte, ehe die Spectralanalyse darüber Kunde brachte. Aber beruhigen wir uns; die wilde Kraft jener unbändigen Gluthmassen, sie wird in Fesseln geschlagen werden mit der Zeit. Hunderttausende von Jahren werden verfliessen, und der glühende Schauplatz der Sonnenoberfläche, er wird verödet. Freilich mit dieser Verödung erstorben auch die Licht- und Wärmespenden, welche die Sonne in so verschwenderischer Fülle ins Weltall ausgesandte und auch uns zukommen ließ. Wenn die Kraft jener Titanen erschöpft ist, versiegt auch der Quell des Lebens der irdischen Pygmäen.

Wir werden uns im dritten und letzten Artikel mit den Untersuchungen, welche mit Hülfe des Spectroskops am Sternenhimmel ausgeführt worden sind, beschäftigen. Hier wollen wir uns jetzt noch einmal an das normale Sonnenspectrum wenden, um die Veränderungen kennen zu lernen, welche in demselben durch unsere irdische Atmosphäre hervorgebracht werden.

Brewster war der Erste, welcher im Jahre 1833 beobachtete, daß im Sonnenspectrum neue dunkle Linien auftreten, wenn die Sonne sich dem Horizonte nähert und ihre Strahlen einen längern Weg durch unsere Atmosphäre zu durchlaufen haben, um zum Auge des Beobachters zu gelangen. Diese Linien verdanken also einer Absorption des Sonnenlichtes in unserer Atmosphäre ihren Ursprung, und werden auch deshalb atmosphärische Linien genannt. Später Beobachtungen von Secchi und Janssen haben erwiesen, daß der in der Atmosphäre enthaltene Wasserdampf das eigentliche Agens ist, welches diese Absorption ausübt. Secchi hat dies durch directe Beobachtung bestätigt, als er in einer zweitausend Meter entfernten Flamme, sowie in großen Feuern, welche in der Nachbarschaft Roms auf den Bergen bei gewissen Gelegenheiten angezündet werden, bei Regenwetter sehr deutliche, dunkle Absorptionslinien erkannte. Der Franzose Janssen fand 1868, daß wenn er das Licht von 16 Gasflammen durch eine 37 Meter lange Schicht von Wasserdampf, der einem Druck von 7 Atmosphären ausgesetzt war, gehen ließ, er ein Absorptionsspectrum erhielt, dessen dunkle Streifen zwischen dem äußersten Roth und *D* liegen, und die mit den dunklen Sonnenlinien coincidiren, welche um so stärker hervortreten, je mehr sich die Sonne dem Horizonte nähert, und die demnach durch Absorption in dem Wasserdampfe unserer eigenen Atmosphäre erzeugt werden. Janssen fand, daß die von Brewster zuerst beobachteten directen Absorptionsstreifen sich zu feinen Linien und Liniengruppen, welche den Fraunhofer'schen Linien vergleichbar sind, auflösen lassen, und daß dieselben ihren Ursprung in der Erdatmosphäre haben, deren Absorptionsvermögen also, trotz des ungeheuern Temperaturunterschiedes, große Aehnlichkeit mit dem hat, welches die Sonnenatmosphäre ausübt. In der nächstfolgenden Figur zeigt Nr. 1 das gewöhnliche Sonnenspectrum mit den Fraunhofer'schen Hauptlinien. Die darunter stehende Zeichnung Nr. 2 enthält die Absorptionslinien, welche durch unsere irdische Atmosphäre entstehen, und Nr. 3 zeigt das Spectrum des elektrischen Funkens mit hellen atmosphärischen Linien.

Die genaue Untersuchung der atmosphärischen Linien des Sonnenspectrums und des Einflusses, welchen die Feuchtigkeit der Luft auf deren Zahl und Intensität ausübt, hat Mittel an die Hand gegeben, auch die Gegenwart von Wasserdampf auf anderen Himmelskörpern festzustellen. Besonders interessant in dieser Beziehung sind die Beobachtungen des römischen Astronomen Secchi, aus denen hervorgeht, daß in der Sonnenatmosphäre und zwar speciell in der Nähe großer Sonnenflecke stets Wasserdampf vorhanden ist. Diese Wahrnehmung hat für uns gegenwärtig allerdings noch etwas Räthselhaftes. Denn wir können uns offenbar nicht wohl vorstellen, daß jener Wasserdampf in der glühenden Sonnenatmosphäre über den größeren Flecken sich aus einem Zustande größter Erhitzung und Verdünnung condensiren solle. Wenigstens würde es merkwürdig sein, wenn über diesen Flecken, rings umgeben, oben, unten und seitwärts, von der glühenden Sonnenmaterie, eine so beträchtliche Abkühlung eintreten sollte. Die Zukunft muß hierüber nähere Aufschlüsse liefern.

Das gewöhnliche Sonnenspectrum mit Fraunhofer's Linien.

Spectrum der untergehenden Sonne mit dunklen atmosphär. Absorptionsstreifen.

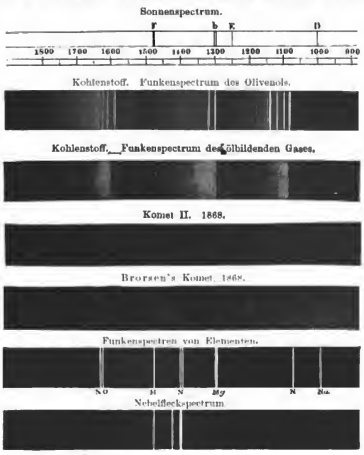
Spectrum des elektrischen Funkens mit hellen atmosphärischen Linien.

Auf die Kometen angewandt, hat die Spectralanalyse nicht minder interessante Ergebnisse geliefert. In den Jahren 1866 und 1867 beobachtete Huggins zuerst zwei kleine Gestirne dieser Art und fand, daß in ihrem Spectrum helle Linien auftreten. Genauer beobachtet wurden aber erst der Borrsen'sche Komet und der Komet II. von 1868. Sie besaßen drei helle Streifen im Spectrum, welche nach dem rothen Ende hin am glänzendsten waren, und sich nach dem andern allmälig abschwächten. Das Merkwürdigste an der Sache aber war, daß das Spectrum des zweiten Kometen von 1868 die auffallendste Aehnlichkeit mit der Modification des Kohlenstoffspectrums zeigt, welches man erhält, wenn man den Inductionsfunken durch ölbildendes Gas schlagen läßt. Die Figur auf S. 245 giebt eine Ansicht der in Rede stehenden Spectra.

Also, Kohlenstoff ist in den Kometen enthalten und strahlt Licht aus. Aber in welchem Zustande befindet sich dieser schwerstflüchtige aller Stoffe? „Wenn man annimmt," sagt Huggins, „daß die Kometen aus reinem Kohlenstoff bestehen, so erscheint es wahrscheinlich, daß der Kern dieses Element in condensirtem und äußerst fein vertheiltem Zustande enthält. In solcher Gestalt würde es besonders geeignet sein, die Wärmestrahlen der Sonne fast vollständig zu absorbiren und dadurch leicht so stark erhitzt werden, um sich in

Digitized by Google

Dunst zu verwandeln. Das scheint indeß doch wenig wahrscheinlich, plausibler ist es, in den Kometen einen Kohlenwasserstoff anzunehmen, und in dieser Hinsicht hat man auf das Petroleum als einen Körper hingewiesen, der sehr leicht in den Kometen in großer Menge vorhanden sein dürfte. Wenn sich das wirklich so verhielte, so sind die Kometen wieder daran, ihre Rolle zu wechseln, und aus harmlosen Wanderern durch die Himmelsräume zu furchtbaren und Verderben drohenden Geschöpfen zu werden. Denn während man früher annahm, ein Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen dürfte für uns gar keine üblen Folgen haben, würde sich die Sache ganz anders gestalten, wenn bei einem solchen Zusammenstoße der Komet uns mit Petroleumfluthen bedächte! Man erinnert sich hierbei unwillkürlich an jenen Eisenbahnunfall, wobei einige Waggons mit Petroleum zertrümmert wurden und der ganze Train verbrannte. Für die ganze Erde wäre so etwas keine schöne Aussicht, besonders da uns Niemand garantiren kann, ob nicht im nächsten Augenblicke ein solcher petroleumschwangerer Komet auftaucht und sich in rasendem Fluge auf unsern Erdentrain stürzt. Indessen haben die jüngsten Beobachtungen und Untersuchungen gezeigt, daß es mit dem Petroleumgehalt der Kometen Nichts ist; wir können daher versichert sein, daß der Erdball auch feuerthin ungestört seine alte, weite Bahn durchfliegt.



F. Jagor's Reisen auf den Philippinen.

III.

Vulcan Yriga. — Negritos. — Bicoländer. — Bisayas.

Der Yriga, von dem wir heute zwei sehr charakteristische und, da mittelst der Camera lucida aufgenommen, äußerst getreue Abbildungen bringen, ist der fünfte unter jenen sechs Vulcanen, welche in gerader Linie von Südosten nach Nordwesten die Provinzen Albay und Camarines Sur, die südlichsten der Insel Luzon, durchziehen. An seinem östlichen Fuße liegt in 92 Meter Meereshöhe der malerisch schöne See von Buhi, fast auf allen Seiten von über tausend Fuß hohen Bergen umgeben. Seinen Westrand bildet der noch vorhandene Theil des Yrigakraters. Nach einem vergeblichen Versuche, den Vulcan von dem gleichnamigen Orte an seinem südwestlichen Fuße aus zu besteigen, ging Dr. Jagor um den Südwestrand herum nach Buhi. Wie ihm die Pfarrer der umliegenden Ortschaften mittheilten, soll der Berg bis zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts ein geschlossener Kessel gewesen und, als er bei einem großen Ausbruch zur Hälfte einstürzte, der See entstanden sein. Manche Quellen verlegen dies Ereigniß in das Jahr 1641; doch ist Jagor der Ansicht, daß diese Angabe nicht glaubhaft ist, vielmehr eine vulcanische Erscheinung in jenem Jahre, wobei in Nordluzon ein Berg einstürzte und ein See an seine Stelle trat, im Laufe der Zeit auf den Yriga übertragen wurde.

In Buhi ließ der freundliche Pfarrer durch Trommelschlag verkünden, daß der eben angekommene Fremde allerlei Thiere zu haben wünsche, Thiere der Erde, der Luft und des Wassers, Thiere der Berge, der Wälder und Felder, und Alles baar bezahlen würde. Es wurden aber von den zahlreich herbeiströmenden Neugierigen nur Thiere der Häuser und des Leibes, Schulen, Tausendfüße und anderes Ungeziefer gebracht, die, nachdem sie zu Einlaßkarten gedient, als seltene Waare verwerthet werden sollten.

Auch von Tambong aus, einer kleinen zu Buhi gehörigen Visite (Filiale einer Pfarre) am Seeufer, glückte es

Digitized by Google

ihm nicht, die höchste Spitze zu erreichen. Er gelangte Abends auf den südlichen Zacken des Kraterrandes (1041 Meter nach seiner Barometerbeobachtung), wo ihn eine tiefe Schlucht am weitern Vordringen hinderte. Ein Theil seiner Begleiter verließ ihn, ein anderer weigerte sich, zu bivuakiren, um am folgenden Tage die Ersteigung fortzusetzen, und so mußte er umkehren. Spät Abends kam die Gesellschaft durch eine Kokospflanzung am Fuße des Berges und fand Obdach gegen ein Gewitter bei einer freundlichen Alten, der die Diener so viel vorlogen, daß sie trotz ihres Mißerfolges, als der Regen nachgelassen, mit Fackeln nach Tambong geleitet wurde und den Palmenhain um den kleinen Weiler mit hellstrahlenden Freudenfeuern von trockenen Kokosblättern zauberhaft schön erleuchtet fand, zu Ehren der „Conquistadores del Yriga".

Erst einige Monate später wurde Jagor's Bemühen mit Erfolg gekrönt. Der Häuptling der Montesinos (d. i. Waldbewohner, heidnische Eingeborene, welche die unzugänglichen Theile der Gebirge bewohnen) hatte täglich Rationen für 22 Mann erhalten, mit denen er angeblich einen Weg zum Gipfel bahnte. Als er aber am Abend des dritten Tages selbst nach Yriga kam, um neue Vorräthe zu holen, da die Arbeit noch einige Zeit erfordere, erklärte der Reisende, daß er am folgenden Morgen versuchen würde, den Berg zu besteigen, und forderte ihn zum Führen auf. Er willigte ein, verschwand aber Nachts sammt seinem Begleiter, da die Jndier im Tribunal (Gemeindehaus) sich das Vergnügen gemacht hatten, ihnen schwere Strafen in Aussicht zu stellen, falls die Leistung nicht den Arbeitstagen entspräche. Nach vergeblichem Bemühen um einen andern Führer verließ Jagor Nachmittags Buhi und übernachtete in einem Rancho, wo man ihn bei seinen früheren Besuchen freundlich aufgenommen hatte. Die Feuer brannten noch, aber die Bewohner waren bei seiner Annäherung entflohen. Am folgenden Morgen um 6 Uhr begann die Besteigung. Nachdem mit Benutzung der schon früher gebahnten Pfade der Wald durchschritten war, ging es durch 3 bis 4 Fuß hohes Gras mit scharfschneidenden Blättern, dann folgte 7 bis 8

Vulcan Yriga von Südwest.

Vulcan Yriga von Ostsüdost.

Fuß hohes Rohr, vom Habitus unseres Arundo phragmites, das den ganzen obern Theil des Berges bis zum Rande einnimmt; nur in den Schluchten reichten die Bäume hoch hinauf. In den unteren Gehängen waren sie mit Aroideen und Farnen, gegen den Gipfel zu mit Flechten und Moosen bedeckt. Auch fand sich hier eine schöne, neue, eigenthümlich gestaltete Orchidee (Dendrobium ceraula). Die Montesinos hatten etwas Rohr umgehauen; weiter bahnten sie sich mit Waldmessern den Weg und erreichten schon um 10 Uhr die Spitze. Es war sehr trübe. Um oben zu übernachten, ließ er eine Hütte bauen, wozu das Rohr sehr geeignet war. Für sich selbst ein Obdach zu errichten und Brennholz zum Wachtfeuer herbeizuschaffen, waren die Jndier zu faul. Sie kauerten, um sich zu erwärmen, dicht an einander gedrückt auf dem Boden, aßen kalten Reis und durfteten dazu, da keiner Wasser holen wollte. Von zwei Wasserträgern, die Jagor mitgenommen, hatte der eine sein Wasser unterwegs „aus Versehen" verschüttet, der andere es unten ausgegossen, „weil er geglaubt, daß wir es nicht brauchen würden."

Die höchste Spitze des Yriga fand Jagor 1212 Meter, 1120 Meter über dem Spiegel des Buhisees.

* * *

Schon aus früheren Berichten kennen wir die Negritos, negerähnliche Wilde, welche sich nach Semper hauptsächlich in der Cordillere von Mariveles, einem kleinen Hafen am Eingange der Bai von Manila, und auf der Westküste von Luzon finden. Jm Süden leben nur wenige, im Nordosten dagegen sind sie von Palawan an, wo ihre Heimath sein soll, bis nach Cap Engaño, der Nordspitze der Jnsel, hin fast die einzigen Bewohner der Küste und des Jnnern. Diese Negritos reden vier verschiedene Dialekte, sind aber zum Theil stark mit Tagalen gemischt, vor allem die Dumagat, wie die Malayen die Negritod der Ostküste nennen. Am Mariveles finden sie sich am reinsten; schon ältere Autoren halten sie für die Urbewohner des Archipels.

Zweimal traf Jagor mit Jndividuen dieser Urbevölkerung flüchtig zusammen, in Mariveles und in der Provinz Batacan nördlich von Manila. Letztere standen mit den Leuten der dortigen Eisenhütte Kupang in freundschaftlichem Ver-

Digitized by Google

tehr und tauschten Nahrungsmittel gegen Waldproducte ein. Der Mann begleitete ihn auf die Jagd, mit einem Bogen und zwei Pfeilen bewaffnet; die Pfeile hatten zwei Zoll lange, lanzenartig geformte Spitzen, deren eine mit Pfeilgift, einem schwarzen Harz, dick bestrichen war. Die Frauen nahmen Guitarren (tabaun) mit, genau wie die der Mintras auf der malayischen Halbinsel: fußlange Bambusrohre, an welchen Saiten aus gespaltenem Stuhlrohr aufgespannt waren.

Negrito von Panay.

Im Verkehr mit den Spaniern haben sie manche katholische Formeln aufgenommen. So pflegen sie bei dem Reispflanzen, wo sie nach alter Sitte etwas von der Saatfrucht absondern, um es an den vier Ecken des Feldes als Opfer darzubringen, gern einige verstümmelte, katholische Gebete herzusagen, die sie für wirksamer zu halten scheinen, als ihre alten heidnischen. Einzelne lassen sogar ihre Kinder taufen, da es nichts kostet, erfüllen aber sonst keine christlichen oder bürgerlichen Pflichten.

Negrito von Mariveles. (Hinterkopf geschoren. Kniebund von Wildschweinsborsten.)

* * *

Früher war Naga oder Nueva Caceres Hauptstadt des ganzen, östlich von der Provinz Tayabas gelegenen Theiles von Luzon, der bei zunehmender Bevölkerung in die drei Provinzen Nord- und Südcamarines und Albay zerlegt wurde. Die Grenzen dieser Verwaltungsbezirke, deren Hauptfluß der Bicol ist, sind namentlich zwischen Albay und Südcamarines ziemlich willkürlich gezogen, während das Gesammtgebiet, wie ein Blick auf die Karte zeigt, sehr gut begrenzt ist. Im Verkehr wird es auch wohl noch gegenwärtig im Zusammenhang Camarines genannt; am passendsten könnte man es das Land der Bicol nennen; denn es ist von einem Volksstamme, den Bicolindiern, bewohnt, der sich sowohl durch seine Sprache als durch manche Eigenthümlichkeiten von seinen Nachbarn, den Tagalen im Westen und den Bisayern auf den Inseln im Süden und Osten unterscheidet.

Die Bicol sind auf das in Rede stehende Gebiet und einige kleine, unmittelbar davor liegende Inseln (Mobbate, Burias, Ticao, Catanduanes) beschränkt. So wie ihre Sprache zwischen der der Tagalen und Bisayer mitten inne steht, so scheinen die Bicols selbst auch in ihren Fähigkeiten und Sitten einen Uebergang zwischen beiden zu bilden, den Tagalen körperlich wie geistig im Allgemeinen nachzustehen, den Bewohnern der östlichen Bisayainseln überlegen zu sein. Am reinsten wird Bicol von den Bewohnern des Vulcanes Yjarov und seiner unmittelbaren Umgebung gesprochen. Von dort gen Westen nimmt die Bicolsprache immer mehr Tagalisch, nach Osten hin Bisaya auf, und geht allmälig, wohl noch ehe sie die Grenzen ihres ethnographischen Gebiets erreicht, in diese beiden Nachbarsprachen über *).

Die Aussaat des Reises in Beeten beginnt in Süd-Camarines im Juni oder Juli, je nach dem Eintritt der Regenzeit; in künstlich berieselten Feldern früher, weil die Frucht dann zu einer Zeit reift, wo ihr Vorrath im Lande gering, ihr Preis hoch ist. Obgleich Rieselfelder sehr wohl zwei Ernten jährlich liefern könnten, so werden sie doch nur einmal bestellt. Im August wird umgepflanzt mit handbreiten Zwischenräumen zwischen den Linien und den einzelnen Pflanzen; vier Monate später ist der Reis reif. Die Felder werden nie gedüngt und nur selten gepflügt; gewöhnlich lässt man durch einige Dutzend Büffel das Unkraut und die Stoppeln in den schon durchweichten Boden eintreten, der dann nur noch mit einer stachlichten Walze gerollt, oder mit dem Sorod gelockert

Der Pflug (Arado).

Ackergeräth der Bicolindier.

*) Wir geben hier Abbildungen der drei gebräuchlichen Ackergeräthe. Der Pflug (Arado) ist von dem noch heute in Spanien gebräuchlichen wenig verschieden. Ausgenommen die Theile *d* (tipia genannt, 0,21 Meter lang, oben 0,16 und unten 0,11 Meter breit) und *e* (Sorod genannt, 0,21 Meter lang, 0,16 breit) ist alles von Holz, selbst die Nägel. Der Theil *d* ist mit *a*, *g* mit *a* und *e* durch Stuhlrohr verbunden.

Ackergeräth der Bicolindier: Fig. 1 und 2 Sorod: *a* Tampong aus Bambus, 0,52 Meter; *b* Babos von Carpota, 0,68 Meter; *c* Papan auf dem sehr harten Holze des Camayon, einer Ebenart, 0,73 Meter lang, 0,12 Meter dick; *d* Tagiot, aus knorrigen Aesten, zum Anspannen der Büffel; *e* Nidon (Zahn) aus Carpota, 0,31 Meter; *f* Binder von Stuhlrohr.

Fig. 3 und 4 Hacken.

Fig 5 und 6 Kay-Kay, ganz von Bambus; Länge der Zähne 0,16 Meter.

Digitized by Google

wird. Außer den genannten Ackergeräthschaften sind noch die spanische Hacke (Azadon) und ein Rechen von Bambus (Kap-Kap) in Gebrauch. Bei der Ernte geht es eigenthümlich zu. Der Reis, welcher zuerst reift, wird für 10 Procent geschnitten, d. h. der Arbeiter empfängt für seine Mühe das zehnte Bündel vom Eigenthümer. Um diese Zeit ist der Reis sehr knapp, oft ist Noth vorhanden und Arbeitskraft billig: je mehr Felder aber in Reife kommen, um so theurer wird der Schnitterlohn, er steigt auf 20, 30, 40, selbst 50 Procent, ja die Behörden halten es zuweilen für nöthig, die Leute durch Körper- und Gefängnißstrafe zum Ernten zu zwingen, damit nicht ein großer Theil auf dem Halme verfaule. Dennoch geht in sehr fruchtbaren Jahren immer ein Theil der Ernte verloren. Man schneidet den Reis Halm für Halm, wie in Java, mit einem eigenthümlich geformten Messer, oder in Ermangelung eines solchen mit der scharfzahnigen Klappa, einer in den Gräben der Reisfelder lebenden Muschel; man braucht sich nur zu bücken, um sie aufzunehmen.

Reismesser.

Nach der Reisernte werden Büffel, Pferde und Rinder auf die Felder gelassen. Während des Reisbaues bleiben sie in den Gogonales, Rohrsteppen, die namentlich dort entstehen, wo für den Bau von Bergreis gelichtete Stellen wieder verlassen werden. Transport findet dann fast nicht statt, weil während der Regenzeit die Wege nicht benutzbar sind und das Vieh nichts zu fressen fände. Denn der Indier füttert sein Vieh nicht; er läßt es herumgehen, wenn es sich nicht selbst erhalten kann.

Die Genußmittel des Indiers sind Buyo und Cigarren. Ersteres ist die mundgerechte Zurichtung des Betels: ein Blatt Betelpfeffer, von der Form und Größe eines Bohnenblattes, wird mit einem erbsengroßen Stückchen gebrannten Kalkes bestrichen und von beiden Rändern nach der Mittellinie hin zusammengerollt; dann wird das eine Ende der Rolle in das andere gesteckt, so daß ein Ring entsteht; in diesen wird ein flaches Stück Arecanuß von entsprechender Größe eingepaßt. Die Cigarre wird fast nie geraucht, sondern in Stücke zerschnitten und mit dem Buyo gekaut; auch von den Frauen geschieht dies, aber gewöhnlich sehr mäßig. Dieselben färben sich auch nicht die Zähne schwarz, wie die Malayen; die jungen und hübschen putzen sie sich sogar mit der Hülle der Arecanuß, deren parallel und eng neben einander liegende starre Fasern im Querschnitt eine vortreffliche Zahnbürste bilden, baden mehrere Male täglich und übertreffen an Sauberkeit die Mehrzahl der Europäerinnen. Wohl jeder Indier hält sich einen Kampfhahn; selbst wenn er nichts zu essen hat, findet er Geld zum Hahnenkampf.

Die Frauen heirathen selten vor dem vierzehnten Jahre, zwölf ist der gesetzliche Termin. Es kommt vor, daß Leute ungeraut zusammen leben, weil sie die Kosten der Trauung nicht zahlen können. Mädchen, die als Geliebte von Europäern Kinder bekommen, rechnen es sich fast zur Ehre. Noch mehr ist dies der Fall, wenn das Kind vom Pfarrer ist; derselbe erhält immer seine Kinder, aber unter angenommenem Namen. In Fällen ehelicher Untreue, die nicht selten sind, wird die schuldige Frau gewöhnlich geprügelt, der Verführer geht frei aus; fast nie gelangen Beschwerden an das Gericht. Die Männer sind meist liederlich. Europäerinnen, ja selbst Mestizinnen, lassen sich, nach Versicherung ihrer Männer, nie mit Indiern ein. Die Frauen werden im Allgemeinen gut behandelt, verrichten nur leichte Arbeit, Nähen, Weben, Sticken, Besorgung des Haushalts; alle schwere Arbeit, mit Ausnahme des Reisstampfens, fällt den Männern zu. Oeffentliche Mädchen verkehren mit allen Frauen und verheirathen sich auch oft; zuweilen bieten Väter ihre Töchter Europäern an, indem sie ein Darlehn erbitten und die Tochter dafür als Räuberin ins Haus bringen.

Fälle von hohem Alter sind unter den Indiern, namentlich in Camorines, häufig. Das „Diario de Manila" vom 13. März 1866 berichtet über einen Alten in Daraga (Albay), den Jagor wohl gekannt hat: Juan Jacob, 1744 geboren, 1764 verheirathet, 1845 verwittwet, hat bis 1840 viele öffentliche Aemter bekleidet, hatte 13 Kinder, von denen 5 leben, 170 directe Nachkommen, ist mit 122 Jahren noch rüstig, hat gute Augen und Zähne, erhielt sieben Mal die letzte Oelung!

Bisaya-Indierin.
Camisa von Guinara, Saya von europäischem Cattun, Regenhut von Nito (Lygodium).

In allen Pueblos (Ortschaften) wird von einem von der Regierung bezahlten (gewöhnlich 2 Dollars monatlich) Schulmeister Lesen und Schreiben gelehrt. Die Vorschriften sind spanisch. Der Lehrer soll eigentlich seine Schüler spanisch unterrichten; er versteht es aber selber nicht. Andererseits verstehen die spanischen Beamten nicht die Landessprache, die Priester aber haben keine Neigung, an diesen Zuständen, die ihrer Macht sehr förderlich sind, zu ändern. Gelesen wird in der Landessprache (Bicol), zuerst eine Art religiöser Fibel, später die Doctrina cristiana. Durchschnittlich geht die Hälfte aller Kinder in die Schule, gewöhnlich vom siebenten bis zehnten Jahre; sie lernen etwas lesen, einige auch ein wenig schreiben, vergessen es aber bald wieder. Rechnen lernen die Indier sehr schwer; sie nehmen gewöhnlich Muscheln oder Steine zur Hülfe, die sie in Häufchen legen und dann zählen.

Die ersten Excremente eines neugeborenen Kindes werden sorgfältig gesammelt und unter dem Namen Triaca als ein besonders auch gegen den Biß von Schlangen und tollen Hunden wirksames Universalmittel aufbewahrt. Es wird auf die Wunde gelegt und zugleich eingenommen. Eine große Anzahl Kinder stirbt in den ersten beiden Wochen nach der Geburt. Die Ursache soll allein in der großen Unreinlichkeit und schlechten Luft liegen, da in den Stuben der Kranken und Wöchnerinnen Thüren und Fenster so dicht

Digitized by Google

verschlossen werden, daß vor Gestank und Hitze Gesunde krank werden, Kranke schwer genesen. Früher verstopfte bei Geburten der Mann alle Oeffnungen des Hauses, damit Patianac nicht eindringe, ein böser Geist, der den Wöchnerinnen Unheil bringt und die Geburt zu hindern sucht. Der Gebrauch hat sich fortgehalten, bei vielen wohl auch der Aberglaube, ohne eingestanden zu werden; was dieser erloschen, hat man in der Furcht vor Zugluft eine neue Erklärung für einen alten Brauch gefunden. Beispiele solcher Anpassungen finden sich bei allen Völkern. — Eine sehr verbreitete Krankheit ist die Krätze; doch soll sie nach Versicherung von Aerzten weniger allgemein sein, als die meisten glauben, weil viele Hautausschläge damit verwechselt werden.

Die krankhafte Sucht des Nachahmens, in Java Satiklatar genannt, kommt auch hier vor und heißt Mali-Mali. In Java glauben viele, daß die Krankheit nur Verstellung sei, weil die angeblich damit Behafteten es vortheilhaft finden, sich vor neu angekommenen Europäern scheu zu lassen. Hier aber beobachtete Jagar ein Beispiel, bei dem wohl keine Verstellung vorausgesetzt werden konnte; seine Begleiter benutzten den krankhaften Zustand einer armen Alten, die ihnen begegnete, um auf offener Straße rohe Späße mit ihr zu treiben. Die Alte ahmte alle Bewegungen nach, wie von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, und äußerte zugleich ihren lebhaftesten Unwillen über die Leute, die ihre Schwäche mißbrauchten.

Als eine der größten Beleidigungen gilt es, über einen schlafenden Eingeborenen zu schreiten, oder ihn schroff zu wecken. Sie wecken einander, wenn es durchaus geschehen muß, mit der größten Rücksicht und ganz allmälig. — Der Geruchsinn ist bei den Indiern in so hohem Grade entwickelt, daß sie im Stande sind, durch Beriechen der Taschentücher zu erkennen, welcher Person sie angehören. Beliebte tauschen beim Abschiede Stücke getragener Wäsche aus und schlürfen während der Trennung den Geruch des geliebten Wesens ein, eben so bei dem Küssen.

Unser letztes Bild stellt eine Indierin vom Stamme der Bisayas dar. Pintados aber Bisayas, nach einem einheimischen Worte, welches dasselbe bezeichnet, sollen die Bewohner der Inseln zwischen Luzan und Mindanao von den Spaniern genannt worden sein, weil sie die Gewohnheit hatten, sich zu tätowiren, was mit Einführung des Christenthums aufhörte. In Sitten und Lebensweise wie im Aeußern ist das Volk den Tagalen so ähnlich, daß man geneigt sein muß, sie für stammverwandt zu halten. Ihre Sprache soll eine größere Anzahl von malayischen Wörtern enthalten. Wie machen nach aufmerksam auf das katholische Marienbildchen, das jede Indierin an einer Schnur um den Hals trägt. Statt dessen haben viele auch heidnische Amulete. Dr. Jagor hatte Gelegenheit, ein solches zu untersuchen, das einem sehr kühnen Verbrecher abgenommen worden war. Es bestand aus einem Umenfläschchen, vollgepfropft mit feinen, anscheinend in Oel gebratenen Wurzelfasern, war von den heidnischen Stämmen bereitet und hatte die Eigenschaft, den Besitzer stark und muthig zu machen. Die Gefangennehmung des letztern war sehr schwierig; sobald ihm aber das Fläschchen entrissen war, gab er allen Widerstand auf und ließ sich binden.

Aus den Briefen Adolf Hübner's über Südafrika.

IV.

Unter den Matabelekaffern.

Im Matabelereiche Mosilikatze's. — Wie die Kaffern leben. — Missionär Thomas. — Eine Königswahl. — Unendliche Weiterungen und Hindernisse.

Ingati, 20. September 1869.

Mitte August brachen wir vom Tatin auf und zogen in kleinen Tagemärschen auf der alten Elephantenjägerstraße vorwärts, die van allen Leuten benutzt wird, welche ins Innere ziehen. Unterwegs hielten wir uns am Ramakoban, des Jagens halber, acht Tage auf, waren aber auch hier wie gewöhnlich nicht glücklich. Das Wild fanden wir überall scheu, weil es gejagt war, und zudem kam mit uns eine Jagdpartie van Boers an, die uns beim Büffeljagen unangenehm ins Gehege trat. Ohnehin ist der Weg van Rustenburg weg bis selbst hierher sehr belebt, und dann zieht sich das meiste Wild in der jetzigen trockenen Jahreszeit an die Flüsse, die Wasser führen, zurück, und das sind die beiden einzigen Limpapo und Sambesi. Ich war erstaunt, soviel Verkehr zwischen Rustenburg und hier zu finden; bald trafen wir Boers, die in der jetzigen Jahreszeit fast Alle zum Jagen ausfliegen, bald zurückkehrende Goldgräber, aber Händler, oder Elephantenjäger; alle diese schießen, wenn sie auf dem Marsche sind, für den Bedarf ihrer Küche, und machen das Wild mithin scheu. Einige Meilen hinter dem Marikwe gelangten wir an die Grenze des Matabelereiches, dessen Bewohner höchst mißtrauisch sind; sie gelten gleichzeitig für ein tapferes Volk. Wir kannten zu keinem ungünstigeren Zeitpunkte kommen, denn der König, welcher dieses Reich aufgebaut hatte und der als ein Despot es straff regierte, der alte Mosilikatze, ist seit einem halben Jahre todt und das Land, wenn auch nicht im Zustande der Anarchie, doch in einem solchen, daß kein Unterhäuptling die Verantwortlichkeit übernehmen will, Dinge zu thun, die sonst dem Könige zukommen.

Wir verlangten, als wir ankamen, nach den Victariafällen des Sambesi zu marschiren und harrten geduldig an dem Paßbüreau, wo ein Unterchef als Barpaßten stationirt ist, auf eine Antwort, nachdem wir einen Boten nebst einem Geschenk in das Innere des Landes abgesandt hatten. Bekamen wir die Erlaubniß, so stand uns Grasses bevor: ein Fußmarsch mit etwa 20 Kaffern durch ein reiches Wildland, zu den berühmten Fällen des Sambesi, wo wir ein großartiges Naturwunder und eine beinahe tropische Vegetation anstaunen konnten. Man muß die wundervollen Oelgemälde van Baines im Museum zu Capstadt gesehen haben, wenn man begreifen will, daß wir gern die Strapazen eines zehntägigen Marsches ertragen hätten, nur um diese Fälle zu sehen und ihre geographische Länge und Breite zu bestimmen.

Digitized by Google

Aber es sollte anders kommen! Der Häuptling, bei dem wir angefragt hatten, wollte die Verantwortlichkeit, und den Weg zu geben, nicht übernehmen und schickte unsere Flinte, Pulver und Blei, die wir als Geschenk anboten, zurück, er wies uns zum Missionär Thomas, der seinen Sitz hier in Ingati hat. Wir verzweifelten, ließen und aber doch nicht abschrecken und kamen hierher, wo der letzte Außenposten der Cultur zu finden ist; höher hinauf herrscht echte Wildniß! Thomas besitzt viel Einfluß, konnte uns aber doch nicht die Erlaubniß geben, und ich war froh, als er zufällig, da wir hier ankamen, von den Malabeles zu einem Fürstencongreß abgeholt wurde und ich ihn dahin begleiten konnte. Wir hofften nämlich, daß die Häuptlinge uns die Erlaubniß geben würden, wenn Thomas in ihrem Rathe für uns sich verwendete. Ich war vier Tage mit ihm aus und lernte auf der Tour ein Stück Leben unter diesen Wilden kennen, wobei die letzten Reste von Sympathie, welche ich für die Wilden hegte, gänzlich verschwanden. Hatte ich mir es früher gar nicht so unterressant vorgestellt, ein halbes Jahr unter diesen Menschen zu verbringen, ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, so kam ich in wenigen Tagen zu der Ueberzeugung, daß sechs Wochen unter ihnen mich zur Verzweiflung bringen würden! Der Gedanke, daß sie seit zwei Jahrtausenden sich nicht vorwärts bewegt haben, daß sie auf derselben Stufe, wie sie damals gelebt haben müssen, schon dieser Gedanke macht sie mir unsympathisch. Kaffirbier, Kaffirkorn und gekochtes Fleisch, das sind ihre einzigen Nahrungsmittel, bei denen sie sich wohl und glücklich fühlen, und wenn man sie sieht, wie sie das Korn mit den Händen aus der Holzschüssel essen, wie sie an einer Keule nagen und das ausgekochte flüssige Fett aus einer Holzschüssel trinken, so muß man sich vor Ekel abwenden. Man kann sagen, daß ihre Bestrebungen auf nichts als drei Dinge gerichtet sind: um das Kaffirkorn (erbsengroße Körner, die auf Stengeln wie der Mais wachsen, dem Weißen schwer verdaulich) zu bauen, bestellen sie ihre Felder, die sie sogar durch Furchen abtheilen, machen sich Säcke aus Stroh und Leder, in denen sie es aufbewahren; ferner, um das Kaffirbier zu brauen, stellen sie große Töpfe aus Lehm her, in denen sie das mittelst runder Steine sein zerriebene Korn gähren lassen, und um das Fleisch zu kochen, brennen sie sich Töpfe aus Thon. Das Wild erlegen sie mit ihren Assagaien, Spießen, die sie sich aus selbstgefertigtem Eisen herstellen. Damit ist beinahe ihre ganze Cultur geschildert! Ihre Häuser sind rund, und meistens aus Stroh, für einen Europäer sind sie natürlich ohne den geringsten Comfort: warm am Tage, ohne Schatten, da die Dächer nicht übergreifen, und unbequem, um hinein zu gehen, da man hinein kriechen muß. Und so wie diese Barbaren hatte ich das Vergnügen, drei Tage lang zu leben: früh Morgens einen Schluck Wasser und ein Stück Schöpsenbraten auf dem Ladestock geröstet; es wurde natürlich ohne Teller und Gabel verspeist, am Tage Kaffirbier, das wirklich ein ganz angenehmes, kühles Getränk ist, und am Abend wieder ein Stück Schöpsenfleisch. In der Nacht schliefen wir auf Stroh oder einer Kuhhaut, benutzten den Sattel als Kopfkissen und deckten uns mit der Wolldecke zu, die wir mit auf die Reise genommen hatten. Ich konnte natürlich wenig schlafen, denn Hundegebell, Hyänengeheul, Rattengequik, und besonders die Kälte hielten mich wach. In der Nacht ist es hier ziemlich kalt, besonders wenn der Wind weht; am Tage wieder ist es so warm, daß man zwischen 11 und 3 Uhr nur unter dem Wagen existiren kann, schlafen kann man dann auch nicht der Fliegen wegen.

Die Berathungen in der Hauptstadt, wo wir nach einem scharfen Ritt ankamen, hatten die Königswahl zum Gegenstand und unsern Fall. Der gewählte König nahm nicht an, und somit wurde das Interregnum auf eine unbestimmte Zeit verlängert, was uns und alle übrigen Weißen höchst hart betreffen sollte; denn in Folge dessen wurde von den versammelten Häuptlingen (Indunas) der Beschluß gefaßt, alle Weißen nach Ingatin zusammen zu bringen, woselbst sie zu warten hätten, bis die neue Ordnung der Dinge hergestellt sein würde. Wir waren natürlich in der allgemeinen Regel mit inbegriffen und somit konnte von einem Erlaubnißgeben zur Reise nach dem Sambesi nicht die Rede sein. Thomas nahm am Rathe Theil und sprach für uns; ob er Alles gethan hat, was in seiner Macht stand, weiß ich nicht; während er in der Fürstenversammlung war, mußte ich in unserm Camp bleiben, das in einer Art Hof inmitten der Stadt war. Man kann sich leicht ein Bild von meiner Lage machen, wenn man sich einen Raum von wenigen Quadratfuß denkt, der von Dornenbüschen eingezäunt ist, in dessen Mitte einige Lehmstöpfe fürs Kaffirbier auf einem Holzgerüste stehen; im Schatten derselben entziehe ich mich den glühenden Strahlen der Sonne. Es brennt ein Feuer, an welchem auf einem Holzstabe ein großes Stück zähen Rindfleisches röstet, das unser Mittagessen bilden sollte; Raben und Habichte fliegen hin und her, Eidechsen klettern zwischen den Dornen empor, dann und wann flattert ein braunier Schmetterling vorüber, der ewig blaue Himmel wölbt sich über dem Ganzen!

Als mir das Resultat der Berathung mitgetheilt wurde, sagte mir Thomas gleichzeitig, die Indunas hätten nichts gegen mich einzuwenden; allerdings hatte ich mich überall höchst freundlich gezeigt, wenn ich einem von ihnen vorgestellt wurde; sie konnten meinen Namen (Hübner) gar nicht merken und sprachen ihn Hip-nar oder Hip-nach aus. Außen war ich voll Freundlichkeit, aber innerlich wünschte ich sie zum Teufel. Angebettelt wurde ich natürlich „nach allen Kanten", der Eine wollte mein buntgestreiftes Hemd, der Andere mein rothseidenes Taschentuch haben, da er meinte, es müsse ihm gut stehen, wenn er es um den Bauch trage; ein Anderer wollte sich mit meinem Federmesser herrichten und selbst der Reine King, das ist eine Art König, der vor der Hand das Haupt, aber nur scheinbar, ist, entblößte sich nicht und bettelte mich um Tabak an. Tuffe, Tuffe, Nonale (Geschenk, mein Herr!) hörte ich von allen Seiten, antwortete aber stets mit einem schneidenden: atsch, d. h. nein! Froh war ich, als ich wieder im Sattel saß und die Abschiedsgrüße mir entgegentönten: hampa gufchle, d. h. geh hübsch. Sala gufchle, erwiederte ich und fort trabten wir! War meine Lage auch keine beneidenswerthe, wie es Jeder wissen wird, der je 10 deutsche Meilen auf einem Klepper zurückzulegen hatte, der kaum in Trab zu bringen war, so war ich doch sehr froh, die Kafferreiden, Umschlanschlanschlele hinter mir zu wissen; ich glaubte aber, ich käme im Paradiese an, als ich unser Camp erreichte!

Wir sind nun seit einigen Tagen hier und haben uns häuslich eingerichtet, d. h. das Zelt aufgeschlagen, einen Dornenkraal um unsere Wagen errichtet, die Wagen ausgeräumt, unsere Lebensmittel ꝛc. revidirt und uns mit dem Gedanken vertraut gemacht, hier sechs Wochen zu bleiben und abzuwarten, wie die Dinge sich gestalten werden. Wir würden nicht so lange warten, wenn wir nicht unserm Vieh eine Rast gönnen müßten; es ist beinahe zum Umfallen, da es seit sechs Wochen fast nichts als verbrannte Gras zu fressen hatte. Nach dieser Zeit kehren wir um und gehen zurück, falls die Matabele bis dahin zu keinem Entschluß gekommen sind, was mir sehr wahrscheinlich, ich nach Durban und Mohr nach Schoschong, wo er so lange warten

Digitized by Google

will, bis die Jahreszeit es erlaubt, von dort nach den Sambesifällen vorzudringen, auf welcher Route man bekanntlich das Reich der Matabele umgeht. Ich würde dann so rasch als möglich nach Deutschland zurückkehren, wofelbst ich vielleicht Mitte 1870 wieder eintreffen könnte. Hiermit würde ich ganz zufrieden sein und ich wüßte mich zu trösten, die Fälle nicht gesehen zu haben, da sie mit einem halben Jahre Brachliegen zu erkaufen sind, vor Ende April kaum man nämlich der Fieber wegen nicht dahin aufbrechen. Der Sambesi würde das einzige Poetische auf unserer Reise sein, aber ich denke nicht, ihm meine Gesundheit zu opfern, auch nicht ein halbes Jahr meines Lebens zu vergeuden; meine Parole ist: „Fort aus diesem Lande, das ein Striefsind von Mutter Erde ist, welches mir weder lohnende Beschäftigung gewährte, noch eine versprechende Zukunft bietet.“ Mir graut vor dem Rückmarsche durch die einsönige Gegend, die von hier bis zum Transvaal, bis nach Rustenburg, eigentlich nichts weiter ist, als ein riesiges Mimosenbuschfeld, dem dieser Dornenstrauch ist ja der vorherrschende im Lande. Blauer Himmel, bittre Bäume, gelbes Gras, jene Vögel mit den langen Schnäbeln, die Tucans, das war der Charakter der Gegend von Rustenburg bis hier herauf, in der Regenzeit wird etwas mehr Bild anzutreffen sein und dann Blätter auf den Bäumen und grünes Gras.

Schaschani, 19. November 1869.

Ich habe in Ingatin an meinem Bericht und meiner Karte gearbeitet (der Missionär Sykes, welcher eine Deutsche zur Frau hat, lieh mir ein kleines Studirzimmer) und Mohr verließ das Matabelegebiet, weil er nicht die Geduld hatte, die Ereignisse abzuwarten; er ging an den Fluß Mankwe und wartete da auf die Resultate meiner Verhandlungen. Ich habe manche Strapaze erlitten, bin tagelang auf dem Pferde gewesen, habe manche heiße Stunde in den Strahlen der nunmehr senkrecht auf den Scheitel scheinenden Sonne verbracht, habe mehrfach mit den Indunas, sowie mit dem König in spe verhandelt, bis ich zuletzt einsah, es sei unnütz, diese Wilden um die Erlaubniß, den Sambesi sehen zu dürfen, zu fragen, bevor sie ihren König gekrönt haben. Sie können sich einmal von ihren Formalitäten nicht befreien und diese verbieten ihnen, den Weißen irgend welche Erlaubniß zu geben, im Lande zu jagen oder herumzureisen, so lange der König nicht gekrönt ist. Ich muß nun erklärtern, daß zwar ein Sohn vom früheren König Mosilikatze, Lumbengalu, wahrscheinlich König wird, aber bis Anfang Novembers hatte er noch nicht zugesagt, weil er fürchtete, daß sein älterer Bruder Kurnman, welcher der eigentliche Erbe ist, der aber außer Landes gegangen war und den man längere Zeit vergeblich gesucht hatte, noch zum Vorschein kommen werde. Es stellte sich jedoch heraus, daß derselbe in seiner Kindheit ermordet worden ist, und Lumbengalu wird annehmen, ja er hat sogar schon Königsgemalt, die er aber noch nicht gebrauchen will, um sich nicht vor seiner Krönung zum König zu proclamiren. Somit regiert bis zu dieser Festlichkeit, die am nächsten Neumond stattfinden soll (was man jedoch nicht ganz strickte zu nehmen braucht, denn diesen Wilden kommt es auf ein paar Monate nicht an, sie haben unendlich viel Zeit), der alte Scheinkönig Umnumpata fort, und an diesen wendete ich mich am 13. November, als ich schon auf meinem Rückmarsche war, ein letztes Mal! Ich ersuchte ihn, mir noch dieses Jahr den Weg zu den Sambesifällen zu geben, weil ich und mein älterer Bruder (Mohr) nicht bis zum nächsten Mai warten könnten, bevor man, bei Fieber wegen, nicht reisen kann, während im November, December und selbst Januar das Klima noch nicht so gefährlich ist. Er ließ mir Folgendes antworten: „Warum wollt Ihr weißen Leute nicht auf und horchen? Seht, wir sind wie Hunde, so lange wir noch keinen König haben, den wir jetzt noch machen, wir können Euch nichts geben, so lange unser König nicht da ist. Die Elephanten warten auf Euch, der Fluß wartet auf Euch, Ihr selbst müßt Euch noch bis zur Krönung gedulden.“

In einem Monate ist es aber entschieden zu spät! Welches Mißgeschick, daß wir gerade zu einer solchen ungünstigen Zeit hierherkommen mußten! Ich sah ein, es sei unmöglich, gegen die Formalitäten dieser Leute zu kämpfen! Da versuchte ich denn noch das, daß ich mit mit Edwards, einem Manne, der diese Leute seit seiner Kindheit kennt, zu Lumbengalu ging und ihm meine Absichten haarklein vortrug. Zuerst brachte ihm dieser eine Idee davon bei, daß den weißen Leuten die Zeit sehr kostbar sei, was freilich sehr schwierig war, und dann erklärte er ihm, weshalb wir so weit herkommen könnten, um die Wasser (Fälle) zu sehen. „Würdest die weißen Leute auch so weit kommen,“ fragte Lumbengalu, „wenn hier ein Mann mit vier Beinen wäre?“ — „Er versteht sich,“ versetzte Edwards rasch entschlossen. „Würden sie auch kommen, um den Mann mit dem großen Herzen zu sehen, der nicht weit von mir wohnt?“ fragte der Matabelefürst weiter; und Edwards antwortete, ohne die Fassung zu verlieren: „Ganz gewiß!“ Nun erst leuchtete ihm meine Absicht ein. Ich ließ ihm hierauf versichern, daß ich mit meinen Geschenken (Flinte und Hund) zum Lande hinaus gehe und nie wiederkomme. Beide blüte er nicht gern ein und er gab mir schließlich eine zusagende, aber versteckte Antwort, es würde ihm nicht leicht, denn dadurch handelte er ja als ein wirklicher König! Er beschellte mich den folgenden Tag wieder. Als wir gingen, sagte er: „Ihr geht mit meinem Hunde weg.“ Edwards versetzte: „Der Hund ist Dein, wenn Du und den Weg giebst.“ Am andern Tage schente ich die drei Stunden hin und drei Stunden zurück von seinem Kraal bis zu meinem Camp ein zweites Mal nicht und ich wurde belohnt! Er hatte sich in der Zwischenzeit mit dem Scheinkönig Umnumpata verständigt und sagte mir zu. Freilich war ich nicht ganz sicher, ob auch Mohr noch damit einverstanden sei, so spät in der Jahreszeit noch aufzubrechen; in seinem letzten Briefe hatte er diesen Fall nicht in Berücksichtigung gezogen und sich mit Resignation in sein Schicksal ergeben, bis Mai zu warten, obgleich er nicht wußte, wie die $5^1/_2$ Monat zu verbringen. Ich habe auf den Rath des erfahrenen Edwards gehandelt und dieser sagte, es sei noch nicht zu spät. Ihr seht, wie verderblich es ist, eine Expedition zu trennen. Geduld ist die erste Tugend, die ein Afrikareisender haben muß, und Muth die zweite!

Mankwe, am 20. November.

Ich langte bei Mohr an und dieser entschloß sich noch, zum Sambesi zu gehen, er hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, hier zu warten, Anfang Januar sind wir, so Gott will, wieder zurück und marschiren zurück so rasch als möglich.

Digitized by Google

Die Luschais in Indien.

r. k. Lieutenant Woodthorpe, welcher dem linken Flügel der englischen Expediton gegen die Luschais behufs kartographischer Aufnahme des Weges beigegeben war, hat über seine Erlebnisse und Erfahrungen ein ganz interessantes Buch (The Lushai Expedition, 1871—1872. London 1873) veröffentlicht, dessen erste Kapitel namentlich für uns von größerm und bleibendem Interesse sind, da wir aus ihnen zuerst nähere Einzelheiten über die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Luschais, ihre Dörfer, Sitten, Gebräuche, ihren Ackerbau u. s. w. erfahren *). Aus diesen Abschnitten geben wir im Folgenden einiges Interessantere auszugsweise wieder.

Die Luschais, mit denen Woodthorpe zusammentraf, gehörten drei verschiedenen Stämmen, den eigentlichen Luschais, den Paites oder Soktes und den Pois, an. Letztere sind größer und von besserm Aussehen, als der gewöhnliche Schlag von Gebirgsleuten; doch besteht der Hauptunterschied zwischen den drei Stämmen in der Art und Weise der Haartracht.

Der Luschai scheitelt sein Haar in der Mitte, flechtet es auf beiden Seiten glatt und bindet es am Nacken in einen Knoten, der von einer kupfernen oder stählernen Haarnadel gehalten wird; der Solte scheitelt es gar nicht, sondern trägt es kurz, so daß es um die meist ziemlich hohe und runde Stirn wie Flammen emporsteht; mitunter wird das Haar auch hinten in einen kleinen Zopf geflochten.

Die Pois scheiteln ihr Haar über dem Hinterkopfe von Ohr zu Ohr, so daß alles über dieser Linie nach oben oder vorn gekämmt, über der Stirn in einen hohen Doppelknoten geschlungen und von einem kleinen Kamme aus Knochen oder Elfenbein festgehalten wird, während das Uebrige in Locken über Hals und Schultern herabhängt. Einmal beobachteten einige Pois einen Sikhsoldaten im englischen Lager bei seiner Toilette, und als sie sahen, daß er vor dem Aufsetzen des Turbans sein langes Haar um Scheitel in einen Knoten schlang, in welchen er einen Zipfel des Turbans einband, begrüßten sie ihn sofort als Poi und Bruder. Von diesen Unterschieden abgesehen, passen die folgenden Schilderungen auf alle Stämme. Beide Geschlechter sind wohlgestaltet und sehr muskulös; die durchschnittliche Größe der Männer beträgt $5^1/_2$ Fuß, die der Frauen 5 Fuß 4 Zoll. Die Männer sind alles stramme Burschc, unterseyt an Hals und Schultern, Arme und Schenkel muskulös und gut entwickelt, die Arme meist lang im Verhältniß zum Körper. Ihre Gesichtsfarbe umfaßt alle Abtönungen von Braun; ihre Züge variiren beträchtlich. Doch haben die meisten platte, aufgeworfene Nasen mit großen Nasenlöchern, dicke Lippen und kleine mandelförmige Augen. Unter den Luschais jedoch und namentlich unter den Angehörigen der herrschenden Familien, von denen einige selbst hübsch waren, giebt es feinere Gesichter mit schmalen Adernasen, kleinen Nasenlöchern, dünnen Lippen und kleinem Munde. Bei allen aber waren die Backenknochen hoch und vorstehend, das Gesicht war breit und fast ohne Spur von Bart. Selbst ein leichter Schnurrbart oder ein kleiner Flaum am Kinne gehörten zu den Ausnahmen.

Der Ausdruck war bei vielen offen und intelligent, und sie zeigten eine merkwürdige Fähigkeit, alles Neue und Sonderbare, was ihnen beim Besuch im englischen Lager auffiel, rasch zu verstehen, wie z. B. Bleistiftskizzen Woodthorpe's.

Ihre Kleidung besteht nur aus einem großen Stücke selbstverfertigten Baumwollenzeuges, welches unter dem rechten, frei bleibenden Arme um den Körper geschlungen wird, so daß seine beiden Enden auf der linken Schulter von einem Streifen Tiger- oder Otterfell zusammengehalten werden, welcher auch einen Beutel mit einem Messer, Tabak, Feuerstein, Stahl und dergleichen trägt. Diese Gegenstände schützt eine Art Schild aus Tiger-, Bären- oder Ziegenfell mit lang herabhängenden Zotteln gegen den Regen. Das Kleid ist von weißlichgrauer Farbe, von einem dunkelblauen Streifen durchzogen, mitunter auch dunkelblau mit einigen weißen, gelben oder rothen Streifen. Die Männer tragen Halsbänder von bunten Perlen; reichere auch solche von großen, cylindrischen Bernsteinstücken.

Ein großer, in Silber gefaßter und an einer Schnur um den Hals getragener Tigerzahn wird, wahrscheinlich als Amulet, hoch geschätzt. Ein großer rother Stein an einem Schnürchen, besonders aber ein Bündel kleiner, glänzender Federn oder ein Büschel roth- oder blaugefärbter Ziegenhaare dienen dem durchbohrten Ohrläppchen als Schmuck. Häuptlinge dürfen Federn auf ihrem Haarknoteu tragen.

Die Frauen scheinen solchen Schmuck zu verschmähen; nur wenige vergrößern ihre Ohrläppchen durch kleine, dicke, kreisrunde Scheiben von weißem gebrannten Thon. Sie tragen um die Taille einen 18 Zoll breiten Zeugstreifen und darüber ein Gewand von dunkelblauem Zeug, in das sie sich sorgfältig einwickeln und worin sie ihre kleinen Kinder auf dem Rücken tragen.

Männer, Frauen und Kinder, sobald sie nur eine Pfeife halten können, rauchen unmäßig viel. Die Pfeifen der Männer bestehen mitunter aus vorherzierlem Kupfer, meist aber aus einem kleinen, mit Kupfer oder Eisen verzierten Stück Bambus; ein ganz dünnes, nahe beim Knoten eingelassenes Rohr dient als Mundstück. Die Pfeifenköpfe der Frauen sind aus Thon und haben ein Wasserbehältniß aus Bambus. Das von Rauch und Oel des Tabacks imprägnirte Wasser tragen die Männer in kleinen Kürbissen oder Bambuscylindern bei sich und nippen von Zeit zu Zeit daran, behalten es ein Weilchen im Munde und spucken es dann aus. Dies Tabackswasser gilt für eine große Delicatesse, und wenn ein Luschai seinem Freunde begegnet, so bietet er ihm aus Höflichkeit davon an.

Die Luschais sind mächtige Jäger, da sie große Fleischesser sind, und ihr Munvvorrath zum großen Theile vom Erfolge der Jagdzüge abhängt. Erst seit etwa 15 Jahren kennen sie den Gebrauch der Feuerwaffen, doch besitzen sie jetzt eine große Zahl Musketen, meist mit alten Feuersteinschlössern, englisches Fabrikat, das bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückdatirt. Die Schäfte derselben sind stark gefirnißt und mit rother Farbe verziert.

*) Die Wohnsitze dieses Volkes sind zwischen dem 23. und 25. Grad nördl. Br. und unter dem 93. Grad östl. Länge von Greenwich zu suchen, also zwischen Birma und der englischen Präsidentschaft Bengalen gelegen. Die dem Buche selbst beigegebene Karte gehört zu den mißrathensten, welche uns in der letzten Zeit vor Augen gekommen sind, ein Vorwurf, der übrigens fast alle englischen Reisewerke der letzten Jahre gleichmäßig trifft. Wissenschaftlich gebildete Kartographen giebt es derzeit in England wenige; die Verarbeitung neuer Materialien wird leider zu oft bloßen lithographischen Anstalten übertragen. So weiß man fast nicht, ob die auffallende Regelmäßigkeit und der Parallelismus der in Nordsüdrichtung verlaufenden Flüsse und Gebirgsketten auf Woodthorpe's Karte in der Natur der Dinge begründet ist, oder nur in der Unbehülflichkeit und Ungeschicklichkeit des Holzschneiders seinen Ursprung hat.

Digitized by Google

Außerdem haben sie Bogen aus Bambus mit vergifteten Pfeilen, welche jedoch mehr und mehr den Flinten weichen. Speere von verschiedener Gestalt und Länge erhalten sie von Norden her aus Manipur, Katschar und anders woher. Der Dáo ist eine dreieckige, 12 Zoll lange Klinge mit hölzernem Griffe, die Schneide ist scharf, das breite Ende dient zum Graben und anderen Vorrichtungen des Ackerbaues. Manche tragen als Zeichen ihrer Uebertegenheit langklingige, große birmanische Messer. In Kriegszeiten befestigen sie an ihren Beuteln Köcher aus Bambus mit Pánschis, d. h. kleine, spitze Bambusspfähle. Diese werden in die Wege gesteckt, um einem Verfolger zu entgehen oder ein Dorf zu schützen, machen in nackte Füße sehr böse Wunden und durchbohren selbst dicke Lederschuhe.

Früher erhielten die Luschais ihr Pulver aus Katschar und Tschittagong-Islamabad am Bengalischen Meerbusen; jetzt aber sind die dortigen Behörden zu wachsam, und so müssen sie es selbst anfertigen. Schwefel erhalten sie aus Birma; Salpeter aus Mist, welchen sie in großen, trichterförmigen Körben außen an ihren Häusern aufhängen und reichlich mit Urin begießen. Die herabtropfende Flüssigkeit wird aufgefangen, verdampft und setzt alsdann Salpeterkrystalle an.

Ihr Pulver ist sehr schlecht, aber was ihm an Quantität abgeht, ersetzen sie durch Quantität, da vier Finger voll oder sechs Drachmen ihre gewöhnliche Ladung ist. Die Kugeln sind zurecht gehämmerte Stücke Eisen oder Blei. Ihre Pulverbehälter bestehen aus polirten Thierhörnern, welche mit kleinen Bändern rothen Fleschtwerks verziert und mitunter mit Silber eingelegt sind. Das Pulver zum Aufschütten tragen sie in ganz kleinen Hörnern bei sich.

Ein Luschaidorf liegt meistens auf oder nahe bei der Spitze eines hohen Hügels oder einer Bergkette, gewöhnlich ein wenig unterhalb derselben, um gegen Winde geschützt zu sein. Die Häuser sind alle nach ein und demselben Plane erbaut, mit Giebel und 3 bis 4 Fuß über dem Erdboden erhöht. Das Gerippe besteht aus sehr starken Baumstämmen, Wände und Dielen aus Bambusmatten, und das Dach ist mit Gras oder einem dort sehr gewöhnlichen, handförmigen Blatte gedeckt. Meist sind die Häuser 18 Fuß lang und 12 Fuß breit, vorn mit einer großen Veranda. Dort stehen Tröge von ausgehöhlten Baumstämmen, worin Reis mittelst langer, hölzerner Keulen enthülst wird. Hinten am Hause befindet sich eine zweite kleinere, verschlossene Veranda, die als Vorrathsraum dient. Das Innere enthält einen großen Herd aus Lehm oder flachen Steinen, über dem ein großes, viereckiges Gebälk schwebt, wo Tröge mit Korn, Kräutern ic., gepökeltes Schweinefleisch u. s. w. aufbewahrt werden. An einer Seite der Feuerstelle befindet sich ein kleiner, erhabener Schlafplatz.

Die Thüren sind bis zu einer Höhe von zwei Fuß mit hölzernen Blöcken verspert, um die kleinen Kinder drinnen und die Ferkel draußen zu behalten. Ein rundes Loch gewährt den Hühnern Eintritt; für diese und die Tauben sind dicht unterm Dache Käfige erbaut. Fenster finden sich nur bei manchen Häusern; sie werden, ebenso wie die Thüren, von außen durch Bambusgeflecht geschlossen. Die Vorderseite des Hauses ist mit rauchgeschwärzten Schädeln von Hirschen, Bären, Leoparden u. s. w., sowie mit bunten Vogelfedern verziert.

Das Haus des Häuptlings ist von ähnlicher Bauart, nur weit größer, und innen eingetheilt in eine große Halle und 2 bis 3 Schlafzimmer, welche alle auf einen Gang münden, der die ganze Länge des Gebäudes durchzieht. Davor befindet sich ein großer, ebener, freier Platz, von wo nach allen Richtungen Straßen ausgehen, die den Anschwellungen oder Schluchten der Berge folgen. Das ganze Dorf wird von starken, vortrefflich angelegten Pallisaden mit Graben, Brustwehren und Schießscharten umschlossen. Der Eingang führt durch einen Gang aus starken Balken und wird durch mächtige Thore vertheidigt. An allen Ecken sind kleine, gut geschützte Wachtthürmchen errichtet, welche jeden Zugang beherrschen. Außerhalb des Gehöges liegen die Gräber, durch Plattformen und Baumstämmen bezeichnet, von schädelgeschmückten Pfählen umgeben. Dort oder auf der kleinen, bei jedem Hause befindlichen Estrade versammeln sich Morgens und Abends die Einwohner zum Rauchen und Plaudern.

In jedem Dorfe giebt es ein großes, schneunenähnliches Gebäude, an den Seiten offen und mit einer Feuerstelle in der Mitte: es ist das Gemeindehaus, wo die Angelegenheiten des Dorfes, die Vorbereitungen für Kriegszüge u. s. w. besprochen werden.

Aus gegohrenem Reis, Wasser und einer sonst unbekannten Frucht machen die Luschais eine Art Wein, der ähnlich wie dünner Preißelbeerwein schmeckt. Jene Zuthaten werden einige Tage lang in einem Thonkruge beschwert aufbewahrt; dann ist der Wein fertig, und wird in den nördlichen Dörfern mittelst eines langen Rohres, das von Mund zu Mund wandert, eingeschlürft. Weiter südlich war eine Art Syphon in Gebrauch, aus zwei Röhren bestehend, die durch ein Stück Federharz unter einem Winkel von 45° verbunden waren.

Sehr geschickt sind die Luschais in Flechtwerk; sie verfertigen aus Rohr oder Bambus Körbe von allen Sorten, von feinen, wirklich geschmackvollen zur Aufbewahrung von Gegenständen des täglichen Gebrauchs an bis zu großen, mächtigen, mit konischen Deckeln und kleinen Fußgestellen, worin sie alle möglichen Lasten tragen.

Ihre Hausthiere sind eine sehr hübsche Art Rindvieh mit feinen Hörnern, eine Ziege mit sehr langen, weißen Haaren, Schweine, Hühner, Tauben und ab und zu Hunde. Bei den Dörfern finden sich verschiedene Arten Schlingen, manche an niedergebogenen jungen Bäumen oder Bambus befestigt, welche das mit einem Beine in der Schleife gefangene Thier hoch in die Luft schnellen. In einer solchen Maschine fing sich einmal einer der Sipahis, der zum größten Erstaunen seiner Cameraden plötzlich gen Himmel auffuhr. Eine andere Falle für Tiger und dergleichen besteht aus einem rohen, an beiden Seiten offenen Käfig von Pfählen, dessen Decke mehrere große Baumstämme bilden, welche, wenn ein Thier den Käfig betritt, herabfallen und dasselbe erschlagen. Auch im Verfertigen von Rattenfallen und Vogelschlingen sind sie sehr geschickt.

Wenn der Luschai sich einen Fleck Landes zum Felde ausgesucht hat, wird alles Unterholz, Gebüsch und Schlingpflanzen abgeschnitten, und alle Bäume, bis auf die allerstärksten, werden gefällt; alles bleibt liegen, bis es trocken geworden, worauf es verbrannt wird. Die unverbrannten Bäume bleiben liegen und verhindern, daß der Boden durch Regengüsse weggeschwemmt wird. Dieser selbst, 1 bis 2 Zoll tief verbrannt, wird mit der darüber befindlichen Asche gemengt, und ist dann fertig zur Aufnahme der Saat. Eine Handvoll gemischter Samen von Baumwolle, Reis, Melonen, Kürbissen, Yamé u. s. w. wird in kleine, enge Löcher hineingeworfen, die man mit dem breiten Ende des Dáo gemacht. Das geschieht kurz vor der Regenzeit, während welcher sich die Leute im Ausgäten bestehen.

Zuerst, Ende Juli, reift das Welschkorn, dann Melonen, endlich im September Reis und andere Körnerfrüchte. 6 oder 8 Fuß über dem Boden erheben sich kleine Häuser, worin während dieser Zeit Männer wachen und Affen, Vögel und dergleichen verscheuchen. Der Reis wird in wohlverwahrten Scheunen gesammelt. Doch häufig fallen zahllose Schaaren

Digitized by Google

von Ratten darüber her und vernichten die ganze Ernte. Weder Feuer noch Wasser hält sie auf, und sie verschwinden ebenso plötzlich und geheimnißvoll, als sie gekommen sind. — Außerdem umschließen die Dörfer kleine Gärten, wo Yams, Taback, Pfeffer, verschiedene Bohnen und Kräuter wachsen.

Musikalische Instrumente haben sie wenig und einfache: eine Trommel von ausgespannter Hirschhaut, und ein sonderbares Ding, aus einem Kürbis verfertigt, dessen Hals mit einem Mundstück aus Rohr versehen ist. In dem Kürbis stecken 7 Rohrpfeifen von verschiedener Länge und mit je einem Loche. Geblasen, klingt es wie ein paar Noten auf einem leise angeschlagenen Harmonium. Außerdem haben sie noch eine einfache Rohrpfeife und Gongs von verschiedener Größe. Männer und Knaben können sehr laut durch die Finger pfeifen. Sie singen leise und monoton und begleiten sich mit dem Kürbisinstrument oder der Trommel.

Meist liegen ihre Dörfer weit von einem großen Wasser ab; darum haben sie selten, und können weder ein Boot regieren, noch schwimmen. Von Krankheiten scheinen sie wenig zu leiden.

Außer Baumwollenzeug, Körben ꝛc. verfertigen sie auch Eisenfachen in rohen aber sinnreichen Schmieden, welche in keinem Dorfe fehlen und deren Einrichtung sie wahrscheinlich von bengalischen Gefangenen gelernt haben. Eine solche besteht aus einem Paar hölzerner, 2 Fuß hoher und 8 bis 9 Zoll im Durchmesser haltender Cylinder, in denen hölzerne Kolben auf- und abgehen, deren Umkreis mit Federn besetzt ist, um das Entweichen der Luft zu verhindern. Die aufrechtstehenden Cylinder reichen unter die Erdoberfläche hinab und stehen unterirdisch durch zwei dünne Bambusröhren mit einer kleinen, feinerenen Feuerstelle in Verbindung. Ein Mann hält in jeder Hand einen der Kolben und bewegt sie auf und ab. Zur Feuerung dient Holzkohle.

Wir haben vor Kurzem (s. „Globus" Bd. XXIII, S. 198) Dr. Jagor's „Preis des Bambus" gebracht; ein Gleiches sagt auch Lieutenant Woodthorpe. Der Bambus wird mit Recht der Hügelbewohner Freund genannt, weil er ihnen alle Geräthschaften vom Haus- bis zum Trinkgeschirr liefert. Mehrere Arten feiner Anwendung sind oben schon angeführt; hier noch einige andere. So wird daraus ein sehr nützlicher Löffel verfertigt, welcher zu vielen Zwecken dient. Ein Stück von etwa einem Fuß Länge wird über einem Knoten abgeschnitten und dann wie ein Federkiel zurecht geschnitzt. Eine Kelle mit langem Griff ist in zwei Minuten hergestellt. Ebenso dient dies Rohr zum Wasserbehälter, und oft sieht man Frauen, welche ein halb Dutzend langer, starker, wassergefüllter Bambusröhren auf dem Rücken vom Fluß nach ihrem Dorfe tragen.

Da der Anlaß, aus welchem unser Autor mit den Luschais zusammentraf, kein friedlicher war, so hatte er leider keine Gelegenheit, etwas über ihre Religion und ihre Ceremonien bei der Ehe, beim Begräbniß u. s. w. in Erfahrung zu bringen. Mit wenigen Ausnahmen machten die Luschais auf ihn einen sehr günstigen Eindruck: intelligent, heiter, bedürfnißlos, waren sie keineswegs die unverbesserlichen Wilden, wie man sie sich vor der Expedition gedacht hatte.

Pascha Samuel Baker in Nôthen.

Unsere Leser erinnern sich wohl, daß wir das Unternehmen Baker's, welches angeblich im Interesse der Civilisation ausgeerhtet und vielfach hoch gepriesen wurde, von vornherein für widersinnig und in hohem Grade abenteuerlich erklärten. Diese Annahme, welche auf sorgfältiger Erwägung aller in Betracht kommenden Verhältnisse beruhete, ist vollkommen bestätigt worden. Baker vermaß sich, dem abscheulichen Menschenraub und Sklavenhandel am obern Nil ein Ende zu machen, und er hat in der That eine Anzahl von Baracken, die mit schwarzer Menschenwaare beladen waren, abgefangen. Aber der Sklavenhandel selbst nimmt seinen Fortgang und Baker kann ihm keine Hindernisse in den Weg legen, da er ja seit Anfang 1871 hoch oben am Bahr el Dschebel, dem obern Weißen Nil, sich selber in arger Verlegenheit befindet. Nachdem er 1870 längere Zeit unweit der Mündung des Sobat, bei Taufikiyah, fest gelegen und mit unsäglicher Mühe die Gondoloro aufwärts gekommen war, gerieth er sofort mit den Bari, welche jene Region inne haben, in Krieg. Diese Neger weigerten sich, für den ägyptischen Vicekönig Zwangsarbeit zu thun; als Baker sie zwingen wollte, wehrten sie sich. Er hatte seinen Soldaten das Land der Bari als eine Getreidekammer geschildert, in welcher jeder Mangel aufhöre, aber die Bari lieferten keine Lebensmittel. Dann meuterten die ägyptischen Offiziere gegen den ungläubigen Befehlshaber, und mehr als 700 Mann verließen ihn, um nach Chartum stromabwärts zu schiffen. In diesem sudanesischen Handelsemporium hatten die Handelsleute von Anfang an seiner Expedition alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt; sie wußten, daß er das ganze Oberland der ägyptischen Herrschaft unterwerfen und den Handel mit Elfenbein, eventuell auch mit Baumwolle zum alleinigen Vortheile des Chedive monopolisiren sollte. Das hätte den Handel der Chartumer Kaufleute lahm gelegt und eine Beeinträchtigung des Sklavenhandels paßt gleichfalls nicht in den Kram dieser Biedermänner.

Im Jahre 1871 schon war Baker bei Gondoloro gleichsam blockirt; und was sollte er unter den feindlichen Bari anfangen? Zurück wollte und durfte er nicht, denn er hatte ja feierlich versprochen, den ganzen Weißen Nil bis zu den Aequatorialseen zu unterwerfen. Er mußte vorwärts gen Süden und brach mit etwa 200 Soldaten noch im Jahre 1871 nach dem Lande des schwarzen, durch Speke allgemein bekannt gewordenen Häuptlings Kamrasi auf, also nach Unyoro. Dasselbe hatte auch er schon im Jahre 1864 besucht; es hat zur Wiegzgrenze einen Theil der Ostküste des sogenannten Albertsees, zwischen 1 und 2° N. In seinem Werke über den Albert Nyanza ꝛc. hat er im ersten Theile ausführlich über dieses Land gehandelt. Er fand damals freundliche Aufnahme; jetzt aber erfahren wir, daß er in Streitigkeiten gerathen und dann umgekehrt sei nach einem Dorfe, das Zarbiet Faraira genannt wird; dasselbe liege etwa 14 Tagemärsche südlich von Gondoloro. Auch dort brachen zwischen ihm und den Bewohnern Feindseligkeiten aus. In Gondoloro war viel Gepäck liegen geblieben, weil die Bari, sehr begreiflich, sich nicht bereitfinden wollten, dasselbe fortzuschaffen; auch eine Truppenabtheilung befand sich noch an jenem Platze.

Und Unyoro mußte Baker zurückweichen, nachdem er bei den Kämpfen mit den Eingeborenen 30 Mann verloren hatte. Wir finden nun einen Bericht aus Chartum vom

Digitized by Google

2. Januar in der „Kölnischen Zeitung“; in der sudanesischen Hauptstadt wußte man damals, daß er, als die von Gondokoro zurückkehrenden Barken abfuhren, in Fatuku stand. (— Damit ist ohne Zweifel Fatiko gemeint, Speke's Koki; dasselbe ist auf Baker's Karte zu seinem oben erwähnten Buche eingetragen; etwas südlich von 3° N. östlich von 32° O. —) In seinem Texte, Band II, S. 26 ff. der englischen Ausgabe, schildert er das Dorf; dasselbe liegt in einer parkartigen Landschaft auf einem hohen, grasbewachsenen Granitplateau; die Eingeborenen benahmen sich „wundervoll freundlich“ gegen ihn und gaben ihm Merissa und Schafe.

Aus dem soeben angedeuteten Chartumer Berichte heben wir folgende Angaben hervor, welche uns theilweise bisher nicht bekannt gewesen sind. Wir erfahren, daß Baker im Januar 1870 mit dem Schech Agab, einem Chartumer Großhändler, einen Vertrag für die Dauer eines Jahres abgeschlossen hatte, dem zufolge alle Operationen oberhalb Gondokoros gemeinschaftlich zu unternehmen seien und der Ertrag an Elfenbein getheilt werden solle. Agab unterschrieb den Vertrag, der ihm eine Falle legte. Noch vor Ablauf eines Jahres forderte Baker, daß die Besatzungsmannschaften der Steamer Agab's im Oberlande fortan der ägyptischen Regierung dienstbar sein sollten. Diese Leute sind Nubier aus Dongola; sie hatten sich als Privatsöldner an den Kaufmann Agab verdungen und wollten keine Soldaten der ägyptischen Regierung werden. Die Dongolaner sind auch in ihrer Heimath keiner Conscription für den Militärdienst des Chedive unterworfen. Baker ernannte aus eigener Machtvollkommenheit den Unterhirt der Söldner Agab's, den schon von Speke und Grant erwähnten Mohammed Wod el Mek, zum Hauptmann jener Nubier und forderte in einem besonderen Rundschreiben die Besatzungen der verschiedenen in jener Region zerstreuten Steamer auf, den Fahneneid zu leisten. „Zu gleicher Zeit wurden die den Soldaten eingehändigten Bons derart zugestutzt, daß ihre Lohnung um das Zehnfache herabgesetzt erschien.“ Die Mannschaften erklärten, ihrem bisherigen Brotherrn, dem Schech Agab, treu bleiben und jede Gewalt mit Gewalt zurückweisen zu wollen.

„In Folge dieser Erklärung machten Baker's eigene Truppen einen Angriff auf eine Nubier bei Fatuku (Fatiko) und erschossen ihrer 130! Unter solchen Verhältnissen hielt Abu Saab, ein Verwalter oder Factor des Agab, es für gerathen, alles Elfenbein, im Betrage von etwa 1000 Centnern, in einem Fabo genannten Platze zu deponiren. Diese Vorräthe läßt er von 400 Mann bewachen, und dann hat er sich auf den Rückweg nach Chartum begeben, um von dort nach Kairo zu gehen und dem Vicekönige den wahren Stand der Dinge zu schildern. Aus Baker's Maßregeln läßt sich auf seine Absicht schließen, den Elfenbeinhandel für den ägyptischen Staatssäckel zu monopolisiren.“ —

Das eben erwähnte Fabo ist auf Baker's Karte mit Fabbo bezeichnet und liegt südlich von 3° N., östlich von dem als Nil bezeichneten Strome, welcher am Nordende des Albertsees aus diesem abfließt.

Von Baker selbst ist seit viel länger als einem Jahre auch nicht eine Zeile nach Chartum gelangt. Daß seine großartig und abenteuerlich entworfenen Pläne gescheitert sind, und daß sie sich nicht ausführen lassen, hat er nun längst erfahren. Ohne alle Frage befindet er sich, und allem Anscheine nach in Folge mancher Mißgriffe, in großer Verlegenheit. Davon ist man offenbar auch in Kairo überzeugt, wo man jüngst eine Rettungsexpedition ausgerüstet hat.

Wir unsererseits nehmen keinen Anstand, auch diese für ein höchst abenteuerliches Unternehmen zu halten. Ein Nordamerikaner, Purdy, Oberst in der ägyptischen Armee, soll mit 65 Mann von Mombas an der afrikanischen Küste ins Innere bis zu Baker vordringen und ihm allerlei Vorräthe und Lebensmittel zuführen. Ein Blick auf die erste beste Karte von Afrika lehrt, daß diese Rettungsexpedition einen weiten Weg durch theilweise noch unbekannte Landschaften und Völker zu machen hätte. Die uns mehr oder weniger bekannten Stämme sind streitbar und räuberisch, und ob 65 Mann ausreichen würden, sich hindurch zu schlagen und bis in die Gegend im Norden der beiden großen Seen zu gelangen, ist jedenfalls unsicher. Und wenn sie dorthin vordringen, wann würde das sein? Und welche Schicksale können inzwischen den Pascha Samuel Baker betroffen haben? Und ferner, weshalb geht Purdy nicht gerade nach Süden nilaufwärts, wo er längst bekannte Bahnen verfolgen könnte?

Aus allen Erdtheilen.

Ergiebige Kohlenlager.

Die Kohlentheuerung in England hat die Aufmerksamkeit auf manche Gegenden gelenkt, in welchen die Ausbeute der Kohlen zum Export sich lohnen würde. Großbritannien lieferte im Jahre durchschnittlich 100,000,000 Tonnen und hat bisher 6 bis 8 Millionen ausgeführt; jetzt denkt man daran, den Export zu vermindern und die Einfuhr zu befördern. Nordamerika könnte die Erdenwagner auf Jahrtausende hinaus versorgen, es kommt nur darauf an, das Product zur Verschiffung zu bringen. Die Stadt Newport erhielt bis untängst die Kohle zur Gasbereitung aus England; jetzt hat in der Londoner Society of Arts ein Fachmann, Major Holchtiß, darauf hingewiesen, daß Virginien Gaskohle für London liefern könne. Dieser Staat allein könne für eine Reihe von Generationen ganz Europa versorgen. Professor Ansted bestätigte das und wies nach, wie bequem die virginischen Kohlenfelder für den Abbau und den Export liegen; sobald das Capital sich dieser Industrie zuwende, könne Richmond ein zweites Cardiff oder Newcastle werden.

Vor der Nordostküste von Neuschottland liegt die Insel Cap Breton; sie ist vom Festlande durch die Georgsbai und den sogenannten Gut of Canso geschieden; die Hauptstadt Sydney hat einen vortrefflichen Hafen (46° 18′ N.). Ganz in der Nähe liegen sehr ausgiebige Kohlenfelder. Sie alle auf Cap Breton sind Ausflüsse eines sehr ausgedehnten Kohlenbeckens, das unter dem Atlantischen Ocean gegen Neufundland hinzieht; auf dieser Insel will man gleichfalls Ausbisse bemerkt haben. Auf Cap Breton nun findet man viele Felder, die zum Abbau außerordentlich bequem liegen und eine ganz vorzügliche Kohle liefern. G. Dundas, der als Gouverneur der Prinz-Edwards-Insel Cap Breton 1866 genau erforschte, bemerkt, daß sieben bis acht Flötze von je etwa 6 Fuß Mächtigkeit über einander liegen. Es gingen vor Einführung des hohen Tarifs manche Ladungen nach Neuyork zur Gasbereitung. Jetzt sind die Gruben mit dem Hafen durch eine Eisenbahn verbunden und die Ausfuhr

Digitized by Google

steigt. Man will nun demnächst Cap-Breton-Kohle nach England schaffen.

Mehrfach haben wir im „Globus“ darauf hingewiesen, daß Nordchina reich an vortrefflichen Kohlen ist; die Regierung will aber die Ausbeutung den Fremden nicht überlassen, und die Mandarinen führen dem Volke zu Gemüthe, daß dann die Erdteufel aus Licht kommen und großes Unheil anrichten würden. Die Dampfschiffahrt in den chinesischen Gewässern nimmt fortwährend sehr bedeutend zu, und China selbst könnte die erforderliche Menge Kohlen liefern. Wir ersehen aber aus den Mittheilungen eines Beamten der Peninsular and Oriental Company, daß im Jahre 1872 allein der Hafen Schanghai mehr als 11,000 Tonnen Kohlen aus England und Wales erhielt. Es liege im Interesse des Handels und der Schiffahrt, die chinesische Regierung zur Eröffnung ihrer Kohlenfelder zu zwingen.

Wir wollen unsererseits hinzufügen, daß der Handel mit Kohlen nach China von Sydney im australischen Neusüdwales immer mehr anwächst; daß die Russen ihre Kohlengruben auf Sachalin, namentlich jene bei Tué, seit zwei Jahren besser in Angriff genommen und daß nun auch die Japaner auf der Insel Yezo angelangen haben, unter Leitung europäischer Fachmänner, Kohlen zu fördern.

Die Delagoa-Bai

(richtiger Bahia de Lagoa), um deren Besitz sich England und Portugal streiten, liegt an der Ostküste Afrikas unter dem 26. Grade südlicher Breite. Die Portugiesen beanspruchen diesen, den besten Hafen weit und breit in jenen Gegenden, und zwar südlich bis zu 26°30', also mit den vorliegenden Inseln Elephant und Inyack, kraft ihres Rechtes der Entdeckung durch Vasco da Gama (1498) und gelegentlicher Occupation. Als aber 1822 der englische Capitän Owen mit seinem Aufnahmegeschwader dort anlegte, fand er die Südhälfte der die Bai begrenzenden Küste in unabhängigem Zustande, ließ sich also von einem Kaffernhäuptling Mapette dieselbe abtreten. Dann zankten sich beide Mächte eine Zeit lang um den Besitz, bis der Streit einschlief und erst dadurch neuerdings wieder ausbrach, daß die Boers der Transvaal-Republik einen Streifen Landes zu beiden Seiten des in die Bai mündenden Umuti beanspruchten, was ihnen die bequemste Verbindung mit der See gewährt hätte, aber jene beiden stärkeren Mächte auf den Werth des Objectes aufmerksam machte. Delagoa-Bai ist einer der sichersten Häfen an Afrikas Ostküste und zu allen Jahreszeiten zugänglich. Wenn auch die Küste dort niedrig und sumpfig und darum ungesund ist, so giebt es doch Punkte, wo Europäer sicher leben können. Die 240 Fuß hohe Inyack-Insel wird sogar von den Eingeborenen als Gesundheitsstation benutzt. — Die Boers scheinen nun ihre Ansprüche unter der Bedingung an Portugal abgetreten zu haben, daß letzteres zwischen der Bai und der Transvaal-Republik eine Straße baue und die Producte derselben in allen seinen ostafrikanischen Häfen zollfreie Einfuhr gestatte. Die Entscheidung der Streitfrage ist Herrn Thiers übertragen worden. Von englischer Seite ist inzwischen der vielleicht alle Theile zufriedenstellende Vorschlag gemacht worden, die Bai zu einem Freihafen, etwa wie Singapore, zu machen.

* * *

— Die Einwanderung nach Uruguay ist immerhin beträchtlich. Amtliche Nachweise über dieselbe geben für den Hafenplatz Montevideo 94,355 Einwanderer an, welche dort während der letztverflossenen fünf Jahre gelandet und in Uruguay geblieben sind. Es entfallen auf die Jahre 1867 bis und mit 1871 respective 17,356, 16,892, 20,425, 21,760, 17,912. Die meisten dieser Einwanderer kommen aus Südeuropa, namentlich aus den baskischen Gegenden und Italien.

— Die Quakerstadt Philadelphia ist berüchtigt wegen ihrer vielen Spielhöllen. Der dortige Correspondent der „Times Mail“ hat schon mehrmals auf den großen Unfug hingewiesen, die Spieler von Handwerk treiben jedoch denselben unbehindert fort, weil sie den Schutz einflußreicher Politiker erkauft haben. Der neue Bürgermeister wollte indeß eingreifen und gab der Polizei Befehl, einige der berüchtigtsten Höllen aufzuheben. Dabei wurde auch ein gewisser Siner, Mitglied des Stadtrathes, verhaftet und mit einem andern Spieler vor Gericht gestellt. Die Beweise waren sonnenklar und am 3. Februar kam die Sache vor die Jury. Einer der Geschworenen war ein notorischer Handwerksspieler und sehr berüchtigt; die Freunde Siner's hatten es so angestellt, daß er in die Jury kam. Er votirte „unschuldig“, die übrigen eil sprachen ein Schuldig aus. So glanbte er, nachdem er noch einen Geschworenen zu sich hinübergezogen hatte, die zehn ehrlichen Leute mürbe zu machen. Diese aber hielten zwölf Tage und Nächte stramm aus und am 14. wurde denn ein Verdict auf Schuldig ausgesprochen. Die beiden Gauner gaben noch, aber nur unter der Bedingung, daß man jenen Siner und dessen Spießgesellen der Grode des Gouverneurs empfehle. — Gegenwärtig, wo auch in Deutschland die Frage: ob Geschworenen- oder Schöffengericht lebhaft erörtert wird, wollen wir darauf hinweisen, daß in den Vereinigten Staaten, wo die Jury in tausend und abertausend Fällen sich als unrettbar corrupt zeigt, viele Stimmen die Abschaffung derselben verlangen und das Schöffengericht vorziehen. Dagegen wird eingewandt: „Es ist wahr, die Jury ist zu Spott, Schimpf und Schande herunteregekommen; man packt hinein, was man will, man findet meist einige Geschworene, die man besticht. Aber würde es mit den Schöffen anders sein? Wer weiß ein Mittel, wie wir wieder zu Recht und Gerechtigkeit im Lande kommen?“

— „Kein Wunder, daß so viele Verbrecher ungehängt in der Welt umherlaufen und weit und breit das Land unsicher machen. Unser Gouverneur Baldwin (in Michigan) hat während der Jahre 1871 und 1872 nicht weniger als 48 schwerer Verbrechen überwiesene Zuchthausträflinge begnadigt!“

— Aus der Hopfenstadt Ballejo in Californien waren seit der Ernte bis zu Ende 1872 nicht weniger als 29 mit Weizen beladene Schiffe nach England abgegangen.

— Die russische Regierung beabsichtigt, in Transkaukasien Theepflanzungen anzulegen, und sie hat zu diesem Zwecke Anstalten getroffen, um Chinesen dorthin kommen zu lassen, welche mit der Cultur der Pflanze und der Bereitung des Blattes vertraut sind.

— Das Wort Fetisch. Ueber den Ursprung desselben besteht, vermögen wir nur folgende Auskunft zu geben, wobei wir es dahin gestellt sein lassen, ob wir das Richtige getroffen haben. Die Sache ist alt, der Ausdruck verhältnißmäßig neu. Die Benennung Fetisch und Fetischismus entstand aus dem Portugiesischen, an der afrikanischen Westküste, wo noch jetzt der monströseste Aberglauben und der barbarischste Götzendienst herrschen. Entis. Fetisso stammt vom portugiesischen feder (fides); es bedeutet alles Belebte und Unbelebte, jedes Product der Natur und Kunst, welches zum Gegenstande religiöser Verehrung erhoben ist. Das ist die eine Ableitung. Eine andere Ansicht geht davon aus, daß Fetisch von feiticeira, Zauberin, und feiticaria, Zauberei, abstamme. Kann Jemand die älteste Stelle nachweisen, an welcher das Wort vorkommt?

Inhalt: Zur Geschichte, Theorie und Praxis der Spectralanalyse. II. (Mit drei Abbildungen und einer farbigen Spectraltafel.) — F. Jagor's Reisen auf den Philippinen. III. (Mit acht Abbildungen.) — Aus den Briefen Adolf Hübner's über Südafrika. IV. Unter den Matabelekaffern. — Die Luschais in Indien. — Pascha Samuel Baker in Rothen. — Aus allen Erdtheilen: Ergiebige Kohlenlager. — Die Delagoa-Bai. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

c

Wanderungen im nördlichen Spanien.

II.

In Palencia. — Grajal, Sahagun und Leon. — Astorga und die Heimath der Maragatos. — Ein Jahrmarkt. — Wandernde Komödianten und Marionetten. — Wie es in einem Wirthshause zu Astorga aussah. — Die spanische Küche und ihre verschiedenen Gerichte. — Puchero und Olla podrida. — Richterethen als Nationalgericht.

Zu den Städten in Altcastilien, welche von Ausländern nur selten besucht werden, gehört auch Palencia, das Pallantia der Römer. Der Romancero vom Cid will wissen, daß der Campeador dort seine Hochzeit mit Doña Ximena gefeiert habe. In demselben Romancero wird mehrmals auch das Carrion erwähnt, an welchem die Stadt liegt. Die Universität von Palencia, die älteste in Spanien, war schon im zehnten Jahrhundert vorhanden und wurde späterhin nach Salamanca verlegt. Die Kathedrale kann sich mit jener von Burgos messen; der Bau ist einfach, das Innere reich an Kunstwerken der Renaissance, namentlich Holzschnitzereien, Eisengittern und gestickten Kirchengewändern.

Die Wegstrecke nach Leon ist trostlos einförmig; der Reisende glaubt sich auf die ausgedörrten Hochebenen der Mancha versetzt, oder in das Sandmeer der Sahara. Diese altcastilianische Wüstenei wird von Maulthierkaravanen durchzogen, die man schon aus weiter Ferne bemerkt, weil sie den Staub hoch aufwirbeln. Unwillkürlich denkt man an ein Sprüchwort, dem zufolge eine Lerche, welche über Castilien hinfliegen will, ihr Futter mitnehmen muß. Es ist eine wahre Wohlthat, daß man jetzt auf der Eisenbahn, wenn auch langsam, doch rascher als früher mit dem Postwagen, diese Wüstenei zurücklegt. Paredes de Nava ist eine Station an derselben. Aus diesem Orte war Berrugete, der berühmte castilianische Bildhauer, ein Schüler Michel Angelo's. Eine andere Station ist Grajal, von welcher Doré eine Skizze entworfen hat. Man gelangt von dort nach Sahagun, das einen eigenthümlich gebauten Kirchthurm hat. Die einzelnen Geschosse verjüngen sich nach oben hin und nehmen sich wie eine abgestumpfte Pyramide aus.

Leon ist so recht und echt eine altcastilianische Stadt; sie reicht in das römische Alterthum hinauf, wie schon ihr Name andeutet. Dort hatte die siebente Legion des Kaisers Augustus ihr Standquartier, die Legio septima gemina. Nach den Römern kamen die Gothen, nachher die Araber, welche anfangs zurückgedrängt wurden, dann unter Führung des berühmten Almansor wieder eindrangen und mit Feuer und Schwert die Umgegend und die Stadt heimsuchten. Aber sie konnten sich nicht lange halten und keinen festen Fuß gewinnen; die Christen behaupteten Leon, das sich rühmt, schon 24 Könige gehabt zu haben, bevor das übrige Castilien seine Staatsgesetze hatte (Tuvo veinte y cuatro reyes, antes que Castilla leyes). Im elften Jahrhundert fügte Ferdinand der Erste von Castilien seiner Krone die von Leon hinzu, aber beide Königreiche trennten sich wieder und wurden erst unter Ferdinand dem Dritten für immer vereinigt.

Leon hat große geschichtliche Erinnerungen, gleicht aber

Digitized by Google

Gefecht bei Tabuyan in der Provinz Leon.

Digitized by Google

auch nicht entfernt dem, was wir uns unter einer Hauptstadt denken und vorstellen. Abgesehen von einigen alten Bauwerken, nimmt es sich wie ein großes Dorf aus. Es versteht sich, daß auch hier die Kathedrale nicht fehlt; und wenn ein spanisches Sprüchwort an der von Toledo den Reichthum, an jener von Santiago die Solidität hervorhebt, so betont es bei dieser den leichten, schlanken Bau.

Toledo en riqueza,
Compostela en fortaleza,
Y Leon en sutileza.

Und lateinische Verse besagen:

Dives Toletana, sancta Ovetensis,
Pulchra Leonina, fortis Salamantina.

Davillier sagt, daß er Leon für eine der tristesten Städte in Spanien halte; er fand die Straßen verödet, das Pflaster so, wie es etwa schon im Mittelalter gewesen sein mag, und in vielen derselben sah er tiefe Pfützen und Sümpfe. An manchen der durch Alter und Rauch geschwärzten Häuser bemerkte er Holzschnitzereien; nur einige wenige Paläste, z. B. die Casa de los Guzmanes, deuten an, daß hier einst ein mächtiger Adel wohnte. Für eine castilianische Stadt hat übrigens die Umgebung einen erträglichen Anblick; man sieht wenigstens grüne Wiesen und hohe Pappeln.

Von Leon gelangt man in etwa zwei Stunden nach Astorga, dem Asturica Augusta der Römer, welches von Plinius als eine „prächtige Stadt“ bezeichnet wird. Davon ist freilich in unseren Tagen nichts zu verspüren; es ist eines der armseligsten Nester von ganz Spanien, und schon vor hundert Jahren war es seiner überaus schmutzigen Straßen wegen berüchtigt. Seine Kathedrale ist gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts vollendet worden; das große Altarblatt in derselben ist mit Recht weit und breit berühmt. Becerra, der große Bildhauer und Holzschnitzer, der, gleich Berruguela, in Italien unter Michel Angelo seine Studien gemacht hatte, erhielt für diese Arbeit 27,000 Ducaten, was für jene Zeit (1569) eine sehr beträchtliche Summe war. Außerdem gab man ihm zur Anschaffung von Handschuhen (para guantes) noch 3000 Ducaten.

Eine Merkwürdigkeit in der Kathedrale ist die Statue des Pedro Mata. Der Mann war ein berühmter Fuhrmann (carretero), ein Maragato, und gab der Kirche eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes. Er steht in seiner Nationaltracht da und hat eine Art von Fahne in der Hand.

Die eigentliche Heimath der Maragatos liegt etwas südlich von Astorga, welches man als die Hauptstadt dieser Gegend, der sogenannten Maragateria, betrachtet. Wir haben in Nr. 14 dieser Zeitschrift den Typus eines Maragato mitgetheilt und wollen hier einige weitere Bemerkungen über diese eigenthümliche Menschenclasse hinzufügen. Manche von ihnen gehen nach Madrid, wo sie sich als Fischhändler besetzen, oder Chorizos, Bratwürste, verkaufen, und auch Handel mit allerlei anderen Eßwaaren treiben. Die überwiegende Mehrzahl jedoch sind Carreteros und Arrieros, also Fuhrleute und Maulthiertreiber.

George Borrow, dem wir vortreffliche Werke über Spanien verdanken, wollte in der Maragateria Bibeln vertheilen und die Leute zum Protestantismus bekehren, er machte aber schlechte Geschäfte bei ihnen, die so sehr am Alten und Hergebrachten hängen. Er fand, wie er sagt, ihr Herz verstockt, ihre Augen verschlossen und ihre Ohren wollten nicht hören. „Ich zeigte einem das Neue Testament vor und redete lange Zeit mit ihm. Er hörte, wie es schien, geduldig zu, trank aber dabei manchen tiefen Schluck weißen Weins aus einem mächtigen Kruge, den er zwischen den Knien hielt. Als ich fertig war, sprach der Mann: Morgen gehe ich nach Lugo, wohin Ihr ja auch wollt. Ihr könnt mir Euer Gepäck mitgeben für so und so viel (er forderte einen sehr hohen Preis). Von dem, was Ihr mir da soeben gesagt habt, verstehe ich wenig oder nichts und glaube von dem Allen auch nicht ein Wort. Von den Bibeln übrigens, die Ihr mir gezeigt habt, will ich gern drei oder vier nehmen. Freilich werde ich nicht darin lesen, aber ich denke, daß ich sie verkaufen kann und dann mehr dafür erhalte, als Ihr für sie fordert.“

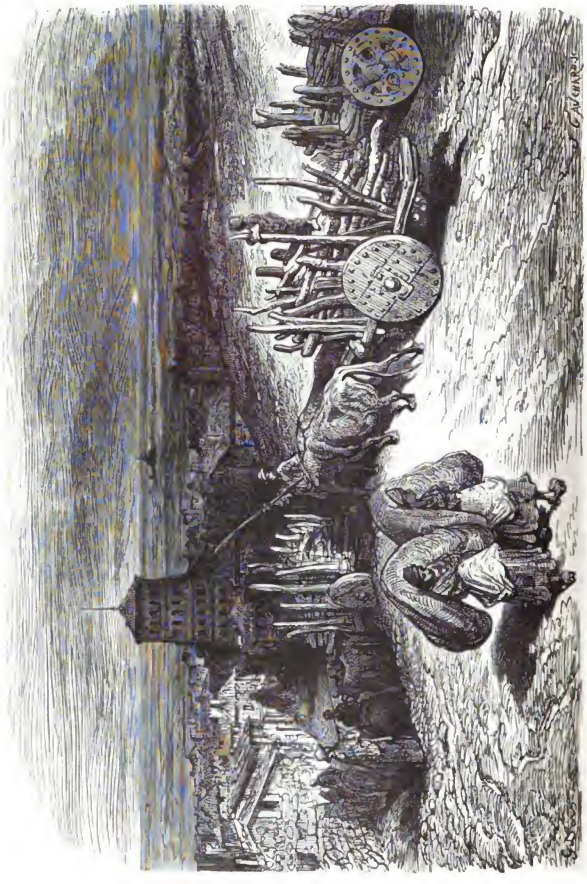
Die Maragateria bildet ein sehr unebenes Gelände und ist wenig fruchtbar. Die fleißigen Frauen arbeiten daheim, während ihre Männer draußen unterwegs sind; alle Feldarbeiten werden von ihnen besorgt. Insgemein sind sie von kräftiger Gestalt; ihre Kleider verfertigen sie aus dunkelgrauem oder braunem Wollentuche von grobem Gewebe (paño pardo), und das Haar hängt, wie bei den Baskinnen, in zwei Zöpfen auf den Rücken herab. Jenes grobe Gewebe ist allgemein im Brauche bei den castilianischen Landleuten. Auf dem Jahrmarkte zu Astorga waren sie und die Maragatos in großer Menge versammelt; es ging auf demselben bei Weitem nicht so lustig und munter zu, wie auf den Märkten in Andalusien. Obnehin ist die Stadt nur klein, sie hat weder Gewerbe noch Handel. Aber Gitanos esquitadores, Zigeuner, welche Maulthiere scheeren, fehlten auch hier nicht; sie arbeiteten mit ihren langen Scheeren an den Thieren herum und brachten, kunstfertig in ihrer Art wie sie sind, an den Thieren durch kahle Stellen allerlei wunderliche Figuren zu Stande.

Abends kam einiges Leben in die Stadt, denn es war funcion im Theater. Die Komödiantentruppe bestand aus Comicos de la legua, einer wandernden Bande von jener Art, welche man im Jargon der deutschen Bühne als Meerschweinchen bezeichnet und welche schon vor langer Zeit Scarron in seinem Roman comique und neuerdings Theophil Gautier in seinem Capitaine Fracas vortrefflich gezeichnet hat. Es giebt aber Bühnen, die noch einige Stufen tiefer stehen, als jene Comicos de la legua. Da sind zunächst die Titeres oder Marionetten, deren Schaupfalz eine beliebige herstehende Bude ist. Diese Puppenspiele sind in Spanien auch heute noch eben so beliebt, wie in den Tagen des Cervantes. Der Marionettendirector, Titiritero, giebt auch chinesische Schattenspiele, sombras chinescas, zum Besten; manchmal hat er auch ein tutilimundi, einen Guckkasten, in welchem die wunderlichsten Bilder von Denkmälern, Gegenden und Völkerschaften vorkommen. Er hat immer ein volles Haus und findet ein naives, höchst dankbares Publicum.

Wir wissen aus alten Romanen und Reiseberichten genugsam, wie es mit den spanischen Gasthöfen in den Landstädten beschaffen ist; durch Davillier erfahren wir, daß sich darin bis auf unsere Tage nichts geändert hat; eine Posada von heute ähnelt einer aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert auf ein Haar. Der Reisende entwirft folgende ergötzliche Schilderung:

„Es war in unserer Posada zu Astorga Alles ganz ungemein urthümlich und unwohnlich, wie der Leser schon aus folgender Thatsache abnehmen kann. Wir hatten Abends unsere Stiefeln vor die Thür gestellt; als die criada (Magd), eine stämmige Asturierin, das bemerkte, kam sie ins Zimmer und fragte verlegen, weshalb wir das gethan hätten? Der spanische Schriftsteller Villergas machte eine Reise nach Simancas. Ich hat, so schreibt er, Tia Matea um etwas Waschwasser. Darob starrte die gute Frau mich verwundert an, und als ich meine Bitte wiederholte, antwortete sie: Aber Ihr habt Euch ja gestern gewaschen!“

Digitized by Google



Lebagan in der Provinz Leon.

Digitized by Google

„Die Küche unſerer Poſada war wirklich einladend im höchſten Grade. In der Mitte ſtand ein großer, viereckiger Speiſetiſch; auf demſelben lag ein Tiſchtuch von grobem Leinen, das ſicherlich einmal weiß ausgeſehen hat, jetzt aber, nachdem wohl einige Generationen Reiſende eingekehrt ſein mögen, war es bunt wie die Palette eines Malers. Die violetten Flecke rührten von dunkelm Torowein her; an vielen Stellen waren gelbe Streifen und Punkte, Rudera von Eiern, dann wieder Reſte von Brühen, deren Hauptbeſtandtheile Paradiesäpfel und rother Pfeffer ſind; Oelflecken waren überall. Die Servietten waren dem Tiſchtuch vollkommen ebenbürtig, und unwillkürlich erinnerten wir uns an eine Stelle in den Memoiren des Marquis von Louville; derſelbe erzählt, daß man im Palaſte La Granga am Hofe König Philipp's des Fünften „Servietten aus den Hemden der Küchenjungen verfertigt habe.“ (— Die Sache hat ihre Richtigkeit; wir erinnern uns, daſſelbe in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Richelieu geleſen zu haben. —)

„Die Aſturierin trug zunächſt eine Schüſſel auf, deren Oel uns ſchon aus der Ferne in keineswegs aromatiſcher Weiſe entgegen duftete. Dann kam ein Repphuhn escabechada, d. h. ſchwimmend in einer Marinade, die aus Oel, Wein, Eſſig, Lorberblättern und allerlei anderen ſtarken Blättern und Kräutern beſtand. Die folgende Schüſſel brachte manos de cordero, d. h. Hammelhände. Damit bezeichnet man in Spanien die Füße der geſchlachteten Thiere.“

Man lobt die Spanier als mäßig im Eſſen und Trinken und das trifft auch zu. Einem caſtilianiſchen Sprüchworte zufolge kann der Menſch zufrieden ſein, wenn er nur Brot und Knoblauch hat.

Con pan y ajo crudo
Se anda seguro.

Nachtlager in einer Venta zu Grajal.

Juan de Mal Lara betont in ſeiner Philoſophie für das Volk, daß die Speiſetafel mehr Menſchen den Tod gebracht habe, als der berühmte Arzt Avicenna geheilt.

Mas mató la cena
Que sano Avicenna.

„Man ſoll nur ſo lange eſſen, bis man den Hunger umgebracht hat.“ So ſagt ein Sprüchwort, und ein Holländer, der 1669 in Spanien reiſte, ſchreibt: Die Spanier legen auf das Eſſen nur geringen Werth. Auch die vornehmſten Herren haben ihre Olla, die aus Geflügel, Rinds- und Hammelfleiſch beſteht; auch trinken ſie wenig Wein. Die Tafel eines wohlhabenden Pariſer Bürgers iſt viel beſſer beſetzt als die eines ſpaniſchen Granden. —

Die Mäßigkeitsvereine wären in Spanien überflüſſig; die Leute trinken in der That nicht übermäßig Wein, und ein Trunkenbold wird allgemein verachtet. Das war ſchon in den Tagen des Alterthums der Fall. Strabo erzählt, daß ein Mann auf einem Scheiterhaufen ſich deshalb verbrannt habe, weil man ihn für einen Trunkenbold ausgegeben. Ein Reiſender aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert ſagt: „Wenn man einen Mann borracho (Säufer) ſchilt, ſo kommt es wohl vor, daß er für eine ſolche Beleidigung Rache durch Meuchelmord nimmt.“ Betrunkene Leute ſieht man in der That nur ſehr ſelten.

Bei feſtlichen Gelegenheiten wird übrigens reichlich aufgetiſcht. Leibgerichte ſind dann Schinken mit Dürndel- und Thymianbrühe; ein ganzer Ochs, in welchem ein paar Spanferkel gebraten werden. Jede Provinz hat ihr Lieblingsgericht, ſo zu ſagen eine nationale Schüſſel. Der Puchero aber iſt überall auf der pyrenäiſchen Halbinſel zu finden; er bildet ein claſſiſches Gericht, er iſt für den Spanier was für den Engländer Roaſtbeef, für den Deutſchen Sauerkraut, Maccaroni für die Italiäner, Pilaw für die Orientalen. Wir

Digitized by Google

laden auf einen Löffel Suppe ein; der Spanier sagt: vente á comer el puchero conmigo.“

Puchero bedeutet eigentlich einen glasirten Topf, und ist synonym mit der modernen Olla, was oya ausgesprochen wird. Man verwechselte den Inhalt mit dem Gefäße, bezeichnete das Gericht nach dem Topfe oder der Schüssel. Die Olla podrida ist ein pot pourri, verfaulter Topf, und bedeutet figürlich ein aus sehr verschiedenen Bestandtheilen gemischtes Gericht. Im sechszehnten Jahrhundert bestand sie, einem Recept aus jener Zeit zufolge, aus Fleisch vom Hammel, Ochsen, Huhn, Kapaun, Bratwurst, Speck, Schweinsfüßen, Knoblauch und beliebigem Zusatz von verschiedenem Gemüse. Speck war in großer Menge erforderlich; „es giebt keine Olla ohne Speck, keine Hochzeit ohne Tamburin.“

No hay olla sin tocino
Ni boda sin tamborino.

Scherzhaft sagt man auch: „Keine Olla ohne Speck; keine Predigt ohne den heiligen Augustin.“

Podrida, verfault, muß die Olla sein, weil sie durch Kochen breiartig wird, so daß alle Bestandtheile sich mit einander vermischen; aber sie darf nicht zu lange stehen, sonst verliert sie den Geschmack.

Olla que mucho hierve
Sabor pierde.

Die Spanier haben überhaupt eine Menge Sprüchwörter über diese ihre Leibschüssel, die im Jahre gewiß 365 und im Schaltjahre 366 Mal auf den Tisch kommt.

Puchero und Puchero ist übrigens ein Unterschied; er ist in Andalusien anders als in Catalonien, und hier anders als in Castilien. Allerlei Recepte sind sehr verwickelt. Manche Bestandtheile müssen zuvörderst geschmort, andere bei langsamem Feuer gleichsam destillirt werden; Feinschmecker verlangen Safran und andere Gewürze, einige Schnitten Schinken, Chorizo, das heißt eine Saucisse mit rothem Pfeffer und ein Stück vom wilden Schweinskopf; die verdura, das heißt die Zuthat von Gemüsen, richtet sich nach der Jahreszeit; Erbsen, grüne Bohnen, Kohl, Paradiesäpfel, aber niemals dürfen Kichererbsen, Garbanzos, fehlen. Diese sollen schon durch die Phönicier nach Spanien gekommen sein; sie sind recht eigentlich das Nationalgemüse für Arm und Reich, und wenn man einen recht armen Menschen bezeichnen will, sagt man: er zählt seine Kichererbsen. Man muß dieselben 24 Stunden vor dem Kochen einweichen, sonst bleiben sie hart. Die besten kommen aus der Umgegend von Fuente Sauco in der Provinz Zamora.

Zur Geschichte, Theorie und Praxis der Spectralanalyse.

III.

K. Zu den überraschendsten und interessantesten Ergebnissen gehören die Resultate der Untersuchungen, welche man mittels des Spectroskops am Fixsternhimmel angestellt hat. Das Fernrohr allein vermochte hier nur wenig Aufschluß zu geben; es zeigt zwar eine größere Anzahl der Fixsterne, als das bloße Auge, auch läßt es ihre Farben schärfer hervortreten, das ist aber auch Alles. Denn in dem mächtigsten Teleskope erscheinen die Fixsterne noch eben so als untheilbare Punkte, wie sie sich dem unbewaffneten Auge darstellen; ihre Entfernung von uns ist so unermeßlich groß, daß jedes optische Mittel, sie uns scheinbar näher zu bringen, vergeblich ist. Bei dieser Lage der Dinge hat die Spectralanalyse und über die physischen Zustände der Materie auf den Fixsternen Aufschlüsse verschafft, welche bis dahin vollkommen unmöglich schienen.

Der unermüdliche Huggins war der Erste, welcher sich mit Glück und Erfolg der Untersuchung der chemischen Zusammensetzung der Fixsternatmosphären widmete. Zwar hatten schon vor ihm Fraunhofer und Donati die Spectra einiger der hellsten Fixsterne beschrieben, allein zu dem von Huggins angestrebten Zwecke bedurfte es neuer Hülfsmittel von sehr großer Vollkommenheit. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, in Gemeinschaft mit Professor Miller ein Instrument herzustellen, welches geeignet war, feine, nahe bei einander liegende Spectrallinien scharf aufzulösen, außerdem mit einer sehr empfindlichen Messvorrichtung versehen war, um die Lagen der Linien auf das Genaueste festzustellen, und mit dem man auch die Spectra irdischer Elemente zugleich mit den Sternspectren direct vergleichen konnte, um über die Coincidenz oder Nichtcoincidenz von Linien sicher entscheiden zu können.

Mit diesem ausgezeichneten Apparate beobachteten nun Huggins und Miller in den Spectren der Fixsterne außer den schon bekannten noch eine große Anzahl von anderen feinen Linien, welche bei den helleren Sternen so zahlreich erscheinen, als im Sonnenspectrum. Kein Stern, der eine genügende Helligkeit besitzt, gab ein Spectrum ohne Linien, und ferner fanden die beiden Beobachter, daß sich ein Stern von einem andern nur durch die Gruppirung und Vertheilung der Linien in seinem Spectrum unterscheide.

Die von einzelnen Sternen erhaltenen Resultate waren sehr interessant. Bei dem stark rothen Sterne Aldebaran (α Tauri) wurden etwa 70 einzelne Linien gemessen, im Spectrum von Beteigeuze (α Orionis) ungefähr 80. Die nebenstehende Figur giebt eine Darstellung der Spectra beider Sterne rücksichtlich der Lage ihrer hauptsächlichsten Linien.

Das Spectrum des Aldebaran ergab die Anwesenheit von folgenden neun Elementen auf diesem Sterne:

1) Natrium mit der Doppellinie *D*.
2) Magnesium mit 3 Linien bei *b*.
3) Wasserstoff mit den 2 Linien *C* und *F*.
4) Calcium mit 4 Linien.
5) Eisen mit 4 deutlichen und zahlreichen, sehr feinen Linien.
6) Wismuth mit 4 Linien.
7) Tellur mit 4 Linien.
8) Antimon mit 3 Linien.
9) Quecksilber mit 4 Linien.

Keine Linien wurden im Spectrum des Aldebaran gefunden, welche mit denjenigen des Stickstoff, Kobalt, Zinn, Blei, Cadmium, Lithium und Barium zusammenfallen.

Das Spectrum des Sternes Beteigeuze (α Orionis) ist sehr merkwürdig und complicirt. Huggins und Miller erkannten in ihm folgende Elemente:

1) Natrium mit 2 Linien.
2) Magnesium mit den 3 Linien.

Digitized by Google

3) Eisen mit 4 Linien.
4) Wismuth mit 4 Linien.

Nicht in der Atmosphäre dieses Sternes vorhanden sind: Wasserstoff, Stickstoff, Zinn, Blei, Gold, Cadmium, Silber, Quecksilber, Barium und Lithium.

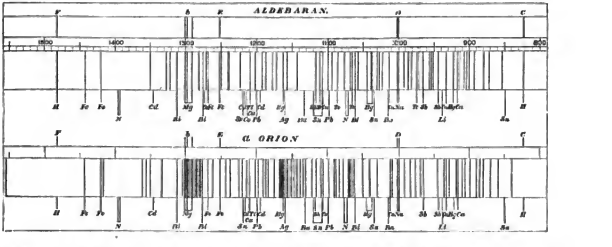
Die dem vorhergehenden Artikel beigegebene farbige Spectraltafel enthält unter Nr. 8 eine Darstellung des Spectrums von Beteigeuze, wie es wirklich sich darstellt.

Eine merkwürdige Verschiedenheit der Spectra fanden Huggins und Miller bei den zwei Sternen, welche den Doppelstern β Cygni bilden. Unsere eben erwähnte schöne Spectraltafel enthält auch die Spectra dieser beiden Sterne unter Nr. 2 und Nr. 3. Im Spectrum von *A* zeigen sich einige starke Absorptionslinien ziemlich gleichmäßig vertheilt. Unter ihnen konnte eine als mit der Natriumlinie (*D*), eine andere als mit der Magnesiumlinie (*b*) zusammenfallend constatirt werden, wie man dies auch in der Abbildung sofort erkennt. Die geringste Anzahl stärkerer Linien fand sich im Gelb und Orange, zahlreichere dagegen im Blau und Violett, sowie einige im Roth. Das Spectrum von *B* erschien im orangen und gelben Theile außerordentlich schwach. Die verminderte Helligkeit im Gelb wird hervorgebracht durch einige Gruppen sehr dicht gelagerter Absorptionslinien, während in dem stärker brechbaren Theile des Spectrums nur wenige starke Linien in großer Entfernung von einander gesehen wurden.

Die zahlreichsten Beobachtungen über die Fixsternspectra hat Secchi in Rom angestellt; er hat zuerst ergründet, daß in dieser Beziehung die sämmtlichen, am nächtlichen Himmelsgewölbe auftauchenden Sterne sich in vier verschiedene Classen unterscheiden lassen. Schon 1863, als die Anzahl der untersuchten Sterne noch gering war, hatte Secchi dieselben nach der Verschiedenheit ihres ausgestrahlten Lichtes, und also auch ihres Spectrums, in zwei Classen getheilt, in die weißen und gelbröthen; später, 1866, erkannte er, daß ein dritter Typus unterschieden werden müsse, und diesen schloß sich seit 1866 ein vierter Typus, aus einigen wenigen Sternen bestehend, an.

Wir wollen nun die einzelnen Fixsterntypen etwas näher ansehen.

Der erste Typus wird gebildet von weißen und blauen Sternen mit einem Spectrum ohne intensive Absorptionsbanden. Von mehr als 500 Sternen, welche Secchi spectroskopisch untersuchte, gehört die Hälfte diesem Typus an.


ALDEBARAN.
G
h
F
E
b
D
C
18000
14000
13000
12000
11000
10000
9000
8000
H
Fe
Ca
Mg
Na
Fe
Ca
Fe
Ba
Fe
Ba
Ba
Ba
Ca
Ba
Ba
Ba

giebt, in welchem die Linie F glänzend auftritt, so würde hiermit ein Anhaltspunkt für die Erklärung des obigen Ausnahmefalles gegeben sein.

Wir kommen zum dritten Typus, orangefarbene und röthliche Sterne enthaltend, mit einem aus breiten Zonen bestehenden Spectrum. Das Spectrum des Sternes α im Herkules kann als charakteristisch für diesen Typus bezeichnet werden. Wir sehen es auf unserer farbigen Tafel unter Nr. 5. Auch der Stern α im Orion gehört nach seinem Spectrum (unter Nr. 8 unserer Tafel) hierhin. Das Spectrum von α Herkules hat einigermaßen Aehnlichkeit mit einer Reihe von seitwärts beleuchteten Säulen. Alle diese Säulen lassen sich in der Regel bei den Sternen dieses Typus in schmalere und feinere Linien auflösen. Nach dem ganzen Aussehen der hierhin gehörigen Spectra kann nicht bezweifelt werden, daß sie eigentlich aus zweien bestehen, die über einander gelagert sind. Das eine besteht aus den Metalllinien, welche dem zweiten Typus eigen sind, und die nur dichter und verbreiteter werden durch eine mächtigere Schicht von Dämpfen, durch welche die Strahlen hindurchzugehen sind, fast wie in den Flecken unserer Sonne. Das andere erscheint als ein Spectrum mit breiten Streifen, sechs bis sieben hauptsächlich, deren Typus jener von α Herkules ist. Es ist in verschiedenen Sternen verschieden stark. Wahrscheinlich kommt in den Atmosphären dieser Sterne Wasserdampf in beträchtlichen Mengen vor, wenigstens gilt dies mit einem hohen Grade von Sicherheit von einigen dieser Sterne.

Der vierte Typus, charakterisirt durch Spectra mit drei leuchtenden Banden, hat am Himmel, wenigstens innerhalb unseres Gesichtskreises, die wenigsten Vertreter. Erst nachdem Secchi schon Jahre hindurch den Himmel durchforscht hatte, wurde er auf eine kleine Anzahl von Sternen aufmerksam, die er gegenwärtig in diesem Typus untergebracht hat. Als Repräsentanten dieser Gattung enthält unsere Tafel unter Nr. 9 das Spectrum eines rothen Sternes im großen Bären. Man sieht, daß der wesentliche Charakter des Spectrums von drei hellen Banden hervorgebracht wird, welche durch dunklere Zwischenräume von einander getrennt sind. Die größte Lichtstärke liegt gegen Violett hin, aber hier hört das Licht plötzlich auf, während auf der rothen Seite die Helligkeit allmälig abnimmt. Hierin zeigt sich der Hauptunterschied vom dritten Typus, denn bei den Spectren desselben ist das Lichtmaximum auf der rothen Seite und die Säulen verlaufen mehr gleichmäßig in einem gleichen Raume. Daraus erhellt auch, daß die beiden Spectren durch ganz verschiedene Substanzen hervorgebracht werden.

Eine merkwürdige Thatsache, welche Secchi sehr überraschte, ist die, daß das Spectrum gewisser Sterne des vierten Typus mit dem Spectrum des Benzindampfes sehr nahe übereinstimmt. Auch der Petroleumdampf zeigt ein ähnliches Spectrum. Bei stärkerer Spannung des Benzindampfes zeigen sich aber Verschiedenheiten im Spectrum von dem der genannten Sterne. Wir finden also auf gewissen Sternen sehr unerwartete chemische Verbindungen, an die man sicherlich nicht dachte. Vielleicht gehört auch die bei vielen Sternen im Grün auftretende schwarze Linie nahe bei *b* nicht dem Magnesium an, sondern wahrscheinlich irgend einem Kohlenwasserstoffe. Das erinnert an die merkwürdigen Kometenspectra, welche schon Huggins beschrieben hat.

Was den bereits genannten Stern im großen Bären anbelangt, dessen Spectrum unsere farbige Tafel enthält, so sand Secchi, daß die helleren Linien in der Mitte, die bei einer kleinen Dispersion als helle Streifen erscheinen, wirkliche Bänder sind. „Ich habe," sagt er, „schon früher auf die Aehnlichkeit dieses Spectrums mit demjenigen des elektrischen Funkens der Benzindämpfe aufmerksam gemacht. Es wäre ohne Zweifel voreilig, Schlüsse aus dieser noch unvollendeten Thatsache zu ziehen, aber ich glaube nicht zu weit über die Ergebnisse der Beobachtung hinauszugehen, wenn ich sage, daß nicht nur die Atmosphären dieser Sterne des dritten und besonders des vierten Typus eine von derjenigen unserer Sonne verschiedene Zusammensetzung haben, sondern auch, daß sie eine hinreichend niedere Temperatur zu besitzen scheinen, um die Spectra, welche den Gasen bei niederen Temperaturen eigen sind, und die man Spectra erster Ordnung nennt, zu geben."

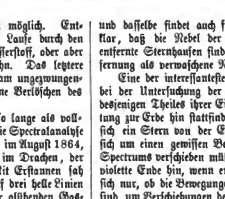
Die Spectra der sogenannten veränderlichen Sterne oder derjenigen Fixsterne, welche in gewissen Zeiten die Helligkeit ihres Lichtes verändern, sind bis jetzt noch wenig untersucht worden. So viel scheint jedoch aus den Wahrnehmungen von Secchi mit Sicherheit hervorzugehen, daß die meisten jener Sterne eine Verminderung der Schärfe und Dunkelheit ihrer Absorptionslinien zeigen, wenn sie an Helligkeit zunehmen.

Der merkwürdigste Fall, der bis jetzt unter allen Sternen sich der Untersuchung durch die Lichtanalyse darbot, war das Aufflammen eines vordem schwachen Sternchens in der nördlichen Krone bis zum Glanze eines Sternes zweiter Größe. Es ist der neue Stern vom 16. Mai 1866 gemeint. Huggins und Miller haben sein Spectrum aufmerksam untersucht; es war verschieden von allen, welche sie bis dahin gesehen hatten. Es zeigten sich nämlich zwei über einander gelagerte Spectra, so daß also das Licht sich als von zwei verschiedenen Quellen ausgehend erwies. Die eine war ein glühender fester oder flüssiger Körper, dessen ausgestrahltes Licht von einer kühlern Atmosphäre absorbirt wurde. Sein Spectrum hatte in dieser Beziehung Aehnlichkeit mit dem unserer Sonne. Es ist auf unserer Spectraltafel unter Nr. 7 dargestellt. Im Roth und etwas stärker brechbar als Fraunhofer's Linie C waren zwei starke dunkele Linien; *D* trat nur wenig stark auf. Auch bis zu *b* waren zahlreiche, aber feine Absorptionslinien. Kurz hinter *b* kam eine Reihe dichter Gruppen von starken Linien, die sich in kleinen Zwischenräumen folgten, so weit das Spectrum beobachtet werden konnte. Außerdem aber fand sich darüber gelagert ein Gasspectrum von wenigen glänzenden Linien. Eine derselben, die hellerwar als der eben so brechbare Theil des ununterbrochenen Spectrums, coincidirte mit F Fraunhofer's; daran lagen gegen *G* zu zwei Linien, von denen die erste etwas weniger glänzte als *F*, aber scharf begrenzt war, die zweite schien entweder eine Doppellinie oder an den Rändern etwas verwaschen. Nahe bei *G* trat dann noch eine vierte sehr feine helle Linie auf, und auch im äußersten Roth bei *C* konnte eine schwache helle Linie bemerkt werden. Der Stern nahm rasch an Helligkeit ab. Das Spectrum veränderte sich aber wenig; nur wurde es immer schwächer. Die Linie *C* im Roth verminderte sich im Verhältnisse zu den grünen und blauen Linien weniger; im Allgemeinen steigerte sich besonders die Stärke der Absorptionslinien, weniger die Absahme der hellen Gaslinien. In der ersten Zeit, als der Stern sehr hell war, sah man rings um ihn einen schwachen Nebel, der später nicht mehr zu erkennen war. Dieser Nebel kann aber offenbar nicht die Ursache der hellen Linien sein, weil diese dazu zu glänzend waren und auch nicht über das continuirliche Spectrum hinausragten. Die Gasmasse, welche diese Linien erzeugte, muß eine höhere Temperatur als die Photosphäre des Sterns selbst gehabt haben, sonst ließe sich nicht die überwiegende Helligkeit der Gaslinien gegenüber den gleich brechbaren Lichtstrahlen der Photosphäre erklären. Zwei der hellen Linien (*C* und *F*) deuten sehr bestimmt auf Wasserstoff, doch müssen die Um-

Digitized by Google

ſtände, unter welchen dieſer auf dem Sterne das Licht ausſtrahlte, andere ſein, als ſie bis jetzt auf der Erde beobachtet wurden; denn bekanntlich iſt die grüne Waſſerſtofflinie immer ſchwächer und ausgedehnter, als die glänzende rothe Linie, welche das Spectrum dieſes Gaſes charakteriſirt. Aus der merkwürdigen Beſchaffenheit des Spectrums und des Erſcheinens des Sterns ſchloß Huggins, daß ſich auf dieſem letztern plötzlich eine große Menge Waſſerſtoff entwickelt habe, der durch die Verbindung mit einem andern Elemente verbrannte und ſo das Licht hervorbrachte, welches durch dieſelben Linien dargeſtellt wird. Das brennende Gas verſetzte die feſte Maſſe des Sterns in lebhaftes Glühen, und deren Licht erzeugte dann ein continuirliches Spectrum, in welchem durch Abſorption in der eigenen Atmoſphäre eine Reihe von Linien ausgelöſcht wurde. Mit Erſchöpfung des Waſſerſtoffvorraths verminderten ſich raſch alle Erſcheinungen und der Stern nahm in demſelben Verhältniſſe an Lichtintenſität ab.

Dieſe Erklärung von Huggins iſt freilich ganz und gar falſch, und zwar deßhalb, weil Huggins dabei überſehen hat, daß der Stern in der Krone von ſeinem Ausſtrahlen keineswegs eine feſte Maſſe war, ſondern ſich ſtets in einem Zuſtande befand, der demjenigen unſerer Sonne ähnlich iſt. Es kann ſich demnach aus ihm heraus kein Waſſerſtoff entwickelt haben, weil dieſer Waſſerſtoff offenbar nicht erſt damals ins Glühen gerathen ſein würde, ſondern auf dem durch und durch glühenden Fixſtern auch ſtets geglüht haben würde. So bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß jener Stern plötzlich auf irgend eine Weiſe von außen her mit enormen Quantitäten von Waſſerſtoff und anderen Stoffen verſehen wurde. Zwei Wege ſind hierzu möglich. Entweder trat der Stern auf ſeinem langen Laufe durch den Weltraum in einen großen Nebel von Waſſerſtoff, oder aber ein anderer Weltkörper ſtürzte ſich auf ihn. Das letztere iſt das Wahrſcheinlichſte, denn es erklärt am ungezwungenſten das plötzliche Aufleuchten und langſame Verlöſchen des Sternes.



Die Nebelflecke des Himmels, welche ſo lange als vollkommene Räthſel daſtanden, haben durch die Spectralanalyſe jetzt auch ihre Deutung gefunden. Es war im Auguſt 1864, als Huggins den erſten Nebelfleck, jenen im Drachen, der prismatiſchen Lichtanalyſe unterwarf. Mit Erſtaunen ſah er, daß ſich das Spectrum dieſes Nebels auf drei helle Linien reducirte, daß man es alſo hier mit einer glühenden Gasmaſſe zu thun habe. Nr. 10 auf unſerer Tafel zeigt das Spectrum des Nebels im Drachen, wie es von Huggins iſt beobachtet worden. Auf einer kurzen Strecke zu beiden Seiten der Gruppe von drei Linien glaubte Huggins noch ein höchſt ſchwaches Spectrum zu erkennen, in dem er dunkele Banden vermuthete. Dieſes Spectrum würde herrühren von einer feſten oder flüſſigen leuchtenden Subſtanz, dem Kerne des Nebels, deſſen Licht alſo verſchieden iſt von demjenigen, welches die Hauptmaſſe des Nebellichtes ausmacht und die drei Linien hervorbringt.

Der merkwürdige Orionnebel iſt ebenfalls von Huggins unterſucht worden. Er fand im Spectrum des hellern Theiles auch wieder nur die gewöhnlichen drei Linien; auch die lichtſchwächeren Partien, ſo weit ſie ſpectroſkopiſch unterſucht werden konnten, zeigt das gleiche Verhalten. Man hat es alſo hier entſchieden mit einer ungeheuren, glühenden Gasmaſſe zu thun. Anderſeits wurden in den mächtigſten Fernrohren einzelne Theile des Orionnebels in ſternartige Lichtpunkte aufgelöſt. Dieſe Lichtpunkte können alſo keineswegs wirkliche Fixſterne ſein, ſondern ſind vielmehr ungeheure Gasbälle, die erſten Anfänge neuer Weltbildungen.

Die drei Gaslinien, welche das eigentliche Nebelfleckſpectrum charakteriſiren, ſind von verſchiedener Helligkeit. Die erſte nach dem Roth zu iſt ſehr ſtark und breit, die zunächſt folgende aber äußerſt ſchwach, während die dritte etwa halb ſo ſtark als die erſte iſt. Von der hellſten Linie wiſſen wir mit Sicherheit, daß ſie mit der hellſten Stickſtofflinie coincidirt. Aus Nr. 12 unſerer Tafel, welche das Stickſtoffſpectrum darſtellt, iſt erſichtlich, daß dieſes aber noch mehrere helle Linien enthält, die demnach im Nebelfleckſpectrum fehlen. Die äußerſte Linie dieſes letztern fällt mit einer Waſſerſtofflinie zuſammen. Es fragt ſich nun, warum wir in einem Nebelfleckſpectrum nur eine Waſſerſtofflinie wahrnehmen und ebenſo nur eine Stickſtofflinie, ſtatt der ganzen Spectra beider. Dieſe Frage iſt gegenwärtig noch gar nicht zu beantworten. Vielleicht ſind die anderen Linien zu lichtſchwach, um von der Erde aus mit den heutigen Hülfsmitteln erkannt zu werden. Vielleicht finden auch auf den Nebelflecken beſondere Verhältniſſe ſtatt, durch welche das normale Spectrum modificirt wird.

Wie bereits bemerkt, zeigen nicht alle Nebel ein Spectrum von hellen Linien, einige geben vielmehr ein continuirliches Spectrum, und daſſelbe findet auch für die Sternhaufen ſtatt. Es iſt klar, daß die Nebel der letztern Art eigentlich bloß ſehr entfernte Sternhaufen ſind, die ſich allein wegen ihrer Entfernung als verwaſchene Nebel darſtellen.

Eine der intereſſanteſten Anwendungen des Spectroſkops bei der Unterſuchung der Fixſterne iſt die zur Erkennung desjenigen Theiles ihrer Eigenbewegung, welche in der Richtung zur Erde hin ſtattfindet. Die Theorie zeigt, daß, wenn ſich ein Stern von der Erde entfernt, ſeine Spectrallinien ſich um einen gewiſſen Betrag gegen den rothen Theil des Spectrums verſchieben müſſen, umgekehrt dagegen gegen das violette Ende hin, wenn er ſich der Erde nähert. Es fragt ſich nun, ob die Bewegungen der Fixſterne beträchtlich genug ſind, um Verſchiebungen der Spectrallinien von ſolcher Größe hervorzurufen, daß dieſelben bei unſeren Beobachtungen bemerkbar werden. Secchi konnte eine ſolche Verſchiebung nicht mit Sicherheit erkennen; allein Huggins gelangte nach einer Reihe von vergeblichen Verſuchen beim Sirius zu dem Reſultate, daß dieſer Stern ſich in jeder Secunde um 47,3 Kilometer oder $6^2/_3$ geographiſche Meilen von unſerm Sonnenſyſteme entfernt. Die nebenſtehende Figur zeigt die Verſchiebung der von Huggins beobachteten Waſſerſtofflinie im Spectrum des Sirius. Dieſes Reſultat iſt ſpäter von Vogel auf der Sternwarte Bothkamp bei Kiel einer genauen Unterſuchung durch neue Beobachtungen unterworfen worden und hat ſich vollſtändig beſtätigt. Die Ver-

Digitized by Google

schiebung im Sirtusspectrum konnte stets deutlich wahrgenommen werden, und es ergab sich daraus für die Geschwindigkeit, mit welcher dieser Stern sich von der Erde entfernt, ein Werth von 10 Meilen pro Secunde. Auch beim Procyon fand sich ein ähnliches Resultat; derselbe entfernt sich in jeder Secunde 13,8 Meilen von unserer Erde. Die neuesten Untersuchungen, welche Huggins über die Eigenbewegungen der Fixsterne angestellt, betreffen einige helle Sterne im großen Bären. Es ergab sich, daß diese insgesammt sich um etwa $7^1/_2$ Meilen in jeder Secunde von der Erde entfernen. Diese Messungen sind äußerst schwierig, aber sie werden sicherlich mit der Zeit und der Vervollkommnung der Apparate zu wichtigen Resultaten führen.

Kehren wir aus den entfernten Regionen des Weltraumes zum Schlusse wieder auf unsere Erde zurück, so sehen wir hier die Spectralanalyse mit Erfolg beschäftigt, eine Erscheinung zu untersuchen, welche, trotzdem sie nicht eben selten ist, doch noch sehr räthselhaft erscheint. Wir meinen das Nordlicht. Angström hat 1867 zuerst gefunden, daß das Spectrum desselben sich auf eine helle Linie reducirt, welche links von der Liniengruppe des Calciums liegt; außerdem fanden sich Spuren von drei schwachen Streifen, die sich fast an Fraunhofer's F-Linie erstrecken. Bei späteren Nordlichterscheinungen haben andere Beobachter noch mehrere helle Linien wahrgenommen. Merkwürdig ist, daß die charakteristische Linie in der Nähe der Calciumlinien auf kein bekanntes irdisches Element deutet.

Aus den Briefen Adolf Hübner's über Südafrika.

V.

Mißlungener Versuch, die Wasserfälle des Sambesi zu erreichen.

Potschefstrom, 27. Februar 1870.

Am 22. November brachen wir nach dem Sambesi auf, und am 14. December kamen wir wieder zurück. Die hereinbrechende Regenperiode hatte uns am 3. December, als wir noch acht Tagemärsche von den Fällen entfernt waren, zum Rückzuge genöthigt. Viel hatten wir in der kurzen Zeit durchlebt. Bei den Iduna Mokangula, woselbst wir den Wagen der Tsetse-Fliege wegen zurücklassen mußten, machten wir eine harte Schule durch. Dieser Mensch wußte, daß wir von ihm abhingen, weil er uns Leute zum Tragen des Gepäckes geben mußte, und so plünderte er uns förmlich durch sein Betteln. Heute wollte er eine Hose, morgen einen Rock haben, am Vormittag verlangte er ein Rasirmesser, am Nachmittag Pulver und Blei, einmal schickte er seinen Minister und bettelte um Perlen für seine Frau, ein anderes Mal that er es selbst, und Alles, Alles gaben wir ihm. Wir luden ihn zum Essen ein, tractirten ihn mit Chokolade und Thee, öffneten unsere Zinnbüchsen mit den Compots, bewirtheten Tag für Tag ihn, seine Frau und Minister, und schickten ihm Ziegenkeulen ins Haus, wenn er es wünschte, aber immer wieder wurden wir mit Ausflüchten abgespeist. Kaknlw umnanti! sehr hübsch, sagte er lachend, wenn er die seinen Gelees aß, und mit seinen Leuten, die zu Dutzenden in unserm Zelte hockten, unterhielt er sich eifrig über seine Angelegenheiten, und wir saßen mittlerweile in größter Ungeduld, hoffend, daß er endlich über die Auftreibung der 40 Gepäckträger, die wir verlangt hatten, sprechen würde. Wenn wir ihn endlich durch den Dolmetscher fragen ließen, ob wir die Leute bald bekommen würden? so sagte er: die Heuschrecken hätten die junge Saat gefressen, und Jedermann müsse sein Feld von Neuem bestellen; dies war nur halb wahr. Wir hatten einen Boten vom König Lumbengulu mit bekommen, der ihm sagen ließ, er solle uns mit Leuten versorgen, aber der Herr Reichsfürst war weit entfernt, sofort zu thun, was ihm geheißen wurde. Endlich kamen neun Mann, Mohr schickte sie sofort zurück!

Unsere Erbitterung war nunmehr auf dem Gipfel! „Von solchen Hunden sich so behandeln zu lassen," knirschte ich, „das ist zu viel! Mohr, kehren wir um, fort aus diesem Lande." Mohr verzweifelte auch fast, seine Erbitterung aber brach aus, als ein Minister kam und bettelte. Er bückte sich zu dem auf dem Boden hockenden Alten herab, hielt ihm die geballte Faust unter die Nase, durchbohrte ihn mit giftigen Blicken, und preßte die Worte heraus: o, ich wollte, ich hätte Dich in meinem Lande, Du scheußlicher Pavian, Du Affe, Du Satan, ich schlüge Dir Dein breites Maul entzwei ꝛc.

Wir waren schon fünf Tage im Kraal, es wurde später und später, das Wetter war bisher wundervoll gewesen, jetzt bemerkte ich, daß der Ostwind aufhörte, und gegen Mittag dunkele Gewitterwolken nach Nord sich zusammenzogen. Endlich am 6. bekamen wir noch acht Mann unter der Versicherung, daß wir fünf weitere im Nächsten bekommen sollten! Und so wagten wir es denn. Wir bezahlten die Leute, lauter junge Burschen, im Voraus, ein Pfund blaue kleine Perlen à 25 Gr. und $1^1/_4$ Elle bunten Kattun à 15 Gr., jeder bekam sein Bündel; der Fürst war zugegen, und als wir ihn fragten: ob auch die Leute uns nicht davon laufen würden? sagte er lächelnd: Jedem, der zurück käme, würde der Hals abgeschnitten.

Als wir so dahinschritten, war es mir, als ob es einer unbekannten Welt entgegenginge, das Wort Sambesi elektrisirte mich, und das Stück romantischen, abenteuerlichen Lebens, dem wir entgegengingen, ließ mich Gefahren und Strapazen vergessen. Romantisch und abenteuerlich ist gewiß solch eine Tour, wo man sich abgeschnitten von aller Welt in die riesige Waldeinsamkeit wagt, heute mit dem Hammer ausgeht und wissenschaftliche Ausbeute mit nach Hause bringt, morgen, die Büchse in der Hand, mit zwei Kaffern auf Büffelfährten einherschleicht, und in der Nacht astronomische Beobachtungen macht, und nach den herrlichen Sternbildern des Südens empor schaut, während die Hyänen heulend ums Lager schleichen!

Wir hatten uns mit allem Nöthigsten versehen. Ein Zelt, welches mit den Zeltstangen von nur zwei Kaffern getragen wird, ist in zehn Minuten aufgeschlagen, eine Gummidecke, die darüber gebreitet wird, schützt den größten Theil des innern Raumes vor Nässe; aus Gras oder Zweigen, über die eine Decke gelegt wird, macht man sich eine Unterlage, und mit einer wollenen Decke deckt man sich zu. Zwei

Digitized by Google

eiserne Kochtöpfe, eine Bratpfanne, ein Rost um Brot zu backen, Mehl, Grieß, eine Flasche mit Fett, eine mit Essig, Kaffee, Thee, Zucker, ein Säckchen mit trockenen Pfefferschen, Pfeffer Salz, damit kann man ganz vortrefflich leben.

Doch ich komme nun zu den Strapazen, die man auf solchen Touren durchmacht, und da ist in erster Reihe das Marschiren. Wir marschirten so sehr rasch; wie in fieberhafter Angst eilte Mohr voran; von dem Uebrigen, z. B. Campiren auf nassem Boden und Schlafen in Fiebergegenden, erfuhren wir nur das erstere. Das Wetter wurde immer bedenklicher, alle Tage gegen 10 oder 11 Uhr wurde es schwarz nach Nord und um 12 oder 1 Uhr fing es an zu regnen. Wir hatten den Onai (Nebenfluß des Samdesh) erreicht und noch fünf Mann zu unseren siebenzehn bekommen. Wir marschirten am Fluß hinab, als wir gewahr wurden, daß die Regenzeit angebrochen sei.

Dunkle, schwere Wolken zogen von Nordwest täglich gegen 12 oder 1 Uhr heran, ein zweistündiger Regen folgte, er machte die lehmigen Wege weich, und den Boden naß, auf dem wir schlafen sollten; wir breiteten zwar eine Gummidecke über das nasse Gras, aber auf die Dauer hätten wir das doch nicht aushalten können. Lange zogen wir am 3. December den kleinen Teich entlang, den der letzte Guß hart neben unserm Lager gebildet hatte. Mohr sagte gefaßt: „Wir müssen zurück, die Regenzeit ist angebrochen und kann und Tage lang aufhalten, wo soll ich dann das Fleisch hernehmen, um die Kaffern zu füttern?“ Wir lebten nämlich von Ziegen, die wir mittrieben, unsere 25 Mann aßen pro Tag zwar nur eine, und dabei bekamen wir Leber und Nieren davon, aber wir hatten nur vier übrig. Bei günstigem Wetter würden wir im Stande gewesen sein, in einigen Tagen das Wildland zu erreichen, wo wir dann immer von der Büchse hätten leben können. So entschlossen wir uns denn umzukehren. Ich unterlasse es, näher auf den Rückzug einzugehen, und erwähne nur, wie der Flußübergang sich entwickelte: eine Kette brauner Gestalten, die beinahe bis an die Schultern im Wasser waten, auf dem Kopfe die großen Leberschilde und die Bündel, nebenher die Ziegen, hart gegen den Strom schwimmend, wir hinterdrein, ich die Patronentasche um den Hals geschnallt und die Büchse in der Luft haltend, Mohr schwimmend an der tiefsten Stelle und in Todesangst die Augen auf den vor ihm, auf den Kopf eines Kaffern über die Fluthen dahinbalancirenden Kaffer gerichtet, in welchem sich Chronometer und Uhr befinden (Werth zusammen 800 Thaler). Ferner will ich noch erwähnen, wie ich in einem Kraal (Kaffernhütte), wo wir des Regens wegen uns einquartierten, eine neue Gattung Läuse entdeckte, die Mohr zu der resignirten Aeußerung veranlaßten: „Ja, die Hasen müssen wir verbrennen.“ Schließlich aber wurde diese Entdeckung etwas beeinträchtigt, als ich bemerkte, wie sie instinctmäßig in die Kleidernähte krochen.

Der Rückmarsch mit dem Wagen war auch von manchen Aengsten und Sorgen begleitet, da wir mehrfach im weichen Boden stecken blieben; wir vergaßen aber unser Mißgeschick, als wir zur Farm am Mankwe zurückkehrten und die heiß ersehnten Briefe und Zeitungen fanden! Am Mankwe wurde nun der nächste Feldzugsplan berathen: Ich faßte nach Potschefstrom zurückkehren, von da auf acht Wochen nach den Diamantfeldern bei Hopetown gehen und hierauf nach Durban marschiren, woselbst ich mich einzuschiffen hätte, um im October 1870 wieder in London zu sein, Mohr aber entschloß sich, einen zweiten Versuch am Ende der nassen Jahreszeit, April, zu machen, und nach den Victoria-Fällen zu gehen*). Vom Mankwe zogen wir zum Tatin, hier faufte Mohr nach Einiges ein, und blieb einige Wochen da, um sich die Zeit zu vertreiben, ich aber trennte mich von ihm am 5. Januar 1870; erst am 12. Februar traf ich hier ein, und am 2. März will ich von hier nach Hopetown aufbrechen.

*) Eduard Mohr hat bekanntlich diese zweite Wanderung unternommen; er erreichte am 12. Juni 1870 den Sambesi und war am 19. Juni an den von Livingstone entdeckten Victoria-Katarakten, von welchen er eine herrliche Schilderung entworfen hat.
Red.

Eisfreie Häfen und Seefischerei in Russisch-Lappland.

Lange Zeit meinte man allgemein, daß das norwegische Lappland vor dem russischen außerordentlich begünstigt sei, indem dessen Fjorde und Häfen niemals mit Eis belegt würden, sondern das ganze Jahr der Schifffahrt und dem Handel offen stünden, während das gerade Gegentheil in Russisch-Lappland der Fall sei. Man hat daher von norwegischer wie von russischer Seite seit mehreren Jahren dem Gegenstande volle Aufmerksamkeit geschenkt, und von beiden Seiten die genauesten Untersuchungen angestellt. Dabei hat sich gezeigt, daß es nicht wahr ist, wenn behauptet wird, Norwegen habe an eisfreien Häfen eben so viel Ueberfluß, als Rußland Mangel. Allerdings mildere der Golf- oder Malfstrom das Klima des norwegischen Lapplands etwas; allein es sei unwahr, daß dieser Meerstrom in gerader Richtung nach Nordosten fließe, und also die Küsten Russisch-Lapplands nicht berühre. Es hat sich vielmehr gezeigt, daß die Flüsse und Binnenseen sowie die Spitzen der tief ins Land gehenden Fjorde in dem einen Theile Lapplands wie in dem andern theilweis gefrieren, und daß also schon aus diesem Grunde Rußland nicht nöthig habe, begehrliche Blicke nach eisfreien Häfen in Norwegisch-Lappland zu werfen. In die allerjüngsten und genauesten Untersuchungen haben zur Evidenz dargethan, daß Rußland innerhalb seiner eigenen Landesgrenzen im hohen Norden eisfreie Fjorde und Häfen in solcher Zahl und in so vortrefflicher Beschaffenheit besitzt, daß es in jeglichem Betracht nicht die geringste Ursache hat, sich nach mehreren zu erwerben. Da diese Thatsache seit langer als einem Menschenalter den russischen wie den norwegischen Fischern, welche alljährlich die Nordküsten jener Landestheile der Fischerei wegen umfahren, bekannt war, so hat man, wahrscheinlich aus nahe liegenden Gründen, die Wahrheit verborgen. Diese Geheimthuerei hat sich übrigens schon vor zweihundert Jahren in jenen Gegenden ein Feld für den Eigennutz geschaffen, als die Holländer im Karischen Meere, bei Gileseland und an den sibirischen Inseln außerordentlich glücklich im Walfange waren und dann, um andere Nationen abzuschrecken, unter den damaligen Seefahrenden solche Schreckenisse, Wunder und Gefahren zu verbreiten suchten, daß Niemand hinging und mithin den Holländern das Erntefeld der Großfischerei verblieb, bis vor einigen Jahren Nordmänner das Karische und dann die weiteren östlichen und nordöstlichen Theile des Eismeeres befuchten, und von Allem, wo-

Digitized by Google

mit die Holländer renommirt und die Anderen in Schrecken gesetzt, nichts, ja nicht einmal Eis fanden.

Wohl aber hat man bei diesen Untersuchungen Verhältnisse aufgedeckt, welche man bisher theils gar nicht kannte, oder von denen man doch ganz falsche Vorstellungen hatte. Denn so wie man lange Zeit nichts wußte oder nichts wissen wollte von russischen eisfreien Häfen längs der russischen Eismeerküste, so erklärte man lange Zeit die Flüsse, Seen und Seeküsten in Russisch-Lappland für so arm an Fischen, als man die norwegischen Lapplandsküsten für reich ausschrie. Erst als Rosstus in seiner Beschreibung der russischen Fischereien, gleichzeitig mit Dolinsky, erklärte: wenn der Fischüberfluß in Russisch-Lappland richtig benutzt würde, könne sich die Bevölkerung von ganz Europa mit Fischen sättigen und alle Maschinen dieses Erdtheils würden können mit Thran geschmiert werden, ich sage, erst dann wurde man aufmerksam darauf, daß Russisch-Lappland eben so fischreich sei, als Norwegisch-Lappland. Besonders ist es die murmanische Küste, welche in guten Jahren bis 800,000 russische Centner Dorsche liefert. Die beiden Hauptgattungen von Fischen, welche an den russischen Küsten gefangen werden, sind Dorsche und Lodden, letztere als Köder für den Dorschfang. An den Flußmündungen und in den Flüssen und Binnenseen ist es der Lachs, welcher in Massen gefischt wird. Auf den Dorsch wird am meisten im Monat November, wenn er der Lodde nachjagt, Jagd gemacht. Dann ruht die Dorschfischerei bis Anfang März, wo der lappländische Dorsch laicht, und weil in dieser Zeit meist die Kälte zu grimmig ist, und daher keine Leute zur Fischerei zu haben sind. Es wird daher nur so viel gefischt, als man gebrauchen Fische für den Handel mit Petersburg bedarf. Die zur richtigen Fischzeit erlangten Dorsche werden auf mehr oder weniger unsachgemäße Weise getrocknet und dann nach Rußland verfahren. Dort vertauscht man sie gegen Mehl, Grütze, Graupe, Segelleinwand, Wollzeuge und andere Dinge.

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit haben Naturforscher am lappländischen Dorsche beobachtet, nämlich daß sich die jungen Dorsche, welche noch nicht fortpflanzungsfähig sind, also weder mischen noch laichen, auf die flachen Stellen an den Küsten zurückziehen. Da ihnen die großen Dorsche dahin nicht folgen können, die Fischer aber nicht nach kleinen, sondern nach großen Dorschen gehen, so bleiben die Jungen ungestört und können sich in Frieden nähren.

Eine Großfischart, der Haakjärring, ein Hai, welcher in großen Massen an die murmanische Küste kam und kommt, wurde nicht beachtet, bis ein Normann in jene Gegend kam, den Lappen die Haifischerei lehrte, und sich dabei zum reichen Manne machte. Jetzt hat der Consul Berger in Hammerfest die lucrative Jagd auf den Haafärring aufgenommen, betreibt sie mit etwa 300 norwegischen Booten und verdient damit binnen einem Drittel, d. h. binnen 10 Tagen, 300 bis 400 Rubel Silber, wenn nicht Sturm und Unwetter die Fischerei stören und den Gewinn gewaltig schmälern. Die gewöhnliche Methode beim Fischen von den Fahrzeugen verließ man mit Fischte im Winter, wenn die Fjorde zugefroren waren, unter dem Eise. Diese Methode zeigte sich so lohnend, daß öfter in einer Nacht an 200 russische Centner Lebern gefischt wurden. Die Ursache, daß sich dieser lohnende Betrieb so langsam entwickelte, muß dem Umstande zugeschrieben werden, daß der ganze Küstenstrich unbewohnt ist, und die Fischer daher aus der Ferne hinkommen müssen. In der ewigen Nacht geht genannter Hai in viel seichteres Wasser, als im Sommer, und kann daher an vielen Stellen sehr leicht unter dem Eise gefischt werden.

Der Walfischfang ist an den russisch-lappischen Küsten im Laufe der gegenwärtigen Jahrhunderts durch Eifersüchteleien zwischen Russen und Holländern sehr zurückgekommen, und erst in den letzten Jahren haben die Normänner den Walfang wieder im Großen und zum Theil mit besonderm Glücke betrieben. Am Mutkafjord beschert der Himmel sogar alljährlich mehrere todte Walfische, welche die Wellen an die Küsten werfen, und welche dann von den Lappen als gute Beute betrachtet werden.

Dr. M.

Zwei Episoden aus der algierischen Revolution von 1871*).

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

I.

Da die letzte große Erhebung der Eingeborenen Algeriens in eine Zeit fiel, in welcher Frankreich bei sich genug zu thun hatte, so brachten damals die Zeitungen nur höchst dürftige Nachrichten über dieselbe. Vielleicht hielt man auch absichtlich viele Berichte zurück, um die damalige Lage jener französischen „Colonie“ nicht in ihrer Trostlosigkeit allzugrell zu beleuchten. Später hatte dann die Sache alle Actualität verloren und kein Mensch kümmerte sich mehr darum. So kommt es, daß wir fast nichts von den Einzelnheiten jener großen Revolution erfahren haben, die doch wohl die bedeutendste war, welche jemals den französischen Besitz Algeriens bedroht hat, denn Abdel Kader's Freiheitskriege dürfen wir nicht Revolutionen nennen, da das Land vor denselben noch nicht ganz unterworfen gewesen war. Jetzt wird nun auf einmal ein Zipfel des Schleiers gehoben, der dieses interessante Völkerdrama bedeckte, und zwar durch eine Criminaluntersuchung gegen einige Häuptlinge und Bewohner Groß-Kabyliens, die beschuldigt sind, eine Anzahl Franzosen beim Ausbruch der Insurrection meuchlings getödtet zu haben.

Der Proceß spielt sich vor den Assisen von Algier ab. Es sind zwei verschiedene Verhandlungen; die eine betrifft

*) Wir haben schon früher („Globus“ S. 142, „der Kabylenaufstand in Algerien“) auf diese merkwürdige Revolution hingewiesen, welche wieder einmal gezeigt hat, daß auch jetzt, 40 Jahre nach der Eroberung, die Herrschaft der Franzosen in Nordafrika auf einem Vulcane steht, der gar nicht selten seine gefährlichen Ausbrüche hat. Wir konnten, auf den Anklagact gestützt, nur einige kurze Mittheilungen geben, dieselben werden durch die Mittheilungen des Herrn Baron von Maltzan vervollständigt. Derselbe ist andeerdings einer der gründlichsten Kenner Nordafrikas, von Aegypten bis nach Marokko, er hat sich in die Eigenthümlichkeiten der Menschen und der Verhältnisse jener Region so ganz und gar eingelebt, daß er für dieselben das feinste Verständniß besitzt, und es wagen konnte, in der Verkappung eines Wegweisers nach Mekka zu wallfahrten.

A.

Digitized by Google

die Begebenheiten von Alma, die andere diejenigen von Palestro. Alma und Palestro sind, wie die Namen andeuten, allerneueste Schöpfungen, nach den bekannten gleichnamigen Schlachtfeldern benannt, zwei kleine Colonistendörfer im Groß-Kabylien. Die zuerst abgetheilte war die Angelegenheit von Alma. Sie ist als Criminalsache verhältnißmäßig unbedeutend, da die Zahl der dabei umgekommenen Franzosen im Vergleich zu den Massenmorden beim Ausbruch früherer Insurrectionen gering ist. Desto interessanter wird sie aber dadurch, daß sie uns die Verhältnisse der Insurrection in Groß-Kabylien einigermaßen veranschaulicht.

Im Frühjahr 1871 war beinahe ganz Algerien mit Ausnahme der befestigten Städte und der Forts in Händen der Insurgenten. Die Provinz Constantine befand sich in hellem Aufruhr. Die ganze oranische und algierische Sahara war für Frankreich für den Augenblick verloren gegangen. Auch im Tell der Provinz Algier war fast das ganze Flachland und das gebirgige Groß-Kabylien im Besitze der Eingeborenen. Ihre Macht erstreckte sich sogar in die Küstendistricte. So wurde die Stadt Dellys (zwischen Algier und Bougie am Meer gelegen) von dem Scheich Mubi-ed-Din eng umschlossen gehalten, so daß den Franzosen nur die Verbindung zur See blieb. Tizi-Uzu beim Fort Napoleon, mitten im Herzen Groß-Kabyliens, war nach längerer Belagerung in die Hände der Eingeborenen gefallen. Man erwartete täglich, daß die Wogen der Rebellion über der Hauptstadt Algier selbst zusammenschlagen würden, denn im Westen machten die rebellischen Beni Menasser bei Scherschell Fortschritte und konnten den Kabylen im Osten die Hand zu gemeinsamem Vorgehen gegen Algier entgegenstrecken, mit um so mehr Erfolg, als gerade im Kabylenlande ein neuer und gefährlicherer Führer der Freiheitskämpfer aufgetaucht war und den Franzosen die Spitze bot. Dies war der Scheich el Haddad, Oberhaupt des in Algerien hochverehrten religiösen Ordens von Sidi Abder-Rahman.

Da die religiösen Genossenschaften von jeher bei den Rebellionen in Nordafrika eine höchst wichtige Rolle gespielt haben, so ist es wohl nicht überflüssig, die hervorragendsten derselben, welche in Algerien vertreten sind, hier kurz zu erwähnen. Diese sind:

1) Der Orden von Sidi Abder Rahman et Thalebi, von einem echtarabischen Heiligen vom Geschlecht der Thaleba*), welche die Metidscha bewohnten, gegründet. Dieser Heilige ist in der Stadt Algier begraben, in deren Nähe er gelebt hatte. Der Orden ist fast nur in der Provinz Algier verbreitet, erfreut sich aber hier großer Theilnahme und dieser Verehrung, besonders da er sich frei von Gaukeleien und abergläubischem Wesen erhalten hat.

2) Der Orden von Sidi Abbel Kader el Tschitani, ein allgemein mohammedanischer Orden, von Ostindien bis nach Marokko verbreitet.

3) Der Orden des Tidschani, von einem Heiligen aus Ain Madhi bei Laghuat gegründet, dessen Chalifa (Stellvertreter) bei Tuggurt wohnt, so daß der Orden eigentlich zwei heilige Stätten hat. Er steht noch heute in großer Blüthe, besonders in den Oasen der Sahara, aber auch in Tunis und Tripolis.

*) Die Thaleba sind ein Unterstamm der großen arabischen Stammesgruppe der Makil, welche mit den Hilal, Solaim, Dschochem, Amur und Ajja im Jahre 1050 den Orient verließen und Nordafrika überschwemmten. Dies ist die große arabische Völkerwanderung, von deren Theilnehmern alle heutigen Araber in Nordafrika abstammen. Die erste Einwanderung von Arabern zur Zeit der Eroberung Nordafrikas hatte keine Stämme ins Land gebracht und war überhaupt mehr eine rein militärische Operation gewesen.

4) Der marokkanische Orden des Sidi Taib oder Mulay Taib. Sein jetziges Oberhaupt ist, so viel ich weiß, der Scherif von Besan (nördlich von Fez), der verehrteste Heilige in Marokko, bei dem Gerhard Rohlfs lange gewohnt hat. Fast in jeder algierischen Stadt findet sich ein Häuflein dieser Ordensbrüder.

5) Der Gaukelorden von Sidi Mohammed ben Aissa, vulgo bu Aissaua genannt. Er stammt gleichfalls aus Marokko. Dies ist der Orden des unwissendsten abergläubischen Pöbels, der sich an ähnlichen Gaukeleien, wie sie die alten Psyllen betrieben, dem Schlangenspielen, Feuerverschlingen, Glas- und Nägel-Essen, Parforcetouren, welche diese Ordensbrüder angeblich ohne Taschenspielerei und dennoch unbeschadet ihrer Gesundheit verrichten, ergötzt. Obgleich sehr verbreitet, wird er doch von allen ernsteren Leuten, den Gelehrten und Theologen verachtet und gilt sogar für ketzerisch.

In Folge des Auftretens des Ordensoberhauptes von Sidi Abder Rahman bekam die Insurrection einen fanatisch religiösen Anstrich statt des bisherigen mehr politischen oder, wenn man will, aristokratisch-föderativen Charakters, welchen der erste Agitator, der Scherif el Mokrani, und sein Verbündeter, ben Ali Scherif, ihr aufgeprägt hatten. Die Erhebung dieser beiden größten Häuptlinge in den Provinzen östlich von Algier hatte wieder einmal recht deutlich gezeigt, wie wenig sich Frankreich auf die Scheichs-Aristokratie verlassen konnte, trotz aller Rücksicht und Ehren, womit es dieselbe auszuzeichnen pflegte. Diese beiden, Mokrani und den Ali Scherif, waren Commandeure der Ehrenlegion, standen in directer Verbindung mit der Centralregierung, so daß sie über die Häupter der Districtsgouverneure hinweg mit dem Ministerium correspondirten, besaßen mit Zustimmung des Kaisers beinahe unumschränkte Macht, ja sie hatten selbst in den Tuilerien als geehrte Gäste öfters glänzende Staatsfinanzrollen gespielt. Dies Alles gab ihnen nicht nur bei ihren Landsleuten, sondern sogar in den Augen der Franzosen ein gewisses Prästigium, in denen der Eingeborenen natürlich ein um so größeres, als man alle Ehren, womit Frankreich sie auszeichnete, nur dessen Furcht vor ihrem Einflusse zuschrieb. Ihr Einfluß, den Frankreich genährt hatte, wurde nun gegen dieses gebraucht. Beide Führer waren merkwürdiger Weise bisher Todfeinde gewesen, aber die Nachricht von den ersten Niederlagen Frankreichs, wie sie bei beiden den Gedanken der Erhebung hervorrief, bewirkte auch eine Versöhnung, und als Dritter im Bunde drängte sich ihnen nunmehr (zu Anfang 1871) der genannte Ordenschef el Haddad auf. Dieser war ihnen wohl nicht sehr willkommen, aber sie mußten ihn dulden und sogar Freundschaft für ihn heucheln, da er bei Meitem populärer war, als sie selbst. Jetzt nahm das eigentliche Volk an der Bewegung Theil, während bisher die Scheichs allein oder wenigstens vorzugsweise dabei interessirt gewesen waren. Viele der mittleren und geringeren Stammesoberhäupter wollten die Sache ursprünglich gar nicht so weit kommen lassen. Ihr Hauptbestreben schien, der französischen Regierung gegenüber eine imposante Haltung einzunehmen und dieselbe dadurch zu zwingen, ihnen ihre früheren Machtbefugnisse, welche nach dem Fall des Kaiserreichs verklirzt werden sollten, zu lassen. Weitentfernt, an eine eigentliche Insurrection zu denken, wollten sie vielmehr in den Augen Frankreichs sich ein Verdienst daraus machen, das Volk, welches sie als rebellisch schilderten, durch ihren Einfluß in Schranken gehalten zu haben, und so die Berechtigung dieses Einflusses recht schlagend hervorheben.

Jetzt aber, nachdem der Scheich el Haddad das Volk fanatisirt hatte, sahen sich die Häuptlinge von der immer

Digitized by Google

mehr überhand nehmenden revolutionären Strömung überholt und wurden (theils wider ihren Willen) von ihr mit fortgerissen. Kein Scheich konnte sich mehr widersetzen. Wer nicht offen für den Aufruhr Partei nehmen wollte, wurde abgesetzt und mußte fliehen, um nicht zugleich mit dem Amte auch sein Leben zu verlieren. Es geht deutlich aus den Zeugenaussagen hervor, daß, wenn auch die beiden großen Hauptführer ihre Sache zuletzt ganz mit der der Aufwiegler identificirten, doch viele Häuptlinge zweiten Ranges gegen die Insurrection waren, nicht aus wirklicher Anhänglichkeit an Frankreich (obgleich sie nun aus dieser angeblichen Anhänglichkeit politisches Capital machen wollen), sondern weil sie eine einheitliche Führung vermißten und die ganze Revolution deßhalb für eine aussichtslose Sache hielten. Nach el Hebdab's Auftreten nahmen indeß auch viele dieser Scheichs wirklich an der Rebellion Theil, um nicht ihre Macht über ihren Stamm zu verlieren.

Die meisten rechtfertigen sich jetzt damit, daß sie nur deßhalb an der Spitze ihrer Stämme geblieben seien, und um dies thun zu können, selbst die Rebellen gespielt hätten, weil sie so allein im Stande waren, die in ihren Gebieten zerstreut wohnenden Franzosen wirksam zu beschützen. Einige haben dies auch wirklich gethan. So ist es z. B. jetzt so ziemlich erwiesen, daß Omar ben Zamum, der das wichtige Amt des Aemin el Umena bei dem mächtigen Stamme der Flissa versah, zwei und dreißig Franzosen das Leben gerettet hat, und dennoch steht dieser Scheich heute vor den Assisen, weil er die Ermordung einiger anderer Franzosen nicht hatte verhindern können. Es ist wahr, er war aber galt für einen der wichtigsten Führer zweiten Ranges der Rebellen. Er griff sogar mehrere französische Posten an, lieferte Scharmützel, er hielt zwei Versammlungen der Insurgenten, eine zu Azib-Zamum, eine zu Timezerit ab, wo der Krieg gegen Frankreich beschlossen wurde.

Das Abhalten dieser religiösen und zugleich politischen Versammlungen wird jetzt hauptsächlich als ein Beweis geltend gemacht, daß er es nicht aufrichtig mit Frankreich meinte. Allerdings ist es beispiellos, daß eine Volksversammlung von Arabern oder Kabylen sich jemals anders als feindlich gegen die Franzosen gezeigt hätte. Wie ist dies auch anders zu erwarten? Die Kaids und Scheichs mögen zwar manchmal ihre klingenden Gründe haben, die Sache ihrer Unterdrücker zu verfechten, weil sie von diesen wirklich oft materielle Vortheile genießen; aber das Volk (hier ist nur vom Landvolk, nicht von der Handvoll Städter die Rede) hat durch die Franzosenherrschaft durchaus keine Verbesserung seiner Lage erfahren. Im Gegentheil, es steht noch wie vor unter der Tyrannei seiner Scheichs, die es ungehindert auspflündern können, ja vielleicht noch mit größerer Straflosigkeit, als einst unter türkischer Herrschaft, wo doch manchmal, wenn auch selten, die Klagen der Unterdrückten bis ans Ohr der Gebieter gelangten, so daß sich eigentlich der materielle Zustand der Unterthanen der Scheich-Aristokratie unter der Fremdherrschaft eher verschlimmert als verbessert hat. Außerdem sind dem Volke aber auch alle idealen Güter, das Gefühl einer freien Nationalität und einer unabhängigen, ja herrschenden Religionsgenossenschaft geraubt; und gerade bei den Unbemittelten und Armen finden wir in mohammedanischen Ländern nicht selten ein reges Gefühl für diese idealen Güter. Mag der Scheich bei seiner wohlgespickten Casse, die er mit Hülfe der Franzosenherrschaft füllt, jenes Grundprincip des Islam, daß kein Mohammedaner Unterthan eines ungläubigen Herrschers sein darf, vergessen, das Volk wird es nie. Es wird sich zwar eine Zeitlang unterdrücken lassen, so daß es den Anschein hat, als habe es sich in die Fremdherrschaft gefunden, aber dies wird eben stets doch nur Schein bleiben. Bei dem geringsten Anstoß wird es sich gegen seine Zwingherren empören. Wenn man nun gar das Volk um seine Meinung fragt, wie es ja bei einer Volksversammlung nicht anders geschehen kann, was darf man dann erwarten? Nur die ausgesprochenste Opposition und Zurückweisung der Fremdherrschaft. Eine arabische oder kabylische Volksversammlung wird daher in Algerien stets nur der Ausgangspunkt einer Rebellion sein. Natürlich wissen das die Scheichs und mußten es auch in diesem Falle wissen. Wenn nun ben Zamum dennoch eine Volksversammlung berief, so scheint dies allerdings das triftigste Argument gegen seine Absolutreue. Freilich war er auch hierzu gezwungen worden, aber diese Entschuldigung will der öffentliche Ankläger nicht gelten lassen. Ben Zamum bringt daher eine andere vor, die sehr klug ist und auch wirklich seinen Anklägern den Mund stopft, weil sie ihre Beweiskraft aus den französischen Rechts- und Staatszuständen selbst ableitet. Er sagt nämlich:

„Ihr Franzosen hattet ja soeben die Republik proclamirt und dem Volke die Freiheit gegeben, seine inneren Zustände selbst zu beraten. Ihr hattet uns auch von jeher gesagt, daß wir Einheimischen, Araber und Kabylen, rechtlich den Franzosen ganz gleich ständen. Da wir nun sahen, daß die Europäer, die Algerien bewohnen, nach dem Sturz des Kaiserreichs überall anfingen, Volksversammlungen zu veranstalten, um ihre Gemeindeangelegenheiten selbst zu regeln, was konnten wir anders denken, als daß es nun auch uns gestattet sei, uns gemeinschaftlich und öffentlich über unsere wichtigsten Interessen zu beraten. Soll uns die Erlaubniß, Versammlungen abzuhalten, verweigert werden, dann ist ja Eure Republik mit ihrer Freiheit und Brüderlichkeit nur Lug und Trug."

Die französischen Richter wurden sehr verblüfft, als sie dieses Argument hörten. Sie verstanden wohl die Ironie, und den Schein des Lächerlichen fürchtend, gingen sie schnell über das Verbrechen der Abhaltung der Volksversammlung hinweg und zur militärischen Thätigkeit ben Zamum's über. Auf jenen beiden Versammlungen wurde also der Krieg gegen Frankreich beschlossen, und ben Zamum leitete die Operationen dieses Krieges; aber trotz alledem stellen ihn selbst viele Franzosen, darunter zwei Obersten, die selbst gegen ihn gekämpft hatten, das Zeugniß aus, daß er eigentlich immer ein Anhänger Frankreichs gewesen sei, daß er nicht anders gekonnt habe, als die Rolle spielen, welche ihn an die Spitze der Rebellion stellte, und daß er gerade durch seine Annahme dieser Stelle zur Rettung vieler Franzosen beitrug. Auch ist es jetzt erwiesen, daß Omar zuerst den Franzosen die Kunde von dem Bündniß ben Ali Scherif's und Mokrani's brachte, sie um Truppen bat und erst als diese ihm abgeschlagen wurden, scheinbar zu den Rebellen überging, nicht jedoch ohne auch von diesem Schritte dem französischen Commandanten Anzeige gemacht zu haben. Ueber einen solchen Mann kann sich eigentlich Frankreich nicht beklagen. Die zweihundertzig von ihm geretteten Franzosen sind da, um seine günstige Vermittelung zu bezeugen. Dennoch war er es, der den Angriff auf Alma am 22. April 1871 leitete. Dies Dorf wurde durch die plötzliche Ankunft der Colonne des Obersten Fourchault, der jetzt selbst Omar ein günstiges Zeugniß ausstellt, gerettet.

Einige der Scheichs haben jedoch entschieden und mit vollem Herzen für die Insurrection Partei genommen, und merkwürdigerweise gerade diejenigen, welche bisher für die treuesten Anhänger Frankreichs gegolten hatten. Es erklärt sich leicht, warum gerade sie sich vorzugsweise fanatisch zeigten. Man traute ihnen, als bekannten Freunden Frankreichs, am Anfange wenig oder gar nicht, und dies nöthigte

Digitized by Google

sie zu ihrer eigenen Rettung und, um sich im Commando zu erhalten, dazu, einen besondern Eifer an den Tag zu legen. Unter diesen befindet sich der Kaid Saïd ben Mohammed, Häuptling des Stammes der Chaſchna (französisch Khachna geschrieben). Dieser wählte ein grausames Mittel, um sich von allem Verdacht der Anhänglichkeit an Frankreich zu reinigen. Da er für einen Freund der Franzosen galt, so hatten sich zwei Cantoniers mit ihren Frauen zu ihm geflüchtet. Diese flehten sich mitten im Rebellenlager nicht sicher und baten ihn, sie nach Temda, einem Zufluchtsorte vieler Franzosen, geleiten zu lassen. Er versprach es und übernahm selbst das Commando der Escorte. Auf der Höhe des Passes angelangt, welches die Wegescheide nach Temda bildet, hielt der Kaid an und fragte, wie zum Scherz, seine Umgebung: „Was soll ich jetzt mit diesen Christenhunden anfangen?“ Man antwortete ihm, man wisse ja, er wolle sie nach Temda in Sicherheit bringen. Da nahm der Kaid sein Gewehr, legte an und rief: „Ihr sollt sehen, wie ich sie nach Temda bringen werde.“ Er schoß und traf den einen Franzosen. Dies war das Signal zur Niedermetzelung aller vier. Nur die Frau des einen entkam, wurde aber später ermordet. Diese blutige That ist die gravirendste unter denjenigen, welche man unter dem Ausdruck „Angelegenheit von Alma“ zusammengefaßt hat. Durch eine solche grausame Handlung wuchs indessen das Prästigium des Kaïd außerordentlich. Von ihm war man nun sicher, daß er unwiderruflich mit Frankreich gebrochen hatte. Er war von nun an während der Fortdauer der Insurrection bei Weitem die populärste Figur unter den Rebellenführern zweiten Ranges.

Was der Revolution ungeheuern Vorschub leistete, war, daß alle Häuptlinge, welche sie gezwungen oder freiwillig leiteten, schon seit Jahren ihre Stämme befestigten und ihnen die ganze officielle Autorität zur Seite stand. Sie waren von Frankreich eingesetzt. Früher hatten sie ihre Stammeskrieger im Namen Frankreichs aufgeboten. Jetzt, obgleich gegen Frankreich, riefen sie dieselben doch ganz in der alten Weise und mit den hergebrachten officiellen Formen auf, ohne (wenigstens von Amtswegen) einzugestehen, daß dies im Dienst einer andern Sache geschehe. Die Folge davon ist, daß heutzutage alle Rebellen, welche unter ihrem Commando fochten, die Entschuldigung vorbringen können, sie hätten gar nicht gewußt, daß sie zur Rebellion aufgeboten worden wären, sondern im Gegentheil geglaubt, ihr Chef habe sie gegen die Feinde Frankreichs führen wollen. Wenn sie später den Krieg gegen Frankreich mitmachten, so waren sie ja blinde Werkzeuge, hatten ihrem Führer ohne Widerrede zu gehorchen, dem ihnen von Frankreich selbst gegebenen Führer, und diese Macht hatte ja bei ihnen auch den militärischen unbedingten Gehorsam gegen die Obern eingeführt, den geleistet zu haben man ihnen jetzt übel nimmt. Diese Vertheidigung der Leute ist gar nicht ungeschickt. Vom strengen Rechtspunkt läßt sich nichts dagegen einwenden. Sie folgten ja nur dem in allen europäischen Armeen gültigen Satz: „Baïonette réfonniren nicht.“

Aus allen Erdtheilen.

„Weiße und weizengelbe Arbeit“ in Nordamerika.

Die Yankees haben sich lange Zeit gerühmt, daß ihr Land ein Aufnahmebecken für alle Völker der Welt bilde. Wer einwandere, sei willkommen und finde neben ſtaatlicher und bürgerlicher Freiheit ein weites Feld, auf welchem er ungehindert seine Thätigkeit entfalten, seine Arbeitskraft nutzbar machen könne. In der Praxis freilich sehen die Dinge anders aus. Die Knownothings stellen sich feindlich gegen die Eingewanderten und wollen „Amerika für die Amerikaner“ ausbeuten, die Beute (the spoils) soll allein ihnen gehören. Als man die Neger frei gab, sah Jedermann voraus, was die Folge sein werde; man hat die nichtsnutzigen Schwarzen systematisch verhätschelt, benutzt sie als Stimmvieh und sie haben sich mit Leidenschaft auf die Politik geworfen. Im Durchschnitt arbeiten sie wenig und unregelmäßig, und deshalb hat man in einigen südlichen Staaten fleißige Chinesen eingeführt. Im Norden erhoben in manchen Städten die weißen Arbeiter so exorbitante Lohnforderungen, daß die Arbeitgeber, wenn sie dieselben hätten erfüllen wollen, nicht mehr in der Lage gewesen wären, trotz der widersinnig hohen Schutzzölle, die Concurrenz zu halten. Einige Schuhfabrikanten in Massachusetts ließen deshalb Chinesen kommen, die fleißiger, für mäßigeren Lohn und eben so gut arbeiten, wie die Weißen. Die letzteren schrien gegen die „mongolischen Barbaren“, welche es übrigens ermöglichten, daß das consumirende Publicum seine Kaufwaaren zu den früheren, allerdings schon hohen Preisen erhält. Es nahm Partei für die Chinesen.

In Pittsburg, Westpennsylvanien, ist die Eisenindustrie von großem Belang. Die Arbeiter in den Messerschmieden erhielten bis 1871 einen Monatslohn von 50 bis 70 Dollars; sie verlangten dann, bei verminderter Arbeitszeit, 100 Dollars und mehr. Die Besitzer der großen Messerfabrik Beaver Falls ließen deshalb eine Anzahl Chinesen kommen, die sich so anstellig zeigten und mit denen man so zufrieden war, daß Anfangs Januar noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von mongolischen Barbaren aus Californien ankamen: „Freie Arbeit“ war der Wahlspruch der weißen Arbeiter; wenn aber ein gelber Mann bei einem weißen Arbeitgeber sich nützlich machen will, dann — das ist die Logik — muß er daran verhindert werden, man muß ihn prügeln und den Arbeitgeber zwingen, den Gelben zu entlassen, um sich der Tyrannei und den unverschämten Forderungen eines beliebigen irischen Schnapstrinkers zu unterwerfen.

Die Vorsteher jener Beaver Falls Messerschmiede sind zwei Deutsche, die Herren Leutz und Hemrich; man suchte ihnen begreiflich zu machen, daß Fabrik und Publicum leiden, wenn man die Chinesen nicht ablehne. Nun haben jene weißen Arbeiter eine Bittschrift an den Congreß gerichtet, in welcher sie darum nachsuchen, daß die Einfuhr von Chinesen in die Vereinigten Staaten durch den Congreß verboten werden möge! Diese Petition steht als ein Muster von Unverschämtheit und Widersinn würdig neben der albernen Botschaft, mit welcher Präsident Grant den Hohn der ganzen gebildeten Welt auf sich gelenkt hat. Die „Arbeiter“ sagen, daß sie mit den Chinesen nicht concurriren könnten; diese seien eine verthierte Race, demoralisirt; sie brächten Entsittlichung in die christliche (!!) Gemeinschaft. Die Verwendung chinesischer Arbeiter sei ganz offenbar ein Attentat zur Wiedereinführung der Sklaverei; eine Handlung von Untreue und Mißtrauen gegen die weißen Arbeiter, denen doch der Staat 55 Procent Schutzzoll gegen die auswärtige Concurrenz zugebilligt habe. Es sei

Digitized by Google

gewiß bei Aufstellung des Tarifs Absicht des Congresses gewesen, den amerikanischen Arbeiter gegen fremde zu schützen, und die Chinesen seien Fremde ꝛc.

Gleichzeitig aber wird überall im Süden der Ruf nach Einführung chinesischer Arbeiter erhoben, da man mit den faulen, übermüthig-frech gewordenen Negern nichts anfangen könne. Die Compagnie, welche in San Domingo die Samanabai mit 300,000 Morgen Landes erworben hat, will dorthin nicht weniger als 30,000 Chinesen schaffen. Das „New York Journal of Commerce" verlangt oder dringend, den Pittsburger Messerschmieden gegenüber, auch für die nördlichen Staaten chinesische Arbeiter, und dann auch so viele, wie irgend zu haben sind, für den Süden zum Baumwollen- und Zuckerbau. Der bekannte Holländer, welchen man als Koopmanschap bezeichnet, will auch jede beliebige Anzahl beschaffen, wenn er sicher sein kann, daß der miserable Congreß nicht ein Gesetz giebt, welches die chinesische Einwanderung verbietet. Das genannte Blatt, Organ des rechtschaffenen Theils der Neuyorker Kaufleute, bemerkt: „Es ist allerdings einige Gefahr vorhanden, daß eine Regierung, welche einen so hohen Tarif aufrecht erhält, die stupende Albernheit begeht, billige, gute und zuverlässige Arbeit zu repudiiren. Die pennsylvanischen Messerschmiede zeigen, worauf es abgesehen ist. Ihre Wirthschaft ist maticiös und ungerecht gegen die Chinesen, und wiederholt die absurde Behauptung, daß die auf Contract beruhende Arbeit derselben eine Wiedereinführung der Sklaverei sei. Aber sie ist vielleicht nicht ohne Einwirkung auf das vulgäre Vorurtheil."

Chinesische Sitten in Californien.

Die „San Francisco Abendpost" schreibt: Es ist eine Thatsache, daß unsere chinesische Bevölkerung mit aller Hartnäckigkeit an den Sitten und Gebräuchen des himmlischen Reiches der Mitte festhält und sogar noch ihre eigne Gesetzgebung unter sich in Anwendung bringt. Nach dem Vereinigten-Staaten-Gesetze, das Jedem so viel als möglich persönliche Freiheit gestattet, so lange er nur nicht gegen die bestehenden Bundes- oder Staatsgesetze einen Verstoß macht, sind die Chinesen hierzu berechtigt, und so sehen wir denn inmitten unserer Bevölkerung die Chinesen als ein fremdes Element mit anderen Sitten und Gesetzen, als einen Staat im Staate an, und das bildet den einzigen Anhaltspunkt, weshalb wir der chinesischen Bevölkerung das Stimmrecht verweigern möchten.

Da ist vor allen Dingen der Handel mit den chinesischen Frauen zu berücksichtigen, und nicht etwa ein Handel nach Geschäftsprincipien, sondern sogar ein Handel mit gesetzlichem Eigenthum. Ein Beispiel hiervon führen wir hier an: Geld, oder ich verkaufe dich. Gestern Abend kam eine Chinesin auf das Polizeibureau und erzählte, daß sie soeben von Sacramento angekommen sei, woselbst ihr Mann wohne. Unterwegs sei ein anderer Chinese zu ihr gekommen und habe eine Summe Geldes von ihr verlangt, widrigenfalls er sie verkaufen werde. Sie bat deshalb um den Schutz der Polizei, der ihr auch gewährt wurde, d. h. die Schöne blieb vorläufig im Polizeigefängnisse, bis die Angelegenheit näher erörtert wurde.

Sonderbares Schuldgesetz: Ein Beispiel hiervon liefert eine chinesische Anzeige in dem „Montanian" von Virginia City, die in der Uebersetzung wie folgt lautet: „Wang Gen schuldet Yer Cheng 550 Dollars. Er konnte dieselben nicht bezahlen, und überließ, im Einklang mit dem chinesischen Gesetz, seine Frau Sing Gim dem Dr. Yer Cheng, bis er das Geld bezahlen werde. Das war in Ordnung. Nach und nach sah die Frau Sing Gim 370 Dollars von Dr. Yer Cheng und lief davon. Allen Chinesen zeige ich deshalb an, daß wer die Frau beherbergt, mir 921 Dollars zahlen muß; die Summe, die mir gestohlen ist und die mir Wang Gen schuldet. Dr. Yer Cheng."

Der „Montanian" bemerkt hierzu, daß die chinesische Bevölkerung das weibliche Geschlecht als Sklaven betrachte, die sie zu ihrem eigenen Besten ausbeuten können. Sie sind ein Eigenthum, das gekauft und verkauft wird gleich anderen Waaren, oder als Bürgschaft für Schulden gegeben wird. Eine junge und gesunde Chinesin kostet 400 bis 600 Dollars, während eine mit besonderen anziehenden Eigenschaften mit 800 bis 1000 Dollars bezahlt wird. Das Blatt verbürgt die Echtheit der Annonce und bemerkt damit, daß die Chinesen keine Furcht vor den Landesgesetzen haben.

Aussetzung der Sterbenden: Eine der verdammungswürdigsten „Sitten" der Chinesen ist das Aussetzen der Sterbenden, wie es hier in San Francisco fast in jedem Monate geschieht. Erkrankt ein Chinese und ist nach chinesischen Begriffen keine Aussicht auf Genesung vorhanden, so wird der Kranke ganz einfach auf die Straße geschafft und seinem Schicksal überlassen. Ob es kalt ist oder regnet, oder ob man den Kranken in den Koth legt, macht hierbei nichts aus. Leider ist es hier in San Francisco noch nicht gelungen, auch nur in einem einzigen Falle die schuldigen Personen zu verhelfen; jedenfalls aber sollte dieses Verbrechen als Todtschlag betrachtet und bestraft werden.

Chinesische Spielhöllen: Wie alle Orientalen, sind die Chinesen leidenschaftliche Spieler und setzen nicht selten, da sie die Frau als Sklavin betrachten, dieselbe aufs Spiel. Lange Zeit hindurch blühten die chinesischen Spielhöllen an Jackson, Dupont und Pacific Street, bis die Polizei vor einigen Monaten einige derartig chinesische Spieler verhaftete, und seitdem ist das Spiel nicht etwa aufgehoben, sondern es wird nicht mehr so öffentlich betrieben. Wer Abends ein Stündchen Zeit hat und sich im Chinesenviertel postirt, wird sehr bald die einzelnen Häuser, in denen das verbotene Spiel betrieben wird, an der Physiognomie der Aus- und Eingehenden kennen lernen.

* * *

— Goldsworthy, Bürgermeister in Lagos (Eko) in Ober-Guinea, arbeitet zusammen mit Gouverneur Glover nachdrücklich daran, neue Handelsstraßen im Gebiete westlich vom Niger zu eröffnen. Im vergangenen Jahre hat er eine Reise von 200 englischen Meilen in nordöstlicher Richtung zurückgelegt und dabei die Gebiete von Jfale, eine wald- und sumpfreiche Gegend mit einzelnen bebauten Flecken, von Ondo, einer Hügelkette längs der Küste, und von Jfe berührt. Es gelang ihm, die Kämpfe zwischen einzelnen Stämmen zu beendigen und wahrscheinlich auch das Egongebiet durch eine neue Handelsstraße nach Lagos zu eröffnen.

— Am 14. Februar waren im nordamerikanischen Congreß nicht weniger als sieben Ausschüsse niedergesetzt, um die Gaunereien, Betrügereien und Bestechungen zu untersuchen, deren Congreßmitglieder angeschuldigt worden sind. „Dies ist das Hauptgeschäft der Session; aber — es wird das Meiste auf Weißwaschen und Vertuschen hinauskommen. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus."

— In der Umgegend von Lafayette, Staat Jndiana, brannten die Landleute im Januar Maisfolden, weil die Ernte so außerordentlich ergiebig ausgefallen ist und die Kolben so hoch im Preise stehen.

Inhalt: Wanderungen im nördlichen Spanien. II. (Mit drei Abbildungen.) — Zur Geschichte, Theorie und Praxis der Spectralanalyse. III. (Mit drei Abbildungen.) (Schluß.) — Aus den Briefen Adolf Hübner's über Südafrika. V. Mißlungener Versuch, die Wasserfälle des Sambesi zu erreichen. (Schluß.) — Gastete Häfen und Seefischerei in Russisch-Lappland. — Zwei Episoden aus der algierischen Revolution von 1871. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. I. — Aus allen Erdtheilen. „Weiße und weizengelbe Arbeit" in Nordamerika. — Chinesische Sitten in Californien. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Wanderungen im nördlichen Spanien.

III.

Die Schluchten von Pancorbo und das Kloster Bujedo. — Miranda am Ebro; Logroño; Calahorra und Tudela. — Charakteristik der Navarresen und Aragonesen. — Schleichhändler. — Ternel und Calatayud; Erinnerung an die Zeiten der Mauren. — Der Palast der Herzoge von Infantado in Guadalajara.

Von Burgos nach Norden hin führt die Eisenbahn über Briviesca nach Pancorbo; das letztere liegt umweit von den nach ihm benannten Schluchten, den Gargantas von Pancorbo, die einen überaus wilden und höchst malerischen Anblick gewähren. Auf einer Strecke von mehr als einer halben Wegstunde steigen gewaltige Felsenmassen theils ganz senkrecht empor, theils hängen sie so weit aus dem Loth heraus, daß sie einander nahezu berühren. Man hat sie schon oft als Höllenschlucht oder Weg zur Unterwelt bezeichnet. Wer von Madrid nach den baskischen Provinzen reist, hat diese Schluchten zu passiren; jetzt ist die Eisenbahn vermittelst eines Tunnels hindurchgeführt worden.

Auch auf der Nordseite der Gargantas liegen Steinlabyrinthe und die Gegend gewährt einen wilden Anblick. Bald kommt das Kloster Bujedo in Sicht, das hart am Fuße einer hohen Felsenmasse steht. Bei seinem großen Umfange hat es einst eine große Anzahl kirchlicher Müßiggänger beherbergen können; jetzt steht es leer, die Mauern sind mit Epheu und Moos überzogen, das Dach ist theilweise eingefallen, die großen Säle sind verdört, im Refectorium, wo die Mönche tafelten und tranken, nisten Raben und Eulen.

Bald kommt man nach der Grenzstadt Altcastiliens, Miranda am Ebro; gegenüber, am linken Ufer, liegt die baskische Provinz Alava. Dieser Strom, der Iberus der Alten, hat gelbes Wasser, gleich der Tiber und dem Tajo; er ist von unschätzbarem Werthe für das Land, weil er weiten Landstrecken sowohl in Altcastilien wie in Aragonien Bewässerung der Felder ermöglicht; sie würden ohne dieselbe völlig unfruchtbar sein.

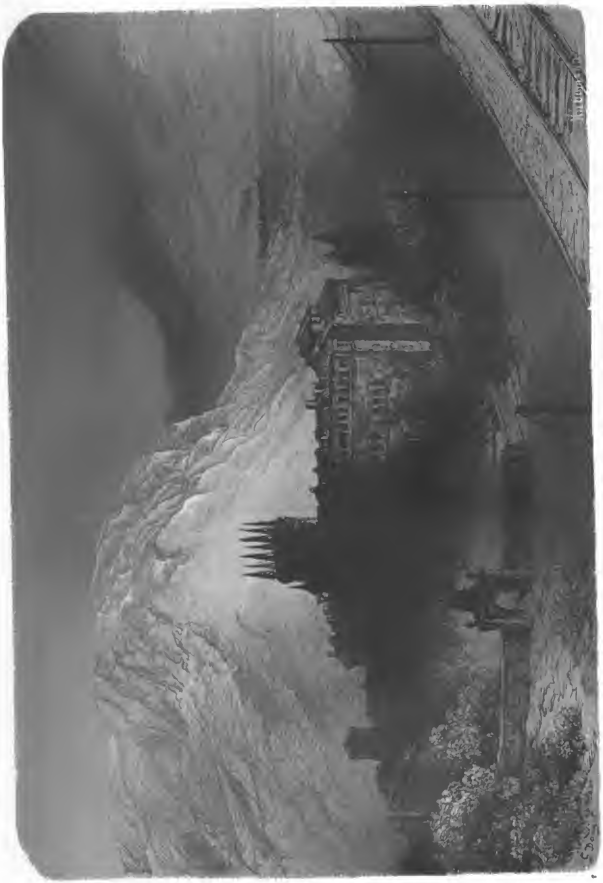
Wer den Weg nach Aragonien einschlägt, berührt Logroño, eine alte Stadt mit krummen und winkeligen Straßen; über den Strom führt eine aus dem Mittelalter stammende Brücke von eigenthümlicher Bauart. Dort wurde 1520 der berühmte Maler Navarrete geboren, den man, weil er im Colorit gegen so ausgezeichnet war, wohl auch als den Titian Spaniens bezeichnet hat, und dann auch als El Mudo, den Stummen, weil er als Kind von drei Jahren die Sprache verlor. Die Umgegend wird als die Rioja bezeichnet, und die Riojanos, durch die Bauf sehr flinmige, kräftige Menschen, bearbeiten mit großem Fleiß ihre fruchtbaren Aecker; namentlich Wein und Obst gedeihen vortrefflich und man bezeichnet die Rioja als ein nördliches Andalusien.

Weiterhin berührt man Calahorra, das Calagurris der Alten, welches von Seiten der Römer eine nicht minder schwere Belagerung auszuhalten hatte, wie Numantia, und gelangt bald nach Tudela, das als Tutela schon im

Digitized by Google

Der Tunnel durch die Schlucht von Pancorbo.

Digitized by Google



Das alte Bischofsschloß zwischen Burgos und Miranda de Ebro.

Digitized by Google

Alterthume bekannt war. Ein holländischer Reisender aus dem siebenzehnten Jahrhundert giebt den Einwohnern kein löbliches Zeugniß. „Die Stadt wird von Dieben und Banditen bewohnt, ist übrigens recht hübsch. Sie liegt an der Grenze von Aragonien, Castilien und Biscaya, und sobkommt es, daß sie ein Zufluchtsnest für Missethäter und Verbrecher aller Art ist; hier sind sie vor Strafe sicher. Ich sah indessen auch einige Leute inmitten dieses Gesindels, die mir ganz ordentlich und anständig zu sein schienen." Die Brücke von Tudela, „unter welcher der Ebro hindurchfließt" (Adios puente de Tudela, por debaja pasa el Ebro), gehört zu den Merkwürdigkeiten Navarras. Wer sind nun in einer Gegend, in welcher eben jetzt, 1873, die Carlisten ihre Schaaren recruitren. Die Navarresen, namentlich jene des nördlichen Theils, sind kräftig und arbeitsam, wie die Basken, haben große Anhänglichkeit an ihr Land, und in vielen Versen und Sprüchwörtern preisen sie dasselbe, den blauen Himmel des Landes und andere Vorzüge. Den Tanz lieben sie leidenschaftlich, und ihre nationale Jota ist berühmt gleich jener der Aragonesen:

Todos los Navarros, madre,
Cantan la jota navarra.

Sie gelten für Hitzköpfe und sind rasch zum Handeln. Das Messer von Pamplona, el cuchillo pamplonés, war ehemals sehr gefürchtet. „Gott bewahre mich vor folgenden drei Dingen: dem pamplonesischen Messer, schaftlosen Schuhen und einem Freund aus Burgos."

Cuchillo Pamplonés,
Y zapato de baldres,
Y amigo Burgales.
Guardáme Dios de los tres.

Wer weiter nach Saragossa fährt, bemerkt bald den Moncayo, diesen höchsten Berg Aragoniens (abgesehen von den Pyrenäen); er liegt an der Grenze Navarras und Castiliens, ist über 2000 Meter hoch und im Winter mit Schnee bedeckt. Der Epigrammendichter Martialis, der aus Spanien gebürtig war, erwähnt des Mons Caunus, „sterilem Caunum cum nivibus".

Wir lassen für jetzt die Hauptstadt Aragoniens bei Seite und schlagen die Richtung nach Süden ein. Das Land ist gut angebaut und wohl bewässert, ganz nach der von den Mauren übertommenen Weise. Die Aragonesen thun sich viel zu Gute auf die ruhmreiche Geschichte ihres Landes und erinnern sich mit Stolz ihrer alten Freiheiten und Gesetze. Eins der letzteren ermächtigte sie, in gewissen Fällen dem Könige die Steuern zu verweigern, und bei der Krönung mußte der Monarch vor dem Oberrichter des Landes, welcher unbedeckten Hauptes blieb, das Knie beugen.

In einem Flugblatte, das unter dem Titel Aleluyas für einige Groschen auf den Straßen verkauft wird, sind die Decinas, d. h. Strophen von zehn Versen, die Eigenschaften der verschiedenen Volksthümlichkeiten der spanischen Provinzen geschildert (genio y condiciones que tienen los habitantes u. s. w.). Darin wird gesagt: „Der Aragonier ist kühn, unternimmt alle möglichen Dinge, vertheidigt sie unbeugsam mit hartnäckigem Geiste. Er ist eigensinnig und starrköpfig; er tritt seinen Ruhm seinem ab, und um seine Geschäfte glänzend zu gestalten, scheuet er keine Mühsal. Er läßt sich gern auf Intriguen ein und strebt nach Herrschaft und Ruhe.

El Aragonés osado
Todas las cosas emprende.
Y con teson las defiende
Con espiritu arrestado.
Testarudo y porfiado,
A nadie cede su gloria,
Y para formar su historia
Jamás perdona fatiga.
Y aspire siempre á la intriga,
Al dominio y á la memoria.

Allerdings ist der Aragonese manchmal rauh und mancher dem Anscheine nach grob oder plump, er hat aber manche sehr schätzbare Eigenschaften. Hartnäckig muß man ihn allerdings nennen; man sagt von ihm, daß man einen Nagel mit seinem Kopfe einschlagen würde (clavará un clavo con su cabeza), und böse Zungen fügen hinzu, nöthigenfalls würde er mit seinem Schädel nicht den Kopf des Nagels, sondern dessen Spitze bearbeiten.

In Aragonien wie in Catalonien wird über die französische Grenze ein lebhafter Schleichhandel getrieben, der beim Volke für kein unehrenhaftes Geschäft gilt. Die Großthaten der Contrabandistas werden in hundert Coplas, Gesängen, eben so gefeiert, wie jene der vielen berühmten Räuber, z. B. des Jose Maria, des Felix Pasta, Botija und anderer „Helden der Donnerbüchse und Patrontasche", héroes de trabuco y cañana. Wenn einer dieser „Braven" (guapos) von der Kugel eines Zollwächters daniedergestreckt wird, dichtet irgend Jemand einen Gesang, welchen die Blinden singen und gedruckt verkaufen. Denn „alle Schleichhändler sind herzhafte Leute; was sie in Catalonien aufladen, verkaufen sie Aragonien."

„Todos los contrabandistas
Son hombres de corazon;
Lo cargan en Cataluña,
Lo venden en Aragon.

„Den Minones zum Trotze will ich Schleichhändler sein und meinen Taback vor der Thür der Casernen feil bieten." Minoned sind die leichten Truppen, welche man auch gegen die Schmuggler verwendet.

Der Aragonier liebt an seiner Kleidung die violette Farbe, namentlich am Gürtel, welchen er trägt; auch die Schutzpatronin, deren Medaille als Fetisch um den Hals getragen wird, hängt an einem violetten Bande.

Todos los Aragoneses
Llevan al pecho colgada
La imágen de su patrona
Con una cinta morada.

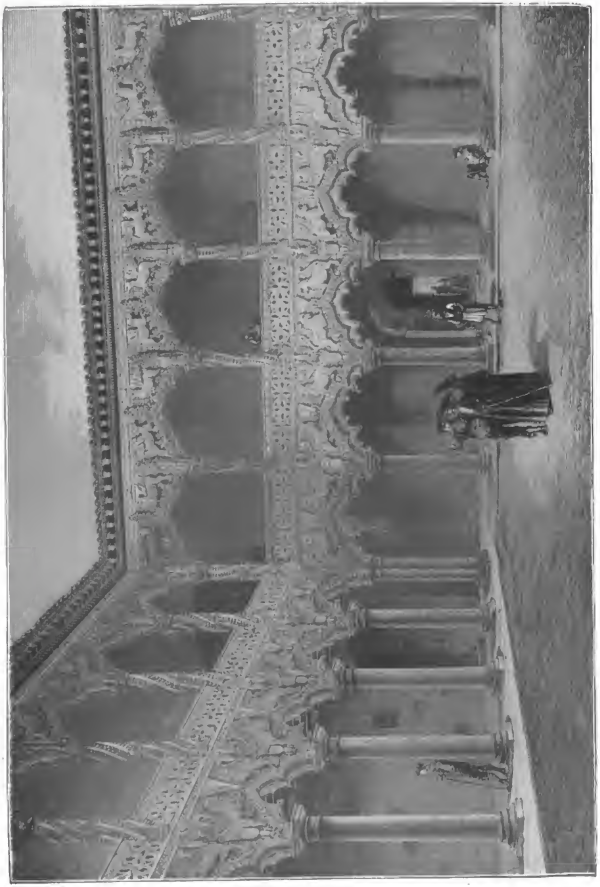
Ganz allgemein trägt das Landvolk die bekannten Alpargatas oder Esparbenas, Schuhwerk aus Hanf oder Esparto. Daher rührt das aragonische Sprüchwort von der compañia de alpargata, wenn man bezeichnen will, daß man in Verbindung stehe mit einem unbeständigen Menschen, der seine Gefährten gerade dann im Stiche läßt, wenn sie seiner bedürfen, so wie die Alpargata dem Manne unter den Füßen zerreißt. Ein Schleicher und Leisetreter wird als Alpargata oder Alpargatilla bezeichnet. „Wer sich auf Bastschuhe verläßt und den Weibern vertraut, wird in seinem Leben nie einen Pfennig haben und immer barfuß gehen müssen."

Quien de alpargatas se fia
Y á mugeres hace caso,
No tendra un cuarto en su vida,
Y siempre andará descalzo.

Die Aragonierinnen sind ihrer Schönheit wegen berühmt. „Alle hübschen Mädchen Andalusiens streuen Salz aus, die Aragonesinnen reinen Zimmt und nicht mehr."

Todas las Andalucitas
Van desparramando sal;
Las de Aragon desparraman
Canela pura, y no mas.

Digitized by Google



Hofraum im Palaste der Herzoge von Infantado in Guadalajara.

Digitized by Google

(— Der Ausdruck Salz ist in Spanien gleichbedeutend mit liebenswürdiger Anmuth; daher kann ein Liebhaber in Andalusien seinem Mädchen nichts Angenehmeres sagen, als wenn er dasselbe Salzsaß meiner Seele nennt, salero de la mia alma. Mit Zimmt wird bildlich das Schönste und Ausgesuchteste bezeichnet, und man steigert das Compliment noch, wenn man Zimmtblüthe sagt: flor de la canela. Darüber geht dann gar nichts mehr; Lob und Complimente sind damit erschöpft und keiner Steigerung mehr fähig. —)

Die Gegend am Jalon, der von Süden her, etwas oberhalb Saragossa in den Ebro mündet, ist ungemein fruchtbar, und die Oelbäume, die förmliche Wälder bilden, liefern mindestens eben so reichlichen Ertrag, wie jene in der Provinz Cordova. Auch das Obst wird hochgeschätzt; die Melocotones, Pfirsiche mit gelblichrothem Fleisch, haben einen köstlichen Geschmack, sind in ganz Spanien beliebt und werden auch in Madrid von Händlern feilgeboten, welche im Herbst Nüsse verkaufen. Aragonien ist auch stolz auf seine Blumen. „Man sagt, Valencia sei der Garten aller Blumen, ich aber sage, daß es deren in Aragonien mehrere und bessere giebt."

Dicen que Valencia es
El jardin de todas las flores;
Yo digo que en Aragon
Se crian mas, y mejores.

Sehr beliebt ist der weiße Wein von Cariñena, einem kleinen Orte zwischen Saragossa und Teruel; hier glaubt man sich ins volle Mittelalter versetzt und viele Sagen knüpfen sich an diese Stadt. — Calatayud ist das Bilbilis der Römer; hier wurde der Dichter Martialis geboren; er schildert seine Vaterstadt als kalt und trist, und dieser Ausspruch gilt auch heute noch. Sie war berühmt wegen ihres Wassers und ihrer Waffen; er bezeichnet sie als aquis et armis nobilem. Das Wasser des Salo, des heutigen eben erwähnten Jalon, soll dem Eisen eine ganz besondere Härte verliehen haben. Armarum Salo temperator. Bemerkenswerth ist die Vorstadt, welche als Moreria bezeichnet wird. Dieser Stadttheil liegt auf mehreren Hügeln mit Grotten und wurde einst von Mauren bewohnt; er nimmt sich jetzt überaus verfallen und armselig aus, elend selbst für ein Land wie Spanien. In den Felsenlöchern wimmeln mit Lumpen halb verhüllte Menschenkinder inmitten von allerlei Gethier, in dunstiger Luft und von Rauch umzogen. Manche Männer sind Weber, Frauen und Kinder beschäftigen sich mit Zubereitung des Hanfes. Vielleicht befinden sich unter diesen armseligen Leuten auch noch einige Abkömmlinge von Mauren.

In Aragonien erinnert noch Vieles an die glücklichen Zeiten der Mauren; mit Vertreibung derselben ist der gute Stern aus dem Lande gewichen; Spanien wurde das Land schauderhafter Unduldsamkeit, der infamen Glaubensinquisition, welcher der Papst seinen Segen gab, und des Despotismus. Wir sehen auch heute wieder, was die Folgen dis ins zehnte Glied gewesen sind. Die Moriscos waren insbesondere im südlichen Theile Cataloniens sehr zahlreich; jene in Calatayud fabrizirten die noch jetzt von Liebhabern und Kennern gesuchten hispano-maurischen Fayencen. —

Wir wandern über Siguenza weiter. Diese Stadt ist in Spanien ein Stichblatt für allerlei Scherze und Spöttereien. Aus dem Donquixote des Cervantes wissen wir, daß der Pfarrer von Argamasilla, welcher die Ritterromane des sinnreichen Junkers aus der Mancha dem Feuer überantwortete, zu Siguenza einen wissenschaftlichen Grad erhalten hatte. Dort war eine Universität, die im Jahre 1441 gestiftet worden ist und noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts vegetirte. Damals wurde, einem Ohrenzeugen zufolge, bei einer medicinischen Doctordisputation weitläufig darüber verhandelt, „welchen Nutzen oder Schaden es dem Menschen bringen könne, wenn er einen Finger zu viel oder zu wenig habe!"

Guadalajara ist eine alte Stadt; ihr arabischer Name bedeutet: Fluß der Steine. Auch sie ist in Verfall und Davilier fand nicht einmal einen ordentlichen Gasthof. Im sechzehnten Jahrhundert sah sie bessere Tage, an welche noch der Palast der Herzoge von Infantado erinnert, die einen glänzenden Hofhalt führten, eine Leibwache von 200 Mann hielten und mehr als 60,000 Ducaten Einkünfte hatten. In demselben wurde König Franz der Erste von Frankreich mit wahrhaft fürstlichem Pompe bewirthet. Wohlerhalten ist noch die Sala de pajes mit den reichvergoldeten Plafonds und den Azulejos von glänzender Farbengebung. Aber vieles Andere ist in Verfall, glücklicherweise jedoch nicht der Patio de Embajadores, von welchem wir eine Illustration geben. Die beiden Säulengänge sind mit prächtigen, zum Theil abenteuerlichen Sculpturen verziert, deren manche an jene der Alhambra erinnern.

Die russischen Ansiedler in Lappland.

Die Lappen verhandeln Alles, was sie irgend bei den Kaufleuten in den Städten los werden können. Dabei hat sich ein ähnliches Verhältniß herausgebildet, wie in den industriellen Gegenden Westeuropas, daß die Fabrikanten für ihre Waare die höchsten Preise zu erlangen suchen, während die Kaufleute die Preise auf alle Weise zu drücken bemüht sind. Nachdem sie ihre Waaren in eine Stadt, oder auf einen Marktplatz gebracht haben, sitzen sie in Gruppen (wie „Globus" Band XXII, Nr. 1, S. 2 zu sehen ist), und schauen halb besorgt, halb erwartungsvoll vor sich hin. Die Kauf- und Handelslente aber schauen nur von fern, wie groß oder klein der Vorrath, welchen die Lappen mitgebracht, wohl sei, und lassen dann die Lappen ruhig sitzen. Nachdem diese durch mehrere Tage den Strand bevölkert, die Bollwerke besetzt und nach Käufern ausgeschaut, suchen sie auf vorsichtige Weise Geschäfte einzuleiten, welche sehr prompt zu Stande kommen, wenn wenig Waaren und viele Käufer am Platze sind; umgekehrt aber können die armen Lappen Tage und Nächte unter freiem Himmel sitzen, und müssen zuletzt noch froh sein, wenn sie überhaupt einen Abnehmer finden, welcher sie möglichst drückt und ihnen die Waaren abpreßt. Durch das Zögerungssystem suchen also beide Theile ihren Vortheil zu erreichen.

An der murmanschen Küste der lappischen Halbinsel, wo Lappen, Russen und Finnen unter einander wohnen, zeigt sich täglich, daß keine Nation so fest an der Scholle klebt, und das behagliche gesellschaftliche Leben im Kreise der Verwandten und Freunde mehr liebt, als die russische; des-

Digitized by Google

halb taugt der Ruſſe nicht zur Coloniſation. Wohl verläßt er einer Handelsſpeculation wegen, welche ihn mehr als tägliche ſchwere Arbeit anzieht, für eine Zeit ſeinen Wohnort, er wird jedoch ſtets nach kurzer Zeit wieder ſeine Heimſtätte aufſuchen und gewiß niemals ſeine gewohnte Lebensweiſe mit dem einſamen Leben als Coloniſt in einem öden Landſtriche vertauſchen. Man ſieht daher in jenen Gegenden die Ruſſen immer in Dörfern beiſammen wohnen, während die Finnen, Lappen und Normänner eine Vorliebe für einſames Wohnen haben. Die Normänner haben auf der murmaniſchen Küſte neben der eifrig betriebenen Fiſcherei auch die Viehzucht und den Gartenbau eingeführt, ſo daß Kartoffeln, Rüben, Rettige und andere Küchengewächſe in jenen arktiſchen Regionen keine Seltenheiten ſind. Allein wer das ganze ruſſiſche Lappland für Getreidebau und Viehzucht geeignet hält, irrt ſehr; denn die Karelen machen alle Jahre Verſuche mit Getreidebau, doch gelingen dieſe ſeltener, als ſie glücken. Selbſt die Viehzucht ſteht, mit Ausſchluß der Rentierzucht, auf einer viel niedrigern Stufe, als in Nordfinnland und Schwediſch- und Norwegiſch-Lappland. Da die Bevölkerung, ſoweit ſie aus Ruſſen oder ruſſiſchen Lappen beſteht, durch ihre Religionsdogmen und namentlich durch ihre widerſinnigen Faſtengeſetze beinahe die Hälfte des Jahres gehindert iſt, Fleiſch oder Milch zu genießen, ſo erſcheinen beide als untergeordnete Nahrungsmittel und werden weniger geachtet, als die Fiſche. Käſe bereitet man nicht und Butter auf ſo abſcheuliche Weiſe, daß ſie von Niemand genoſſen werden mag, als von den Producenten ſelbſt. Auch Rentierkäſe iſt faſt unbekannt, und überhaupt ſind die Lappen in dieſer Gegend ſo herunter gekommen, daß ſie nur noch Rentierhütter und leibeigene Arbeiter bei reichen Ruſſen ſind. Denn nur im Diſtrict Meſen ſollen nach der letzten Zählung noch 205,069 Stück Rentiere vorhanden ſein, von denen aber das Stück nicht un-

Der Wolf iſt auf den Beinen.

ter 5 Rubel Silber verkauft wird; ein ſolcher Preis iſt aber für die armen Lappen viel zu hoch.

Die ruſſiſchen Unterthanen in Norwegiſch-Lappland bekennen ſich ſämmtlich zur griechiſch-katholiſchen Religion. Das ſtärkſte Gefühl in dem Herzen eines nordiſchen Ruſſen iſt: „Ehrerbietigkeit vor Gott.“ Dieſes tritt hervor in allen Lebens- und Geſellſchaftsverhältniſſen, in einer Armee auf dem Marſche, in einem Volkshaufen auf einem Landmarkte, in einem mit Studenten gefüllten Leſezimmer, im Ballſaale einer Fürſtin, bei einem Hoker, deſſen Geſchäftsbuch ſein mit Kreide beſchriebener Tiſch iſt, bei einem Bauer, welcher ſeine Karre zieht, und bei einem Einbruchsdiebe, welcher ſich mit ſeinem Raube müdet. Man baute Kirchen und Altäre, und jedes Individuum hat ein gewiſſes Gepräge von dußfertigem Ausſehen. Jedes Dorf muß ſeinen Heiligenſchrank, jedes Kind ſeinen Schutzengel und ſein Taufkreuz haben.

Tag und Nacht, von der Wiege bis zum Grabe, lebt der Ruſſe gleichſam wie „vor Gottes Augen“. Selbſt in ſeinen alltäglichen Verrichtungen zeigt er vor Allem, was ihm für göttliches Geſetz gilt, tiefen Reſpect. Die eine Speiſe iſt ihm erlaubt, die andere verboten. Wenn er ſich von ſeinem Lager erhebt, ſchwebt ein Gebet auf ſeinen Lippen; wenn er ſich niederſetzt, um auszuruhen, erfüllt ein Segensſpruch ſein Herz. Wenn er kauft und wenn er verkauft, wenn er ißt und wenn er trinkt: immer erinnert er ſich, daß ein Heiliger gegenwärtig ſei.

Man gehe in eine ruſſiſche Hütte und — man findet eine Capelle. Jeder Raum in der Wohnung iſt geheiligt; denn in jedem befindet ſich ein Heiligenbild, ein Altar und ein Hausgott. Der Bewohner tritt ſtets mit Ehrerbietigkeit ein; auf der Schwelle bleibt er ſtehen, entblößt ſein Haupt, bekreuzt ſich und ſagt irgend eine heilige Sentenz her. Das Slavabogu (Ehre ſei Gott!) ſchwebt unaufhörlich auf ſeinen Lippen. Ueberhaupt hat er viel mehr Reſpect vor vermeintlich heiligen Dingen als wir. Tag und Nacht

denkt er an ſeinen Schutzengel und bezahlt viel Geld an die Kirche für Fürbitten, welche in ſeinem Namen an ſeinen Schutzengel gelendet werden ſollen!

Die Geburt eines Kindes wird ſo lange nicht für correct angeſehen, als es nicht vom Prieſter geſegnet und zu einem „Gottesdiener“ gemacht worden iſt. Und ſo wie das Kind beginnt, ſo ſetzt es ſein Leben fort. Das Kreuz, welches es bei der Taufe erhält und von der Wiege bis zum Grabe trägt, iſt nur ein Zeichen. Die „Religion“ ſelbſt aber folgt ihm auf den Spielplatz, in die Schule, zu den täglichen Beſchäftigungen. Jede Handlung im Leben muß mit einem Gebete beginnen und mit einem Segensſpruche enden.

Jedes neue Haus, in welches man zieht, jeder Laden, welchen man eröffnet, muß erſt geſegnet werden. Wer aus einer Wohnung in eine andere zieht, muß letztere zuvor durch eine religiöſe Feierlichkeit reinigen laſſen. Der Prieſter kommt in Begleitung ſeines Glöckners zehn bis zwölf Mal im Jahre in jedes Haus ſeines Kirchſpiels, beſprengt alle Zimmer mit Weihwaſſer, reinigt ſie durch Gebete und ſegnet ſie unter Betreuzung.

Jedes Kind nimmt in der Taufe den Namen ſeines Schutzengels an und kann denſelben niemals verändern. Ein wohlhabender Bauer war angeklagt, ſeinen Namen gefälſcht zu haben; er antwortete: eine ſolche Handlung ſei für ihn

Ein Pfarrhof in Ruſſiſch Karelen.

durchaus unmöglich. Denn wie könnte er ſeinen Namen verändern, da er ja dadurch ſeinen Schutzengel verlieren würde. Nein! er habe nur den Namen ſeines Geburtsortes verändert.

Fragt man, ob dieſer durch das ganze Leben gehende ſtrenge äußere Gottesdienſt, dieſes ſtete Zuſammenſein mit Heiligen und der Anblick von Heiligenbildern, dieſes ununterbrochene Murmeln von Gebeten bei den griechiſchen Chriſten jener Polargegenden viele ſogenannte chriſtliche Tugenden gegen den Nächſten und gegenüber anderen Nationen förderte, ſo lautet die Antwort: keineswegs! Das vertrauliche Verhältniß zu allen dieſen Bilderheiligen flößt dem orthodoxen Griechen das Bewußtſein ein, die Vergebung für ein Verſehen ſei ſehr leicht zu erlangen; er brauche bloß in den Stubenwinkel zu gehen und ſich vor dem dort hängenden Heiligenbilde einige Mal zu verbeugen und bekreuzen und damit ſei die Sache abgemacht.

Allein wenn auch dieſe Art von vermeintlicher Religioſität dem Volke keine edlere, moraliſche Stärke verleiht, ſo giebt ſie doch der ganzen Nation in dieſer Hinſicht eine ungeheure Kraft, daß jeder Angriffskrieg gegen das heilige Rußland ſofort als Religionskrieg betrachtet wird, und daß Einer wie Alle mit fanatiſcher Wuth für Kirche, Kaiſer und Vaterland kämpfen.

Der einfache ruſſiſche Bauer iſt gutmüthig, lebhaft, gaſtfrei, höflich und dienſtwillig, aber auch eben ſo diebiſch, betrügeriſch, leichtſinnig und im höchſten Grade unreinlich. Geld iſt ſein Abgott. Deshalb blickt er ſich vor einem reichen Manne tiefer als vor einem Beamten.

Dr. Mehwald.

Digitized by Google

Zwei Episoden aus der algierischen Revolution von 1871.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Die Rebellenführer hatten den ganzen officiellen Nimbus beibehalten, mit dem sie von Frankreich ausgestattet worden waren. Sogar die äußeren Ehrenzeichen bewahrten sie. Die Brust fast aller Häuptlinge schmückte der Orden der Ehrenlegion. Ein Scheich, Mohammed ben Mra, trug den französischen Orden sogar bei dem Angriffe auf das französische Colonistendorf Alma, und jetzt vor Gericht gefragt, warum er ihn so profanirt habe, antwortete er, „weil ich glaubte, daß meine Autorität dadurch gehoben werden könne."

Wahrhaft komisch in ihrer Einförmigkeit sind die Verhöre. Die erste Frage ist immer: „Hast Du an der Rebellion Theil genommen?" Die Antwort ist regelmäßig: „Nein!" Werdet man dem Angeklagten ein, daß er bei den Insurgenten gesehen worden sei, so erwidert er unfehlbar: „Ich mußte meinem Scheich gehorchen, glaubte übrigens, es gehe nicht gegen Frankreich." Von den Häuptlingen sind die am schwersten gravirten flüchtig und müssen in contumaciam verurtheilt werden. Die anwesenden Scheichs sind meist solche zweiten Ranges. Ihre Aussage vor Gericht lautet einstimmig: „Wir sind stets Freunde Frankreichs gewesen und haben uns nur den Anschein gegeben, an der Rebellion Theil zu nehmen, um Franzosen das Leben zu retten und um zu verhindern, daß nicht wirkliche Feinde Frankreichs an die Spitze der Stämme kämen." Wenn man diese Angeklagten hört, so waren sie alle Freunde der Franzosen, und diese Ansicht schienen auch die Geschworenen getheilt zu haben, denn den Zeugen und die anderen Scheichs wurden freigesprochen und nur drei wirkliche Mörder zum Tode verurtheilt. Was müssen wir übrigens von der Vaterlandsliebe dieser Verklagten denken, wenn wir hören, daß sie sich geradezu rühmen, Verräther an der nationalen Sache gewesen zu sein und ihre Landsleute nur getäuscht zu haben? Es klingt fast, wie wenn sie die agents provocateurs gespielt hätten. Keiner hatte den Muth, sich offen zu einer Sache zu bekennen, die doch nach Ansicht aller Mohammedaner die des Glaubens und der Freiheit ist. Es fehlt diesen Völkern an wirklichem Patriotismus. Ihre Anhänglichkeit gilt nur dem Stamm, und das ist ein zu enges Interesse, um große völkerbefreiende Bewegungen zu erzeugen. Darum ist auch Algerien schon seit Jahrhunderten in fremden Herrscherländen gewesen, und es ist nicht abzusehen, daß es jemals seine Autonomie erringen wird.

Ungleich ernster war die Angelegenheit von Palestro. Dies kleine Colonistendorf, zum großen Theil von Italienern bewohnt, übrigens im Ganzen nur 112 Europäer zählend, liegt ganz vereinsamt in einem bloß von Arabern und Kabylen durchzogenen Landstriche, zwischen den Stämmen Beni Chalfun (Kabylen) und Ammal (Arabern). Die Italiener von Palestro hatten mit diesen beiden Stämmen auf dem freundschaftlichsten Fuße gelebt, waren mit ihnen in beständigem Handels- und Tagwerksverkehr, die Scheichs kehrten oft in den Häusern der Colonisten ein, kurz, das Verhältniß schien so einiges und friedliches, daß sie gar nicht an feindliche Absichten ihrer Nachbarn glauben wollten. Einige waren sogar von ihnen wohlgesinnten Arabern gewarnt worden, aber sie schlugen alle Warnungen in den Wind. Dennoch hatten die Warner nur zu sehr Recht gehabt. Die Araber griffen im April 1871 Palestro an. Die Hilfe konnte dem unglücklichen Dorfe nicht rechtzeitig geleistet werden, und so fiel es in die Hände der Eingeborenen, nicht ohne blutige Kämpfe. Die Colonisten hatten sich in den drei größten Gebäuden des Ortes verschanzt, mußten sich aber nach tagelanger Belagerung und standhaft geleistetem Widerstand endlich doch ergeben. Eine Abtheilung, welche capitulirt und sich sogar das Beibehalten der Waffen ausbedungen hatte, eine Bedingung, die auch zugestanden worden war, wurde trotzdem niedergemetzelt, weil schließlich wegen der Behaltens der Waffen noch ein Streit entstand. So fielen 41 Personen; gerettet wurden von dieser Abtheilung nur zwei, der junge Bisteti, ein Knabe, Sohn eines italienischen Colonisten, und ein französischer Capitän Namens Ungor. Ersterm stand schon das Messer an der Kehle, als er sich in einen Versteck zurückzog, der zwar bald von den Kabylen entdeckt wurde, aber in welchem es ihm dennoch gelang, seine Feinde so lange hinzuhalten, bis ihn der Scheich des Stammes rettete. Der Knabe war nämlich auf einen originellen Einfall gekommen. Er riß seine goldene Uhrkette in Stücke und gab jedem, der an seinen Versteck kam und seine Anwesenheit entdeckte, ein Stück, um ihn zu bewegen, fortzugehen, so sein Leben vollweise erkaufend. Als ihm nichts mehr zum Verschenken übrig blieb und die Feinde überall seinen Schlupfwinkel umdrängten, gewahrte er zu seinem Glück einen der Hauptführer hoch zu Roß, der an seinem Versteck vorbeiritt. Diesen Moment benutzte der Knabe, brach aus seinem Schlupfwinkel hervor, ergriff die Mähne des Pferdes, welches der Scheich ritt, und rief diesen in kläglichen Ausdrücken um Hülfe gegen die ihn bedrängenden Mörder an. Sei es Mitleid mit seiner Jugend oder (was sehr wahrscheinlich ist) weil die Scheichs überhaupt die ganze Mordscene, welche sie leider nicht verhindern konnten, mißbilligten, der Angerufene erbarmte sich des Knaben, nahm ihn vor sich auf sein Pferd und ritt mit ihm bis zu seiner Niederlassung, wo er ihn in sicherm Schutz zurückließ. Zu Gunsten des Scheichs muß bemerkt werden, daß er nur des Knaben wegen jenen Ritt nach seinen Zelten machte, denn er selbst hatte im Augenblick dort gar nichts zu thun, vielmehr war seine Anwesenheit in Palestro nöthig, und er kehrte auch gleich dorthin zurück. Nun will östrlich der öffentliche Ankläger gerade hiervon Anlaß nehmen, den Scheich zu beschuldigen, indem er ihm sagt: „Ihr konntet also doch Leute vor den Mördern retten, warum habt Ihr es denn nicht mit Allen gethan?" Dies ist im höchsten Grade ungerecht, denn die entfesselte Volkswuth läßt sich wohl hier und da ein Opfer mühsam entreißen, aber sicherlich nicht die ganze Beute, so lange ihr die physische Uebermacht zu Gebote steht.

Zwei andere Abtheilungen der Colonisten wurden gleichfalls durch die Scheichs gerettet. Im Ganzen waren aber doch 54 Personen in Palestro umgekommen. Die Eingeborenen blieben nicht lange im Besitze des eroberten Dorfes. Der Oberst Fourchault, welcher dem Dorfe Alma so rechtzeitig Hülfe geleistet hatte, vertrieb nach einigen Tagen die Insurgenten auch aus Palestro, aber das einst blühende Co-

Digitized by Google

lonistendorf bestand nur noch aus rauchenden Trümmern. Bald nachher wurde der Insurrection in dieser Gegend der empfindlichste Schlag beigebracht. Der erste Urheber der Rebellion und ihr vorzüglichster Führer, der große Scheich el Mokrani, den die Eingeborenen der Umgegend zur Hülfe gerufen hatten, unterlag und fiel selbst in einem Gefechte, das ihm der französische General Cérés, etwa 30 Kilometer von Palestro, geliefert hatte. Mit dem Scheich fiel auch seine Sache, seine Anhänger zerstreuten sich und dadurch wurde gleichfalls den Beni Chalsun und Ammal jede Hoffnung geraubt, noch ferner sich gegen die Franzosen behaupten zu können. Sie mußten endlich den Aman (Frieden) verlangen, der ihnen nur unter höchst drückenden Bedingungen gewährt wurde. Heutzutage stehen nun ihre Häuptlinge und viele ihrer Stammesangehörigen vor Gericht, um sich wegen der Bluthaten von Palestro zu rechtfertigen.

Unter den Zeugen gegen die Angeklagten von Palestro erscheint auch ein junges Mädchen, eine Französin, deren Geschichte eine interessante ist. Ihre Eltern hatten ein Pachtgut nebst einer Kaffee- und Weinwirthschaft nahe bei Palestro, wo zuweilen auch Araber als Gäste vorzusprechen pflegten. Einer dieser Araber hatte schon längst ein Auge auf die hübsche junge Französin geworfen, freilich ohne ihre eine Erklärung zu machen, aber dennoch war dem Mädchen nicht entgangen, daß er Absichten auf sie habe. Als nun eines Tages auch wieder mehrere angesehene Eingeborene im Hause ihrer Eltern eingekehrt waren, überhörte das junge Mädchen ein Gespräch, welches dieselben unter einander führten, und zwar ganz laut und ungenirt, da sie mußten, daß der Wirth und seine Frau, die noch nicht lange in dieser Gegend lebten, kein Wort arabisch verstanden. Das Mädchen hatte aber mit der Gelehrigkeit der Jugend in der kurzen Zeit, seit sie bei Palestro wohnte, schon so viel arabisch gelernt, um das überhörte Gespräch verstehen zu können. Es war kurz vor der Zeit des Ausbruchs der Insurrection, und die Araber warteten damals schon mit Spannung nur auf den günstigen Augenblick, um sich gegen die Franzosen zu erheben. Wie erstaunte nun die junge Französin, als sie die liebenswürdigen Gäste ihrer Eltern ganz offen darüber discutiren hörte, wer von ihnen nach dem Siege der Rebellion das Haus und Gut, wo sie sich eben befanden, besitzen solle? Einer warf die Frage dazwischen, was denn dann mit den jetzigen Besitzern geschehen würde? Alle waren einstimmig darin, daß man denselben den Garaus machen müsse. Nur ein einziger junger Mann, der Sohn eines der ersten Häuptlinge, wagte sich dem zu widersetzen. Er hatte zwar gar nichts dagegen, daß man die Eltern in die andere Welt beförderte, aber das Mädchen wollte er geschont wissen. „Die habe ich mir schon lange für meinen Harem ausersehen," meinte er, „und wenn die Alten todt sind, werde ich mich sicherlich ihrer bemächtigen." Die Französin hörte dies mit nicht geringem Schrecken. Sie hatte schon längst ihren arabischen Bewunderer, zu dem sie jedoch nicht die geringste Neigung verspürte, erkannt, und die Aussicht, in dessen Harem aufgenommen zu werden, war ihr natürlich im höchsten Grade schrecklich.

Als die Araber fort waren, theilte die junge Französin ihren Eltern das Ueberhörte mit und beschwor sie, so bald als möglich Palestro zu verlassen, um nicht beim Ausbruch der Empörung noch dort betroffen zu werden. Aber diese schlugen alle Warnungen in den Wind. Wie die meisten Colonisten von Palestro glaubten sie gar nicht an die Möglichkeit einer Insurrection und lachten ihre Tochter wegen ihrer Besorgtheit und der Wichtigkeit, welche sie einigen (wie sie es nannten) Schwatzgesprächen der Araber beilegte, nur aus. Diese ließ sich dennoch nicht beschwichtigen und, da sie ihre Eltern nicht bewegen konnte, ihrem Rath zu folgen, so ruhte sie nicht eher, bis sie wenigstens ihre eigene Person in Sicherheit gebracht hatte. Nur mit Mühe erlangte sie die Erlaubniß, zu Verwandten nach Algier gehen zu dürfen. Kaum jedoch hatte sie sich ein paar Wochen in der Hauptstadt aufgehalten, als die fürchterliche Nachricht eintraf, daß die Araber das Haus ihrer Eltern überfallen und diese sowie ihre Geschwister niedergemetzelt hätten. Sie allein blieb von dieser unglücklichen Familie übrig und verdankte also ihre Rettung lediglich dem bischen Arabisch, das sie aufgeschnappt hatte, und dem Umstande, daß sie nicht den blinden Optimismus der übrigen Bewohner Palestros theilte. Jetzt bedient sich das Gericht ihrer, um die Haupträdelsführer der Insurgenten, darunter auch ihren unbarmherzigen Bewunderer, identificiren zu helfen. Die Araber versuchen zwar allerlei Einwände, um ihr Zeugniß zurückzuweisen, einmal (was freilich nur ein Mohammedaner vorbringen kann), weil sie eine Frau sei, ein Einwand, der natürlich vor einem europäischen Richter keine Geltung findet, und dann behaupten sie, das Mädchen verstände gar nicht recht Arabisch und hätte damals falsch gehört. Ganz auf ähnliche Weise hatten sie versucht, das Zeugniß des jungen Basetti zurückzuweisen. Ein Araber wollte sogar, um die Glaubwürdigkeit des Knaben zu verdächtigen, diesen zu einem Hühnerdieb stempeln, und sagte aus, derselbe hätte einem unweit Palestro wohnenden Scheich von Zeit zu Zeit Geflügel gestohlen, gleichfalls ein sehr sauler Einwand, denn es stellt sich heraus, daß der junge Mensch niemals das Lager jenes Scheichs besucht hat.

Auch die Angeklagten von Palestro wollen alle, ganz ebenso wie die von Alma, gar nicht an der Rebellion Theil genommen haben. Sie wissen nichts davon; sie sind nicht bei den Gefechten gewesen, sondern ruhig in ihren Zelten oder Hütten geblieben, während die Anderen sich schlugen ꝛc. Da es aber an Zeugen nicht fehlt, welche ihre Anwesenheit bei den Kämpfen unzweifelhaft machen, so sind sie Alle lediglich gezwungenermaßen mitgegangen, haben jedoch bloß Komödie gespielt und sich nur so angestellt, als kämpften sie, während sie in Wirklichkeit keinem Europäer ein Haar krümmten. Der, welcher die 54 Opfer von Palestro umgebracht hat, ist jedenfalls wieder der große Unbekannte, der schon in der Dubyfee als ein gewisser „Niemand" vorkommt, gewesen. Man möchte den Leuten in ihrem eigenen Interesse wünschen, daß sie ihr Lügensystem etwas modificirt hätten, sich zu einigen kleineren Vergehen bekennend, damit sie die größeren mit desto mehr Entschiedenheit abweisen könnten. Aber nein! Zu einem modificirten Lügensystem haben es diese Leute noch nicht gebracht. Sie lügen radical und die Folge ist, daß weder Richter noch Geschworene ihnen ein Wort glauben.

Für den Verlauf ihrer Criminalsache hat denn auch dies falsche System die allerschlimmsten Folgen gehabt. Als die Geschworenen, nachdem sie beinahe Tag und Nacht eingesperrt gewesen waren und die anderthalb hundert Fragen, welche ihnen die Richter vorgelegt, berathen hatten, wieder hervorkamen, lautete ihre Antwort für die meisten der Verklagten unglücklich. Ungleich strenger als in der Affaire von Alma fiel das Urtheil von Palestro aus. Während in ersterer die härtesten Strafen nur einer kleinen Zahl, meist aus armen Teufeln und unbedeutenden Menschen bestehend, zuerkannt worden waren, sehen wir hier nicht weniger als acht Personen, darunter die einflußreichsten Stammeshäupter, zum Tode verurtheilt; 23 andere dagegen wurden mit lebenslänglicher Festungshaft, 11 mit fünfjähriger Einsperrung bestraft.

Als einen Fortschritt in der französischen Criminalpraxis

Digitized by Google

den Eingeborenen gegenüber müssen wir es jedenfalls bezeichnen, daß die Angeklagten vor ein Geschworenengericht gestellt wurden. Vor dem 4. September 1870 wären sie sicher nur vor ein Kriegsgericht gekommen, gebildet aus Offizieren des Bureau arabe. Wahrscheinlich wären dann die Erschießungen massenhaft erfolgt und auf „summarischem Wege" viel Ungerechtigkeit geschehen. Wie die Urtheile jetzt ausgefallen sind, können wir sie vom juristischen Standpunkt aus nicht tadeln. Selbst vom rein menschlichen Standpunkt aus müssen wir ihnen im Wesentlichen zustimmen, denn wenn wir auch mit den Freiheitsbestrebungen der Eingeborenen sympathisiren, so zwingen uns doch die vielen Grausamkeiten, mit welchen diese Freiheitskämpfer leider ihre gute Sache besudelt haben, zu einem streng verwerfenden Urtheil. Allerdings ist an jenen Grausamkeiten ihr Mangel an Civilisation Schuld, aber eine solche Entschuldigung kann ein europäisches Tribunal niemals gelten lassen, ohne dem Princip der Unzurechnungsfähigkeit eine gefährliche Ausdehnung zu geben.

Ein Ausflug nach dem Pugetsund im Jahre 1872.

Von Theodor Kirchhoff.

I.

Ein altes Reiseproject verwirklicht. — Auf dem Dampfer „Fannie Troup" von Portland nach Kalama. — Pugetsund-Touristen. — Das „Willamette-Slough". — Mount St. Helens und Mount Hood. — Kalama in finsterer Regennacht. — Ein gelbhirscher Spaziergang. — Der Esser-Salon. — Mein Quartier im Columbia Hotel. — Auf der Northern-Pacific-Eisenbahn nach Olympia. — Eine alte Freundin. — Die Familie aus Eldorado City. — Das Thal des Cowlitz. — Die schlechteste Straße in Amerika. — Pumphrey's Landing. — Die Station Newaukum. — In der Stagekutsche auf einem Knüppeldamm. — Urwälder und Sümpfe. — Ein amerikanischer General. — Das Thal Chehalis. — Gray's Harbor. — Der Skookum Chuck. — Verfallene Farmen. — Unser „Lunch". — Die Moundprairien. — Das Fabrikstädtchen Tumwater. — Budd's Inlet. — Ankunft in Olympia.

Bereits im Jahre 1871 hatte ich während meines damaligen Aufenthaltes in Oregon daran gedacht, einen Abstecher nach dem Pugetsund zu unternehmen, wurde aber durch die Beschreibungen über die grauenhafte Stagefahrt vom Columbiaflusse nach Olympia davon zurückgeschreckt. Seitdem war eine ansehnliche Strecke der Northern-Pacific-Eisenbahn, von Kalama nach dem Sund, dem Verkehr übergeben, und hiermit die Stagefahrt auf der notorisch „schlechtesten Straße in Amerika" um so viel verkürzt worden, daß eine Reise nach dem Sund dadurch von ihren früheren Schrecken bedeutend verloren hatte.

Im Herbste des Jahres 1872 befand ich mich wieder in Portland, und las in den dortigen Zeitungen, daß 70 Miles der Eisenbahn von Kalama nordwärts fertig seien, und der Rest der Eröffnung nach Olympia, etwa 25 englische Meilen, auf gutem Wege mit der Stagekutsche befahren würde. Diese Nachricht ließ meinen Entschluß zu einem Ausfluge nach dem Sund schnell zur Reife gedeihen; obgleich ich das auf eine Landstraße im Territorium Washington angewendete Epitheton gut im besten Falle nur für einen guten Witz hielt, sollten mich doch die paar Stunden Stagefahrt durch einen noch so formidablen Urwald diesmal nicht von jenem Reiseprojecte zurückhalten.

Gesagt, gethan! Am Nachmittage des 2. October 1872 nahm ich Passage nach Kalama auf dem vor der Stadt Portland liegenden Hinterraddampfer „Fannie Troup" und bald dampften wir den Willamette hinab. Ich traf mit allerlei Volk auf jenem Dimininutivdampfer zusammen, der eine rechte Bummelreise machte, und bei fast jedem Gemüsegarten, jeder Farm oder Holzniederlage anlegte, um Passagiere und Waarengüter zu landen, oder an Bord zu nehmen. Die Mehrzahl meiner Mitreisenden bestand aus Abenteurern und Landspeculanten, welche den immer noch unbestimmten westlichen Terminus der Northern-Pacific-Eisenbahn entdecken, und in der großen Zukunftstadt „Puget Sound City" ihr Glück suchen wollten, ein Unternehmen, dessen günstiger Erfolg ungefähr so viel Wahrscheinlichkeit für sich hatte, als die Möglichkeit, den Topf mit Ducaten zu finden, der bekanntermaßen am Fuße des Regenbogens stehen soll. Während ich aus den großsprecherischen Redensarten von zwei mitreisenden Yankees, die sich für einen unternehmenden Mann am Sund darbietenden vortheilhaften Geschäftsconjuncturen kennen lernte, und ihren Erläuterungen über den chinesischen Theehandel, und Schmuggeln durch Britisch-Columbia zuhörte, ward das Gespräch auf eine für mich recht unangenehme Weise unterbrochen. Es war eine verstimmte Ziehharmonika, auf welcher ein Negerdilettant die gewiß nicht von Schubert oder Mozart componirte Melodie zu dem Liede „I feel, I feel like the morning star!" u. s. w. spielte. Von den mitreisenden Amerikanern wurde der Künstler sehr bewundert, und auch zwei sich an Bord befindende Töchter des himmlischen Reiches, die in Kalama ihr Glück machen wollten, winkten beifällig mit den Mondelaugen zu der sie wahrscheinlich an vaterländische Weisen erinnernden Musik. Ich flüchtete mich vor jenen Dissonanzen auf den offenen Vordertheil des Dampfers, und zog dort den aus dem Schornsteine herabfallenden Regen von halb erloschenen Holzkohlen einem Aufenthalte unter dem überdachten Mittelded in der Nähe des Concertisten entschieden vor.

Wir nahmen unsere Fahrt durch das „Willamette Slough", auch „Columbia Slough" genannt, einen Seitenarm des Willamette, der hier, zwanzig englische Meilen mit dem Columbia parallel laufend, von diesem nur durch das 1 bis 4 Miles breite Sophia Island getrennt wird. Die Ufer waren niedrig und meistens dicht bewaldet, und die Gegend uninteressant, so daß ich froh war, als wir, 26 Meilen von Portland, bei dem durch seine großen Dampfsägemühlen bekannten Städtchen St. Helens in den Columbia einliefen. Hier begrüßte und der schön geformte Kegelberg Mount St. Helens, der mit seiner Schneekuppe herrlich über die das jenseitige Ufer des Columbia begrenzenden grünen Waldungen in den abendlichen Himmel emportragte, während weit nach rechts hin die majestätische Silberpyramide des Mount Hood ihren riesigen Gipfel mächtig emporbaute. Aber bald legte sich Dunkelheit über das prächtige

Digitized by Google

Panorama; schwarze Wolken zogen rasch herauf, und als wir gegen 6 Uhr Abends bei vollständiger Finsterniß die 40 Miles von Portland entfernte, am rechten Ufer des Columbia liegende Stadt Kalama erreichten, goß es wie mit Eimern vom Himmel herab.

Nachdem ich meinen Reisekoffer mit eigener Hand glücklich in einem Eisenbahnschuppen untergebracht, bemühte ich mich, im Finstern und bei einem wahren Sündfluthbergen ein Gasthaus zu finden, eine schwierige Aufgabe, da es in Kalama weder fahrbare Straßen noch Hotelwagen gab. Dem schwachen Lichte einer Laterne folgend, stolperte ich auf einem auf hohen Pfählen ruhenden Bretterſteig entlang, das elende Kalama in die Hölle verwünschend, bis ich endlich bei einer langen Reihe von Holzhäusern das „Columbia Hotel“ erreichte, eine elende Spelunke, wohinein ich mich vor dem mit erneuter Wuth herabgießenden Platzregen flüchtete. Hinter der Stadt sollte hach auf einem Berge ein gutes Gasthaus liegen; aber ich fühlte mich keineswegs geneigt, meine gefährliche Entdeckungsreise im Finstern dorthin fortzusetzen, und war froh, in meinem Zufluchtsorte mir die nassen Kleider an einem glühend heißen Ofen trocknen zu dürfen.

Die Stadt Kalama (das mittlere a gedehnt auszusprechen) ist, wie dem aufmerksamen Leser dieser Blätter aus meinen Reiseaufzeichnungen aus Oregon (1871) wohl noch in der Erinnerung sein wird, das Hauptdepot der Northern-Pacific-Eisenbahn am Columbia. Der ganze untere Theil der Stadt steckte so zu sagen noch in einem Sumpfe, und in den projectirten Straßen lagen Baumstämme, Klötze und Gestrüpp, mortlber im Laufe der Zeit Erde geschlittet werden sollte, im chaotischen Wirrwarr durch einander; die neben den Häusern auf hohen Pfählen ruhenden Bretterstege bildeten zur Zeit die einzigen Verkehrswege. Ohne Laterne Nachts in Kalama einen Spaziergang machen zu wollen, möchte Einem übel bekommen, und ein Fremder würde bei einem solchen Wagstück, ehe er 50 Schritt gemacht, sicher Schaden nehmen. Da van Straßenbeleuchtung selbstverständlich nicht die Rede war, so beschränkte ich meine Recognoscirung dieser etwa dreihundert Einwohner zählenden nagelneuen Stadt, die am hübschesten im Dunkeln aussehen soll, auf die nächste Umgebung des Columbia-Hotels. Auf einem wackeligen Bretterſteig gelangte ich glücklich über die hohle mit gefällten Bäumen bedeckte Gasse an das jenseitige Straßenufer, wo ich den sogenannten „Effey Salan“, den Versammlungsort der Elite der Kalamier, entdeckte. Der joviale Wirth dieser Kneipe, in der es von verdächtig aussehenden Gestalten wimmelte, theilte mir mit, daß er, als in Kalama nach das Temperanzgesetz gegolten, auf einem Prahm (flat boat) im Columbia, außerhalb der Jurisdiction des Ortes, Whisky verkauft habe. Die ehrenwerthen Stadtväter hätten jedoch bald eingesehen, daß es vortheilhafter für den Stadtschatz sei, van Trinkstuben innerhalb des Weichbildes von Kalama Steuern zu erheben, als den Schnaps zollfrei dicht außerhalb desselben auf dem Columbia ausschenken zu lassen; und so ist es denn wieder gestattet, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung für sein gutes Geld in Kalama den Durst löschen zu können.

Die Kalamier stellen ihrer Stadt ein glänzendes Prognostikon, und glauben unter anderem guten Dingen, daß hier einst eine prächtige Eisenbahnbrücke den Columbia überspannen werde. Am gegenüberliegenden oregonischen Ufer wurde auch bereits eine Stadt „ausgelegt“, nach Jay Cooke, dem bekannten Bankier und Eisenbahnfürsten, Cooke City genannt. Bis jetzt leben in Cooke (sprich: Kuhk) City freilich noch keine Menschen, die aber schon kommen werden, sobald die große Brücke in Angriff genommen wird. Dieses ist wenigstens die Ansicht der Kalamier!

Uebrigens war hier Alles, was auf die Eisenbahn Bezug nahm, in Ungewißheit gehüllt. Niemand in Kalama kannte mir sagen, wie weit die Züge führen, und wa die Stagefahrt nach Olympia begänne. Der Wirth, welcher den Status quo am besten zu kennen schien, gab mir den Rath, ein gutes „Lunch“ mitzunehmen, denn zu Essen bekäme ich am nächsten Tage unterwegs gar nichts. Mit diesem Troste suchte ich mein sieben bei neun Fuß großes direct unter dem Dache liegendes, mit seltener Einfachheit möblirtes Schlafgemach auf, und entschlummerte auf hartem Lager zu der Musik des dicht über mir auf die Schindeln peitschenden Regens. Punkt 4 Uhr Morgens wanderte ich bei einem erfrischenden Schauer wieder den langen Bretterſteig zu dem Eisenbahnschuppen hinunter, um zunächst meinen Koffer aufzusuchen, und für das Weiterbefördern desselben Sorge zu tragen. Dem Herrn Wirthe war meine Unruhe unbegreiflich. Es verstände sich van selbst, meinte er, daß das Gepäck auf der Eisenbahn weiter geschickt werde, da dach gewiß keiner van den Bahnbeamten vorauseyre, es werde sich ein vernünftiger im Besitze eines Reisekoffers seienber Mensch in Kalama neue Kleider anziehen wollen. Und richtig! als ich den bereits verloren geglaubten Kasser nicht im offenen Eisenbahnschuppen vorfand, entdeckte ich ihn bald darauf im Gepäckwaggon gemüthlich dastehend, offenbar mit der Absicht, auf eigene Hand weiter zu reisen.

Beim Betreten des gehegten Passagierwaggons ward ich angenehm durch die Eleganz und den Comfort desselben überrascht, und erfuhr zu meiner Freude van einem Bahnbeamten, daß dies der erste Zug sei, welcher bis an das Ende des Geleises fahren, und die schlimmsten Stellen van der berüchtigten Stagestraße umgehen werde. Da unsere Abreise sich bedeutend verzögerte, so sah ich mich zunächst etwas unter meinen Mitreisenden um. Zu meinem Erstaunen wurde ich hier van einer vierschrötigen, schwarzgelockten Amerikanerin bei Namen angeredet: „Mister Kirt-tschoff!“ — Es war meine ehemalige Frau Wirthin vam Nevada-Hatel in Elbarado City im östlichen Oregon, die mit ihrer Familie auf der Reise nach Olympia begriffen war, und mich sofort erkannt hatte. Eldarado City*), erzählte mir meine alte Freundin, sei immer noch ein „haariger Plag“! Die Leute schössen sich und stächen einander in den Willow-Creek-Minen noch just so schlimm, wie vor fünf Jahren, als ich dort gewesen sei, und sie selbst hätte noch vor vierzehn Tagen mit einer gelabenen Henrybüchse Nachts auf Wache stehen müssen. Im Laufe des Gespräches erfuhr ich, daß etwa anderthalb Dutzend Leute seit meinem Besuch in jenem wilsten Minenlager todtgeschossen worden wären; daß am Shastabach in der letzten Woche achtzehntausend Dollars werth Goldstaub ausgekleet seien; daß Rattlesnake-Gulch brillant prospecte; daß der große Graben fertig sei und ähnliche interessante Neuigkeiten. Meine tapfere Eldaradoerin war auch Schriftstellerin, alsa Collegin van mir, und machte Reiseaufzeichnungen für eine Zeitung in Baker City. Dach beklagte sie sich bitter darüber, daß ihre Kinder, die aus zwei frechen Knaben, einem Mädchen, das mehr Fragen stellte als zehn Erwachsene beantworten konnten, und dem kreischenden Baby bestanden, sie dabei sehr störten, eine Bemerkung, welche ich keine Ursache hatte zu bezweifeln. Außer diesen hoffnungsvollen Sprößlingen Eldorados befanden sich noch eine Tante und die Großmutter in der Familie. Die Tante, mit der spitzen Nase und der blauen Brille, brachte die Unterhaltung plötzlich auf das Thema des Tanzens, und fragte mich, ob ich nicht auch das

*) Siehe: „Tabeim“ V. Jahrgang, Nr. 9: „Ein Besuch im Goldland“ von T. K.

Digitized by Google

Tanzen für eine Stunde hielte? Ich sprach mich sofort entschieden dahin aus, daß es eine Sünde sei, mit häßlichen Weibern zu tanzen; bei hübschen Mädchen wäre der Fall ganz anders! Mit dieser Behauptung verscherzte ich sofort allen Respect von Seiten der Tante und auch die Großmutter erklärte sich gegen mich, mit dem Ausspruche, „daß Christus und die Apostel auch nicht getanzt hätten“. Hier wurde unser moralisches Gespräch durch das laute Pfeifen der Locomotive unterbrochen, und als sich der Bahnzug bald darauf in Bewegung setzte, wandte ich meine Aufmerksamkeit von der eldoradoschen Familie vorläufig der Gegend zu, durch welche unsere Reiseroute lag.

Nachdem wir eine kurze Strecke dem Ufer des Columbia abwärts gefolgt waren, bog die Bahn rechts ab, im Thale des Cowlitz (sprich: Kaulitz) hinaufführend, deſſen klare grünliche Wellen und linker Hand das Gebirge gaben. Am jenseitigen Ufer dieſes etwa 100 Ellen breiten Flusses lag das nur unbedeutende Städchen Monticello. Für die Schifffahrt hat der Cowlitz, vor deſſen Mündung ſich eine Barre befindet, auf welcher das Waſſer meiſtens nur eine Tiefe von anderthalb Fuß hat, ſowie wegen ſeiner zahlreichen Sandbänke wenig Werth. Dampfboote können ihn nur bei hohem Waſſerſtande etwa 12 Miles aufwärts befahren. Die Eiſenbahn führte uns meiſtens durch Laubholz- und Tannenwaldungen, und nur zenſeits des Fluſſes zeigten ſich einige zerſtreutliegende Farmen. Hier und da bemerkte ich anſehnliche Zelt- und Hütterlager von chineſiſchen Eiſenbahnarbeitern; ſonſt waren die Umgebung und Gegend einförmig und intereſſant. Für den Bau einer Eiſenbahn ſchien das Terrain jedoch ein ſehr günſtiges zu ſein. Bodenerhebungen, die den Namen Berge verdienten, bemerkte ich, mit Ausnahme einiger felſigen Höhen in der Nähe des Cowlitz, auf der ganzen Strecke bis Olympia gar keine, und die hohen Gebirgszüge zwiſchen dem Columbia und dem Puget-ſund, von denen ich oft in den Zeitungen geleſen hatte, exiſtirten nur in der Phantaſie amerikaniſcher Touriſtenſchriftſteller. Die hier das Land viele Meilen weit bedeckenden dichten Urwälder und ſumpfigen Niederungen waren allein dem Bau einer Eiſenbahn hinderlich; aber erſtere gaben in nächſter Nähe Material in Hülle und Fülle, um letzte ohne beſondere Schwierigkeit bewältigen zu können.

Ehe die Eiſenbahn nach Pumphrey's Landing, 30 Miles vom Columbia, vollendet war, wurde der Verkehr dorthin durch Stagekutſchen vermittelt, und zwar über einen endloſen meiſtens durch Urwälder führenden Knüppeldamm. Die loſen runden Stämme lagen dort nicht etwa dicht neben einander, ſondern meiſtens in Abſtänden von einigen Fuß quer über der Landſtraße. Während die Pferde, namentlich im Winter bei Regenwetter, oft knietief zwiſchen den Aeſten, Stämmen, Baumwurzeln und Fenzriegeln durch den Moraſt ſtolperten, kletterte ſo zu ſagen die Stage abwechſelnd mit den Vorder- und Hinterrädern auf einen Baumſtamm hinauf, und ſank bald vorn, bald hinten oder ſeitwärts in den Sumpf; und ſo ging es ſaqweiſe unter den entſetzlichſten Kniffen und Stößen auf und ab, nach rechts und nach links herüber und hinüber, während die Räder eins nach dem andern faſt fortwährend die ſchwierigſten Turnübungen machten, der Wagen wie ein Schiff im Sturm hin und her ſchwankend, das ſchlammige Waſſer oft bis über das Kutſchendach ſpritzend, 30 Meilen weit! Eine Stagefahrt nach Pumphrey's war das Schrecklichſte der Schrecken für einen Reiſenden im fernen Nordweſten, und wer eine ſolche mitgemacht, vergaß ſie ſicherlich nicht bis an das Ende ſeiner Tage!

Auf der Eiſenbahn war die Fahrt jetzt ganz bequem und wir Paſſagiere betrachteten den um uns liegenden romantiſchen Urwald mit einem Gleichmuth, als beſchauten wir ein Landſchaftsgemälde. Bei Pumphrey's Landing, wo ich eine große Dampfſägemühle und ein bedeutendes chineſiſches Zeltlager bemerkte, überſchritten wir den Cowlitz auf einer Brücke und fuhren dann vorſichtig auf den eben erſt nothdürftig auf den Schwellen befeſtigten Schienen weiter. In den Fichtenwaldungen, durch welche die Bahn führte, war der Boden zwiſchen den Bäumen wie überſäet von ſchwarzgebrannten geſtürzten Stämmen, den Merkzeichen verheerender Waldbrände, welche hier in jedem Sommer wüthten und erſt durch die im Herbſte ſtattfindenden Regenguſſe gelöſcht werden.

Fünfzehn engliſche Meilen von Pumphrey's Landing hielt der Zug mitten im Walde an, und wir Paſſagiere wurden percemptoriſch aufgefordert, in zwei bereit haltende elende Wagen überzuſiedeln, die uns nach dem noch 50 Miles entfernten Olympia bringen ſollten; eine traurige Enttäuſchung für uns Puget-ſund-Touriſten, die wir gehofft hatten in dem bequemen Waggon bis an das Ende des Geiſes fahren zu dürfen! Der Platz im Urwalde, mit einer romantiſchen Ausſicht auf die gewaltige Schneekuppe des Mount Rainier, führte den Namen „Newaukum“. Häuſer gab es in der Stadt Newaukum noch keine! — Biſtonen von Knüppeldämmen wurden in meinem Geiſte wach, als ich den umliegenden Urwaldsſumpf betrachtete. Die intereſſante Eldoradoer Familie und ein 350 (?) Pfund wiegender amerikaniſcher General, der nie einen Säbel getragen hatte, waren meine Leidensgefährten in der Stage, lutige Schnurrwagen genannt, und wir Alle befanden uns durch den Umſtand, daß der Bahnzug noch 20 Miles allein weiter fuhr, in einer ſehr gereizten Stimmung. Mein Berhältniß zu dem mitreiſenden Jungamerika war dazu ein ſehr geſpanntes geworden. Den älteſten hoffnungsvollen Sprößling aus Eldorado, der mir zu nahe kam, ſchob ich ſofort energiſch auf die Seite, worauf mich derſelbe giftig mit den Worten „I'll kill you!“ anredete, ein Ausſpruch, welcher dem „General“ als eine Kundgebung ungebändigten republikaniſchen Trotzes beſonders wohlgefiel. Unſere Meinungsdifferenz über den relativen Werth des freien amerikaniſchen Geiſtes, der keinen Zwang duldete, wurde jedoch bald durch den Knüppeldamm effectiv zu Ende gebracht.

Während der nächſten 15 engliſchen Meilen führte die Landſtraße meiſtentheils durch dichte Wälder und beſtand aus einem „Knüppelwege erſter Claſſe“, corduroy road genannt, nach ſeiner äußern Aehnlichkeit mit dem gleichnamigen gerifften engliſchen Hoſenſtoffzeuge. Sumpflöcher, Baumwurzeln, loſe Knüppel ꝛc. bildeten das Fundament der Straße. Um uns erſtreckte ſich der düſtere Urwald mit ſeinen mächtigen Cedern und 200 Fuß hohen Kiefern und Fichten, durchſchlungen von gewaltigen Ranken und Gebüſch und dem Gewirr moosüberwachſener gefallener Rieſenbäume, und oft war der Weg ſo ſchmal, daß Ahornzweige, Dogwoodbüſche und Oregon Vine heftig gegen die Wagenfenſter ſchlugen und über das Kutſchendach raſſelten. Glücklicherweiſe ließen ſich die Musquitos, welche hier beſonders blutdürſtig ſein ſollen, heute nicht ſehen, weil ihrem leichten, fröhlichen Temperamente die Luſt nach dem letzten Regen noch zu kalt war. Sonſt ſollen ſie Menſchen und Thiere hier mit ihren Saugrüſſeln faſt zur Verzweiflung treiben. Im Wagen wurden wir Inſaſſen, groß und klein, bei den fortwährenden Stößen und dem Schwanken deſſelben auf eine jämmerliche Weiſe durch einander geruttelt, und ich fühlte mir ein paar mal beſorgt unter die Weſte, um mich zu vergewiſſern, daß eine zerbrochene Rippe mir nicht bereits durch die Haut dränge. Ein Wunder war es, daß der dreihundertfunfzigpfündige „General“, welcher ein paar Mal

Digitized by Google

auf die Knaben gefchleudert wurde, diese dabei nicht erdrückte. Trotzdem bestritt dieser, daß die Straße schlecht sei, wenigstens nicht im Vergleich mit ihrem Zustande in früheren Jahren. Damals hätte er, der General, bei seiner Ehre! gelaubt, auf der directen Stagelinie nach dem Platze der Verdammniß zu fein; aber die Verbefferungen im corduroy wären derartig, daß, foviel ihn betröfe, er jetzt nichts mehr daran zu tadeln wiffe.

Eine kurze Ausnahme jenes Mordweges bildete das enge Thal des Chehalis, durch welches wir quer hindurchfuhren. Diefen nicht unbedeutenden Fluß, welcher fich weftwärts in den Gray's Harbor ergießt, überfchritten wir auf einer Fähre. Man kann es mit Recht als einen unglücklichen Zufall der Küftenconfiguration diefes Landes bezeichnen, daß jener zwifchen der Mündung des Columbia und der Straße von Fuca gelegene geräumige Meereseinfchnitt fo fchwer ift, daß er für die Schifffahrt faft gar keinen Werth hat. Bei feiner Mündung in den Ocean liegt eine gefährliche 550 Yards breite Barre, und zur Zeit der Ebbe ift die Bucht zu neun Zehntheilen ganz von Waffer entblößt. Ein Blick auf die Karte zeigt die günftige Lage der Bai für den Welthandel. Wäre Gray's Harbor ein den Seefchiffen leicht zugänglicher Hafen mit gutem Ankergrund, fo würde die Northern-Pacific-Eifenbahn denfelben ohne Zweifel durch die fruchtbare Thalmulde des Chehalis zu erreichen fuchen, und die weftliche Terminalftadt an feinem Ufer ftatt am Puget-Sund gebaut werden.

Nachdem wir einen reizenden Nebenfluß des Chehalis mit dem wenig euphanifchen aus dem Jargon adoptirten Namen Skookum (fprich: Skkum) d. h. ftark fließendes Waffer, paffirt hatten, in deffen Nähe neuerdings Kohlenlager entdeckt worden find, nahm unfere Märtyrerzeit ein Ende. „No more corduroy!“ rief uns zu unferer Freude der Kutfcher zu, als wir aus dem düftern Urwalde auf die freie Prairie hinaustraten. Linker Hand zeigten fich vor uns die gezackten Gipfel der Olympic Range, rechts haben fich mitunter die Schneekuppen des Mount Rainier, Mount Adams und Mount St. Helens über die grünen Baumwipfel, während waldumfäumte Prairien auf einander folgten, und auf fanftem Kiesgrund kutfchirten wir luftig weiter. So günftig der Boden nun allerdings hier für das Herftellen einer trefflichen Landftraße war, um fo fchlechter konnte er zum Ackerbau verwerthet werden. Nicht einmal als Weidegrund für Schafe ift diefe Gegend tauglich, wenn die einmal abgetreffenen Gräfer wollen nicht wieder nachwachfen. In den elenden Wohnungen an der Landftraße war die Armuth zu Haufe, und nicht felten ftanden diefelben ganz verlaffen da. Faft alle Felder lagen brach, die Fenzen zerfielen, und eine traurige Verwahrlofung zeigte fich, wohin das Auge blickte.

Da es bereits Nachmittag geworden war, fo ftellte fich bei uns Reifenden, die wir feit dem frühen Morgen nichts genoffen hatten, ein riefiger Appetit ein. Unfere Bemühungen, in den an der Landftraße liegenden elenden Wohnungen für Geld und gute Worte etwas zu Effen zu bekommen, fchlugen gänzlich fehl, und felbft die Aepfel eines Obftgartens, den wir mit kecker Hand plünderten, zeigten fich bermaßen bitter von Gefchmack, daß wir fie ungenießbar fanden. Zum Glück hatte ich den Rath meines Wirthes in Kalama, mich der unferer Abreife mit einem guten „Lunch“ zu verfehen, wohl beherzigt, und einen anfehnlichen Vorrath von Brot, Fleifch und Crackers mitgenommen. Zuerft dachte ich mit dem Proviant den Selbftfüchtigen zu fpielen, und namentlich die mir unausftehlichen Buben ihr Heil mit den bitteren Aepfeln verfuchen zu laffen; aber meine vierfchrötige Freundin und literarifche Collegin mit den Rabenlocken erinnerte mich daran, daß fie mich einftens in fchneeftürmender Nacht, als ich bei meiner Ankunft in Edwardo City mit der Stagekutfche in einen 80 Fuß tiefen Minenfchacht geftürzt, und dabei faft umgekommen (um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich hinzufügen, daß nur zwei von unferen Kutfchergänlen bei jenem „Accident“ das Genick brachen), daß fie mich damals, als ich halb erfroren und verhungert gewefen, im warmen Nevada Hotel gaftlich aufgenammen und mit Speife und Trank wieder auf die Beine gefetzt hatte: deshalb erbarmte ich mich auch jetzt ihrer hungernden nichtswürdigen Kinder, und theilte mein luculliches Mahl gleichmäßig mit Allen. Der „General“ hatte dazu das Glück, für einen Silberdollar ein Maß Buttermilch in einem Farmhaufe am Wege aufzutreiben. Wer war da glücklicher als wir Puget-Sund-Touriften, bei folchem fürftlichen Diner!

Wir paffirten jetzt eins der feltfamften Naturwunder im Weften des nordamerikanifchen Continentes, die fogenannten Moundprairien: mehrere mit Unkraut und fpärlichem Gras bewachfene waldumkränzte kleinere Ebenen, mit unzähligen Hügeln wie mit riefigen Maulwurfshaufen überfäet, die jeder eine Höhe dan etwa 4 bis 6 und einen Durchmeffer von 20 bis 40 Fuß hatten. Oft lagen diefe Hügel, welche fich ftrichweife über etwa 30 englifche Quadratmeilen des Territoriums Waßington erftreckten, nahe beifammen, felten weiter als 20 Fuß von einander ab, und je fteiniger und unfruchtbarer der Baden war, um fo zahlreicher zeigten fie fich. Allerlei Hypothefen find über das Entftehen diefer merkwürdigen Hügel aufgeftellt worden. Viele halten diefelben für die Ueberbleibfel von Riefenbäumen, welche einft von einem furchtbaren Orkan niedergefchmettert wurden; jeder von diefen Hügeln foll urfprünglich die an einer gewaltigen Baumwurzel haften gebliebene Erde gewefen fein. Andere vermuthen in den Mounds indianifche Begräbnißplätze; aber in keinem derfelben hat man meines Wiffens nach Knochen, Geräthe oder dergleichen entdeckt, und dann fpricht auch ihre ungeheure Menge gegen eine fafche Annahme, ganz abgefehen davon, daß die heutigen Indianer ihre Todten nicht in Gräbern beftatten, fondern diefelben auf Gerüften zur Verwefung ausfetzen. Eine dritte Erklärung, der auch Agaffiz beipflichten fall, geht dahin, daß dies die ehmaligen Neffer von Fifchen feien; die rundgewafchenen Kiefel geben deutlichen Beweis, daß diefes Land einft ein feichter Meeresgrund gewefen ift; nun foll es einen Fifch geben, der noch heute an der brafilianifchen Küfte gefunden wird, welcher folche Hügel, vielleicht um darauf zu laichen, aufwirft, und dies feien urfprünglich die Laichplätze falcher Fifche gewefen. Nach Andere glauben, daß wirbelnde Wogen bei heftigen Strömungen in einem feichten Meere, aber mit Gewalt aus dem Baden deffelben einen Ausweg fuchende Gafe jene Hügel bildeten. Merkwürdig ift es, daß diefelben faft nur auf einem unfruchtbaren Kiesboden vorkammen; wa ein Baumwuchs auftritt, find fie felteuer, und im tiefern Humus exiftiren gar keine. Einen nie endenden Staff der Unterhaltung für die Reifenden bilden diefe der Landfchaft, in der fie vorkommen, einen eigenthümlichen Charakter verleihenden geheimnißvollen Mounds, über deren Urfprung noch keine erfchöpfende Erklärung gegeben worden ift.

Allmälig verlor nun die Landfchaft ihren öden Charakter, und es zeigte fich deutlich, daß wir rafch einer civiliftten Gegend näher kamen; die Farmen waren forgfamer cultivirt und die Wohnungen in beffern Zuftande. Vierzehn Miles vor Olympia deutete der Kutfcher die Stelle an, bis wohin die Eifenbahnfchienen in etwa acht Tagen gelegt fein follten, und wo gerade ein paar Holzhäufer von einer

noch namenlosen Stadt im Bau begriffen waren. Anderthalb Meilen vor Olympia passirten wir das Fabrikstädtchen Tumwater. Ein mildes Berggewässer, der Des Chutes, braust hier durch den Hochwald und stürzt sich in schäumenden Cascaden in eine Bai (Budd's Inlet), das äußerste Südende des Pugetsundes. Der Des Chutes, welcher auf einer Strecke von 300 Yards einen Fall von 85 Fuß hat, giebt eine gewaltige und leicht zu verwendende Wasserkraft zum Treiben von Räderwerken, genug für mindestens 40 Fabriken. Gegenwärtig existiren in Tumwater eine Säge- und zwei Kornmühlen, zwei Fabriken für das Anfertigen von Fensterrahmen und panellirten Thüren und verschiedene andere. Der Platz, welcher die älteste Niederlassung im westlichen Theile des Territoriums Washington ist, und bereits im Jahre 1845 gegründet wurde, zählt gegen 300 Einwohner und verspricht ein bedeutender Fabrikort zu werden. Die Lage des Ortes ist hochromantisch. Hier die prachtvollen Waldufer der laubgeschlossenen Bai, die mit ihren klaren Fluthen den blauen Himmel und die Berge und Bäume zurückspiegelt, dort die brausenden Cascaden des Des Chutes und inmitten des frischen Grüns die freundlichen Fabrikgebäude! Es ist ein lebendiges und zugleich außerordentlich anmuthiges, fesselndes Bild.

Jetzt fuhren wir rasch dem nicht mehr fernen Olympia entgegen. Auf einer 520 Fuß langen Brücke überschritten wir bei Woshwasser Budd's Inlet, einen pittoresken von herrlichen grünen Wäldern eingefaßten baiartigen Arm des Sundes, welcher jedoch zur Zeit der Ebbe eine höchst unpoetische Schlammbank vorstellen soll; dann ging es langsam über einen waldigen Höhenrücken und wieder über einige Brücken, und nun rasselten wir durch die mit Reihen von Ahornbäumen besetzten Straßen der Hauptstadt des Territoriums Washington, welche mit ihren zahlreichen schmucken Wohnungen und den romantischen Waldbuchten des Pugetsundes einen recht angenehmen Eindruck machte. Gegen Abend hielten wir vor dem Pacific-Hotel in Olympia, nach einer Reise von 95 englischen Meilen, seit wir Frühmorgens die Stadt Kalama am Columbiaflusse verlassen hatten.

Aus allen Erdtheilen.

Gegenwärtige Zustände im Nigerdelta.

Wir erhalten über dieselben manche Nachrichten, welche die unpraktische Barbarei in jener Gegend kennzeichnen, von Zeit zu Zeit durch den schwarzen Bischof Crowther. Dieser in seiner Art begabte Mann macht in jedem Jahre eine Inspectionsreise stromauf bis Lokodscha, der von Baikie gegründeten englischen Factorei an der Einmündung des Tschadda-Benuë in den Kuarra-Niger, und erstattet Bericht an die Londoner Church Missionary Society. Die letzten vor uns liegenden Nachrichten sind datirt aus Bonny vom 16. November 1872.

Seit einem Menschenalter sind die Missionäre bemüht, für ihre Sache zu wirken, und es muß zugestanden werden, daß sie es an Eifer nicht fehlen lassen; sie haben indeß, wie unsere Leser aus Nachfolgendem ersehen werden, eine sehr schwierige, vielleicht ganz undankbare Aufgabe. Crowther fand im October in Lokodscha, der am weitesten nach Norden vorgeschobenen Station, allgemeine Verwirrung. Der Landesherrscher ist ein mahammedanischer Peul; die schwarzen Bekehrten wurden von ihm verfolgt; viele waren zu den Heiden geflüchtet und die ganze Gemeinde bestand aus 115 Köpfen. Der schwarze Bischof überzeugte sich, daß es mit der Bekehrung sehr mißlich stehe; viele Leute bezeigten Kolge Verachtung dem Christenthum gegenüber.

Crowther fuhr dann mit dem Dampfer, welchen ihm die englische Regierung allschrlich zur Verfügung stellt, stromab nach der nächsten Missionsstation, Onitscha, wo der Schulmeister seit zwei Jahren todt war; Crowther brachte nun die Schule wieder in Gang und eröffnete sie mit 40 Kindern. Die Kirche wurde am Sonntag von 160 Leuten besucht; die Neger hielten den „Sabbath", weil an demselben die Europäer, welche den Palmölhandels wegen dort liegen, keine Geschäfte machen. Die christliche Körperschaft in Onitscha sei „wahrhaft imponirend", denn Anno 1872 seien 30 Erwachsene und 32 Kinder getauft worden.

Die folgende Erzählung ist höchst charakteristisch, und wir folgen dabei genau Crowther's Darstellung. Der alte Negerkönig von Onitscha starb im März 1872. Während der letztverflossenen zwei Jahre hatten die dortigen Christen ihren Gottesdienst am Sonntag Nachmittag in seinem Hofraum abgehalten; das hatte er sich ausgebeten. Am Abend vor seinem Tode schickte er Boten zu den Agenten der Missionen in der englischen Factorei und ließ sie zu sich entbieten, da er ihnen wichtige Mittheilungen zu machen habe. Als sie erschienen, mußten auch seine Söhne kommen und, nebst den „christlichen Agenten", einen Eid leisten. Er habe sich überzeugt, daß die Missionäre und die von gesunden christlichen Principien durchdrungenen Handelsagenten seine besten Freunde gewesen seien; deshalb hatten nach seinem Ableben seine Söhne dem Rathe dieser Männer folgen. „Diese sehr feierliche Zusammenkunft schloß mit einem Gebete, welches der Reverend Romanie in der Landessprache hielt, und am Schlusse sprach auch der König das Vater-Unser mit."

Am folgenden Tage verschied er, aber sein Ableben wurde erst nach einunbzwanzig Tagen bekannt gemacht, und zwar deshalb, damit seine Söhne und Verwandten hinlänglich Zeit hätten, um die erforderlichen Vorbereitungen für die große Begräbnißfeierlichkeit zu treffen. Zu derselben gehörte ein Opfer von sechzig Menschen, denn der todte König mußte in der unsichtbaren Geisterwelt seine Diener und die gebührende Aufwartung haben!

Als das ruchbar wurde, hielten die Leute der Mission und die Handelsagenten sofort eine Zusammenkunft und beriethen, wie man eine solche grausame Barbarei verhindern könne. Dem Erbprinzen wurde dringend zu Gemüthe geführt, welche Stände er auf sich lade, wenn er so viele unschuldige Menschen hinopfere; es könne gar nicht ausbleiben, daß er dadurch Gottes Zorn und Rache auf sich lenke. Sie boten ihm 30 Ochsen an, aber darauf ging er nicht ein. Dann handelten sie ihm Menschenopfer ab; das Freilschen ging von 60 auf 30, auf 20, auf 10 und zuletzt erlangte man, daß er versprach, nur sieben zu opfern. Dabei blieb er, weil das Herkommen nun einmal Menschenopfer verlange. So wurden doch 53 gerettet.

Ein europäischer Matrose starb in der englischen Factorei zu Onitscha. Noch war Niemand auf dem Friedhofe bestattet worden. Crowther sorgte nun für ein angemessenes Begräbniß und versah dabei den Dienst gemäß dem Ritus der angliean-ischen Kirche. Gleich nachher sagten ihm einige christliche Neger, er möge doch ja wenigstens eine Woche lang das Grab sorgfältig bewachen lassen, weil der in der Nähe wohnende Kannibalenstamm der Odotschi unzweifelhaft den Satz ausgraben und die Leiche verzehren werde. Der Bischof hatte also volle acht Nächte lang Wachen aus, welche das Grab vor Entweihung hüteten. Er sagte kalanlich: „Von solcher Beschaffenheit sind hier die Leute, welche wir bekehren sollen!"

Digitized by Google

Die norwegische Polarexpedition

sitzt bekanntlich bei Spitzbergen im Eise fest. Nun meldet die zu Tromsö erscheinende Zeitung, daß Capitän Johann Kelsen mit dem Schiffe „Isbjörn“ (Eisbär) einen lühnen Versuch gemacht habe, die Eingefrorenen zu erreichen. Er stach am 24. December 1872 von Tromsö aus in See. Die Nächte wurden länger, je weiter er nach Norden hin steuerte, aber vielfach verbreiteten die Nordlichter Helle. Das Wetter war sehr kalt, die Segel waren steif wie Bretter und die Wanten dick mit Eis, wie mit Glas, überzogen. Reisen fuhr trotzdem unverzagt weiter, bekam am 8. Januar die Bäreninsel in Sicht und bemerkte an demselben Tage ein Eisblink. Mittags war es so dunkel, daß er auf Deck die Buchstaben in einem Buche nicht unterscheiden konnte, wohl aber bemerkte er nach Norden hin das Eisfeld, während er mit seinem Schiffe durch die schwimmenden Eismassen nicht hindurchdringen konnte. Der „Isbjörn“ starrte dermaßen von Eis, daß er, völlig mit demselben überzogen, selber einer Eismasse glich. Unter diesen Umständen war gar nicht mehr daran zu denken, bis Spitzbergen zu gelangen, und Reisen mußte umkehren. Am 9. Januar hatte er bei sehr schwerer See einen heftigen Sturm auszuhalten, doch langte er am 14. wohlbehalten in Tromsö an. Seine meteorologischen Beobachtungen hat er an Professor Mohn in Christiania übermittelt.

Australien.

Die verschiedenen Colonien dieses Erdtheils haben im Januar nach Sydney in Neusüdwales Abgeordnete geschickt, welche Erörterungen über einen Zollverein anstellen sollen. Jetzt hat jede Colonie einen besondern Tarif und daraus erwachsen viele Unzuträglichkeiten. Ueber kurz oder lang werden sie zu einem Einvernehmen gelangen müssen und sich wohl auch zu einer Conföderation einigen. Der „Melbourne Argus“ hat Ziffern zusammengestellt, welche zeigen, wie rasch Australien und Neuseeland angewachsen sind; sie beziehen sich auf Ende 1870, und seitdem sind die Fortschritte sehr erheblich gewesen.

Bevölkerung.

Victoria	724,725 Seelen
Neusüdwales . . .	502,861 „
Südaustralien . .	183,797 „
Queensland . . .	115,567 „
Westaustralien . .	25,084 „
Tasmanien . . .	100,765 „
Neuseeland . . .	256,393 „

Victoria hat den geringsten Flächenraum, ist aber den übrigen Colonien voraus, auch im Handel.

Handelsverkehr 1870.

	Einfuhr.	Ausfuhr.
Victoria	12,455,758 Pf. St.	12,470,914 Pf. St.
Neusüdwales . .	7,577,000 „	7,740,038 „
Südaustralien .	2,029,793 „	2,419,488 „
Queensland . .	1,577,339 „	2,533,732 „
Westaustralien .	213,258 „	200,984 „
Tasmanien . . .	792,916 „	648,709 „
Neuseeland . . .	4,639,015 „	4,822,756 „

Zu Anfang des Jahres zählte Victoria mehr als 750,000 Einwohner und man kann für die genannten Colonien gegenwärtig 2,000,000 Seelen annehmen. — Ganz allgemein klagt man über die Peninsular and Oriental Company; manche ihrer Schiffe sind schlecht, der Dienst ist nachlässig und unregelmäßig, die Beköstigung schlecht; die französischen Messageries maritimes werden dagegen sehr gelobt.

Die Perlenfischerei im Golfe von Panama

ist schon seit längerer Zeit nicht ergiebig; ein Gleiches gilt von jener im Golfe von Manaar an der Südspitze Indiens bei Ceylon und Tinnevelly. Bei Panama gaben im vorigen Jahrhundert die Taucher, welche alle Neger waren, den Leuten, in deren Dienste sie standen, eine Anzahl von Muscheln; den Rest durften sie für sich behalten. Von jenen schwarzen Tauchern stammen die heutigen Bewohner der Perleninseln ab; die Ausbeute ist aber seit einigen Jahren so gering gewesen, daß man bis auf Weiteres das Tauchen eingestellt hat. Einem Regierungsbefehle zufolge sollen für die Dauer von fünf Jahren gar keine Taucharbeiten in Anwendung kommen. Die Perlenfischer wollen wissen, daß das Verschwinden der Austern seine Ursache in einer ungewöhnlich kalten Meeresströmung habe.

* * *

— Verluste des deutschen Heeres im Kriege mit Frankreich. Das Berliner statistische Bureau hat darüber eine sehr fleißige und möglichst genaue Arbeit geliefert. Von den 913,967 Deutschen, welche mit den Waffen in der Hand die Grenze überschritten, haben während des Krieges 44,891 ihr Leben verloren. Von diesen starben 21,579 auf dem Schlachtfelde, 10,712 an ihren Wunden in den Spitälern, 12,258 an Krankheiten, und zwar die Hälfte an Typhus, ein Sechstel an Dysenterie; 316 kamen durch verschiedene Zufälle um und 30 begingen Selbstmord. Ueber das Verbleiben von 4069 Mann hat man keine Nachricht erhalten können. Verwundet worden sind 83,006 Mann. Die Franzosen haben ihre Verluste noch nicht aufgezählt und werden das auch wohl schwerlich thun; sie haben Alles in Allem etwa 1,600,000 Mann mobil gemacht.

— Unter den Carlisten in Spanien sind viele Geistliche auch als Soldaten thätig und spielen als Bandenführer eine wichtige Rolle. Es ist kennzeichnend für diese Diener des Evangeliums der Liebe, daß sie sich durch Grausamkeit auszeichnen. So wird der „Times“ gemeldet, daß der Pfarrer von Santa Cruz die Gefangenen, welche seine Bande macht, dermaßen auspeitschen läßt, daß mehrere an den Folgen dieser Mißhandlung gestorben sind.

— Im Staate Vermont spukt gegenwärtig wieder der sogenannte Millerismus. Man hält viele Versammlungen, Predigten und öffentliche Erörterungen über die Ankunft des tausendjährigen Reiches. Leider sind diese aufgeklärten und frommen Christen sehr uneinig über die allerdings sehr wichtige Frage: Wann „der Untergang der Welt“ eintreten werde, und breiten sehr heftig, ob die Katastrophe noch im Frühjahr oder am 31. December 1873 stattfinden werde! Dieser Millerismus verdankt sein schon seit fast einem halben Jahrhundert sehr vielen Yankees die Köpfe. Die weißen, mateloslaubreien weißen Gewänder, in welchen sie zum Himmel fahren wollen, sobald der Weltuntergang kommt, werden stets in Bereitschaft gehalten. Der „Himmel“, das trifft allerdings zu, gehört nicht zur „Welt“.

— Die Gesammtkosten der Aufnahme in Britisch Indien betrugen 1870 bis 1871 61,865 Pf. St., so daß die trigonometrischen, topographischen, geodätischen und Nivellirungsarbeiten für eine englische Quadratmeile auf 23 Schilling oder 7½ Thlr. zu stehen kommen.

Inhalt: Wanderungen im nördlichen Spanien. III. (Mit drei Abbildungen.) — Die russischen Ansiedler in Lappland. (Mit zwei Abbildungen.) — Zwei Episoden aus der algierischen Revolution von 1871. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. II. (Schluß.) — Ein Ausflug nach dem Pugetlund im Jahre 1872. Von Theodor Kirchhoff. I. — Aus allen Erdtheilen: Gegenwärtige Zustände im Nigerdelta. — Die norwegische Polarexpedition. — Australien. — Die Perlenfischerei im Golfe von Panama. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Wanderungen im nördlichen Spanien.

IV.

Saragossa und seine tapferen Bewohner. — Erinnerungen an die Zeiten der Mauren; die Aljaferia. — Der Torre nuevo, die Casa de la Infanta und der Coso. — Bilder und Bücher für das Volk. — Die Kirche Nuestra Señora del Pilar und ihre Schätze. — Antiquitätenhändler und Liebhaber.

Saragossa, Aragoniens Hauptstadt, das Caesarea Augusta der Römer, war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung eine blühende Colonie; noch jetzt findet man dort und in der Umgegend sehr häufig römische Münzen. Die Araber behaupteten sie vom Ende des achten bis in den Anfang des zwölften Jahrhunderts; dann fiel sie, nach einer fünfjährigen Belagerung, in die Gewalt Alfonso des Ersten, des „Batallador", Königs von Aragon und Navarra. Man kann Saragossa als eine „Stadt der Belagerungen" bezeichnen; sie hatte schon vor der angegebenen Zeit mehrere derselben bestanden, und 1808 und 1809 hat sie sich mit bewundernswürdiger Ausdauer und Tapferkeit gegen die Franzosen gewehrt. Die Zaragozanos galten von jeher für überaus muthig; sie sind „loyal, hartköpfig und tapfer".

Leal, tozuda, y valiente
Es de Zaragoza la gente.

Man sagt, wie wir im vorigen Aufsatz erwähnten, die Aragonesen seien so hartköpfig, daß sie einen Nagel mit der Stirn in die Wand schlügen; es giebt aber noch einen andern Ausspruch, welcher so ziemlich dasselbe besagt. Sobald ein Kind zur Welt gekommen ist, nimmt gleich nach der Geburt die Mutter einen Teller und versetzt damit dem Kleinen einen Schlag auf den Kopf. Wenn der Teller in Stücke zerbricht, ist das Kind ein guter Aragonier, wenn er aber ganz bleibt, nicht.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts fand Andrea Navagiero die Stadt sehr blühend; ihn ärgerten aber die Zolleinnehmer, bei welchen er sogar die Ringe versteuern mußte, welche er an den Fingern trug! Saragossa hieß la harta, d. h. welche Fülle und Ueberfluß hat; Valencia wurde als die schöne, Barcelona als die reiche Stadt bezeichnet. Berühmt waren die Waffenschmiede und Schwertfeger. Katharina von Aragon, Schwester Ferdinand's des Katholischen, schenkte bei ihrer Vermählung mit Heinrich dem Achten von England diesem Könige Waffen, die aus Werkstätten in Saragossa hervorgegangen waren, namentlich aus jener des vielgepriesenen Cépadero Andrea Ferrara.

Sehr Vieles erinnert an die Zeiten der Mauren. Das älteste Denkmal, welches sie aufgeführt haben, ist die Aljaferia; sie war Alcazar und Festung der arabischen Könige; in späteren Zeiten wurde sie der grauenhaften Inquisition eingeräumt, welche in ihrer infernalischen Barbarei dort viele angebliche Ketzer zum Flammentode verurtheilte; in unseren Tagen hat sie eine zweckmäßigere Bestimmung, — sie dient als Caserne. Das Gebäude ist vielfach beschädigt, theilweis im Verfall, aber in manchen Sälen haben schöne Reste maurischer Ornamente sich erhalten; andere, weniger

Digitized by Google

Der schiefe Thurm in Saragoſſa.

Digitized by Google

hübſche, ſtammen aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Die große Treppe iſt eine der ſchönſten, welche Spanien aufzuweiſen hat.

Der Torre nuevo, dieſer hängende oder ſchiefe Thurm, erinnert an jene von Bologna und Piſa; er weicht mehr als drei Meter aus dem Lotz und iſt im Jahre 1504 aufgeführt worden. Die Architektur nimmt ſich recht zierlich aus; die Backſteine, welche man zum Bau verwandte, haben moriskiſchen Stil; leider hat man einen doppelt getuppelten Glockenthurm aufgeſtülpt, der ſchlecht zu dem Uebrigen paßt.

Die Caſa de la infanta iſt einer der ſchönſten Privatpaläſte, welche wir aus dem ſechzehnten Jahrhundert kennen, und ſein Patio, Hofraum, ein wahres Meiſterwerk der Renaiſſance. Als Davillier ihn beſuchte, war er von einem Wagenvermiether und einem Branntweinhändler be-

Ein aragoniſcher Buhoncro (Hauſirer).

wohnt. — Die Promenade der feinen Welt wird als el Coſo bezeichnet; man ſtellt ihn als eine Landesberühmtheit neben das Schloß Malagas und die Alhambra Granadas.

Der fremde Reiſende erhält in Saragoſſa viele maleriſche Eindrücke und ſieht manche bunte Bilder. Da bringen Bauern ihre Früchte zu Markte, dort ſchlendert ein Gitano, ein mit Lumpen behängter Zigeuner, umher und bietet Körbe von eigenthümlichem Geflechte feil. Es iſt bemerkenswerth, daß die Zigeuner aller Länder ſich mit Korbflechten abgeben. In Saragoſſa, wo früher der König der Gitanos ſeinen Wohnſitz hatte, ſind ſie jetzt nicht mehr ſo zahlreich wie früher; viele ſind nach Navarra und namentlich nach Pamplona ausgewandert.

Ein Romancero ruft: „Wer kauft mir noch ein anderes Blatt ab?“ (Quien me lleva otro papel?) Er hat auf einem an die Mauer geſteckten Geſtell viele ſolcher Blätter ausgelegt. Der Romancero iſt ein Typus; er verkauft Lieder und Heiligenbilder, zumeiſt bunte, und die Madonna del Pilar darf niemals fehlen; dieſe findet ſtets willige Abnehmer. Er handelt auch mit illuſtrirten Kinderfibeln,

Digitized by Google

Abecedarios, mit Volksschriften in der Art unserer Eulenspiegel, Genoveva und Hürnenen Siegfried; z. B. mit der Lebensbeschreibung des Zwerges Don Cristpin und mit der Verkehrten Welt; in der letztern spielt der Mensch die Rollen der Thiere. Derartige Aleluyas nehmen gewöhnlich ein großes Folio ein, in 48 Abtheilungen, deren jede einen Abschnitt bildet. Manche stellen bildlich das Begräbniß des Cornewals dar; den Ewigen Juden, der aber nicht unter Ahasverus, sondern jener aus Eugen Sue's Roman ist; Scenen aus Paul und Virginie; die schöne Magellane ꝛc. Auch Bilder von Stiergefechten und Schlachtenbilder fehlen nicht, eben so wenig Carricaturen, auf denen die Trunkenbolde (Borrachos) schlecht wegkommen.

Die Romances sind in Octavbogen, gewöhnlich auf acht Seiten gedruckt, ähnlich wie die Mordgeschichten und Schnurren, welche auf unseren Jahrmärkten verkauft werden. Sie handeln vom Cid und allerlei mittelalterlichen Sagen, auch von Lebensschilderungen berühmter Bandidos und Contrabandistos, die allemal als Helden geschildert werden. Auch Verbrechergeschichten fehlen nicht; in anderen, den sogenannten Efundiantinas, macht man sich lustig über die Studenten. Ein Musensohn steckt die Nase seiner Hauswirthin in den Kochtopf, um sie zu verzehren; er steckt einen Esel Zunder in die Ohren; dreht einen Gastwirth den Hahn am Weinfaß auf, bringt einer Schönen ein Ständchen, bekommt aber dabei eine Tracht Schläge, — und was dergleichen plumpen Witze mehr sind. — Sehr beliebt sind auch im Norden manche andalusische Gesänge; meist verliebter Art, wie „das Strumpfband meines braunen Mädchens“ (las ligas de mi Morena) und „Gieb mir, Täubchen, Dein Schnäbelchen“ (Da me tu pico, paloma). In anderen Liedern werden die Andalusier als Großsprecher verhöhnt; wieder andere singt man zur Begleitung verschiedener Tänze.

Die Kirche Nuestra Señora del Pilar erhebt sich am Ufer des Ebro. Das Aeußere zeigt den Stil des siebenzehnten Jahrhunderts, und die blauen, gelben, weißen und grünen Dachziegel machen einen eigenthümlichen Eindruck. Die Madonna del Pilar hat von allen heiligen Jungfrauen, deren Spanien doch unzählige hat, den höchsten Ruf. Sie bekam ihren Namen von dem Pfeiler, auf welchen die Statue ihren Fuß setzte, als die Jungfrau vom Himmel herabkam. Diese Puppe ist reich angeputzt und thut ungemein viele Wunder; durch Weihrauch und Kerzenrauch ist sie schwarz geworden. Die Gläubigen küssen den Fuß des Pfeilers. Vor dem Altar steht ein silbernes Geländer; auf den Marmorstufen vor letzterem knien die Andächtigen, und die Bauern und Bäuerinnen küssen jede dieser Stufen dreimal. Das kostet Geld, denn kein Gläubiger wird fortgehen, ohne ein Goldstück in den Raum zwischen Geländer und Altar zu legen, welches hinterher ein Sacristan für die Kirche fortnimmt.

Vor der Kirchenthür werden Bilder und Scapuliere verkauft; jene sind theils auf Papier, theils auf Seide gedruckt. Man liest auf denselben: Rezando una A. M. del desta S. I. se gana 8120 dias de Indulg., also: „Wer vor diesem heiligen Bilde ein Ave Maria betet, erwirbt 8120 Tage Ablaß.“ Und wer in der Stunde betet, in welcher Maria santissima Fleisch und Knochen wurde (en carne mortal) zu Saragossa, der erwirbt sogar abendrein 9120 Tage Ablaß. Die Goldschmiede halten silberne, ja auch goldene Statuetten dieser Madonna feil.

Daß die letztere sehr viele Wunder gethan hat und thut, das wird über allen Zweifel dargethan durch die vielen Votivtafeln, durch die vielen Ex voto, die überall in der Kirche umherhängen. Man sieht dort ein wahres Museum von Armen, Fingern, Händen, Beinen, Augen, Füßen, Frauenbrüsten ꝛc. aus Wachs. Der Cardinal von Retz besuchte 1649 Saragossa; in seinen Denkwürdigkeiten erzählt er, daß er dort einen Mann gesehen, dem man das Bein abgenommen hatte; nachdem er die Puppe der Jungfrau berührt hatte, ließ dieses das Bein vollkommen wieder nachwachsen. Die Danebenkunft aus dem Himmel wird zu Ehren dieser Madonna alljährlich am 20. October, am welchem Tage sie aus der Höhe herabgeschwebt ist, gefeiert, und es findet dann allemal ein großer Zulauf von Menschen statt. Stiergefechte fehlen dabei nicht, und vor etlichen Jahren blieben bei denselben zwei von Bullen auf die Hörner genommene Espadas todt auf dem Platze.

Alle die vielen Jungfrauen werden in Coplas, Couplets, gefeiert; keine geht leer aus. Da ist die Jungfrau vom Siege, von der Einsamkeit, von der guten Hilfe, vom Rosenkranze ꝛc. Jeder ruft seine besondere Schutzmadonna an, manchmal in eigenthümlicher Art. Der Verfasser des Cancionero popular erzählt: „Ein ehrwürdiger Priester sagte mir, er habe in Malaga von einem zu den Galeeren verurtheilten Contrabandisten gehört, in welcher Weise dieser seinen Gegner todtgeschlagen habe. Ich empfahl mich, sa sprach der Bösewicht, der Birgen de la Victoria, und ehe er auch nur Zeit hatte, ein Jesus zu sagen, saß ihm schon mein Messer im Leibe.“

Ueber die vielen Heiligen, die sehr populär sind, werden wir gelegentlich die Erzählungen Davillier's mittheilen; hier möge bemerkt werden, daß die reichen Schätze der Pilarkirche im Jahre 1870 vom Domcapitel öffentlich versteigert worden sind. Es waren viele Sachen von Kunstwerth dabei; das Verzeichniß der Bijoux enthielt 523 Nummern: Reliquarien, Medaillons, Kreuze, Arm- und Halsbänder, Uhren, Ketten, Rosenkränze, Nadeln ꝛc. Aus allen Ländern Europas hatten sich Liebhaber, Kenner und Händler eingefunden, die Versteigerung nahm volle zwei Wochen in Anspruch, und brachte etwa 2,000,000 Realen, also etwa zu 26 Centimes, also eine Kleinigkeit über 2 Silbergroschen, gerechnet.

Dann und wann verirrt sich ein Liebhaber von Antiquitäten nach Spanien, wo er Raritäten zu finden glaubt, er wird aber gewöhnlich bald enttäuscht. In dem Buche: „Die Spanier, geschildert durch sich selbst“, das vor einem Vierteljahrhundert erschien, wird der Anticuaria und der Recolector de antigualles als eine Art von Sonderling geschildert, der unsaubere Hände hat und schlecht gekleidet ist. „Der Gemäldeliebhaber glaubt Titiane, Murillos ꝛc. zu besitzen, und es sind doch nur mamarrachos, Sudeleien; der Waffensammler besitzt natürlich wenigstens ein Schwert, welches einst der Cid in der Hand gehabt hat; neben demselben hängt ein Hufeisen von dem Gaule, welches der heilige Jacob in der Luft geritten, und die Steigbügel, welche einst einem Dorfgeistlichen gehört, sind ganz unbestreitbar die, welcher Scipio bei der Belagerung von — Troja (sic!) sich bediente hat. Der Münzensammler kauft einen alten Groschen, un cuarto segoviano, und ist vollkommen überzeugt, daß er einen Obolus habe, welchen man einst in uralten Zeiten einem Todten in den Mund gesteckt habe, damit er sein Fährgeld an Charon bezahlen konnte. Ist doch auch einer da, welcher den Schlüssel zur Arche Noah sein nennt; ein anderer besitzt die Bibeln, welche Tobias auf seine Nase gesetzt hat, wieder ein anderer zeigt die Harfe David's vor, und die Palette des Apostels Lucas, der ja ein Maler war, befindet sich auch bei einem Liebhaber.“

Alterthümer dieser Art werden immer seltener, sie sind nahezu aufgestochen. Aber sogenannte Antiquitätenhandlungen sind vorhanden, doch wird der Verkauf nur als Nebenbache bei einem andern Handwerke betrieben: in Madrid von einem Gastwirth, in Barcelona von einem Bergalder,

Digitized by Google

in Valladolid von einem Apotheker und einem Photographen, in Toledo von einem Schuſter, in Cordova von einem Tiſchler, in Sevilla von einem Barbier.

Die Trödler, buhoneros, befaſſen ſich nicht mit dem Verkauf alter Sachen, ſie ziehen mit allerlei Schnittwaaren und Quincaillerien im Lande umher.

F. Jagor's Reiſen auf den Philippinen.

IV.

Der Pſarog und ſeine Bewohner.

In der Mitte von Camarines erhebt ſich der Pſarog (ſpr. Iſſaró) zwiſchen dem Meerbuſen von San Miguel und Lagonoy. Während ſein öſtlicher Abhang faſt das Meer erreicht, iſt er gegen Weſten durch einen breiten Streifen fruchtbaren Schwemmlandes von der Bucht von San Miguel getrennt. Sein Umfang beträgt wenigſtens 12 Leguas (zu $^{3}/_{4}$ geographiſchen Meilen), ſeine Höhe nach Dr. Jagor's Barometermeſſungen 1966 Meter. An ſeiner Baſis ſehr flach, ſchwillt er allmälig zu 16°, weiter oben zu 21° Neigung und wölbt ſich, von Weſten geſehen, zu einer flachen, domförmigen Kuppe. Betrachtet man ihn aber von der Oſtſeite, ſo gewahrt man ein durch eine große Schlucht zerriſſenes Ringgebirge. Die Richtung der Schlucht iſt eine weſtöſtliche; gerade vor ihrer Oeffnung liegt, eine halbe Legua ſüdlich von Goa, das winzige Dörfchen Nungus, nach welchem ſie benannt wird. Die äußeren Seiten des Berges

Vulcan Pſarog in Weſtſüdweſt, aufgenommen von Goa.

und die Trümmer ſeines großen Kraters ſind mit undurchdringlichem Wald bedeckt. Von ſeinen vulcaniſchen Ausbrüchen meldet die Ueberlieferung nichts.

Die höheren Abhänge dienen einem kleinen Volksſtamme zum Wohnſitz, der in faſt gänzlicher Abgeſchloſſenheit von den Bewohnern der Ebene ſeine Selbſtändigkeit und die Sitten einer früheren Zeit bewahrt hat. Er wird gewöhnlich, wenn auch mißbräuchlich, Ygorroten genannt. Dieſer Name, eigentlich Stämme im Norden der Inſel, die für Miſchlinge von Chineſen und Indiern gelten, bezeichnend, iſt hier beibehalten, da ihre Nationalität noch nicht genügend feſtgeſtellt iſt. Sie ſelbſt ſind überzeugt, daß ihre Vorfahren immer dort gehauſt haben. Sie ſind es, die nach dem Urtheil der Pfarrer von Camarines die Bicolſprache am reinſten ſprechen. Ihre Sitten und Gebräuche ſind in vielen Punkten denen, welche die Spanier bei ihrer Ankunft vorfanden, ſehr ähnlich; andererſeits erinnern ſie vielfach an diejenigen, welche noch heute bei den Dayaks in Borneo

Digitized by Google

herrſchen. Auch zeigte ein von einem erſchlagenen Igorroten herrührender Schädel nach Profeſſor Virchow eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Malayenſchädeln von den benachbarten Sunda-Inſeln, namentlich mit Dayakſchädeln. Dieſe Umſtände laſſen vermuthen, daß ſie der letzte Reſt eines Stammes ſeien, der ſeine Unabhängigkeit gegen die ſpaniſche Herrſchaft und wahrſcheinlich auch gegen die kleinen Tyrannen behauptet hat, die vor Ankunft der Europäer in der Ebene herrſchten. Noch heute giebt es unabhängige Stämme im Innern aller größeren Inſeln der Philippinengruppe.

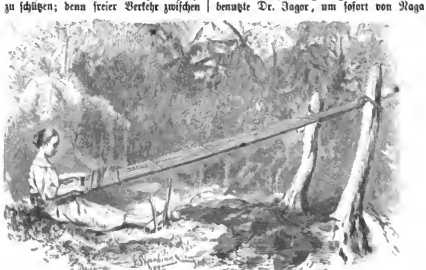
Aehnliche Zuſtände findet man vieler Orten im Indiſchen Archipel. Die Handel und Seeraub treibenden Malayen beſitzen das Geſtade; dort herrſcht auch ihre Sprache. Die Eingeborenen ſind von ihnen unterjocht oder in die Wälder gedrängt, deren Unzugänglichkeit ihnen ein kümmerliches, aber unabhängiges Leben ſichert.

Um den Widerſtand der wilden Stämme zu brechen, verbot die ſpaniſche Regierung ihren Unterthanen bei Strafe von 100 Schlägen und zwei Jahren Zwangsarbeit, „Handel zu treiben und Umgang zu pflegen mit den Heiden in den Bergen, die Seiner katholiſchen Majeſtät keinen Tribut zahlen; denn wenn dieſe ihr Gold, Wachs u. ſ. w. gegen andere Bedürfniſſe austauſchen können, ſo werden ſie ſich nie bekehren.“ Vielleicht hat gerade dies Geſetz dazu beigetragen, die Wilden, trotz ihrer geringen Kopfzahl, Jahrhunderte lang vor gänzlicher Ausrottung zu ſchützen; denn freier Verkehr zwiſchen einem Volke auf der Stufe des Ackerbaues und einem, das hauptſächlich von der Jagd lebt, führt häufig zur Vernichtung des letztern.

Cuadrillero. Bewaffneter Begleiter in voller Ausrüſtung (Hut, Hemd, Schwimmhoſe und Waffen).

Dennoch hat die Zahl der Igorroten des Pſiarog ſehr abgenommen durch Todtſchlägereien zwiſchen den einzelnen Ranchos und durch die Raubzüge, welche bis vor Kurzem die Steuerbeamten alljährlich im Intereſſe des Regierungsmonopols gegen die Tabackfelder der Igorroten unternahmen. Einzelne ſind auch „pacificirt“ (zu Chriſtenthum und Tribut bekehrt worden), in welchem Falle ſie ſich in kleinen Weilern mit zerſtreuten Hütten niederlaſſen müſſen, wo ſie gelegentlich vom Geiſtlichen des nächſten Ortes beſucht werden können.

Dr. Jagor hatte die Beſteigung des Berges bis auf den Eintritt der trockenen Jahreszeit verſchoben, erfuhr aber in Naga, daß ſein Wunſch dann kaum ausführbar ſein dürfte, weil um dieſe Zeit die ſchon erwähnten Expeditionen gegen die Ranchos des Berges ſtattzufinden pflegen. Da die Wilden nicht begreifen konnten, warum ſie nicht auf ihrem eigenen Felde eine ihnen zum Bedürfniß gewordene Pflanze bauen ſollten, ſo ſahen ſie in den Cuadrilleros nicht Beamte eines civiliſirten Staates, ſondern Räuber, gegen welche ſie ſich nach Kräften wehren mußten. Solche Raubzüge gingen darum auch nie ohne Blutvergießen ab. Glücklicherweiſe traf bald darauf Gegenbefehl von Manila ein, und die vorausſichtliche günſtige Stimmung der Bergbewohner benutzte Dr. Jagor, um ſofort von Naga nach Goa am



Weberin von Pſiarog.

Weſtnordweſtfuße des Berges ſich zu begeben, wo er aber durch einen Ruhranfall faſt vier Wochen lang aufgehalten wurde. Während dieſer Zeit machte er die Bekanntſchaft einiger neu bekehrten Igorroten und gewann ihr Vertrauen. Ohne ſie wäre es ihm ſpäter ſchwerlich gelungen, den Berg zu erſteigen und ihre Stammesgenoſſen ungefährdet in ihren Ranchos aufzuſuchen. Schon ehe er den erſten derſelben erreichte, konnte er ſich überzeugen, welch guter Ruf ihm vorausging; der Hausherr kam ihm entgegen und führte ihn auf einem engen Pfade zu ſeiner Hütte, nachdem er die ſchräg

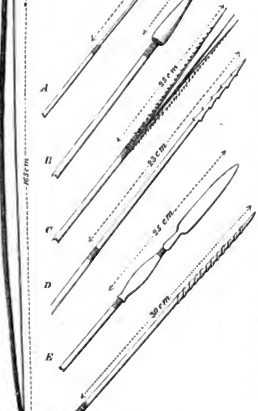
Digitized by Google

aus dem Boden ragenden, aber mit Reisig und Blättern geschickt verdeckten Fußlanzen daraus entfernt hatte. Eine mit Weben beschäftigte Frau setzte auf seinen Wunsch ihre Arbeit fort. Der Webekunst war von der allereinfachsten Art; das obere Ende, der Kettenbaum, der in einem Stück Bambus besteht, wird an zwei Bäumen oder Pfählen befestigt; die Weberin sitzt auf dem Boden und hakt in die beiden eingekerbten Enden einer schmalen Latte, welche die Stelle des Zeugbaumes vertritt, einen hölzernen Bügel, in dessen Wölbung ihr Rücken paßt. Indem sie die Füße gegen zwei Pflöcke im Boden stemmt und den Rücken krümmt, spannt sie vermittelst des Bügels das Zeug straff. Statt des Weberschiffchens dient eine Nehnadel, länger als die Breite des Gewebes, die nur mit Ueberwindung bedeutender Reibung, und nicht immer ohne Kettenfäden zu zerreißen durchgeschoben werden kann. Eine messerartig zugeschärfte Lanze aus hartem Holze vertritt das Schlaggestell und wird nach jedesmaligem Anschlag auf die hohe Kante gestellt. Dann wird der Kamm vorgeschoben, ein Faden durchgesteckt, festgeschlagen und so fort. Das Gewebe besteht aus Fäden von Abaca (Manilahanf, Faser der Musa textilis), die nicht gesponnen, sondern an einander gekuppt werden.

Die Pgorroten wohnen auf den höheren Abhängen des Berges, wohl nie unter 1500 Fuß, jede Familie für sich. Wie viel ihrer noch vorhanden sein mögen, ist schwer zu ermitteln, da unter ihnen nur geringer Verkehr besteht. Vor zwanzig Jahren war die Bevölkerung zahlreicher. Ihre Nahrung besteht außer etwas Gabi (Calacium, mit eßbaren Knollen) vorzüglich aus Bataten. Auch ein wenig Mais wird gebaut, etwas Ubi (Dioscorea) und eine geringe Menge Zuckerrohr zum Kauen.

Zur Anlage eines Batatenfeldes wird ein Stück Wald gelichtet, der Boden mit dem stumpfen Waldmesser gelockert; in diesen werden Knollen oder Ableger gepflanzt. Schon nach drei bis vier Monaten beginnt die Ernte und dauert ununterbrochen fort, da die auf dem Boden kriechende Pflanze Wurzeln schlägt und Knollen bildet. Nach zwei Jahren hat aber der Ertrag so abgenommen, daß man die alten Pflanzen ausreißt, um für neue, aus den Ausläufern entstandene Ableger Platz zu machen. Das Feld wird weder gewechselt oder mit anderen Früchten bebaut, noch gedüngt. Ein Stück Land, 50 Brazas (zu 1,67 Meter) lang, 30 breit, genügt für den Unterhalt einer Familie. Nur in der nassen Jahreszeit versagt zuweilen diese Hülfsquelle; dann wird Gabi genossen, das auf trockenem und feuchtem Boden ziemlich gleich gut zu wachsen scheint, aber nicht so lohnend ist wie Bataten.

Jede Familie mag wöchentlich ein oder zwei Wildschweine erlegen. Hirsche sind selten; ihr Fell wird nicht benutzt. Zur Jagd dienen Bogen mit Pfeilen und Lanzen, theils giftfrei, theils vergiftet. Jeder Rancho hält Hunde, die hauptsächlich von Bataten leben; auch Katzen, um die Felder gegen Ratten zu schützen. Einiges Geflügel ist ebenfalls vorhanden, aber keine Kampfhähne, die in den Hütten der Indier fast nie fehlen. Ihre geringen Bedürfnisse an Erzeugnissen einer fortgeschrittenern Civilisation erlangen sie durch den Verkauf der freiwilligen Producte ihrer Wälder, hauptsächlich Wachs und Harze. Aerzte, Zauberer oder Leute, denen geheime Kräfte zugetraut werden, kennt man nicht; jeder hilft sich selbst. Sie glauben an einen Gott oder sagen es wenigstens, wenn sie von Christen zudringlich befragt werden, auch haben sie dem Katholicismus manche äußerliche Gebräuche aufs Gerathewohl entlehnt, die sie wie Zauberformeln anwenden. Jagd und schwere Arbeit ist Sache des Mannes, wie auf den Philippinen allgemein. Die fast allen rohen Völkern eigene, aber auch noch bei manchen Nationen Europas (namentlich Basken, Walachen, Portugiesen) bestehende Sitte, die Frau als Lastthier zu nutzen, scheint auf den Philippinen schon zur Zeit der spanischen Entdeckung verschollen gewesen zu sein; auch bei den Wilden des Pjarog verrichten die Weiber nur leichte Arbeit und werden gut behandelt. Jede Familie erhält ihre Greise und Arbeitsunfähigen. Herrschende Krankheiten sind Kopfweh, wogegen sich der Leidende Einschnitte in die Stirn macht, und Fieber. Rührt die Krankheit davon her, daß Jemand erhitzt zu viel Wasser oder Kokossaft trank, so nimmt er große Mengen warmen Wassers oder Kokossaftes zu sich. Ihre Muskelkraft ist gering; mehr als 50 Pfund Gewicht vermögen sie nicht eine größere Strecke weit zu tragen.



Bogen und Pfeile der Pgorroten des Pjarog.

Außer Jagd und Feldbau beschränken sich ihre Gewerbe auf die Anfertigung ziemlich roher Waffen, wozu sie das Eisen, falls solches dazu erforderlich, von den Indiern kaufen, und auf die von den Frauen verfertigten groben Gewebe und Flechtarbeiten. Jeder Familienvater ist Herrscher in seinem Hause und erkennt über sich keine höhere Gewalt an. In Fällen von Krieg mit benachbarten Stämmen oder bei den Raubzügen der Steuerbeamten stellt sich der Tapferste an die Spitze, die Anderen folgen ihm, so lange sie eben mögen; Wahl eines Anführers findet nicht statt.

Sie sind meist friedliebend und ehrlich unter einander;

Digitized by Google

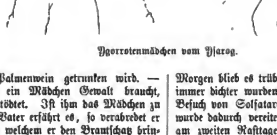
doch stehlen die Faulen zuweilen Feldfrüchte. Wird der Dieb ertappt, so straft ihn der Bestohlene mit Schlägen, ohne Rache dafür fürchten zu müssen. Stirbt Jemand, so ziehen die nächsten Verwandten aus, um den Tod durch den Tod irgend eines Andern zu vergelten. In neuerer Zeit soll dieser Brauch immer mehr in Verfall kommen, da es Männern von einigem Ansehen häufiger als früher gelingt, den Todesfall als ein unvermeidliches Geschick darzustellen, in welchem Falle die Verwandten ihn nicht zu sühnen brauchen.

Ygorrote vom Ylarog. (Das Haar ein wenig gekräuselt.)

Vielweiberei ist gestattet, aber selbst die Tapfersten und Geschicktesten haben fast nie mehr als eine Frau. Ein junger Ehecandidat beauftragt seinen Vater, mit dem Vater der Braut den Preis zu verabreden, der neuerdings sehr gestiegen ist (durchschnittlich 10 Waldmesser zu 4 bis 6 Reales [5½ bis 7½ Sgr.] und 10 bis 12 Dollars [14 bis 18 Thlr.] baar). Um eine so hohe Summe durch Verkauf von Wachs, Harz und Flachs zu beschaffen, braucht der Bräutigam oft zwei Jahre. Das Brautgeld geht theils an den Vater, theils an die nächsten Verwandten, von welch letzteren Jeder einen gleichen Antheil erhält. Sind ihrer viele, so bleibt fast nichts für den Vater übrig, der einen großen Schmaus zu geben hat, wobei viel Palmenwein getrunken wird. — Ein Mann, der gegen ein Mädchen Gewalt braucht, wird von deren Eltern getödtet. Ist ihm das Mädchen zu Willen gewesen und der Vater erfährt es, so verabredet er mit jenem einen Tag, an welchem er den Brautschatz bringen soll; weigert er sich, so wird er von den Verwandten gefangen, an einen Baum gebunden und mit Rohr gepeitscht. Ehebruch findet fast nie Statt; kommt er vor, so muß entweder die Frau den Brautschatz zurückerstatten, wodurch sie frei wird, oder der Verführer, dem die Frau dann folgt. —

Doch zurück zur Besteigung des Ylarog. Nachmittags erreichte Jagor in etwa 1134 Meter Meereshöhe eine große Schlucht „Bastra" zwischen hohen, steilen, bewaldeten Wänden. Ihre Sohle hat 32° Neigung, besteht aus einer nackten Felsbank und veranlaßt nach jedem heftigen Regen einen Wasserfall, da sie schroff abbricht. Hier wurde biwakirt; die Ygorroten bauten in kürzester Zeit eine Hütte und waren ausgelassen munter. Bei Tagesanbruch zeigte das Thermometer 13,9° R.

Der Weg zum Gipfel ist sehr beschwerlich wegen des schlüpfrigen Thonbodens und des zähen Pflanzengewirrs; die letzten 500 Fuß aber sind unerwartet bequem, denn die sehr steile Spitze ist mit einem überaus dichten Wuchs von blätterarmen, knorrigen, bemoosten Thibaubien, Rhododendron und anderm Krüppelholz bestanden, deren zahlreiche, starke Aeste in geringer Höhe über dem Boden und ihm parallel verlaufend ein enges, sicheres Gitterwerk bilden, auf dem man wie auf einer schwach geneigten Leiter emporsteigt. Die Spitze, die Dr. Jagor erreichte, ist der auf der Zeichnung sichtbare höchste Zacken der kufeisenförmigen Bergwand, welche die große Schlucht von Rungus im Norden begrenzt. Die Kuppe hat wohl kaum 50 Schritte Durchmesser und ist so dicht mit Bäumen besetzt, daß buchstäblich kein Raum zum Stehen vorhanden war. Die Ygorroten gingen aber, obgleich ihnen die Arbeit, einen Pfad durch den Wald zu schlagen, große Mühe verursacht hatte, sogleich ans Werk, fappten Aeste und bauten daraus auf den Wipfeln der abgehauenen Bäume eine Warte, von wo der Reisende eine weite Rundsicht und Gelegenheit zu Peilungen gehabt haben würde, wäre nicht Alles in dichten Nebel gehüllt gewesen. Nur auf Augenblicke erschienen die nächsten Bulcane, die Bucht von S. Miguel und einige Binnenseen. Gleich nach Sonnenuntergang zeigte das Thermometer 12½° R.



Ygorrotenmädchen vom Ylarog.

Auch am folgenden Morgen blieb es trübe, und als gegen 10 Uhr die Wolken immer dichter wurden, wurde der Rückweg angetreten. Der Besuch von Solfataren, die eine Tagereise entfernt lagen, wurde dadurch vereitelt, daß Jagor's Begleiter selbst noch am zweiten Rasttage so müde waren, daß sie zu keiner Unternehmung tauglich erschienen. Mit nacktem Kopf und Unterleib hockten sie sich in die glühende Sonne, um dem Körper die Wärme wieder zuzuführen, die er durch das Bivuak auf dem Gipfel verloren hatte; Wein aber mochten sie nicht trinken. Als Jagor sie endlich am nächsten Tage verließ, waren beide so gute Freunde geworden, daß man ihm ein gezähmtes Wildschwein zum Geschenk aufnöthigen wollte. Ein Trupp Männer und Frauen begleitete ihn, die sie die Dächer der ersten Niederlassung Maguiring schimmern sahen, worauf sie nach herzlichem Abschiede in ihre Wälder zurückkehrten.

Da sie, um nicht das Monopol der Hacienda zu beeinträchtigen, keine Kokospalmen zur Bereitung von Wein, Essig und Branntwein haben durften, so überreichten sie dem Reisenden eine Bittschrift, damit er ihnen diese Gunst erwirken möchte: sie hatte den besten Erfolg, da den Bittstellern doppelt so viel bewilligt wurde, als sie erbaten.

Digitized by Google

Ein Ausflug nach dem Pugetsund im Jahre 1872.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Olympia, die Hauptstadt des Territoriums Washington. — Ergauerneur Salomon und der Terminus. — Ebbe und Fluth im Pugetsund. — Gedrückte Zeiten in Olympia. — Ein unglücklicher Stiefelputzer. — Auf dem „Jehu“ nach Seattle. — Allgemeine Bemerkungen über das Pugetsund-Bassin. — Der General Stoker. — Romantische Fahrt auf dem Sund. — Steilacoom. — Die Narrows. — Point Defiance. — Die Commencement-Bai. — Herrliches Panorama. — Mount Rainier. — Tacoma. — Riesenwälder am Puyallop- und Nisqually-fluß. — Die Dampf-Sägemühlen am Sund. — Schiffsbau am Sund.

Die etwa 1500 Einwohner zählende Stadt Olympia ist der Regierungssitz des Territoriums Washington und macht, als der äußerste Inlandpunkt am Pugetsund, bis wohin Seeschiffe gelangen können, in erster Linie Anspruch darauf, der westliche Terminus der Northern-Pacific-Eisenbahn und zukünftiger Rival von San Francisco zu werden. Doch haben einige widerwärtige Umstände diese Hoffnungen der biederen Olympier zu künftiger Größe neuerdings bedeutend geschmälert. Verschiedene Eisenbahnmatadore und Capitalisten aus den östlichen Unionsstaaten, welche in letzter Zeit den Sund bereisten, haben Olympia fast gar nicht beachtet, andere mehr nördlich gelegene Punkte dagegen auf das Eingehendste untersucht. Zur selben Zeit mit mir machte eine Gesellschaft von Eisenbahnmagnaten eine geschäftliche Rundreise am Sund und hielt sich zum großen Aerger der Olympier in ihrer engen Mauern tragenden Stadt gar nicht auf. Dies war eine doppelte Zurücksetzung, da der frühere Gouverneur des Territoriums, mit Namen Salomon (ein Deutscher, aus der Stadt Schleswig gebürtig), in Olympia wohnte, und allgemein als ein Vertrauter der Eisenbahngesellschaft galt. Unser Landsmann, der sich von einigen Eisenbahnspeculanten hatte verleiten lassen, in der Nähe von Olympia Ländereien zu erwerben und auf den Terminus zu rechnen, hat bereits die schlimme Erfahrung gemacht, daß es schlecht angebracht ist, mit solchen Leuten Gemeinschaft zu halten, denn jene berücksichtigen ihn, seitdem sie ihm ihr Land verkauft haben, gar nicht mehr.

Den wichtigsten Grund, Olympia nicht zum westlichen Terminus der Northern-Pacific-Eisenbahn zu bestimmen, bildet eine die Schifffahrt hindernde vor der Stadt liegende Schlammbank, die, anderthalb englische Meilen breit, zur Zeit der Ebbe ganz von Wasser entblößt ist, so daß Dampfer und größere Fahrzeuge nur bei Hochwasser dort landen können. Ebbe und Fluth stellen sich dabei am Pugetsund außerordentlich unregelmäßig ein, und zwar täglich oft eine halbe bis dritthalb Stunden vor oder nach der regulären Zeit. An jedem Tage giebt es dort eine große und eine halbe Fluth, von denen erstere eine Höhe von 12 Fuß erreicht. Springfluthen, bei denen das Wasser bis zu 30 Fuß steigt, finden im Juni und December statt. Je näher an der Mündung des Sundes in die Straße von Fuca, um so viel regelmäßiger treten in ihm Ebbe und Fluth auf; aber am obern (südlichen) Ende, bei Olympia, ist fast gar kein Verlaß darauf. Hierzu kommt, daß die projectirten Hauptlinien der Northern-Pacific alle durch Pässe im Cascadengebirge führen, welche nördlich von Olympia gegen den Sund zu münden, die also ihren Terminus weiter unterhalb suchen werden.

Die Ungewißheit des „Terminus“ hat denn auch nicht verfehlt, auf Geschäfte aller Art in Olympia einen deprimirenden Einfluß auszuüben. Auf mich machte der Platz den Eindruck einer Minenstadt, in welcher die Zeiten spottschlecht sind. Jedermann schien einen Glücksfall zu erwarten, specultirte auf die Zukunft, und ließ die Gegenwart gehen, wie sie wollte. Die Stadt, gleichsteig das Hauptquartier der im Dienste der Territorialregierung stehenden Politiker und Bummler, war voll von Spielern und Tagedieben. Die Schenkstuben und Spielsocale lagen in langer Reihe an der Hauptstraße neben einander, nur hier und da von einem Austernsalon, in welchem die diminutiven Pugetsund-Bivalven servirt wurden, unterbrochen; aber die Kunden hatten meistens die Hände in den leeren Hosentaschen, und die Bankhalter von Kieno, Casino, Poker, Faro, Old Sledge ꝛc. klapperten umsonst mit ihren Gold- und Silbermünzen, um zum Spiel aufzumuntern und das „Geschäft“ lebhaft zu machen. Das Pacific-Hotel, wo ich Wohnung genommen, war ein trauriger Vertreter von seinem feinen Namen. Alles darin, von den Waschzeiten in dem düsteren Speisezimmer, in welchem die aufwartende Jobe wie lächelnde Einen Rippenstoß versetzte, als sie mich fragte, ob ich gestillten Magen oder schweinsköpfoten haben wolle, bis zu meinem Schlafgemach, mit der baumwollenen Staubdecke und dem knarrenden harten Nachtlager, war herzlich schlecht. Der rabenschwarze Stiefelputzer, dem es eine halbe Stunde Zeit nahm, meine Fußbedeckung in Sonntagspolitur zu kleiden, äußerte, als ich ihn zur Eile antrieb, die für Olympia bezeichnenden Worte: „No use to be in a hurry, master! This is a slow country!“

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß mein Stiefelverschönerer ein unglücklicher Mensch sei. Er vertraute mir an, daß er gern eine aus Manchester gebürtige Engländerin heirathen wollte, aber dazu im Territorium keine Erlaubniß erhalten könne, obschon sie ihn bereits mit zwei Kindern beschenkt. Die miserabeln Richter und Advocaten in Olympia hätten keine Idee davon, daß ein Neger auch ein Mensch sei und ein fühlendes Herz in der Brust trage!

Die Olympier sind stolz auf ihre Intelligenz und auf ihren Unternehmungsgeist. Als Beweis des letztern gelten eine Stiefelfabrik, zwei Seifensiedereien, ein Eisenwerk und eine Thüren- und Fensterrahmenfabrik, und erstere wird durch zwei tägliche und fünf Wochenzeitungen veranschaulicht. Keine Stadt der Welt soll im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl so viele Zeitungen aufzuweisen haben, wie die Hauptstadt des Territoriums Washington. Mit dem Inhalte derselben muß man es natürlicherweise nicht so genau nehmen, und sich im Allgemeinen mit Berichten über die Northern-Pacific-Eisenbahn, den prachtvollen Pugetsund und namentlich den „Terminus“ zufrieden stellen. Läßt nun allerdings das Gemeinwesen dieser Stadt Manches zu wünschen übrig, so ist es doch den biederen Olympiern nicht zu verargen, ein wenig stolz auf ihre sich eines classischen Namens erfreuende Heimath zu sein. Ein wahres Vergnügen gewährt es, Abends beim Sonnenuntergange auf der 2030 Fuß langen Brücke, welche in der Nähe des Ortes einen Arm des Sun-

Digitized by Google

des Überspanns, einen Spaziergang zu machen. Die weißen Segel der Fischerboote, hier und da ein indianisches Canoe oder vielleicht ein brausender Dampfer belebten die klare Fluth, welche von den herrlichsten grünen Waldungen eingerahmt ist, überragt von den Schneeriesen der Olympic Range, ein landschaftliches Bild, welches unter dem darüber ausgebreiteten Strahlenbuste der untergehenden Sonne wohl den Pinsel eines Hilbebrand zu bezaubern vermöchte!

Am Morgen des 5. Octobre begab ich mich an Bord des kleinen Hinterraddampfers „Zephyr", welcher mich nach dem 72 englische Meilen von Olympia entfernten Städtchen Seattle (sprich: Siattel) bringen sollte, der bedeutendsten Ortschaft am Pugetsund. Zum ersten Male fuhr ich hinaus auf diesen nirgends in der Welt ein-Seitenstück habenden Meeresein-schnitt: eine Verbindung von einer Menge von landumschlossenen Buchten und Canälen, welche sich von der Straße Juan de Fuca *) südwärts bis nach Budd's Inlet erstrecken, und eine Menge Inseln von verschiedener Größe einschließen. Einer von seinen Seitenarmen, Hood's (sprich: Hudd) Canal genannt, hat eine Breite von 2 bis 6 englischen Meilen und ist 90 Meilen lang. Das Hauptgewässer des Pugetsundes erstreckt sich in einer Länge von 120 englischen Meilen, seine gesammte Küstenlinie beträgt gegen 1600 Meilen und er bedeckt einen Flächenraum von circa 2000 englischen Quadratmeilen. Mit Ausnahme der Schlammbank vor Olympia existiren gar keine Untiefen im Sunde, nirgends wird er von Felsklippen gefährdet. Die größten Seeschiffe können auf diesen Gewässern nach allen Richtungen hin fahren, und finden allenthalben, nur 100 Fuß vom Ufer, in 20 bis 25 Faden den trefflichsten Ankergrund; es ist nichts Seltenes, daß ein Schiff mit dem Bug das Ufer berührt, während am Stern das Wasser eine Tiefe von 40 bis 60 Faden hat.

Die Umgebungen dieses merkwürdigen schmalen und vielverzweigten Meeresbeckens, von den Amerikanern bombastisch oft „The Mediterraneau of the Pacific" genannt, sind überall, bis weit in das Land hinein, riesige Waldungen. Das Wasser im Sund gefriert nie, Stürme sind auf ihm fast unbekannt. Das Klima seiner Uferländer ist in Berücksichtigung ihrer nördlichen Lage (47° bis 48°45' nördl. Br.) ein sehr mildes. Die Jahreszeiten theilen sich in die trockene und nasse, von denen letztere den Winter vertritt, obgleich es auch im Sommer an Regenschauern keineswegs fehlt. Die mittlere Temperatur des Sommers beträgt + 63, die der Wintermonate + 39 Grad Fahrenheit. Schnee fällt im Winter nie über 8 Zoll tief und schmilzt meistens in wenigen Stunden wieder vom Boden fort. Selten gewinnt das Eis eine Dicke, um einen Menschen tragen zu können. Der Durchschnittsbetrag des Regenfalls am Pugetsund-Bassin ist etwa 40 Zoll im Jahre, am Ocean dagegen bedeutend mehr; beim Cap Flattery an der Straße von Fuca z. B. bis 130 Zoll im Jahre. Der von Japan an diese Küste gelangende warme Meeresstrom ist die Hauptursache jener milden und feuchten Witterungsverhältnisse im westlichen Theile des Territoriums Washington.

Daß der Pugetsund trotz seiner großen natürlichen Vorzüge bis jetzt nur eine mittelmäßige commercielle Bedeutung erlangt hat, daran trägt vor Allem die geringe volkswirthschaftliche Entwickelung des Territoriums Washington die Schuld, dessen Producte fast nur in Bauholz bestehen; es ist dies ein Handelszweig, der, wie bedeutend er auch sein mag, allein den Fortschritt eines Landes nur langsam fördert. Zum Ackerbau eignen sich nur die schmalen Flußthäler und einige Niederungen, und selbst dort, wo der Boden productiv ist, müssen, ehe an den Anbau desselben gedacht werden kann, erst die ihn dicht bedeckenden Riesenbäume entfernt werden. Es ist dies eine Aufgabe, der sich nur wenige Ansiedler unterziehen mögen, weil es dabei dem Farmer fast ein Menschenalter nimmt, ehe er die Früchte seines Fleißes ernten kann. Dazu kommt, daß im Innern des Landes fast gar keine Verbindungswege existiren, welche den Namen einer Straße verdienen. Eine alte von der Regierung der Vereinigten Staaten durch die Urwälder angelegte Militärstraße, von der Mündung des Cowlitz nach der Bellingham-bai und den britischen Besitzungen führend, ist in schrecklichem Zustande und dermaßen in Verfall gerathen, daß sie für Fuhrwerke gegenwärtig zum größten Theil unpassirbar ist. Der Verkehr findet deshalb auch fast ausschließlich auf den Gewässern des Pugetsundes statt, und beschränkt sich auf dessen nächste Umgebung. Wer weiter ins Land hinein will, muß auf einem indianischen Saumpfade durchzukommen suchen, und mag von Glück sagen, wenn er zu Pferde reisen kann. Noch manches Custrum wird darüber hingehen, bis die das ganze Land bedeckenden Urwälder gelichtet sind und Verkehrswege daselbst entstehen, denn dazu gehören vor Allem Bewohner, die bislang im Territorium Washington noch sehr spärlich gesäet sind. Auf einem Flächenraume von 69,994 Quadratmeilen leben dort kaum 30,000 Menschen.

Es war ein nebliger Morgen, an welchem unser Hinterraddampfer, der „Zephyr", über die Gewässer des Sundes seinen Weg nordwärts nahm; ein fataler Wetter, da es jegliche Aussicht auf die Ufer versperrte. Die Passagiere, der Passagiere wandte sich deshalb vorläufig unserm mit einer Geschwindigkeit von 14 englischen Meilen die Stunde fahrenden Schiffe zu. Amüsant war es, daß Niemand von meinen Mitreisenden die Bedeutung des Namens Zephyr wußte. „Who was he? — Is he a General?" — hörte ich öfters fragen. Von den Amerikanern wurde das Wort wie Seffer ausgesprochen. Viele derselben vermutheten in dem fremdländischen Namen ein indianisches Wort. Ich bemerkte gesprächsweise, daß das Schiff vielleicht nach dem alten baierischen Admiral Söffer benannt sei, welche Erklärung mit stummem Ernste als wahrscheinlich die richtige entgegenenommen wurde. Meine gesellschaftliche Stellung ward in Folge dieses, bedeutende geschichtliche Kenntnisse zeigenden Ausspruchs sehr gehoben. Dazu kam, daß man mich, weil ich oft Fragen über den Sund stellte und Notizen niederschrieb, auch mich nach den Landpreisen erkundigte, und nachlässig hingeworfene Fragen über den etwaigen Terminus machte, für einen reichen Landspeculanten hielt, an dem vielleicht ein ehrlicher Dollar zu verdienen sei. Auch mein schwerer Koffer wurde vielfach mit Neugier betrachtet, und die Frage, was wohl der Inhalt desselben sein könnte, heimlich erörtert. Genug, ich war, ehe ich wußte wie, eine bedeutende Persönlichkeit auf dem Schiffe geworden, und wurde allerseits mit vorzüglicher Aufmerksamkeit behandelt.

Nachdem wir etwa eine Stunde unterwegs gewesen waren, zertheilte sich der Nebel und gestattete eine freie Aussicht auf die Ufer des Pugetsundes. Rechts und links verzweigten sich oft Buchten, Einschnitte und Canäle, welche hier und da grüne Waldinseln umschlossen. Der auf beiden Seiten mit prächtigen sich in seiner klaren Fluth abspiegelnden Wäldern eingefaßte Sund war mehr einem Flusse als einer Bai ähnlich; dann wieder erweiterte er sich und wurde

*) Die Straße Juan de Fuca wurde von dem griechischen Seefahrer gleichen Namens im Jahre 1592 entdeckt, als dieser, vom mexicanischen Hafen San Blas an der Küste nordwärts hinaufsegelnd, die Westeinfahrt zwischen den Stillen und Atlantischen Meere suchte. Gerade zweihundert Jahre später erforschte auf einer ähnlichen Entdeckungsreise der englische Seecapitän Vancouver zuerst den Pugetsund und gab dessen Inseln, Buchten Vorgebirgen ꝛc. die Namen, welche sie heute noch führen. K.

Digitized by Google

breit wie ein Meeresarm. Um 10 Uhr Vormittags landeten wir bei der 24 englische Meilen von Olympia entfernten kleinen Ortschaft Steilacoom (sprich: Stillakum), welche sich romantisch zwischen den grünen Bäumen an einer breiten Bai eingenistet hatte. Der Handel dieses Platzes, früher einer der bedeutendsten am Sund, ist in letzter Zeit durch das Emporblühen von Seattle sehr geschmälert worden. Die jetzt kaum 500 Köpfe zählende Bevölkerung von Steilacoom blickt jedoch mit hoffnungsvollen Augen in die Zukunft und sieht in ruhiger Weise von der Hoffnung des „Terminus", der ihre Heimath ohne Frage zu einer großen Handelsstadt machen wird. „Wer zuletzt lacht, der lacht am besten!" — ist das Motto der biederen Steilacoomer, den aufgeblasenen Seattlern gegenüber. Die jetzt als Schafsweide dienende hinter der Stadt liegende Prairie wird sicherlich einst mit prächtigen Häuserreihen bebaut werden, und wo jetzt das idyllische Blöken der Hammel ertönt, wird das Getümmel eines Steilacoomschen Broadway erschallen! Bis der Terminus die gute Zeit hierher bringen wird, begnügt sich Steilacoom mit dem Irrenhause und dem Zuchthause des Territoriums, welche gemeinnützige Anstalten daselbst gegenwärtig für den Fremden die vornehmsten Anziehungspunkte bilden. In Steilacoom, wo wir eine halbe Stunde verweilten, lud unser Dampfer eine beträchtliche Anzahl von Hopfenballen ein, ein Handelsartikel, der am Sund von Bedeutung zu werden verspricht. Unter den an auf dem Schiffe beschäftigten Handlangern befand sich ein Indianer, in seiner Matrosenkleidung eine auffallende Erscheinung, welcher gut englisch sprach und sich fleißig und gelehrig anstellte.

Bei hellem Sonnenscheine dampften wir weiter, durch den 15 Miles breiten „North Bend" hinfahrend, mit pittoresker Aussicht auf die sich linker Hand über die waldigen Ufer emporthebende theilweise mit Schnee bedeckte gezackte Bergkette der Olympic Range, deren höchster Gipfel, welcher den classischen Namen Mount Olympus führt, eine Höhe von 8100 Fuß hat. Dann verengte sich das Gewässer und wir durchfuhren, sechs Miles unterhalb Steilacoom, die kaum eine englische Meile breiten „Narrows", wo der Sund einem Flusse zum Verwechseln ähnlich sah. Die Strömung ist hier, namentlich zur Zeit der Ebbe und Fluth sich die ganze Wassermasse vom Sund hindurchdrängen muß, sehr heftig und hat eine Geschwindigkeit von 6 Meilen die Stunde. Die bis soweit niedrigen Ufer gewannen nun ein schroffes Ansehen, und Sandsteinabhänge, deren Gipfel dicht bewaldet waren, begrenzten die klare Fluth. Besonders fand dies bei dem 10 Miles unterhalb Steilacoom rechter Hand liegenden Vorgebirge „Point Defiance" statt, es soll die Absicht der Regierung der Vereinigten Staaten sein, an diesem Punkte Befestigungswerke zu errichten. Keine Flotte wäre im Stande, diesen natürlichen Paß, wenn er von starken Batterien geschützt wird, zu forciren. Schräg gegenüber jenem Vorgebirge liegt eine Bucht mit schmalem Eingange (Gigg Harbor), in welcher 500 Seeschiffe den trefflichsten Ankergrund fänden. Von der Natur scheint dieser Punkt gleichsam für einen Kriegshafen angelegt zu sein.

Nachdem unser kleiner Dampfer unter den steil aufthrebenden Felsmassen von Point Defiance wie ein Canoe unter einer Festungsmauer herumgefahren war, gelangten wir wieder in offenes Fahrwasser und schifften rechts um ein waldbedecktes Vorland in die breite „Commencementbai", nach einem in dieselbe mündenden Flusse auch die Bai von Puyallop genannt. Wir fuhren hier direct nach Osten und hatten, als wir in die 4 bis 6 Miles breite und 15 Miles lange Bucht einliefen, gerade vor uns eine überaus prächtige Aussicht auf die dunkelblaue Bergreihe der Cascade Range, mit dem sie gewaltig überragenden Schneekoloß Mount Rainier (sprich: Rähnieh). Ich erinnere mich nicht, ein überraschenderes Bild als dieses auf allen meinen Reisen gesehen zu haben. Die Luft war so rein, daß der 60 englische Meilen entfernte 12,360 Fuß hohe, ganz mit blendend weißem Schnee bedeckte Bergkoloß so nahe schien, als stünde er dicht hinter dem das Ufer der Bai begrenzenden Höhenzuge. Gleichsam am Fuße des Bergriesen lag an einer von bewaldeten Hügeln reizend umrahmten Landzunge das Städtchen Tacoma, dessen neue Gebäude und der weiß aufwallende Dampf einer daselbst sich in voller Thätigkeit befindenden großen Sägemühle das Panorama romantisch belebten. Ein tiefblauer, sonnenklarer Himmel, der das grandiose Landschaftsgemälde überwölbte, trug nicht wenig dazu bei, dasselbe plastisch schön zu machen. Der Mount Rainier macht, vom Pugetsund gesehen, wie der Mount Hood vom Columbia, nicht wegen seiner absoluten Erhebung (der über dem Meere), sondern wegen seiner bedeutenden relativen oder, deutlicher gesprochen, scheinbaren Höhe einen so mächtigen Eindruck auf den Beschauer. Mehr als 7000 Fuß von der schneebedeckten Gebirgsmasse erfaßt hier das Auge auf einmal. Jene isolirt über einer unwirthen Waldlandschaft emporragenden Schneekolosse machen einen packenden Eindruck auf den Reisenden. Hier erreichte die Bergkette der Cascades eben die Schneelinie (in dieser Breite auf 5175 Fuß hoch geschätzt), und Rainier hob auf ihrem bläulichen Grat wie ein ungeheurer Silberdom, zu seinen Füßen die prachtvollsten dunkelgrünen Wälder. Mount Rainier zeigte sich mir auf dieser Reise in vielfach veränderter Gestalt. Vom Columbia aus sah ich ihn als niedrigen, unsichönen Doppelgipfel, zwischen Kalama und Olympia, je weiter nach Norden, als immer schöner geformten, enger zusammentretenden Zwillingsberg, bis er sich, vom Puget-Sund aus gesehen, als gewaltiger Einzelgipfel am prächtigsten aufbaute.

Bei Tacoma, wo wir kurze Zeit verweilten, lag ein englisches Vollschiff dicht unterhalb einer großen Dampfsägemühle hart am Strande und lud Bauholz ein. Ein Theil vom Stern der Fahrzeuge war geöffnet worden und die prächtigen Balken, Bohlen und Bretter glitten, frisch geschnitten von den schnarrenden Kreissägen, in den Schiffsraum. Gewaltige Haufen von Bauholz aller Art lagen am Ufer, Arbeiter waren beschäftigt, Bretter aufzustapeln, und das Ganze gab ein äußerst anziehendes und bewegtes Bild. Tacoma mit seinen etwa anderthalbhundert Einwohnern ist selbstverständlich auch ein Candidat für den „Terminus"; aber die Zukunft des Ortes ist mehr durch den Handel mit Bauholz (lumber) gesichert, wozu die Waldungen in seiner Nähe das Rohmaterial in unerschöpflicher Fülle liefern. Am Puyallopflusse, der vom Mount Rainier herabkommt und nicht weit von Tacoma in die Commencementbai mündet, befinden sich riesige Nadelholzforste. Dort und an der Mündung des 15 Miles oberhalb Steilacoom in den Sund fallenden, gleichfalls am Rainier entspringenden Nisqualluaflusses, ist mit der größte Waldstand im Territorium Washington. Die von 200 bis über 300 Fuß hohen und 4 bis 10 Fuß im Durchmesser habenden herzengerade aufstrebenden Bäume (meistens Oregon Cedar und Fir) stehen dort so dicht bei einander, daß oft kaum Platz zum Schwingen einer Axt zwischen den Stämmen sein soll. Man hat berechnet, daß die in jenen Wäldern auf einem Acker wachsenden Bäume, wenn umgeschlagen, den Boden 15 Fuß hoch bedecken würden.

Der Verkauf von Bauholz ist, wie schon öfters erwähnt wurde, die Haupterwerbsquelle für die Bewohner von dem an den Pugetsund grenzenden Landstriche. Die Bäume,

Digitized by Google

welche meistens zum Schneiden in den vielen Dampfsägemühlen verwandt werden, sind Fir und Pine (Kiefern und Fichten), und zwar von Weiß-, Gelb- und Rothholz, unter denen letztgenannten in vorwiegender Menge da ist. Die Schwarz- und Rothfichten werden meistens zu „Lumber" und Schiffsbauholz benutzt. Das Holz dieser Bäume ist großfaserig, aber ganz frei von Knoten, und giebt ein vortreffliches Baumaterial. Eine ganz unglaubliche Menge von Brettern ꝛc., 60 bis 90 Fuß lang und ohne einen Knoten darin, läßt sich aus einem dieser Riesenbäume schneiden. Einzelne derselben sollen z. B. mehr „Lumber" enthalten als sämmtliche Fichten, die auf fünf Aekern Waldland in Michigan wachsen, und dann noch genug Holz für Fenzriegel haben, um eine ganz respectable Farm damit einfenzen zu können.

Bäume, 10 Fuß im Durchmesser und 250 Fuß hoch, schnurgerade und durchweg mit gesundem Holze, sind im Territorium Washington etwas ganz Gewöhnliches. Die gewaltige Dicke dieser Bäume, deren unterer Stamm bis zu einer Höhe von 50 bis 100 Fuß gar keine Zweige hat, macht es nothwendig, daß dieselben durch doppelte, über einander laufende Kreissägen geschnitten werden. Im Allgemeinen ziehen die Besitzer der Sägemühlen aber mittelgroße Stämme denen jener Riesenbäume vor, welche sich gar zu schwer handhaben lassen. Am Pugetsund befinden sich gegenwärtig 40 Dampfsägemühlen, die täglich 650,000 Fuß „Lumber" schneiden können. Zwölf darunter sind im Stande, täglich 25,000 Fuß „Lumber" auszusägen. Die größte, ein Capital von zwei Millionen Dollars beschäftigende Dampfsägemühle ist in Port Gamble, an dem 28 Miles von Port Townsend liegenden Hood's Canal, 6 Miles oberhalb seiner Mündung in den Sund, deren sage 35 Kreissägen täglich 100,000 Fuß „Lumber" zu schneiden vermögen. Selbstverständlich sind nie alle Kreissägen auf ein Mal im Gebrauch, auch wird in allen Sägemühlen die Arbeit des Holzschneidens an manchen Tagen ganz eingestellt. Der Exportpreis für „Lumber" beträgt in den Sägemühlen 9 bis 12 Dollars per 1000 Fuß. In Seattle bringt das beste Bauholz für einheimischen Gebrauch 15 Dollars pro 1000. Die Gesammtproduction von „Lumber" am Pugetsund wird auf jährlich 250 Millionen Fuß geschätzt, welche einen Werth von drittehalb Millionen Dollars hat. Das meiste nach auswärtigen Plätzen verschiffte Bauholz geht nach San Francisco, den Sandwichinseln, Südamerika, China und Australien.

Von den im Pugetsund-Bassin wachsenden Bäumen ist die gelbe Kiefer (yellow fir), welche eine Höhe von 300 Fuß erreicht, wegen ihres elastischen Holzes für das Herstellen von Masten und Raaen, die, oft in einer Länge von 150 Fuß, nach allen Hauptschiffsbauwerften der Welt versandt werden, besonders geeignet. Die von den Sägemühlen als Rohmaterial gebrauchten Stämme werden durch Schleppdampfer, von denen jede der größeren „Lumber"-Gesellschaften einen oder mehrere besitzt, nicht selten aus entlegenen Waldungen am Sund nach ihrem Bestimmungsorte gebracht. Nirgends in der Welt sah ich eine solche Menge von miserablen kleinen Dampfbooten als im Pugetsunde, die aber ihrem Zwecke vollständig entsprechen. Daß dieses Land durch seinen unermeßlichen Reichthum an Nutzwäldern bestimmt ist, auch im Schiffsbau eine bedeutende Rolle zu spielen, scheint nur eine Frage der Zeit, denn hier befinden sich das vorzüglichste Rohmaterial und ein unübertrefflicher Hafen bei einander. Sobald sich die amerikanische Rhederei, welche noch immer sehr im Argen liegt, von der sie betroffenen Lethargie des letzten Decenniums einigermaßen erholt hat, werden gewiß auch am Pugetsund Schiffswerften in Menge entstehen. Im vergangenen Jahre wurden neun Schiffe am Sund gebaut, ein allerdings sehr bescheidener Beginn! Die Zahl der Schiffe, welche zur Zeit im Territorium Washington Eigenthümer haben, beträgt achtzig, mit einem Tonnengehalte von 20,505$^{59}/_{100}$. Dazu kommen 22 Dampfschiffe mit einem Gehalte von 2019$^{59}/_{100}$ Tonnen.

N. M. Prschewalski's Reise in der südlichen Mongolei 1871.

Diese Reise ist eine der bedeutendsten Leistungen in Innerasien, welche wir in der neuesten Zeit zu verzeichnen haben. Sie führte im Jahre 1871 durch ein Gebiet, das bisher nur durch die französischen Missionäre Huc und Gabet bekannt wurde. Diese beiden trefflichen Leute hatten aber Missionsabsichten, sie schilderten die Menschen, ließen uns aber über die geographische wie naturwissenschaftliche Gestaltung des bereisten Landes im Unklaren. Daß der russische Naturforscher hier mit ganz anderen Augen beobachtet, liegt auf der Hand; er kam nicht so weit wie die beiden Lazaristen, obgleich auch er sich Tibet als Reiseziel vorgesteckt hatte, brachte aber ungleich werthvollere Nachrichten von den Ländern am mittlern Laufe des Hoang-ho oder Gelben Flusses mit heim. Prschewalski's Bericht steht in der Izwestija der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft Bd. VIII, Heft 5 (Petersburg 1872); wir benutzen hier den englischen Auszug von Robert Mitchell in Our Ocean highways, November 1872.

Am 15. Mai 1871 verließ Prschewalski, von Pyltsow und zwei Kosacken begleitet, Kalgan an der großen Mauer, etwa 25 Meilen nordwestlich von Peking, mit der Absicht, sofort bis zum Kokonor (See) vorzudringen. Der Weg führte durch die südöstliche Mongolei, 75 Werst nördlich von der Stadt Kuku-hoto vorüber und durch die Länder der Tschar-, Urot-, Ordos- und Alaschan-Stämme. In dem chinesischen Dorfe Si-inza fanden die Russen drei katholische Priester von der belgischen Mission, welche darüber klagten, daß es wegen des großen Einflusses der Lamas auf die Mongolen hier nur sehr schwierig sei, das Christenthum zu verbreiten. Si-inza wurde als der vorgeschobenste Posten der Civilisation bezeichnet, doch giebt es noch vier Missionsstationen in der Mongolei, nämlich zu Si-banza, etwa 44 Werst nordöstlich von Kalgan, eine in der Umgebung von Schefe, eine dritte nördlich von Nutschjuan und die vierte beim „schwarzen Wasser", bei Hetschut in Huc's und Gabet's Reisen, von wo aus diese beiden ihre Reise nach Tibet antraten. In Si-inza sah Prschewalski Sambatschimbo, den Dschiahaur, der in seiner Jugend Huc und Gabet begleitet hatte; er war jetzt 56 Jahre alt, erinnerte sich noch recht gut aller Einzelnheiten, die ihm auf seiner großen Reise begegnet waren, weigerte sich aber mit den Russen zu gehen, da er für derartige Unternehmungen jetzt zu alt sei.

Prschewalski blieb drei Tage in Si-inza und ging dann direct zu den Iu-schan-Bergen, welche das linke Ufer des

Digitized by Google

„Gelben Flusses" (Hoang-ho) einstimmen. Abseits der Straße nach Kiachta ändert sich der Charakter des Landes sofort; die Berge sind höher und der Boden ist ärmer, sandig. Noch weiter nach Westen hin wird das Land noch gebirgiger, an die Stelle der Wiesen treten Steppen in den oft weit ausgedehnten Thälern. In diesen Gegenden findet man nirgends Vertiefelung; viele Meilen weit fehlt alles Wasser und nur Furchen im Sand oder Kies zeigen an, wo wenige Stunden lang nach einem heftigen Regenguße Wasser floß. Die eingeborenen Mongolen und ihre Herden sind von dem Wasser abhängig, welches sie in Brunnen ergraben. Sie sind hier ziemlich zahlreich, doch sind die Chinesen noch stärker vertreten; die letzteren haben alles culturfähige Land in den Thälern in Besitz genommen und treiben die Mongolen mehr und mehr in die Steppen der Gobi zurück. Die höchsten Gebirge, welche über diesem Lande sich erheben, heißen Scharakaba und Sumakaba. Die absolute Höhe der Basis des Sumakaba fand Pschewalski zu 1690 Meter. Die Scenerie dieser Gebirge ist wild, im letztgenannten entdeckte Pschewalski das wilde Ammonsschaf (Ovis Argali) in Herden bis zu 15 Stück. Im ganzen Monate Mai herrschten kalte Nordwestwinde, Morgens Fröste und noch am 5. und 6. Juni (neuen Stils) schneite es. Doch war die Hitze zuweilen sehr stark, so daß die Reisenden daran erinnert wurden, daß sie sich unter 41° nördl. Br. befanden. Obgleich der Himmel in dieser Jahreszeit sehr wolkig war, regnete es doch selten, so daß die Vegetation sehr zurück war. Die Chinesen pflegen ihre Felder nicht vor Juni zu bestellen.

Die Inschanktte wurde Ende Juni erreicht. Diese Gebirge fallen plötzlich zum Gelben Flusse hin ab, den sie einrahmen, etwa 150 Werst von Kuku-Koto entfernt. Die westliche Ende dieser Gebirge wird von den Mongolen Muni-ula, von den Chinesen Uliasan genannt. Die größte absolute Höhe in der Muni-ula-Kette ist 2225 Meter; die Hauptachse geht gerade durch das Centrum der Kette, welche etwa 15 Werst breit ist und am nördlichen wie südlichen Abhange steil abfällt. Diese Kette ist von entschiedenen alpinem Charakter; ihre Thäler sind sehr schwer zugänglich und nur Esel oder Maulesel vermögen die engen Bergpfade zu passiren. Nördlicher wie südlicher Abhang sind mit Buschwerk besetzt, unter dem ein Corylus und eine Rota am häufigsten sind. Der Wald beginnt in einer Höhe von 1600 Meter und zieht sich dicht über die Hauptachse der Kette hin, welche sich bei allen Gebirgen der südöstlichen Mongolei durch ihre Vegetation, die Quellen und kleinen Bergströme auszeichnet. Wie in den übrigen Gebirgen der südlichen Mongolei gedeiht der Wald namentlich am Nordabhange; der südlichere ist fast ganz kahl. Ist nun auch bei der Muni-ula-Kette der Wald häufiger auf dem Süd- als dem Nordabhange, so ist er doch auf letzterem weit dichter. Gleich über der Waldzone dehnen sich Alpenmatten aus.

Die Inschanberge und der Hoang-ho, welchen letztern sammt dem Ordosland man vom Muni-ula prächtig übersehen kann, bilden eine ganz bestimmte Grenze in der Verbreitung der Säugethiere und Vögel. Von den ersteren kommen hier vor Pfeifhasen (Lagomys ogotona), eine Hirschart (Cervus pygargus), ein Spermophilus (Zisel) und eine Mustiope, welche in Ordos und im Aliaschan vorkommen. Südlich am Inschan und der nördlichen Biegung des Hoang-ho werden Haliaëtos albicilla, der Schwarzspecht und Melanocorypha mongolica nicht mehr gesehen, aber südlich von dieser natürlichen Grenze, in Ordos und dem Aliaschan, findet man zum ersten Male Haliaëtos Macei, Hybsibates himantopus, Glareola pratincola und Arten von Kernbeißer, Meise, Rabe, Steinschmätzer, Crossopotilon, Ruticilla sowie Columba sinensis.

Von diesen interessanten Inschanbergen brach Pschewalski nach der Stadt Bautu auf, die 7 Werst entfernt vom linken Ufer des Hoang-ho liegt, und 44 Werst westlich von der Stadt Tschagan-tsaen. Bautu wird von vier Mauern umschlossen, deren jede 1½ Werst lang ist; sie ist sehr bevölkert, recht schmutzig und unterhält mit der Mongolei lebhaften Handel. Hier wurden die Russen von den Chinesen gequält und wie wilde Thiere behandelt; man ließ ihnen von früh bis zum Abend keine Ruhe, lachte sie aus, zupfte sie, brach sie, und als die Behörden eine Wache vor das Haus der Reisenden stellten, wurde die Sache noch ärger, denn die Soldaten ließen nun die Fremden für Geld sehen. Pschewalski bemerkt, daß die Chinesen sich sehr ungastlich, unfreundlich, ja selbst feindselig benahmen und ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg legten, damit er ihr Land nicht durchreisen sollte. Oft weigerten sie sich, ihm Nahrungsmittel zu verkaufen, so daß er diese mit der Flinte in der Hand erzwingen mußte; an mehr als einem Orte hetzte man Hunde auf sie, und gewöhnlich schlug man es ab, ihnen den Weg zu zeigen. Nur ihren Revolvern und Flinten, vor denen die Chinesen großen Respect hatten, verdankten es die Russen, daß sie überhaupt vorwärts kamen. Die Mongolen dagegen waren in jeder Beziehung besser, doch bemerkt Pschewalski, daß es ganz unmöglich sei, in ihr Land vorzudringen, wenn man nicht von ihnen ganz unabhängig sei, seine eigenen Kameele, Pferde und Diener besitze.

Der Hoang-ho wurde gegenüber der Stadt Bautu in derselben Weise überschritten, wie Huc es beschreibt; der Lohn des Fuhrmannes betrug 5 Rubel. Die Breite des Flusses schätzt Pschewalski auf 200 Faden, doch konnte eine genaue Messung nicht vorgenommen werden, da der Chinese alle Schritte der Russen überwachte und sie an Messungen verhinderte.

Der Hoang-ho wurde gegenüber der Stadt Bautu in derselben Weise überschritten, wie Huc es beschreibt; der Lohn des Fuhrmannes betrug 5 Rubel. Die Breite des Flusses schätzt Pschewalski auf 200 Faden, doch konnte eine genaue Messung nicht vorgenommen werden, da der Chinese alle Schritte der Russen überwachte und sie an Messungen verhinderte.

Nachdem man sich jehn Tage am Tsai-be-min-Nor (-See), 45 Werst westlich vom Uebergangspunkte über den Hoang-ho, aufgehalten, ging Pschewalski, welcher die kürzere von Huc und anderen Missionären durch Ordos eingeschlagene Route vermied, den Weg entlang den Ufern des Hoang-ho nach Dyn-yhn (oder Tchagan-Subar-Khon), 434 Werst von Bautu. Dieser Weg bot bessere Gelegenheit zu botanischen und zoologischen Studien, auch war es einer der Zwecke Pschewalski's, die Abzweigungen des Hoang-ho an der Stelle seiner Biegung nach Norden zu bestimmen. Als er an diesem Punkte ankam, fand er, daß die Berichtigungen des Flusses keineswegs der Art sind, wie sie auf unseren gegenwärtigen Karten dargestellt werden, und daß der Fluß auch hier seinen Lauf geändert hatte. Der Fluß läuft mit einer Geschwindigkeit von 90 Meter in der Minute, meist durch Wiesenland und ist sehr schlammig. In seinem ganzen mittlern Laufe hat er eine gleichmäßige Breite von 200 bis 203 Faden; er ist tief, schiffbar und besitzt nirgends eine Furt.

Vom Meridian des westlichen Endes der Muni-ula-Kette, etwa 44 Werst westlich von Bautu, sendet der Hoang-ho nach rechts und links zwei Aeste, jeder zwischen 25 und 40 Faden breit; aber sie vereinigen sich bald wieder mit dem Hauptstrom. Der größere Zweig des Flusses ist der Bago-Khatun, der am südlichen Ufer sich ablöst und nach Osten fließt; hierher Nebenarm hatte Pschewalski zu kreuzen, als er in das Ordosland vordrang. Da der Fluß seinen Lauf geändert hat, so zweigen sich jetzt keine Arme vom rechten Ufer an der nördlichen Biegung des Hoang-ho ab. Das Land des Ordos hatte viel von den Tunganen-Rebellen zu leiden, welche 1869 durch dasselbe hindurchstürmten; die meisten Mongolen ließen damals ihr Vieh im Stiche und flüchteten in Sicherheit. Das Land

Digitized by Google

wurde verwüstet und das Vieh schwärmt jetzt im halbwilden Zustande umher.

Ein Sandgürtel, Kusugtschi oder „Krogen" genannt, zieht sich, 23 Werst vom rechten Ufer parallel mit dem Laufe des Hoang-ho hin; er umgiebt im Bogen auf eine Strecke von 350 Werst von Bautu an den Fluß; dieser Sand kreuzt später den Hoang-ho und überzieht das ganze Alaschan-Land. Der Sandgürtel hat eine Breite von 15 bis 80 Werst und zeigt einen höchst traurigen Anblick; die Hügel von 12 bis 30 Meter Höhe lassen ihn gleich einer wogenden See erscheinen; keine Spur von Leben ist hier sichtbar, einige Eidechsen ausgenommen. Die Mongolen erzählen sich viele Legenden von ihm; so sagen sie, er sei der Schauplatz der Großthaten Gaser-Chans und Dschingis-Chans gewesen, die in ihren Kriegen mit den Chinesen hier viele Menschen tödteten. Die Leiber der Erschlagenen wurden aber nach Gottes Willen durch die Wüstenwinde mit Sand bedeckt. Noch jetzt soll der Wind dann und wann silberne Gefäße bloßlegen, wer sie aber wegnimmt, der ist des Todes. Prschewalski entdeckte eine Oase in der Sandwüste, in welcher er eine neue Antilopenvarietät sah, welche die Mongolen Kara-sult nennen und die sehr der Gazelle gleicht. Dieses Thier hat, wie der Name andeutet, einen schwarzen Schwanz. Das Innere von Ordos ist sehr öde; die Eingeborenen nennen es Boro-tochai: graue (nicht grüne) Wiesen. Die absolute Höhe des Hoang-ho-Thales beträgt in dem von Prschewalski bereisten Theile von 1012 Meter bei Bautu bis 1054 Meter an einem Punkte 27 Werst westlich von der Stadt Dyn-ihn. Bei dieser letzt genannten Stadt (auch Tschagan-Ambar-Khan gehörig) überschritt die Reisenden abermals den Gelben Fluß; sie wurden von einem chinesischen Mandarinen übergesetzt, welcher sich weigerte, ihnen Pässe zu geben, wenn er nicht zuvor ein Geschenk empfangen hätte.

Alaschan, oder das Trans-Ordos-Land, oder vielmehr dessen nördlicher 200 Werst breiter Theil, welchen Prschewalski besuchte, wird im Südosten von der Alaschan-Kette und im Nordwest von einem Ausläufer der Berge, welche das linke Ufer des Hoang-ho einfassen, begrenzt. Das Innere ist eine weite Wüste, baar jeglichen pflanzlichen oder thierischen Lebens. Nach einer zwölftägigen Reise kamen die Russen nach der Stadt Dyn-juan-in oder Wei-schin-yu, die im Chinesischen den dritten Rang-Grad führt. Dieser Ort liegt nach den Karten in der Provinz Kansu, während er in der That innerhalb der Grenzen des Alaschanlandes liegt; hier residirt der regierende Landesfürst oder Wan. Diese Stadt war vor drei Jahren (1869) fast ganz von den Tunganen verbrannt worden; nur die Citadelle, welche jene nicht mit Sturm nehmen konnten, blieb verschont. Hier wurde Prschewalski zum ersten Male freundlich willkommen geheißen; der Wan erwies ihm alle mögliche Aufmerksamkeit, und obgleich man ihn überwachte, so geschah dies doch nicht in heimlicher Weise. Der Wan war sehr neugierig, Einiges über das sociale und politische Leben Europas zu erfahren. Die Mongolen bezeigten stets vor dem Namen Rußlands große Ehrfurcht, und dasselbe that der Wan. Sprach er von den Engländern oder Franzosen, so sagte er stets die „russischen Engländer" oder „russischen Franzosen", und er fragte, ob es mit Bewilligung des Tsagan-Chan, des weißen Zars, geschehen sei, daß die Engländer und Franzosen Krieg gegen China geführt hätten.

Die Alaschanberge sind 20 Werst von Dyn-juan-in entfernt; sie erheben sich unmittelbar am Ufer des Hoang-ho, 90 Werst südlich von Dyn-ihn, und erstrecken sich von Nordnordost nach Südsüdwest entlang dem Gelben Fluß, sich allmälig von ihm entfernend, bis sie 100 Werst abstehen. Die Länge der ganzen Kette soll, den Mongolen zufolge, 200 bis 250 Werst betragen. Es ward Prschewalski nicht gestattet, in den Centraltheil der Berge einzudringen, wo aus Furcht vor einem Tunganeneinfall die Schätze des Wan verborgen sein sollten. Die größten Höhen liegen in diesem Thale, im südlichen Theile ist der Bajantsumbur der höchste Berg, dessen absolute Höhe Prschewalski zu 3520 Meter bestimmte. Dyn-juan-in liegt 1470 Meter über dem Meere; die relative Höhe des Berges ist 1770 Meter über dem Thale des Alaschan. Die centralen Theile des Alaschan sind jedoch noch 300 bis 450 Meter höher als der genannte Berg, so daß Schnee den ganzen Sommer in den Schluchten liegen bleibt, welche den Sonnenstrahlen nicht zugänglich sind. Nach Aussage der Eingeborenen fällt dort oben Schnee, wenn es unten regnet. Die Wälder des Alaschan, die in 2370 Meter Höhe beginnen und bis zu 2700 Meter aufwärts reichen, bestehen aus Fichten und Espen und sind reich an Thieren. Eine Abart unserer Edelhirsche und das Moschusthier, ein wildes Schaf, Kutu-jama oder blaue Ziege von den Mongolen genannt, kommen vor. Der bemerkenswertheste Vogel dieser Bergwälder ist der gehörte Fasan (Crossoptilon sp.?) oder Karatala (Schwarzhuhn) genannt, von welchem Geschlecht bisher nur zwei Arten bekannt wurden, eine von Pallas beschriebene und eine von Hodgson im Himalaya gefundene.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalte sah Prschewalski sich leider genöthigt, nach Peking zurückzukehren und seine Absicht, nach dem Kuku-nor (-See) vorzudringen, aufzugeben, da seine Mittel erschöpft waren und die beiden Kosaken sich als faule, unzuverlässige Diener erwiesen. Die Entfernung von Dyn-juan-in bis nach Peking betrug 1400 Werst, welche im November, als der strengste Frost eintrat, zurückgelegt werden mußten. Sie konnten sich unterwegs nicht ausfahren, da Pelzkleider sich in den Bergen ein Fieber zugezogen hatte, welches ihn dermaßen entkräftete, daß er kaum auf dem Pferde zu sitzen vermochte. In 100 Werst nördlich von Dyn-juan-in kamen sie zu einem großen, Dscharatai-Dabasu genannten, Salzlager von 45 Werst Umfang, 1½ bis 2 Meter Dicke und vorzüglicher Qualität. In der Entfernung erscheint dieses zu Tage liegende Salz wie Wasser, in der Nähe aber wie ein gligernder Eisspiegel. Die Täuschung ist so vollkommen, daß ein Schwarm wilder Schwäne sich darauf niederlassen wollte, aber erschreckt und schreiend wieder aufflog.

Etwa 240 Werst gerade nördlich von Dyn-juan-in erreichten die Russen die Nordgrenze Alaschans und traten in das Land der Uroten ein, welches zwischen Alaschan, Tschar und Ordos liegt. Es zeigt einen ganz verschiedenen Charakter, ist wellig, selbst gebirgig in einzelnen Theilen und erhebt sich allmälig zu einer absoluten Höhe von 1770 Meter. Vom Thal des Gelben Flusses ist es durch eine Bergkette getrennt. Diese Kette erhebt sich plötzlich vom Kaluitaiflusse und zieht sich 340 Werst nach Süden, parallel mit dem Gelben Flusse, in einer Entfernung von 60 Werst von seinem Ufer. Es endigt eben so plötzlich an der Nordgrenze Alaschans in den Ulan-Kaschai-Bergen. So angiebt, im Widerspruch mit allen Karten, diese Kette das linke Hoang-ho-Ufer; sie ist waldlos und durchaus alpin in ihrem Charakter und weder mit dem Alaschan- noch mit dem Anschangebirge verbunden, sondern durch weite Ebenen von beiden getrennt.

Nachdem Prschewalski an der östlichen Seite dieser Kette 200 Werst hingezogen war und sich überzeugt hatte, daß das Gebirge nach dieser Seite hin keine Ausläufer besitzt, stieg er in das Hoang-ho-Thal hinab, wo er sogleich ein wärmeres Klima fand. Er folgte ihm bis zur Muno-nla-Kette

Digitized by Google

und gelangte so auf seine alte Straße. Zu beiden Seiten ist der Hoang-ho von Wiesen eingefaßt; an ihm wohnt eine dichte chinesische Bevölkerung. Hier, am mittlern Laufe des Flusses, waren 70,000 chinesische Soldaten stationirt, welche sich in einem so demoralisirten Zustande befanden, daß die Mongolen mit größerer Furcht auf sie als auf die Tunganen blickten.

Die Resultate von Prschewalski's zehnmonatlicher Reise waren folgende: 1) Eine allgemeine Aufnahme des Landes im Maßstabe von 10 Werst auf den Zoll, niedergelegt in einer Karte von 22 Blatt. 2) Sieben mit dem Pistor'schen Kreise gemachte Breitenaufnahmen; magnetische Abweichungen an vier verschiedenen Orten bestimmt. 3) In der Zoologie die Entdeckung von 40 Säugethierarten, darunter 33 wilde und 7 Hausthiere, nämlich 7 Raubthiere, 4 Insectenfresser, 1 Fledermaus, 14 Nager, 12 Wiederkäuer, 2 Einhufer. Eine Sammlung von 213 Vögeln, darunter 38 Raubvögel, Sänger 91, Tauben 3, Hühnervögel 8, Laufvögel 39, Schwimmvögel 32. Außerdem eine große Masse Fische, Insecten, Pflanzen und Mineralien. Die ganze Reise war eine glänzende Leistung.

Aus allen Erdtheilen.

An der Westküste Afrikas

geht es unruhig zu. In der Kamerunesgegend haben die „Könige" Bell und Aqua6 lange Zeit blutige Fehde mit einander gehabt und den Oelhandel gestört. Es ist nun den Engländern gelungen, zwischen beiden schwarzen Potentaten einen Frieden zu vermitteln. Auch in Bonny, wo die Könige Oko Dschumbo und Dschadschu einander seit Jahren in den Haaren liegen und blutige Raubkriege mit einander führen, sind endlich drei Oelmärkte wieder eröffnet worden. — Der König von Dahome rüstete im Februar kurt, um wieder einmal, wie schon mehrfach von seiner Seite geschehen, einen Angriff gegen Abeokuta zu machen und diese große Stadt, welche bisher mit Erfolg ihm Gegenwehr geleistet hat, zu erstürmen. — Bedenklich für die Engländer stehen die Dinge an der Goldküste von Guinea. Seitdem die Holländer ihre dortigen Besitzungen an England abgetreten haben, herrscht Unzufriedenheit und der König von Aschanti hat den Krieg erklärt. Er ist in das Gebiet der Fantis eingebrochen, hat bereits mehrere Städte erstürmt und geplündert und stand in der ersten Hälfte des März mit seinem Heere nur noch eine Tagereise von Cape Coast Castle, dem Hauptorte der Engländer an der Küste, entfernt. Die letzteren haben ein Protectorat über die Fantistämme, welche mit den Aschantis zwar stamm- und sprachverwandt, aber schon seit Menschengedenken mit denselben in Kriege verwickelt sind. Die Geschichte dieser Fehden ist reich an unsrefranzösischen Eigenthümlichkeiten, aber so interessant sie in Bezug auf Völkerkunde auch erscheint, daß in Europa nur wenig bekannt. Wir behalten uns vor, im „Globus" gelegentlich eine Skizze derselben nach den Quellen zu geben und bemerken heute nur Folgendes. Der König von Aschanti will seine Herrschaft bis ans Meer ausdehnen; zwischen diesem und den Grenzen seines Landes wohnen Fantistämme, die sich ihm nicht unterwerfen wollen und gegen welche er häufig Kriege geführt hat. In diese sind mehrmals auch die Engländer verwickelt worden und sie haben dabei große Nachtheile erlitten; es ist ihnen jedoch bisher gelungen, den Aschantikönig nicht bis ans Meer zu lassen; Hafenplätze, welche er besitzer dann und wann eingenommen hatte, mußte er wieder räumen. Die Fantis stellten sich unter britischen Protectorat; ohne diesen Schutz wären sie längst bezwungen worden. So begreift sich, weshalb der König ein geschworener Feind der Engländer ist. Diesen wird ein Krieg mit einem so mächtigen und grausamen Negerkönig gewiß sehr unwillkommen sein; er wird viele Opfer an Menschen und Geld erfordern.

Menschenraub und Sklavenhandel in der Südsee unter englischer Flagge.

Wie erfahren aus Sydney, daß die Menschenräuber, welche dort vor Gericht standen, nur des Todtschlages schuldig befunden wurden, obgleich von ihnen nachweislich 70 Insulaner unter raffinirt scheußlichen Umständen ermordet worden sind. Man hat sie nicht gehängt, sondern nur auf Lebenszeit eingesperrt.

Inzwischen dauert, trotz aller schönen Reden im Londoner Parlament, das System des „Kidnappens" lustig fort, und auch die Franzosen lassen von Tahiti aus den Menschenraub betreiben, und zwar durch Engländer. Im April 1872 landete die Tahiti-Baumwollencompagnie das Barkschiff „Margaretty Canber", Capitän Blackein, nach dem Gilberts-Archipel, um eine Ladung Menschen zu holen. Er brachte deren etwa 300 zusammen. In Folge schlechter Behandlung meuterten sie, tödteten den Capitän und zwei Schiffsofficiere und verstümmelten aus Rache die Leichen dieser Menschenräuber. Der Steuermann flüchtete in den untern Schiffsraum, legte ein Pulverfaß unter die Luke, hielt eine Lunte bereit und rief den Kulis zu, sie möchten näher kommen, er wolle mit ihnen unterhandeln. Als sie sich auf Deck um die Luke herum zusammengedrängt hatten, legte er Feuer an und sprengte viele in die Luft; andere sprangen über Bord und der Rest wurde von den Matrosen niedergemacht. So lesen wir in californischen Blättern.

Der Correspondent der „Times" in Sydney meldet aus der allerjüngsten Zeit (vom 27. Januar) abermals eine Reihe empörender Schandthaten. Ein Matrose, Ramens Heath, kam freiwillig vor Gericht, leistete einen Eid und sagte im Wesentlichen Folgendes aus: Im März 1871 war er auf Levuka (Fidschi-Inseln, wo die Weißen Baumwollenplantagen haben, für welche sie Arbeiter holen lassen; diese werden in Kgster Sklaverei gehalten); er nahm Heuer als Matrose auf dem Dampfer „Wiannia". Dieser lud nach den Neuen Hebriden, dann nach den Salomonsinseln und nach San Christoval; hier lag er vierzehn Tage in einer Bai und ob und zu kamen Insulaner an Bord, an einem Sonntage auch neun Frauen und Mädchen, die Nachts bei den Schiffsleuten blieben; dasselbe war mit einem schwarzen Manne der Fall. Jene wurden im Raume, wohin man sie verlockt hatte, zurückbehalten, bis auf zwei, die über Bord sprangen und sich ans Land retteten. Der Dampfer fuhr dann weg und legte sich an einer andern Bai derselben Insel vor Anker, wo er Wasser, Holz und Yams einnahm und dann nach Guadalcanar ging. Dort kamen Eingeborene an Bord; auf ein vom Supercargo gegebenes Signal wurden sie ergriffen und nach unten in den Schiffsraum gebracht, wo sie mit den früher geraubten Leuten eingesperrt gehalten wurden. Ueber die Luken wurden kreuzweis gelegte Latten befestigt, durch welche Luft und Licht eindringen konnten; oben hielten Matrosen Wache; sie hatten Revolver in der Hand. Am folgenden Tage, gleichfalls bei Guadalcanar, aber an einem andern Theile der Küste, erschienen Eingeborene in Kähnen. Diese wurden vom Supercargo und mehreren Matrosen zerschlagen, so daß die Insulaner ins Wasser fielen, dann aufgefangen und gleichfalls in den Raum eingesperrt wurden. Aehnliches ereignete sich wieder an einem

Digitized by Google

anderen Punkte der Insel wehrmals in den nächsten Tagen; auf mehrere, ziemlich weit entfernte Kähne machte der Dampfer stündlich Jagd; Widerstand wurde nirgends geleistet. Als die „Wiannia“ wieder nach Levuka (Fidschi-Inseln) zurückkam, hatte sie, mit Einschluß der sieben Frauen, 135 gerauhte Menschen an Bord, und dort passirten sie vor dem britischen Consul Heath schlicht seine Aussage mit den Worten: „Alle diese Insulaner wurden, die Frauen ausgenommen, wider ihren Willen an Bord gebracht und dort festgehalten.“

Wo liegt der Berg Sinai?

Einer der besten Geographen Englands, Dr. Beke, behauptet, trotz seiner hohen Jahre, persönlich zu erforschen, wohin der sogenannte „Berg Gottes“ eigentlich zu verlegen sei. Die bisherigen Annahmen verwirft er entschieden. Ihm zufolge liegt das Land Midian nicht an der Westseite des Akabahafens, sondern in der östlichen Ebene, und in dieser, nicht auf der gebirgigen Halbinsel im Westen des eben genannten Busens verweilte Moses. Dr. Beke behauptet, aus den Schilderungen im Exodus XIX, 16. 18 gehe hervor, daß der Berg Sinai ein Vulcan im Zustande der Eruption gewesen sei. Die vulcanischen Regionen Arabiens sind in einer besondern Abhandlung des Dr. Otto Loth beschrieben worden. Man bezeichnet sie als Harras und unter diesen ist, Beke's Ansicht zufolge, der Harra Rabjla der wahre Sinai. Das sei „die große und schreckliche Wildniß (Deuteron. I, 19), durch welche die Kinder Israel auf ihrer Wanderung nach Kadesch Barnea gegen. Der „wahre Sinai“ ist, nach seiner Meinung, ein nun längst erloschener Vulcan, der aber zu Moses Zeiten thätig war; es ist zu suchen in der wilden, rauhen, vulcanischen Region im nordwestlichen Arabien, östlich von der Spitze des Akababusens; er ist der Harra Rabjla.“

* * *

— Lieutenant Cameron und Dr. Dillon, welche von der Ostküste Afrikas her ins Innere vordringen, um Livingstone aufzusuchen, waren in der Mitte Januars in Sansibar. Der erstere litt vom Fieber, befand sich jedoch auf der Besserung. Die Expedition traf mit Eifer alle nöthigen Vorkehrungen, um spätestens am 18. Februar von Bagamoyo aus, das auf dem Festlande liegt, die Reise antreten zu können. Sie mußten sich beeilen, um fortzukommen, bevor die Masika eintritt, die Regenzeit. Ueber die Zustände im Innern hatte man unerfreuliche Nachrichten. Der in Stanley's Berichten häufig genannte Negerhäuptling Mirambo hatte die vom Sultan von Sansibar ausgeschickten arabischen Soldaten wieder aufs Haupt geschlagen.

— Das vielgenannte Schiff „Hasler“, an dessen Bord Agassiz seine Tiefseeforschungen anstellte, ist im Januar zu San Diego in Californien angekommen, um von dort nach Süden hin die Küste der Halbinsel Untercalifornien bis zum Cap San Lucas aufzunehmen und die vorhandenen Seekarten, welche fehlerhaft sind, zu berichtigen.

— Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß die russische Regierung ihr europäisches Bahnnetz nach Westsibirien ausdehnen wird. Projectirt ist zunächst ein Schienenweg von Rybinsk über Jaroslaw und Kostroma nach Wiätka; ein anderer von Kasan nach Katharinenburg, der wichtigen Bergstadt im Ural; ein dritter soll von Samara nach Orenburg führen, und dieser letztere wird in commercieller Beziehung der wichtigste sein.

— Die Scheu der nordamerikanischen Yankees und ihrer Frauen vor Handarbeiten. Wir finden darüber in einer deutsch-amerikanischen Zeitung folgende beachtenswerthe Mittheilungen:

Jenny June, eine in der amerikanischen Zeitungswelt hochangesehene Newyorker Schriftstellerin, schreibt in einer Correspondenz an den „Missouri Republican“: „Es ist eine bezeichnende Thatsache, daß neunundneunzig unter hundert Handwerkern in den großen Städten des Landes auswärts Geborene sind, und daß deren Gewerb sich auf etwa vier bis fünf Dollars per Tag herausstellt, während eine unbeschränkte Zahl junger amerikanischer „Gentlemen“ — die Producte von Hoch- und Handelsschulen — für sechs bis zehn Dollars die Woche zu haben sind, um Bücher zu führen oder andere „gentile“ Schreibereien zu besorgen. — Schöne Aussichten das für amerikanische Mädchen! Woher sollen die Ehemänner der nächsten Generation kommen?“

Der „Louisville Anzeiger“ bemerkt hierzu: Auf diese Frage giebt schon der Census der Vereinigten Staaten Auskunft. Die Ehemänner der künftigen Generationen dieses Landes werden von der Classe von Leuten kommen, welche sich weder schämen noch zu faul sind, ihre Hände zu gebrauchen. Indessen die von Jenny June gerügte Scheu der eingeborenen amerikanischen Jugend vor der bloßen Handarbeit ist nicht die einzige Ursache, weshalb die Ehen unter eingeborenen Amerikanern immer seltener werden. Eine andere Ursache, an der die jungen amerikanischen Ladies am Ende noch mehr Schuld sind als die jungen Gentlemen, ist die jedes Maß überschreitende Extravaganz und Verschwendung der Amerikaner beider Geschlechter. Und dieser besondern Schwäche ihres Zweiges der großen amerikanischen Völkerfamilie sind einsichtsvolle eingeborene Amerikaner sich gleichfalls völlig bewußt. So lesen wir im „Cincinnati Enquirer“: „Wir sind ein ausnehmend extravaganten Volk. Man hat wohl gesagt, daß ganz Frankreich von den amerikanischen Küchenabfällen würde leben können. Unsere Extravaganz wird bis zur unsinnigsten Verschwendung getrieben. Die Ausgaben einer amerikanischen Haushaltung sind weit größer als die von Ausländern derselben Lebensstufe. Eben deshalb kommen die letzteren auch geschäftlich weit besser fort und sammeln schließlich oft colossale Vermögen. Die Zahl reicher Deutscher und reicher Irländer nimmt easch hier zu Lande zu, weit mehr als die Zahl reicher Amerikaner. Die letzteren leben mehr in den Tag hinein, während die ersteren genau und ökonomisch sind und sich, um Vermögen zu erwerben, viele Dinge versagen, welche Amerikaner für zum Leben nöthig halten u. s. w.“

Der „Enquirer“ hätte hinzufügen können, daß gerade diese Extravaganz verhältnißmäßig in weit höherem Grade unter den amerikanischen Frauen und Mädchen als unter den amerikanischen Männern zu finden ist. Und was die Frage Jenny June's betrifft, so wird sie sich nicht zu wundern brauchen, wenn ihr als Antwort darauf die Gegenfrage gestellt wird: „Woher sollen die Ehefrauen der nächsten Generation kommen?“ Doch nicht aus der großen Masse unserer amerikanischen „Ladies“, welche sich vor wirklicher Arbeit weit mehr scheuen als selbst die amerikanischen jungen Männer, selbst wenn diese Arbeit in weiter nichts besteht als in der häuslichen Geschäftigkeit im Familienkreise, deren sich keine tüchtige deutsche Hausfrau scheut, wie weit ihre Mittel auch reichen mögen?

Betrachtungen dieser Art mögen nicht gerade eine angenehme Unterhaltung für unsere amerikanischen Nachbarn bilden. Für uns Deutsche enthalten sie die eindringliche Lehre, uns vor den falschen Richtungen zu hüten, in welche die eingeborenen Amerikaner verfallen sind.

Inhalt: Wanderungen im nördlichen Spanien. IV. (Mit zwei Abbildungen.) (Schluß.) — F. Jagor's Reisen auf den Philippinen. IV. (Mit sechs Abbildungen.) — Ein Ausflug nach dem Bugelland im Jahre 1872. Von Theodor Kirchhoff. II. — N. M. Prschewalski's Reisen in der südlichen Mongolei 1877. — Aus allen Erdtheilen: An der Westküste Afrikas. — Menschenraub und Sklavenhandel in der Südsee unter englischer Flagge. — Wo liegt der Berg Sinai? — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

An der Küste von Neugranada*).

Die Hafenstadt Santa Martha. — Das Papiamento. — Fleischverkauf nach der Elle. — Die Taironas. — In Carthagena. — Die Bewohner und ihre Häuser. — Musik und der Bambucotanz. — Ein Besuch auf dem Marktplatze. — Eßbare Früchte. — Die Cocuyos. — Wasserverkäufer. — Der Milchbaum.

Der Schiffer, welcher in der Caraibischen See, dem sogenannten Antillenmeere, sich der Nordwestküste „Neugranadiens“ nähert, bekommt die Sierra de Santa Martha in Sicht. Die Höhen fallen zum großen Theile jäh nach dem Gestade hin ab; es sind die Ausläufer der Sierra Nevada, welche, wie schon ihr Name besagt, sich über die Schneelinie erhebt. Mit einem Blick übersieht man Regionen vom heißen tropischen Tieflande bis zu ewigbedeckten Berggipfeln, die grönländisches Klima haben.

Santa Martha ist der zweitwichtigste Hafen von Neugranada, oder wie das Land amtlich bezeichnet wird, der Vereinigten Staaten von Colombia; die Stadt liegt unter 11°18′ N., 74°15′ W. von Greenwich. Der Anblick ist malerisch, namentlich auch wegen der Gruppen schlanker Palmen. Das Seeschiff wird sofort von Kähnen umschwärmt, welche von Mestizen geruhert werden; sie bringen die Fahrgäste ans Land. An der Nordküste Südamerikas hat sich eine Art von Lingua franca herausgebildet, die man als Papiamento (— in Surinam als Popplomento —) bezeichnet, ein wunderliches Gemisch von Französisch, Englisch, Spanisch, Holländisch und „Creolisch“; vermittelst dieses Gebibbers verständigen sich die Leute verschiedener Nationalitäten.

Die Bai von Santa Martha ist klein, aber gegen Nord- und Nordostwinde gut geschützt; Seeschiffe von beträchtlichem Tonnengehalte müssen auf der Außenreede ankern und sind dort dem Nordost ausgesetzt. Das Innere der Stadt bietet keinen angenehmen Anblick dar, und in den Vorstädten steht man nur armselige Hütten; keine Straße ist gepflastert und man findet noch viele Trümmerhaufen, welche von dem Erdbeben 1825 herrühren. Sie sind mit Cactus und kleinen Mimosen bestanden und Schlupfwinkel für Kamäleon, Schlangen und Storpione.

In den Mittagsstunden, wenn die etwa 6000 Einwohner ihre Siesta halten, ist die Stadt wie ausgestorben, dagegen herrscht zur Morgenzeit in den Straßen wie im Hafen einiges Leben, namentlich auf dem Marktplatze, der sich auf den Ruinen eines Forts befindet. Dorthin bringen die Indianer Mais, Bananen, Yucca und Arracacha; diese Körner und Früchte bilden Hauptnahrungsmittel neben Schweinefleisch und Tasajo. Man kauft das Fleisch nicht nach dem Gewicht, sondern nach der Elle. Dem Ochsen wird ein tiefer Schnitt in den Hals beigebracht, so daß er sich verblutet; dann zieht man ihm die Haut ab, spannt dieselbe an Pfählen aus, entfernt das Fett vom magern Fleisch und zerschneidet dieses in lange, schmale Streifen. Diese werden gesalzen, an der Sonne getrocknet und auf Stangen zum Verkauf ausgehängt; sie halten sich monatelang, wenn man sie in Petacas, rohlederne Umschläge, verpackt. Die Zubereitung ist sehr einfach. Die Streifen werden zwischen

*) Vergl. Nr. 1 und 2 dieses Bandes: „Auf dem Magdalenenstrome.“

Digitized by Google

zwei Steinen zu einem groben Pulver zerrieben, das man kocht oder mit Fett ſchmort. Dem Europäer ſagt begreiflicherweiſe eine ſolche Speiſe nicht zu, und der Verkaufsſtand eines Tajaſoverkäufers hat, wie unſere Illuſtration zeigt, ganz gewiß nichts Einladendes; ſtändige Gäſte ſind die Aasgeier, welche ſich an weggeworfenen Gedärmen und anderm Abfall eine Güte thun.

Die Taïronas-Indianer, über welche wir ſchon früher (S. 23 dieſes Bandes) einige Angaben mittheilten, trieben Ackerbau, waren in ihrer Art betriebſam und auch tapfer; ſie ſind von den Spaniern niemals völlig bezwungen worden. Das Wort Taïrona bedeutet in ihrer Sprache Gießerei, und ſie hatten nicht weit von Santa Martha eine Niederlaſſung oder Anſtalt, in welcher ſie Gold aus den Gruben der Umgegend bearbeiteten. Auch vertauſchten ſie Gewebe, die aus dem Innern kamen, gegen Blätter des Hayo; dies iſt dieſelbe Pflanze, welche in Peru als Coca bekannt und namentlich in unſeren Tagen vielfach beſchrie-

Fleiſchverkauf in Santa Martha.

ben worden iſt. Die Blätter wurden auf der weiten Strecke vom Panama-Iſthmus bis nach Chile von den Indianern gekaut; weil die Pflanze nur in gewiſſen Gegenden der Cordilleren gedeiht, waren die Blätter ein wichtiger Handelsartikel.

Carthagena liegt weſtlich von Santa Martha, in der Mündungsregion des Rio Magdalena. Vor der Stadt dehnt ſich die niedrige Inſel Tierra Bomba aus, die mit Mangrove, Bambus und ſogenanntem Fächerrohr beſtanden iſt; hinter dieſem Grün bemerkt man von der See her die Thürme der Kathedrale der Stadt, welche in beſſeren Tagen als die „Königin Indiens“ bezeichnet wurde. Ehemals konnten die Schiffe geradezu durch die Boca Grande einlaufen, im Jahre 1741 jedoch ließ Spanien während des Krieges mit England dieſe breite Mündung verſperren und einen künſtlichen Iſthmus zwiſchen Inſel und Feſtland herſtellen. Seitdem müſſen die Fahrzeuge einen Umweg machen und durch die gewundene Boca Chica einlaufen. Die drei Forts

Digitized by Google

Ansicht von Cartagena.

Digitized by Google

liegen längſt in Trümmern, aber die Rhede iſt eine der ſchönſten in der Welt. Der eigenthümlich gebildete Hafen hat Aehnlichkeit mit jenem von Carthagena in Spanien, und deshalb übertrug der Spanier Rodrigo Baſtides dieſen Namen auf die neue Stadt, welche ſeit 1533 Wichtigkeit gewann; bis dahin war ſie oftmals durch die Indianer verbrannt, dann aber brachte Alonſo de Ojeda eine aus erprobten Veteranen beſtehende Beſatzung. Die Feſtungsmauern ſind hoch und breit; ſie machen noch immer einen großartigen Eindruck, und beim Anblick derſelben erinnert man ſich unwillkürlich an die Tage, als Carthagena ein Mittelpunkt für den Handel mit den Philippinen war, mit Peru, der Tierra firme und Centralamerika. Aus ſeinem Hafen iſt manches Geſchwader auf das hohe Meer hinausgeſteuert, um Jagd auf Buccaniere und Flibuſtier zu machen.

Aber heute iſt der verödete Hafen verſchlammt, und ſtatt hochbordiger Kauffahrer und Kriegsſchiffe bemerkt man dann und wann eine armſelige Piroguе; die Hafenmauern verfallen und ſind mit Moos und Schlingpflanzen überzogen. In den Gräben wimmelt es von Kaimans, Iguanas und Schlangen; in den Mauerlöchern niſten Fledermäuſe und Eulen. Die Häuſer aus der ältern Zeit ſind aus Muſchel- oder aus Korallenkalk erbaut; jetzt werden Backſteine benutzt. Auf dem großen Platze und in einigen Hauptſtraßen haben die Häuſer ein oberes Geſchoß mit Söller, die übrigen beſtehen nur aus einem Erdgeſchoſſe. Glasfenſter ſind in dieſem Klima überflüſſig, hölzerne Jalouſien reichen vollkommen aus. Die Wohnungen alleſammt gleichen einander. Ein Gang führt auf den Hofraum, der moſaikartig mit weißen Steinchen oder Muſcheln belegt iſt; der Springbrunnen

Auf dem Marktplatze in Carthagena.

in der Mitte iſt mit Geſträuch und Blumen umgeben. Durch einen Corridor kommt man in ein großes Zimmer, den Zaguan, den Salon, in welchem der Hausherr empfängt.

Wer Abends in den Straßen umhergeht, hört aus jedem Hauſe ein monotones Gemurmel; die Familien ſingen eine Litanei zum Preiſe der heiligen Jungfrau. Dr. Saffray ſchlenderte einſt bei Mondſchein in den Vorſtädten umher. Die krummen, unregelmäßigen Straßen haben ſtatt ordentlicher Häuſer nur Hütten aus Bambus, die mit Rohr und Palmblättern gedeckt ſind; aber ſie liegen in Gärten, wo die Diameleu (Jasminum sambac) und die Orangeblüthen herrlichen Duft verbreiten. In dieſen Stadttheilen wohnen nur Neger, Meſtizen und Indianer; vor jeder Thür kauert eine ganze Familie und freut ſich des Lebens; dieſe Leute fühlen ſich offenbar ganz glücklich. Der Hausvater ſingt und ſpielt auf dem Tiplé, einer kleinen Guitarre aus Cedernholz, deren Saiten einen ſchrillen Ton geben; ſeine Frau ſingt mit und ſchlägt den Takt an einer Ochſenhaut, welche die Thür der Hütte bildet, auch die Kinder fallen dann und wann ein.

„An einer Straßenecke ſtand ein Haus, das größer war als die Hütten; im Innern brannten räucherige Kerzen, die ein ſchwaches Licht gaben. Dort war ein Tanzvergnügen, ein Ball beim Compadre Caicedo. Man forderte mich auf einzutreten, ich aber nahm doch einigen Anſtand, weil es drinnen ſehr lebhaft und lärmend herging. Ein Neger indeß zog vor mir den Hut ab, nannte mich mi amigo, Herrn und Freund, und bat mich dringend, den Ball ſeines Compadre mit meinem Beſuche zu beehren. Dieſer koloſſal gebaute Schwarze, mein improviſirter Freund, trug an ſeinem Gürtel ein gewaltiges Haumeſſer (Machete); er wollte mir um jeden Preis gefällig ſein, ſchwang ſeinen zerknitterten

Hut hin und her und rief: „Dem weißen Herrn Platz gemacht!“ So gelangte ich mit ihm in das Allerheiligste, wo Bambusbänke eine Schranke zwischen den Tänzern und den Zuschauern bildeten. Die jungen Mädchen und Frauen saßen da und erwarteten eine Aufforderung; das Orchester befand sich in einem Winkel auf einem Gerüst; die aus Palmwachs bereiteten Kerzen waren vermittelst langer Cactusstacheln an den Wänden befestigt.

Mein Freund, der Neger, wies mir einen Platz neben den Künstlern an, die eine allerdings seltsame Musik zum Besten gaben. Die Männer sangen und begleiteten sich mit zwei Guitarren und einer Tiple; der Takt wurde von den Frauen mit den Händen geschlagen. Ein für mich neues Instrument war das Guache; dasselbe besteht einfach aus einem faustdicken Bambusstock, in dessen Höhlung schwarze und rothe Samenkörner des Abrus precatorius, dieser sogenannten amerikanischen Erbse, gelegt werden. Dieses Instrument wurde von einem weinblütigen Indianer in Bewegung erhalten, und das Geklapper desselben bildete den Gegensatz zu den grellen Tönen der Saiteninstrumente.

Man hat in Carthagena nur einerlei Tanz, den Bambuco, ein choreographisches Gemisch vom Tanze der alten Chibchas und der Congoneger. Als Einleitung dient ein allgemeiner Umgang oder Umzug; nach demselben wählt jeder Tänzer sich ein Mädchen und beide machen sehr einfache Pas, bei welchen sie den Körper hin und her bewegen. Nachher giebt die Musik ein Zeichen; es treten nun etwa zwei Paare in die Mitte, der Rhythmus wird ein anderer und der eigentliche Bambuco beginnt. Der „Cavalier“ führt dabei sehr verwickelte Pas aus, die entfernt an den irischen Jig erinnern, schlägt Entrechats, stampft auf den Boden und bewegt die Arme, um dem Tanze möglichst viele Bewegung zu geben. Die Dame steht zumeist mit über einander geschlagenen Armen da, gleitet dann, erst mit den Hacken, dann mit der ganzen Fußsohle am Boden hin, macht dabei Zickzacks und Kreise und nähert sich so, in Miene und Haltung möglichst kokett, dem Tänzer, welchem sie einen herausfordernden Blick zuwirft und ihm dann mit rascher Wendung den Rücken zudreht. In diesem Bambuco liegt so zu sagen etwas Naives und mild Leidenschaftliches.“

Die Gesänge, welche man beim Bambuco hört, sind insgemein poetische Ergüsse eines wollköpfigen Dichters. Hier eine Probe:

„Die Herren Affen tranken Chocolade und der älteste Affe läßt sie tüchtig schäumen. Ai, ai, ai, ai! — Die Herren Affen gehen auf die Jagd und der älteste Affe bringt die Beute nach Hause. Ai, ai, ai, ai! — Man wollte wohl die Tochter eines Affen heirathen, der älteste Affe will sie zur Frau nehmen. Ai, ai, ai, ai!“

Man sieht, das ist richtige Negerpoesie.

Daß die Spanier in jeder größeren Stadt Südamerikas eine Kathedrale gebaut haben, versteht sich von selber. Die in Carthagena ist vor etwa 200 Jahren in dem trostlosen sogenannten Jesuitenstile aufgeführt, außen mit Kalk geweißt, im Innern düster, trist und überaus schmutzig. Hin und her hängen an der Wand schlechte Gemälde, von denen es in Quito Fabriken giebt; sie sind rohe Nachbildungen spanischer Bilder des sechzehnten Jahrhunderts. Das Getäfel ist mit Spinnengewebe überzogen, und in dem losen Gemäuer findet man häufig Skorpione. Die vor dem Allerheiligsten hängende silberne Lampe ist seit Olims Zeiten nicht geputzt worden. Die Capellen enthalten eine Menge von Raritäten, namentlich Heiligenstatuen aller Art, vergoldet, von bemaltem Holze, emaillirt, mit modernem Kleidung aufgeputzt, Herzen von Silber, Kreuze, seltsame Ex votos und dergleichen mehr. Der große Altar ist bedeckt mit Spiegeln, Stückchen seidenen Zeuges, Glasperlen, künstlichen Blumen und Spitzen, was Alles zusammengenommen ein buntes Durcheinander bildet. Dergleichen gefällt den Negern, Indianern und Mischlingen.

Ein Besuch des Marktplatzes hat für einen Europäer, welcher zum ersten Mal in eine tropische Gegend kommt, viel Anziehendes. Dr. Saffray hatte zum Begleiter einen ortskundigen Neger genommen, der ihm alle Fragen recht gut zu beantworten wußte. Von ihm erfuhr er, daß das Dutzend Schildkröteneier mit einem Medio, etwa zwei Silbergroschen, bezahlt wird; Panela, d. h. Rohzucker, kostet das Pfund nur einen Groschen. Die farbigen Leute brachten auf Eseln und Maultieren Waaren zum Verkaufe: Mais, Rohzucker, Bananen, Cacao, Yuccas, Ignamen, Kokosnüsse, Orangen, Ananas und noch mancherlei andere Früchte. Der mächtig große Cedrat lag neben der rothfleischigen Pampelmuß und der Papaya, dem Manei, dem Nispero und der Poma rosa, welche letztere einen köstlichen Rosenduft verbreitet. Die wohlschmeckende Chirimoya ist saueräßig; der Mandroño, dessen gelbe Rinde mit Stacheln versehen ist, etwa so wie unsere Roßkastanie, enthält ein erfrischendes Gallert.- Mit dem Marañon parfümirten die Frauen ihre Kleider, aber die Kerne dieser Frucht sind giftig; die vier Fuß langen Guatas haben das Ansehen einer kolossalen Bohne. Ein Indianer bietet Balsam to Maria feil, eine alte Frau verkauft Butter, die aus den Fruchtmandeln der Corozopalme bereitet und in Bambusstäben aufbewahrt wird. Auf einem Gestelle liegt Yesca de monuty, ein Zunder, welchen man aus der Agave vivipara bereitet; die fleischigen Blätter dieser Pflanze liefern die Cabuga, eine schön weiße, seidenartige Faser, aus welcher man Säcke, Netze, Stricke und Sohlen für die Alpargatas (Fußbekleidung) bereitet. Da stehen auch Petacas, Kästchen, welche aus den gespaltenen Blattstielen der Nacouma (Carludovica palmata) geflochten werden. Die Blätter dieser Pflanze liefern, wenn sie vor ihrer völligen Entwickelung abgenommen werden, das „Stroh“ zu den sogenannten Panamahüten. Man sieht in Menge Kalebassen verschiedener Art, welche unsere Eimer und Wassergeschirre ersetzen und im Hauswesen, namentlich in der Küche, zu mancherlei Behufe verwandt werden. Die kleinsten werden in der Mitte durchgeschnitten und dienen als Tasse, größere als Schüsseln und Becken; die, welche man durchlöchert hat, als Durchschläge, andere als Löffel. Viele sind auf der Außenseite mit allerlei eingeschnittenen Zeichnungen verziert. Da die Kalebasse zu so mancherlei Dingen verwandt wird, begreift man, daß der Töpferei nur geringe Sorgfalt zugewandt wird; und in der That sind die Töpfe, welche von Indianern feil geboten werden, schlecht gearbeitet.

Der Neger begriff gar nicht, daß es Länder geben könne, in welchen keine Bananen wachsen; die Menschen dort müßten wohl recht schlimm daran sein. „Li Blanc pas bien en paradis, si li pas aimer bananas.“

Ein Knabe hatte mehrere kleine Abschnitte von Zuckerrohr vor sich liegen. Der Neger sagte ihm: „Laß einmal die Cocuyos heraus,“ und sofort kamen einige Insecten zum Vorschein. Dieser Cocuyo, Lampyris cocuyo, ist ein Käfer aus der Familie der sogenannten Kornwürmer und etwa drei Centimeter lang; seine sehr großen, ein wenig vorstehenden Augen verbreiten in der Dunkelheit einen phosphoreszirenden Glanz. Die Damen in Carthagena, gleich denen auf Cuba, benutzen diese Insecten als Haarputz; drei oder vier derselben werden in kleine Gazebehälter gethan und im Haare befestigt. Der Lichtglanz ist so stark, daß man behauptet hat, drei in ein Glöschen gethane Lampyren verbreiteten einen so hellen Schein, daß man bei demselben lesen

Digitized by Google

und nähen könne; darin liegt jedoch eine Uebertreibung. Man erhält die Cocuyos lebendig, wenn man sie Tags über in einen Abschnitt Zuckerrohr sperrt, dessen Saft ihnen zur Nahrung dient. Die Larven, weiße Würmer, leben vom Marke des Schilfrohrs oder auch der Palmen; für die Neger sind diese Larven ein wahrer Leckerbissen.

An gutem Trinkwasser fehlt es in Carthagena; dasselbe wird von außen her durch breittene Neger zur Stadt gebracht. Sie füllen mit denselben mehrere 3 Fuß lange Bambus, welche am Maulthier herabhängen, und verzapfen das Getränk. Ein Wasserhändler, der täglich eine Peseta, also etwa 8 Silbergroschen verdient, ist sehr zufrieden; für 2 Groschen kauft er Branntwein, für weitere 2 Groschen bestreitet er seine Kost, 4 Groschen bleiben ihm übrig, und sein Maulthier frißt, wo es etwas Grünes findet; sein Herr giebt ihm nur selten etwas Futter.

Der Handelsverkehr Carthagenas ist jetzt von keiner Bedeutung mehr. Schon in einem frühern Aufsatze (XXIII, S. 6) wurde darauf hingewiesen, daß diese Stadt mit dem Magdalena in Verbindung stand, vermittelst eines Armes, welchen die Spanier canalisirt hatten. Dieser sogenannte Dique erreichte bei Calamar den Hauptarm des Stromes, aber nun ist er längst verschlämmt und kann von Seeschiffen nicht benutzt werden. Carthagena exportirt etwas Kautschuk, dessen Qualität nicht so gut ist, wie jene von Para, aber doch besser als die centralamerikanische, sodann Tabak und Schildpat. Das letztere wird auch verarbeitet zu Kämmen, Haarnadeln, Köfichen und zum Einlegen an Spazierstöcken.

In der Umgegend wächst der sogenannte Milchbaum, Galactodendron utile, Palo de vaca, über welchen so viel gefabelt worden ist. Dr. Saffray sagt, er werde nicht angebaut und verdiene es auch nicht; er kommt nur wild vor und nur im äußersten Nothfalle benutzen ihn die Eingeborenen. Sein Milchsaft wird nur trinkbar, wenn man ihn mit einer großen Menge heißen Thees oder Kaffees vermischt.

Hazard's Werk über Santo Domingo.

r. d. Bald vier Jahrhunderte sind darüber verflossen seit Columbus Espaňola entdeckte, dessen goldführenden Bäche ihm als das wichtigste Ergebniß seiner abenteuerlichen Fahrt erschienen, so daß er bald danach, ohne an weitere Entdeckungen zu denken, den Heimweg antrat. Das Eiland schien ganz dazu gemacht, ein Aufenthaltsort der Glückseligen zu werden; im Innern war sein Klima gesund, die Natur hatte mit verschwenderischer Fülle ihre Gaben darüber ausgeschüttet, und der reiche Boden ernährte die Menschen fast ohne Arbeit. Zur Zeit der Entdeckung (1492) war die Insel von einem karibischen Stamme bevölkert, der nach Schätzungen eine Million Seelen zählte; es war eine friedfertige, gelehrige, doch indolente Race, die nur, wenn man sie anstachelte, zu energischer Thätigkeit erweckt werden konnte. Bekannt ist, wie sie durch die Grausamkeit der Spanier, welche die Religion als Deckmantel benutzten, gänzlich ausgerottet wurde, so daß schon im ersten Drittel des sechszehnten Jahrhunderts der letzte Haitier aus reinem Blute verschwunden war. Die Eroberer dachten nur an ihren persönlichen Gewinn. Ihre Politik bestand darin, soviel wie möglich für sich selbst aus der Insel herauszuquetschen, was später kam, war ihre Sorge nicht. Kriege und Revolutionen in späterer Zeit trugen das Ihrige dazu bei, um aus dem „Paradies der Welt" eine blutige, verkommene Stätte, einen Ort der Barbarei und Unculture zu machen.

Fern davon, ein civilisirtes Reich zu werden, wie Columbus gehofft hatte, ist die Insel heute in Bezug auf Civilisation kaum weiter vorgeschritten, als zur Zeit ihrer Entdeckung; jedenfalls waren ihre Zustände menschlicher und befriedigender, als noch die harmlosen braunen Menschen hier lebten, die nun von ihrem Boden gänzlich verschwunden sind.

Ihre fruchtbaren Ebenen liegen unbestellt da, ihre reichen Erzbergwerke werden nicht ausgebeutet. Es giebt keinen Pflug auf der Insel und die einzige dort aufgestellte Dampfmaschine wurde 1865 von den Spaniern zerstört. Ungeheure Wälder, voll der schönsten Nutzhölzer, darunter Mahagoni, verfaulen unbenutzt. Ein träges, dem Aberglauben und der Unwissenheit ergebenes Negervolk beherrscht heute den Boden, dessen Schätze es in keiner Beziehung zu verwerthen vermag. Und doch ist diese Insel noch ein Paradies; herrlich ist das Klima, wundervoll sind die Scenerien, überfruchtbar ist der Boden. Was Wunder, daß der amerikanische Unternehmungsgeist nach dieser Insel ausschaut! Von Neuyork ist Santo Domingo in einer Woche zu erreichen, und doch, wie wenig bekannt ist die Insel! Als im Jahre 1871 Commissäre der Vereinigten Staaten dorthin gesandt wurden, um die Stimmung der Bevölkerung mit Rücksicht auf eine Annexion zu erforschen und über die Ertragsfähigkeit des Landes zu berichten, da entdeckten sie es gleichsam von Neuem. Einer der Begleiter jener Commission, Samuel Hazard, hat jetzt seine damals gemachten Erfahrungen in einem werthvollen Werke veröffentlicht, welches den Titel trägt: Santo Domingo, Past and Present, with a glance at Hayti (Sampson Low and Co. London 1873). Der Autor hat nicht nur den größten Theil der Küsten umfahren, sondern auch die Insel von einem Ende zum andern zu Fuße und zu Pferde durchkreist und sich mit ihrem Volke und ihren Erzeugnissen vertraut gemacht. Karten und zahlreiche Holzschnitte schmücken das Werk, welches eine vortreffliche Bereicherung der Literatur über Westindien genannt werden muß.

Den Küsten entlang fahrend, wo Columbus zahlreiche Dörfer fand, sah Hazard nur spärliche Zeichen menschlichen Lebens. Zwischen den Bergketten des Innern und dem Gestade erheben sich üppige Wälder. Die herrliche Bai von Samana, am östlichen Ende, zeigt die wundervollste tropische Scenerie; aber auch sie liegt verhältnißmäßig öde da. Die alte Stadt Santo Domingo, eine der frühesten Ansiedlungen der Europäer in der Neuen Welt, gegründet 1494, einst die Hauptstadt von ganz Haiti, gegenwärtig der 1844 entstandenen gleichnamigen Republik, erhebt sich mit ihren zerfallenen Befestigungen malerisch auf einer Anhöhe an der Südküste an der Mündung des schiffbaren Ozama, der einen Hafen mit schmaler Einfahrt bildet. In der im gothischen Stile erbauten Kathedrale, welche die erste Amerikas war, wurden nach Christoph Columbus' eigener Anordnung seine Gebeine aufbewahrt, bis sie 1795 nach Havana geschafft wurden. Dem Namen nach giebt es hier Hospitäler, Arsenale, eine Universität (!) — aber Alles befindet sich im jämmerlichsten Verfall, und die 15,000 Neger und Mulat-

Digitized by Google

ten, welche die Bevölkerung ausmachen, wiſſen kaum noch etwas davon, daß hier die erſte Europäerſtadt der Neuen Welt ſich erhob. Revolutionen und Negerverkommenheit zerſtörten Alles.

Hazard iſt ein angenehmer Reiſebegleiter, und bei ſeinen Schilderungen der Küſtenfahrten wie der Streifzüge im Innern wird ſtets das Verlangen in uns wach, ihn zu begleiten und die Inſel mit eigenen Augen zu ſchauen. Seine Beſchreibung der Vega real, der königlichen Ebene, die ſich zwiſchen den beiden die Inſel durchziehenden Bergketten erhebt, lieſt ſich wie die Schilderung eines vergeſſenen Thales. Den Namen gab ihr Columbus, welcher beim Beſteigen des Santo Cerro, des heiligen Berges, ganz entzückt war von dem Anblick, der ſich ſeinen Augen darbot. In dieſer Ebene liegt der hauptſächliche Agriculturreichthum der Inſel; hier wird der Tabak gezogen, welcher ſeinen Markt in Hamburg findet, und hier liegen auch die betriebſamſten Städte: Cotuy, La Vega und Santiago. Hier, wo ſchiffbare Flüſſe das Innere aufſchließen, iſt auch der Mittelpunkt des Bergwerksdiſtrictes, welcher Gold und Eiſen liefert.

Von dem öſtlichen, dominicaniſchen, weſentlich von Mulatten bewohnten Theile wandte ſich Hazard dem weſtlichen kleinern Theile zu, wo die Negerrepublik Haiti beſteht. Und hier traf er auf noch jammervollere Zuſtände. Es iſt jener Staat, dem im verfloſſenen Jahre deutſche Kriegsſchiffe einen drohenden Beſuch abſtatten mußten, weil die Forderungen deutſcher Staatsbürger von der erbärmlichen Negerregierung nicht anerkannt wurden, bis Zwang ſie eines Beſſern belehrte. Alle Zeichen der alten franzöſiſchen Civiliſation, ſagt Hazard, verſchwinden hier. Es giebt keine Manufacturen und die Regierung iſt bankerott, die Straßen und Brücken ſind zerfallen, die Städte liegen in Ruinen, die Männer leben von der Arbeit der Frauen, wie in Afrika, ihrer Urheimath. Dieſes Haiti iſt ein ſehr trauriger Beleg für die Entwickelungsfähigkeit und Selbſtändigkeit der ſchwarzen Race, ſo gut wie Liberia. Und doch, was könnte das Land mit ſeinem herrlichen Boden nicht alles liefern! Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee könnten hier in unerſchöpflicher Fülle wachſen; aber das faule, leicht befriedigte Volk begnügt ſich mit dem, was ihm in den Mund hineinwächſt.

St. Domingo.

Wo die Orange, die Banane und Kokosnuß ohne Arbeit gedeihen, da denkt der Neger nicht an Thätigkeit. Auf 1300 Quadratmeilen (480 Haiti, 838 Santo Domingo) ernährt die Inſel heute 700,000 Einwohner, faſt durchweg Farbige, aber ſie hat Raum und Unterhalt für mehrere Millionen. Bürgerkriege, Mißregierung, Mangel an Unterricht und Erziehung, natürliche Faulheit, ſittliche Verkommenheit im höchſten Grade, Verfall des Chriſtenthums haben ſie in ihrer Entwickelung gehemmt und den gegenwärtigen zerrütteten Zuſtänden entgegengeführt, aus denen die Farbigen ſich ſelbſt nicht herauszuhelfen vermögen. So weit iſt es gekommen, daß auf dem Lande Wagen ſchon ein unbekanntes Ding geworden ſind; man tranſportirt die Waaren nur auf Eſeln oder Maulthieren.

Etwa ein Drittel des Werkes von Hazard beſchäftigt ſich mit der Geſchichte der Inſel von den Zeiten des Columbus bis herab auf unſere Tage. Die Europäer, welche hier herrſchten, Spanier und Franzoſen, tragen nicht wenig Schuld an dem heutigen verkommenen Zuſtande und ſie begingen, wie Hazard hervorhebt, „ſolche ſcheußliche Thaten, daß ſie ſpäter ſelbſt von den Schwarzen nicht übertroffen wurden“. Schon unter europäiſcher Herrſchaft war die Inſel tief herabgekommen. Als z. B. im Jahre 1697 die Spanier einen Theil der Inſel an die Franzoſen abtraten, „war der beſammernswerthe Zuſtand der ſchönen Inſel derart, daß die Einwohner, den Chroniſten zufolge, keine Kleider mehr beſaßen, um ihre Blöße zu decken. Die Frauen waren gezwungen, des Nachts zur Meſſe zu gehen, damit man ihre Armuth und Nacktheit nicht ſehen ſollte, während ſie am Tage ſich nicht in den Straßen zu zeigen wagten. Brot war nur zu ungeheuren Preiſen zu haben, und wir können annehmen, daß dieſe Berichte wahr ſind, wenn wir hören, daß die Geiſtlichkeit weder Brot noch Wein hatte, um das Abendmahl auszutheilen, und die Kirchen allen Schmucks beraubt waren.“ Wie der Zuſtand und die Lage der farbigen Bevölkerung waren, erkennt man daraus, daß, als zur Zeit der franzöſiſchen Revolution die allgemeinen Menſchenrechte proclamirt wurden, auch ein Mulatte dieſe Rechte für die Mulatten verlangte. Dafür hing man ihn wie einen Brandſtifter.

Die Naturwissenschaften gehen in Hazard's Buche leer aus, und was er uns in dieser Beziehung in Wort und Bild darbietet, ist fehlerhaft. Auch für die Geographie hat er keinen Sinn. Sein Hauptverdienst ist es, uns die geschichtlichen, politischen und socialen Verhältnisse Santo Domingos nahe geführt zu haben. Das Buch ist durchweg mit Rücksicht auf eine Annexion an die Vereinigten Staaten geschrieben. Nach Hazard ist wenigstens die Bevölkerung von Santo Domingo einer solchen durchweg günstig gestimmt. Sie, in deren Adern wenigstens noch weißes Blut neben dem schwarzen rollt, wird als intelligenter gegenüber den Negern Haitis geschildert. Unter der Regierung der Vereinigten Staaten, meint Hazard, könne noch etwas aus ihr werden.

Daß die Samanabai eine Rolle in dem Buche spielt, versteht sich von selbst. Sie bildet einen der besten Häfen der Welt und ist zugleich von militärischer Bedeutung. Sie liegt südlich von der Samanahalbinsel, die einst eine Insel bildete, und von Osten nach Westen 7 Meilen lang und bis 2½ Meilen breit ist. Ein aus Alluvium gebildeter Isthmus verknüpft sie jetzt mit dem Lande. Die Halbinsel läuft in das Cap Samana aus, steigt in ihrem höchsten Punkte 584 Meter auf und zeichnet sich durch ihren Reichthum an Waldung, Kupfer, Gold und Kohlen aus. Die Bai selbst, deren Eingang zwischen Cap Samana und Cap San Rafael liegt, ist über 9 Meilen lang, durchschnittlich 2 Meilen breit und nimmt im westlichen Hintergrunde den 20 Stunden weit schiffbaren Rio-Juna auf. An ihren Küsten liegen die Städte Santa Barbara im Norden und Savana-la-Mar im Süden.

Den Vertrag, welchen 1871 Präsident Grant mit dem Präsidenten Baez von Santo Domingo wegen Verkaufs der Samanahalbinsel an die Vereinigten Staaten abschloß, hat der Congreß bekanntlich nicht gebilligt. Die Amerikaner haben indessen den festen Bissen nicht aus den Augen verloren und sind auf eigene Faust vorgegangen. Die Annexion wird vorbereitet. Es hat sich eine Samanabai-Compagnie gebildet, welche vom Präsidenten Baez folgende Rechte erlangte: Ausschließliche Gerichtsbarkeit für ihre Beamten und Tribunale, das Recht der Executive und Gesetzgebung auf der Halbinsel Samana, sowie auf den benachbarten Gewässern, Inseln und Riffen. Sie ist befugt, Steuern auszuschreiben und zu erheben, sie hat ihr eigenes Postrecht und darf durch keinerlei Steuern am Handel mit Santo Domingo behindert werden. Das ist so gut wie volle Souveränetät.

Die Fischerei an der Küste von Russisch-Lappland.

Lachs. — Häring. — Sei. — Sterlet. — Dorsch.

Unter die wichtigsten Großfischereien in Russisch-Lappland gehört der Lachsfang an der murmanschen Küste, wo man Lachse zu einem Gewicht von 50 bis 70 norwegischen Pfunden gefangen hat. Auch im Weißen Meere war früher der Lachsfang sehr bedeutend. Und in den letzten Jahrzehnten fischte man aus dem Varfugafluß über 30,000 und aus dem Ponoi 20,000 russische Centner Lachs; während man jetzt im Gouvernement Archangel nicht über 35,000 Pud in einem Werthe von 150,000 Rubel Silber erlangt. Bis jetzt hat man auf den russisch-lappländischen Flüssen noch keine Schonzeit für die Lachse eingeführt und eben so wenig sind zweckmäßige Verordnungen erlassen worden, um die Verwerthung der Lachse zu befördern. Der ganze Lachsfang ist daher bei den Russen wie bei den Lappen nur ein Raubfang und wird ausgeübt, indem man die Flüsse in der ganzen Breite durch Ruthen- oder Flechtwerk sperrt, die Lachse dadurch am Niedergange ins Meer hindert und sie mit leichter Mühe massenweise vor dem Sperrwerk wegfängt. Alle Lachsfischereien auf der Kolaschen Halbinsel werden als den Lappen gehörig betrachtet, und von denselben für eine Kleinigkeit an die Russen verpachtet; oder es wird die Ausbeute der lappischen Lachsfischerei an die russischen Kaufleute verkauft, jedoch zu einem Preise, welchen die Russen willkürlich bestimmen. Und dadurch dieser Preis stets ein sehr niedriger bleiben muß, so haben die Russen die Lappen in Abhängigkeit durch Geldvorschüsse zu erhalten gewußt.

Die Zeit des Lachsfanges in den Flüssen der drei Lappländer ist eine sehr verschiedene. Denn während man in Südvaranger schon Mitte Juni die Lachsfischerei betreibt, hat man im Weißen Meere und in den Flüssen der murmanschen Küste oft am 5. Juli noch keinen Fisch gefangen. Und während man im Kolaflusse erst am 16. Juli die Lachsfischerei beginnt, muß man im Kovdasfluße sogar bis zum 12. August warten; früher steigt nämlich der Lachs in den genannten Flüssen nicht auf und scheint im Allgemeinen eher in die Flüsse, welche in das Eismeer münden, aufzusteigen, als in diejenigen, welche ins Weiße Meer fallen.

Die Kleinfischerei in jenen entfernten Gegenden beschränkt sich in Russisch-Lappland fast nur auf den Häringsfang. Allein dieser Fisch, welcher nicht größer als der norwegische Sommerhäring ist, wird durch die nachlässige und unverständige Behandlung der Russen fast gänzlich verdorben, so daß er bis jetzt noch nicht marktgängig geworden ist und ihn die Russen selbst verzehren müssen. Die Häringsfischerei in Russisch-Lappland wird übrigens auf einer größern Küstenstrecke als irgendwo betrieben. Denn der Häring besucht die Küsten vom Kolafjord bis Archangel, und dies sind mehr als tausend Werst. Eben so kommt er an die Küsten von Kandalax*) bis Petschora, und diese haben eine Ausdehnung von 1500 Werst. Weiter nach Osten und besonders an den Mündungen des Obi und Jenisei ist der Häring sehr häufig. Doch braucht man nicht so weit zu gehen, da schon an der Mündung der Twina alljährlich eine halbe Million Pud Häringe gefangen werden. Mit diesem Meerfegen sind Massen von Wagen befastet, welche in langen Reihen während des ganzen Winters den Marktplatz in Archangel anfüllen. Alle diese Häringe, mit Ausnahme eines kleinen Theiles, welcher geräuchert wird, werden gefroren verkauft, und zwar so billig, daß Viele ihre Schweine damit füttern und fett machen. In Soroka und anderen Orten in Pomorien füttert man auch das Hornvieh mit geräucherten Häringen.

In der Kolabucht kommen im Herbste solche Massen Häringe an, daß die Stadtbewohner die Netze ihren Häusern gegenüber ins Wasser stellen und so viel fangen, daß

*) „Globus" XXII, Nr. 11. S. 161.

Digitized by Google

sie nicht wissen, was sie mit dem außerordentlichen Segen machen sollen. Ja es kommt vor, daß in der Kolabucht die Häringe so dicht gedrängt einströmen, daß die Leute mit gewöhnlichen Schöpfgefäßen die Fische aus dem Wasser schöpfen und auf verschiedene Weise für Menschen und Vieh verwenden. Kola liegt auf einer ganz niedrigen Landzunge, so daß die dort sehr hohe Flut den Strand auf lange Strecken überschwemmt. Auffälliger als dies ist es aber, daß zu Zeiten beim Andrange der Häringe die Wasser- und Häringsmasse dergestalt aufgethaut wird, daß man bis an die Knie in Häringen herumbadet. Später müssen sich die Küstenbewohner vereinigen, die vielen auf dem Strande zurückgebliebenen Fische zu beseitigen, damit sie die Luft nicht verpesten. Diesen Ueberfluß an Häringen wissen die Russen nicht weiter zu benutzen, als daß sie jährlich etwa 200,000 Tönnchen à 100 Stück einsalzen und in Archangel im Großen, das Tönnchen zu 50 Kopeken Silber, verkaufen. Die Rothwendigkeit, sich der schlecht behandelten Fische so schnell als möglich zu entäußern, hat folgenden Grund: die Russen bereiten sich das Salz zum Einsalzen der Häringe selbst; dieses können sie aber nur grob, grau, schmutzig und weich herstellen, und unter dem Einflusse dieses schlechten Salzes kann kein Häring lange aufbewahrt werden, ohne zu verderben. Dazu kommt noch, daß die Häringe in schlecht gearbeitete Tonnen, welche keine Lake halten, gelegt werden. Und mithin haben die Russen bis jetzt jährlich kaum 200,000 Silberrubel aus dem Häringsgeschäfte gezogen, während sie mit Leichtigkeit 500,000 Pud Häringe einsalzen und sich auf fremden Märkten eine Einnahme von einer Million Silberrubel für dieselben schaffen könnten.

Die russische Regierung hat erkannt, welche Schätze das Eismeer und das Weiße Meer bergen, und daher zu verschiedenen Zeiten große Summen darauf verwendet, den Walfang und den Häringsfang im ausgedehntern Maße zu betreiben. Allein an der Indolenz der Eingeborenen ist der beste Wille gescheitert, das Regierungsgeld wurde verbraucht und sobald dies zu Ende ging, nahm Jeder von Geräthen und dergleichen, was er finden konnte, und wenn der Regierungscommissair endlich einmal sehen wollte, wie weit die Fischgeschäfte in Lappland gediehen seien, fand er weder Fische, noch Menschen, noch Geräthe. Alles war in alle Winde zerstoben, und die Landschaft war so wüst und leer, wie sie immer gewesen ist. Dagegen war die Regierung mit der Heranziehung von lutherischen Bergklappen an das Oraforb glücklicher. Diese Menschen vermehrten sich und wurden sogar reich, denn die eine Familie besaß an 2000 Rentthiere und besitzt vielleicht heute schon mehr.

Von Fischen fängt man an der murmanischen Küste noch den Sei und in den russischen Flüssen und Strömen noch den delicaten Sterelet. Letzteren glaubte man bisher nur in den russischen Flüssen suchen zu dürfen; allein seit Kurzem weiß man, daß dieser Fisch auch in Ungarn im Theißstrome gefunden wird.

Die Methode den Sei zu fangen ist dieselbe, wie in Norwegen. Der Sei hat nämlich die Gewohnheit, plötzlich auf den Grund zu schießen, wenn sich in seiner Nähe auf der Oberfläche des Wassers etwas rührt. Die vier Fischer, welche bei der Seifischerei nöthig sind, senken nun ein viereckiges Netz auf den Meergrund. Ueber jedem Zipfel liegt ein kleiner Kahn, worin sich einer von den vier Fischern befindet. Jeder derselben hält ein schwaches Tau, welches an einem der vier Netzzipfel befestigt ist. Sobald man Alles geordnet hat, wird auf der Oberfläche des Wassers über dem Netze ein Geräusch gemacht. Augenblicklich fahren alle Seie auf den Grund; in demselben Augenblicke ziehen aber alle vier Fischer ihre in den Händen habenden Taue und dadurch wird die vier Netzzipfel in die Höhe. Dadurch bekommt das Netz eine Sackform, in welcher die Seie immer nach unten schießen. Sobald die vier Netzzipfel so weit aus dem Wasser gezogen sind, daß sie mit einem Stricke umbunden werden können, schließt man den Netzsack und sieht ihn mit dem Fange ans Land. Da dieser Methode sind die Normänner sehr geübt, aber die Russen erringen dadurch nur geringe Ausbeute. Die Russen und die Bewohner der murmanischen Küste fischen nur den Dorsch und Fische zur täglichen Nahrung, sie bedienen sich dabei nur der Fangleine. Diese ist 6 bis 9 Werst lang (also über eine halbe norwegische Meile!) und wird aus mehreren Theilen zusammengesetzt. Jeder solche Theil ist 33 bis 42 Klafter lang und einen Zoll dick. Die Schwimmhölzer, welche die Fangleine über Wasser halten, sind $^3/_4$ Ellen lang. Die Abstände zwischen den einzelnen Theilen sind gleich zwei Mal dem Abstande von der linken Schulter bis zur Fingerspitze der rechten Hand. Die Schwimmhölzer werden von der Fangleine, wenn diese zum Trocknen aufgehängt wird, abgebunden, und wieder daran befestigt, wenn die Leine befischert wird. Das ganze Tau- und Schnurenwerk der Russen ist viel gröber, als das der Normänner und norwegischen Lappen. Ebenso gebrauchen die letzteren englische Angelhaken Nr. 5, die Russen aber Nr. 7. Doch fängt man mit den dicken englischen Haken immer noch $1^1/_2$ Mal mehr, als mit den von Russen fabricirten plumpen Haken. Mit Ködern werden die Haken bei „glasirter“, d. h. spiegelblanker See in der Regel zur Hälfte auf dem Laude, der übrige Theil unter dem Aufsahren, Setzen und Berankern der Fangleine versehen. Das Fangtau bleibt gewöhnlich 6, wenn es noch fischarm ist, 12 und wenn der Fang recht schlecht ist, 24 Stunden stehen. Dann wird die bewehrte Leine abtheilungsweis auf die Fischerbr, d. h. den Fischerauszugsplatz, gebracht und der Fische entledigt. Dabei werden die Fische betrocket zerhauen, die Fangschnuren von Neuem befödert; neue Angelhaken dahin angebracht, wo welche fehlen, und die Fische auf die Trockengestelle aufgehängt. Alle diese Arbeiten werden im Winter, aber sehr zeitig im Frühjahr gemacht, wo die Kälte noch streng ist. Da Seehundschuh dabei nicht gebraucht werden können, sieht man sehr viele Fischer mit erfrorenen Händen. Ist ein Fischzug nach obbeschriebener Weise beendet, so eilen die Fischer nach Hause, um die Fische theils für die Trocken-, theils für die Einsalzungsmethode vorzubereiten. Man spaltet ihnen daher Köpfe, Rücken und Bauch, nimmt die Eingeweide aus und wäscht die Fische gut ab. Die Russen aber nehmen den Rückgrat niemals aus, gleichviel ob die Fische gesalzen oder getrocknet werden sollen. Dagegen werden sie bei ihrer Beschäftigung die Leber von der Theilung der Arbeit an: der Eine schneidet die Köpfe ab, der Andere spaltet die Fische und nimmt die Eingeweide aus, der Dritte sammelt die Lebern in einem großen Gefäß, der Vierte spaltet die Köpfe, damit sie besser trocknen und trägt die Fische entweder in die Salzerei oder an die Trocknungsgestänge. Diejenigen Fische, welche eingesalzen werden sollen, legt man längs der Wände in lange Reihen immer mit der Hautseite nach unten und so, daß wechselsweise die eine Lage nach der Länge, die andere nach der Quere zu liegen kommt. Auf jede Lage wird Salz gestreut. Nachdem im Beginn des Sommers die russischen Fischeinkäufer nach der murmanischen Küste gekommen, werden sehr viele Fische in die Schiffe derselben direct eingesalzen. Zu 1000 Pud Fischen sind 17 bis 20 Pud Salz nöthig. Die Fischtrocknung beginnt in Russisch-Lappland zeitig im Frühjahre, d. h. Mitte Mai; dennoch verstehen die Russen nicht Klippfische zu bereiten, und können

Digitized by Google

daher am Handel der Normänner mit dieser Waare nach Italien, Brasilien u. s. w. nicht theilnehmen.

Nachdem die Russen ihre Fische auf den Gestängen abgetrocknet haben, legen sie dieselben lageweise, die eine Lage lang, die andere quer in Gruben, deren sie eben mit darauf gelegten Planken zu, beschweren dieselben so viel als möglich mit Steinen und pressen die Fische dergestalt zusammen, daß sie die gewünschte Form für bessere Einladung in die Schiffe erhalten. Der getrocknete und gepreßte Fisch wird dann über Archangel landeinwärts in die Gouvernements Olanetz, Wologda und Petersburg versendet. Die gesalzenen Fische, welche einen geringern Werth als die getrockneten haben, werden meist im archangelschen Gouvernement abgesetzt. Die Eingeweide und Köpfe der Fische werden als unbrauchbare Gegenstände auf den Strand geworfen, verfaulen daselbst und sind die Ursache, daß auf dem russischen Fischerausgusplätzen ein unausstehlicher Gestank herrscht. Ein Theil von den Fischköpfen wird auf den Felsen getrocknet und in Archangel für 10 bis 50 Kopeken das Pud verkauft. Man da werden sie größtentheils auf den mikalajewskischen Markt gebracht und an das arme Volk auf Pinega, in welchem Districte nur Flußfische zu haben sind, abgesetzt. Die Bewohner von Pinega haben daher den Spottnamen „Dorschkopffresser“ erhalten.

Fischzuns bereitet man in Russisch-Lappland nicht, und Thran erst seit kurzer Zeit, um die van der Regierung ausgesetzten bedeutenden Prämien für Thranbereitung zu gewinnen. Dagegen bereitet man für den häuslichen Gebrauch Dorschzungen und Dorschhäubche. Die ersteren werden in Tannen eingesalzen; die letzteren werden, sobald sie den Darschen entnommen sind, auf Brettern befestigt und dieß stellt man rund um das Haus, oder auch an andere Gegenstände.

Der Ausrottungskrieg der Yankees gegen die Apatsches-Indianer.

A. Von den Ureingeborenen im heutigen Gebietsumfange der Vereinigten Staaten Nordamerikas sind im Verlaufe von drittehalb hundert Jahren volle neun Zehntel aus dem Dasein verschwunden. Gleich nachdem im ersten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts die puritanischen Pilgerväter, diese düsterfanatischen Gesellen, den Boden der Neuen Welt betreten hatten, begann das Geschäft der Ausmordung, und wenn recht viele Indianer umgekommen waren, veranstaltete man kirchliche Feierlichkeiten und sang dem Herrn der Heerschaaren ein Hallelujah!

Zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Mississippi leben heute nur noch wenige Tausend „Rothhäute“, und auf der weiten Strecke von diesem Vater der Gewässer bis an den Stillen Ocean verschwindet nach und nach ein Stamm nach dem andern. Eben jetzt wird auf der Grenze von Californien und Oregon den Modoks die Todtenglocke geläutet; die Indianer der asbüchten Prairien sind in Bewegung. Hoden, Branntwein, Syphilis und Kriege wirken zusammen bei diesem Processe der Vernichtung. Wir sehen hier in der That einen Kampf um das Dasein. Die Schwächeren wehren sich, aber sie werden van dem Stärkern, der ganz unbarmherzig zu Werke geht, vertilgt. Die Indianer fühlen instinctmäßig, daß ihre Tage gezählt sind, daß sie die Berührung mit den Weißen auf die Dauer nicht aushalten können. Die fremden Eindringlinge eignen sich Grund und Boden an auch auf den Prairien, wo der Jagdnomade mit seiner ganzen Existenz an den Büffel gebunden ist; man nimmt ihm die Grundbedingungen seines ganzen Lebens.

Der braune Wilde übt das Vergeltungsrecht an dem weißen Barbaren, und beide Theile haben einander in Betreff der Grausamkeiten nichts vorzuwerfen. Der braune Mann scalpirt, mardet, martert ohne Unterschied Jung und Alt, Weib und Kind; die Weißen haben ihm das Beispiel gegeben; er steckt die Ernten in Brand und setzt den rothen Hahn auf die Dächer.

Diese Kämpfe in Nordamerika sind Racenkriege, und sie werden und können nicht aufhören, bis die Eingeborenen vernichtet oder nur noch vereinzelt in spärlichen Trümmern vorhanden sind, welche dann langsam verenden.

Die Politik, welche von Seiten der Bundesregierung gegen die Indianer verfolgt worden ist, war bis auf den heutigen Tag eine unverständige. Die Leute dort in der Stadt am Potomac verstanden und verstehen nichts von der Völkerkunde und von anthropologischen Grundgesetzen. Sonst würden sie nicht mit allerlei Versuchen hin und her experimentiren, die nothwendig allesammt fehlschlagen müssen. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, aus dem Prairie-, Waldaber Fischernomaden einen civilisirten, seßhaften Ackerbauer oder einen in Städten wohnenden Handwerker zu machen. Ihm hat die Natur selbst zu dergleichen jegliche Anlage und Begabung versagt; und hier gilt das Wort: sint ut sunt, aut non sint! Er muß sein freies, ungebundenes Leben führen; er geht zu Grunde, wenn man ihm dasselbe nimmt. Dafür spricht eine mehrhundertjährige Erfahrung.

Nun hat man den Indianern ihren Grund und Boden weggenommen und pfercht sie in „Reservationen“ ein, d. h. man verweist sie auf ein abgegrenztes Gebiet, welches sie nicht verlassen dürfen. Häufig ist dabei auf ihre Bedürfnisse gar keine Rücksicht genommen, und auf manchen Reservationen können sie nicht leben, weil dort die Existenzmittel nicht gegeben sind. Das ihnen aufgezwungene Gebot der Washingtoner Regierung lautet aber: Wer die Grenzen der Reservation überschreitet, fall ohne Weiteres als geächtet und vogelfrei betrachtet werden; wer einen Indianer, welcher „ausbricht“, todtschießt, begeht keinen Mord! — Der braune Mann aber weiß in einer solchen Reservation nichts mit sich anzufangen; er hat vermöge seiner ganzen Naturanlage einen Drang zum Hinaus in die Weite in sich, und dieser Drang ist unwiderstehlich. Folgt er demselben, dann ist er „vogelfrei“.

Von Seiten der Weißen sind aber die Reservationen und die Rechte der Indianer auf dieselben nie beachtet worden. Wenn sie das Land gebrauchen, so verdrängen sie auch dort die Indianer. Die Bundesregierung hat allerdings ihnen ausdrücklich verboten, die Reservationen zu betreten, aber darum bekümmern sie sich nicht; sie depossedirten den braunen Mann und bauen Eisenbahnen in seinem Lande. Sie kümmern sich nicht um Recht, Gesetz oder Billigkeit, nehmen in Besitz, was ihnen gefällt, und wenn sie etwa offene Gewalt scheuen, chicaniren sie den Indianer hinweg. Sie reizen ihn bis zur Verzweiflung und legen die Dinge so an, daß ein Krieg gegen die Mißhandelten für nothwendig erklärt wird. Im Congreß und bei der Regierung zu Washington haben diese Räuflinge, Gauner und Speculanten

Digitized by Google

ihre Helfershelfer und Fürsprecher; jeder Krieg gegen die Indianer ist sehr kostspielig und wirft den Lieferanten, die schamlos betrügen, viel Geld ab. Ist es doch jüngst im Congresse nachgewiesen, daß 600,000 Dollars liquidirt wurden an Ausgaben für den Krieg gegen einen Stamm der Dakotahs, welcher gar nicht existirt, und die Betrüger hatten obendrein die eiserne Stirn, noch auf weitere 250,000 Dollars Ansprüche zu erheben für fingirte Lieferungen!

Wir lesen nun, daß die Apatsches aus ihren Reservationen ausgebrochen sind, daß sie weite Strecken von Arizona und Neumexico durchziehen und auch Streifzüge in Sonora unternommen haben. Sie rauben, sengen und morden, als ob ein böser Dämon sie triebe; es ist gleichsam ein Wüthen der Verzweiflung. Nun schreien und toben die Yankees über die Barbarei dieser „unverbesserlichen, blutgierigsten" unter allen Rothhäuten, und verlangen völlige Ausrottung derselben. Das Individuum, welches den Präsidentenstuhl in Washington einnimmt, hat in einer von Rohheiten und Albernheiten strotzenden Botschaft eine solche in Aussicht gestellt.

Sehen wir zu, wie gegenwärtig die Dinge stehen, und auf wen die Schuld fällt, wer Veranlassung dazu gegeben hat, daß diese Apatsches ihre Streifart hoch emporhalten.

Alle Verantwortlichkeit trifft lediglich die Yankees, welche auch in Arizona im Verkehr mit den Landeseingeborenen Schimpf, Schmach und Schande auf ihren Namen laden und Gaunerei und Betrug handwerksmäßig treiben. Nachfolgende Thatsachen liefern den Beweis, daß diese Ausdrücke nicht etwa zu hart sind.

Als Arizona von Mexico getrennt und an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, mußten die letzteren mit den Apatsches, einem streitbaren Reitervolke, ein Abkommen zu treffen suchen. Mit den Mexicanern stehen diese Indianer seit Menschengedenken in erblicher Fehde, und beide Theile geben einander kein Quartier; das gegenseitige Blutvergießen nimmt kein Ende. Den Yankees gegenüber verhielten sie sich längere Zeit friedlich; sie, die wilden Menschen der Steppen, ließen sich in eine „Reservation" einpferchen, die in dem südöstlichen Winkel des Territoriums, nahe der Grenze des mexicanischen Staates Sonora, ihnen angewiesen wurde. Man nimmt an, daß die Zahl der in Arizona und Neumexico noch vorhandenen Apatschesstämme oder „Banden" noch etwa 60,000 Köpfe betragen, was mir fast um die Hälfte zu hoch gegriffen scheint. Sie stehen unter verschiedenen Häuptlingen, unter welchen Kotschise (Cochise) der mächtigste ist; die übrigen sind der einäugige Riley, Del Chay, Es zim eu sin und Schelter pau. Sie alle haben während der letztverflossenen Monate den Kriegspfad beschritten und rauben im nördlichen Sonora. Indem sie aus ihren Reservationen ausgebrochen sind, haben sie allerdings den ihnen aufgezwungenen Vertrag verletzt, und die Yankees erklären, daß der Vernichtungskrieg gegen sie mit allem Nachdrucke geführt werden solle.

Vor etwa zwei Jahren dämmerte in den Köpfen der Politiker zu Washington doch einiges Licht über das bisherige Verfahren der Weißen gegen die braunen Leute auf. Wohlwollende Männer bewiesen auf das Klarste, daß man bisher ein durchaus falsches und zweckwidriges Verfahren allen Indianern gegenüber befolgt habe; sie thaten dar, wie schmachvoll diese Ursassen des Landes von den weißen Eindringlingen mißhandelt, geschädigt und systematisch betrogen worden seien. Sie beantragten, daß man es einmal mit einer „Friedenspolitik" versuchen möge. Die Washingtoner Regierung ging darauf ein; sie gab einer Anzahl von Quäkern Vollmacht, mit den Indianern zu verhandeln und die Interessen derselben wahrzunehmen. Diese Männer des Friedens gingen mit dem besten Willen an das schwierige Werk, sie waren von wirklich humanem Bestreben durchdrungen, — aber sie mühten sich vergebens ab. Den weißen Ansiedlern, die auf Landraub erpicht sind, und den Horden weißer Gauner, welche sich in den Territorien umhertreiben, waren sie ein Dorn im Auge. Ein Indianerkrieg bringt jenen allemal Profit; sie übernehmen Lieferungen für die Truppen und betrügen die Regierung. Jene Gauner haben im Congresse Fürsprecher, welche mit ihnen unter einer Decke spielen; so lange Frieden ist, fallen die Profite weg; man bricht daher in beliebiger Weise Krieg mit den Wilden vom Zaune. Sofort blüht das „Geschäft". Diese Leute arbeiteten den Quäkern und dem friedlich gesinnten Theile der weißen Ansiedler auf alle mögliche Weise entgegen, um ihnen alle Lust am Werke zu benehmen. Und nun rufen sie: „Seht, mit dem rothhäutigen Ungeziefer ist kein Frieden möglich; wir müssen dasselbe im Interesse der Civilisation und — des Christenthums ausrotten!"

Von Dakota bis an die Küste von Oregon, auf den Prairien und im Südwesten sind die sämmtlichen Indianerstämme in Gährung; sie alle sind den Weißen feindlich, weil die Yankees ihnen allen Treue und Glauben gebrochen haben, weil sie alle von denselben in einer Art und Weise mißhandelt worden, die in der That zum Himmel schreit.

Auch die Apatsches sind schwer beeinträchtigt und betrogen worden. Wenn Kotschise seit nun zwölf Jahren den Yankees feindselig gesinnt ist, so hatte dieser Häuptling dazu vollauf Grund und Veranlassung. Es ist erwiesen, daß ein Offizier der Bundestruppen (— der Schurke hieß Bascom —) in verrätherischer Weise vier Unterhäuptlinge Kotschise's, welche in friedlicher Weise zu ihm gekommen waren, unter den nichtigsten Vorwänden hängen ließ und daß Kotschise selbst nur mit genauer Noth sein Leben durch die Flucht rettete. Es wundert uns nicht, daß er bis jetzt allen Lockungen, den „großen Vater" in Washington zu besuchen, widerstanden hat; er weiß wie verrätherisch die Weißen sind. Selbst den Friedensvermittlern Colyer und Howard, die es doch redlich meinten, traunte er nicht, erbot sich jedoch, auf seine Reservation zurückzukehren. In dem Gebirgslande, wohin er sich zurückgezogen, hatte man ihm nichts anhaben können.

Im Februar zog er mit einigen Tausend seiner Krieger im mexicanischen Sonora umher und der amerikanische General Crook war nicht befugt, die Grenze zu überschreiten und ihn dort zu verfolgen. Nun ist dieser Staat vorzugsweise ein „klutiger Grund" geworden, wie bisher Arizona gewesen. Im April 1871 wurden die Apatsches von den Yankees beim Camp Grant verrätherisch überfallen und viele ermordet. Selbst Offiziere und Regierungsagenten erklärten laut, „daß alle Schuld auf die Weißen falle"; die Indianeragenten und ihr Anhang aber sagten: „Das Ungeziefer (vermin) muß ausgerottet werden; Weiße und Indianer können nicht neben einander leben; die Apatsches sind Teufel." — So sprachen sich auch die Goldjäger aus, welche in dem an edelen Metallen so ergiebigen Lande einige Gruben bearbeiten. Ein humanes Verfahren gegen diese Teufel sei einfach eine Absurdität; seit einem halben Jahrhundert seien sie die Geißel des Landes, aber dabei so feig, daß es nur eines nachdrücklichen Eingreifens bedürfe, um ihnen zu beweisen, daß sie sich ruhig verhalten müssen oder ausgerottet werden sollen. Auf den Reservationen blieben sie ja doch einmal nicht; sie brächen vielfach aus, verübten Räubereien, und man wisse dann immer nicht, wer Schaden angerichtet habe.

Es ist richtig, daß die Apatsches, wenn irgend möglich, ihre Reservationen verlassen und in weniger unfruchtbare

Digitized by Google

Gegenden ziehen, aus welchen sie durch die weißen Ansiedler verdrängt worden sind. Dabei kommt es allemal, nicht selten durch beiderseitige Schuld, zu Blutvergießen. Es wird nicht in Abrede gestellt, daß manche Indianer „nicht schlecht" seien und mehrere Häuptlinge sich bemühten, den Frieden mit den Weißen aufrecht zu erhalten. „Aber die weißen Bürger machen keinen Unterschied zwischen ihnen." So schreibt ein Berichterstatter des „New York Herald", der offenbar bestrebt ist, die Verhältnisse darzustellen, wie sie wirklich sind. Die Indianer, so sagt er, haben sich über sehr Vieles zu beschweren. Man hat sie gezwungen, ihre alten Jagdgründe zu verlassen und auf unfruchtbare Reservationen zu gehen, wo sie nicht genug zu essen finden. Sie wollen nicht verhungern, und es nicht mit ansehen, daß ihre Kinder Hungers sterben, während doch ganz in der Nähe fruchtbares Land ist, das früher ihnen gehörte und von welchem man sie zwangsweise vertrieb. Die Bundesregierung bewilligt allerdings die Mittel, um dem Mangel abzuhelfen, aber Agenten und andere Leute eignen sich von den für die braunen Leute bestimmten Vorräthen und Annuitäten Vieles an. Die weißen Ansiedler nehmen davon keine Notiz; sie denken nur daran, daß sie durch die Indianer in ihrem Familienwesen vielfach geschädigt worden sind, und meinen, daß sie nicht auf Ruhe und Frieden rechnen dürfen, so lange die Wilden in ihrer Nähe bleiben. Aber die Urtanden im Ministerium des Innern liefern den Beweis, daß seit sechszehn Jahren die Indianer Arizonas und Neumexicos Frieden gewünscht haben; und die Agenten der Regierung verlangten Mittel, damit sie auf den ihnen angewiesenen Reservationen auch zu essen bekämen. Noch in der allerjüngsten Zeit sprachen sie den Wunsch aus, das Indianerterritorium (— westlich von Arkansas —) besuchen zu dürfen, in der Absicht, dorthin übergeführt zu werden, denn in den jetzt ihnen angewiesenen Reservationen könnten sie sich länger nicht ernähren. Die Apatsches waren, trotzdem sie äußerst blutdurstig gehalten wurden, Freunde der Amerikaner, als sie zuerst mit denselben in Berührung kamen. Als man sie 1858 auf Reservationen brachte, zeigten sie sich intelligent, fleißig und machten einige Fortschritte in der Civilisation. —

Ihre Feindschaft mit den Mexicanern hat folgende Ursache. Diese wollten ihnen, den alten Bewohnern und Besitzern des Landes, gar kein Anrecht auf Grund und Boden zugestehen, und begannen einen Vertilgungskrieg. Mit den Amerikanern blieben aber die Apatsches so lange in gutem Einvernehmen, bis auch jene die mexicanische Theorie der Vernichtung sich aneigneten, gemäß derselben in der Praxis verfuhren und begreiflicherweise dadurch die Indianer zu unversöhnlichen Feinden machten. Diese unternahmen vor dreißig Jahren, wie noch heute, Raubzüge in das mexicanische Gebiet und trieben Vieh weg. Die Mexicaner wagten nicht, ihnen Mann gegen Mann gegenüber zu treten.

Damals fanden amerikanische Trappers an den Quellgewässern des Rio Gila viele Biber, in denselben Gebirgsgegenden, wo auch jetzt die Apatsches im Gebirge Zuflucht suchten. Einer dieser Amerikaner, welcher das Vertrauen der Indianer gewonnen hatte, machte einen Besuch in Sonora. Der dortige mexicanische Gouverneur bot ihm eine Unze Gold für jede einem Apatsche abgenommene Schädelhaut (Scalp), welche jener ihm einliefern werde. Er verabfolgte dem Amerikaner eine Kanone, und dieser gab Kartätschenfeuer auf seine vertrauensvollen Freunde, die von einem so scheußlichen Verrathe keine Ahnung hatten. Sie feierten, als er wieder zu ihnen kam, ein Fest. Viele wurden sofort niedergestreckt, andere von jenem Amerikaner und dessen weißen Spießgesellen mit Büchsenkugeln todtgeschossen.

Dann haben die Apatsches Gleiches mit Gleichem vergolten. Sie zerstreueten sich im Gebirge und machten jeden Trapper nieder, den sie fanden. Und nun sagen die Weißen, jeder Apatsche sei blutgierig und grausam! Wer aber hat den Anfang mit dem entsetzlichen Systeme der Barbarei gemacht? Die weißen Christen haben es gethan!

Im Jahre 1871 war eine beträchtliche Anzahl Indianer bei dem schon erwähnten Camp Grant zusammelet. Ihr Zweck und ihre erklärte Absicht war, sich friedlich auf der benachbarten Reservation niederzulassen und sich der Aufsicht der Regierung zu unterwerfen. Als sie ruhig in ihren Zelten lagen, wurden sie bei Nacht von weißen Bürgern überfallen, und diese ermordeten auch 118 Indianerfrauen und Kinder.

Einige Monate nachher versammelte man eine Anzahl freundlich gesinnter Apatschen, und sofort wurde wieder ein Versuch gemacht, sie alle zu ermorden. Zu diesem Zwecke waren viele Bürger aus Tucson (— dem Regierungssitze von Arizona —), Mexicaner und eine Schaar mit ihnen verbündeter Papanosindianer unterwegs, aber Capitän Nelson verbot ihnen näher zu kommen. Sie gaben vor, nach Gold suchen zu wollen; auf jeden Fall würden sie durch die Reservation ihren Weg nehmen (— dem Gesetze zufolge soll kein Weißer eine Reservation betreten, um die Indianer nicht zu beunruhigen —). Nelson ließ nun Soldaten aufmarschiren und drohete Feuer zu geben, wenn jene weiter vorwärts gingen; dann erst kehrten sie um.

Die Apatsches beklagen sich, daß bei dem eben erwähnten Gemetzel beim Camp Grant 27 ihrer Kinder gefangen genommen worden seien; von diesen hat man ihnen nur vier zurückgegeben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die übrigen nach Mexico hinein geschafft und dort verkauft worden sind. Alle Bemühungen der Indianer, wieder zu ihren Kindern zu gelangen, blieben fruchtlos; Kutschise hat wohl seinen jüngsten Zug nach Mexico hinein auch unternommen, um ihrer wieder habhaft zu werden. Die Apatsches sind mißtrauisch, weil man sie täuschte, indem man ihnen eine weiße Friedensfahne entgegentrug und dann über sie herfiel, um eine Schlächterei unter ihnen anzurichten.

In hohem Grade ist zu tadeln, daß man solchen Indianern, welche in ihren Reservaen bleiben, Branntwein verkauft (— was gesetzlich verboten ist —). In trunkenem Zustande sind sie fürchterlich. Die Mexicaner führen heimlich Feuerwasser bei ihnen ein. Amerikanische Händler und Mexicaner mißbrauchen die Frauen und betrügen die Männer. Die Bundesregierung verliert an Ansehen. Alle Anstrengungen, diese schänden Gesellen zu entfernen, sind vergeblich gewesen; sie treiben, allen Gesetzen zum Hohn, ihr verbrecherisches Wesen fort. —

Die Tolorado-Reservation an der Grenze von Sonora hat Kutschise verlassen, weil sie für die Indianer ganz unbrauchbar ist. Man hat sie, wie bekannt, gegen ihren Willen dorthin geschafft, aber sie ließen sich die Beraubung gefallen, bis sie den wahren Sachverhalt begriffen. Nun beschwerten sie sich, daß die Gegend, in welche man sie hinein gezwungen, ungesund und kalt, daß auch kein gutes Wasser vorhanden sei. Niemand kann in Abrede stellen, daß diese Klagen vielfach begründet sind; aber in ihr früheres Gebiet kann man sie doch nun nicht wieder zurückschaffen; dort haben Weiße sich angesiedelt, und diese würden keinen Indianer bei sich dulden. In der Reservation herrscht allerdings Wassermangel; die weißen Ansiedler (Rancheros) haben das Land am obern Laufe der Flüsse in Besitz genommen und leiten das Wasser auf ihre Felder, so daß den

Digitized by Google

Indianern nichts zur Bewässerung ihrer Aecker übrig bleibt; es wäre also ihrerseits vergeblich gewesen, die Aecker zu bestellen; sie würden keine Ernte bekommen haben. Es ist nachgewiesen, daß auf einer Reservation an die 50 Apatsches in einem einzigen Monate durch Genuß schlechten Wassers starben. Nichts ist leichter begreiflich, als ihre Unzufriedenheit. Und wenn man erwägt, wie oftmals die Weißen ihnen die feierlichsten Zusagen gebrochen haben, und daß man planmäßig auf ihre Vertilgung ausgeht, kann begreift man, daß sie Mißtrauen auch in eine Regierung haben, welche solchem Unfug und solchen Greueltaten nicht gesteuert hat. —

Der Berichterstatter des „New York Herald" verschweigt wohlweislich, wo er sich befindet; die weißen Banditen würden ihm, weil er die Wahrheit enthüllt, übel mitspielen. Er erzählt weiter, daß vor Kurzem etwa zweihundert Mormonen nach Arizona gekommen seien, um sich entlang dem 35. Breitengrade anzusiedeln, weil auf demselben die Bahn gebauet wird, welche die Southern Pacific of California mit der Atlantic and Pacific verbinden soll. Er bemerkt dann ganz richtig, daß die Mormonen allezeit und bis heute mit den Indianern im besten Einvernehmen gestanden haben. Weshalb ist es Anderen nicht gelungen, eben so befriedigende Verhältnisse zu erzielen? —

Die Truppen der Vereinigten Staaten stehen gegenwärtig im Felde gegen den einäugigen Riley. Dieser Häuptling hatte vor einiger Zeit eine Unterredung mit dem Obersten Dudley; er sagte diesem, daß er gern mit seinen Leuten auf die Reservation gehen wolle; sie seien es müde, in Höhlen und im Hochgebirge zu hausen, wo das Leben für die Frauen und Kinder zu mühsam und angreifend sei; sie müßten dort das Wasser stundenweit herholen. Ueberall stelle man ihnen nach, die Bären hätten es viel besser. „Wir leiden Hunger; wir müssen stehlen oder verhungern. Eure Soldaten haben uns von unseren Maisfeldern vertrieben, Wild ist sehr selten und wir wagen uns ohnehin nicht auf die Jagd, weil man uns auflauert. Ihr habt mir vier meiner Kinder totgeschlagen — dabei stürzten ihm die Thränen aus den Augen —, aber ich will doch einen großen, dicken Frieden schließen, und einen Felsen auf denselben rollen, und der Friede soll von meiner Seite gehalten werden, bis einmal ein Regenguß den Felsblock wegschwemmt." Dann erbat er sich fünf Tage Zeit, um mit seinen Leuten, mit Del Schay und anderen Häuptlingen Rath zu halten. Oberst Dudley sagt: er sei nun volle siebenzehn Jahre auf Dienst in Indianergebieten, aber nie habe er mehr gesunden Menschenverstand bei einem Indianer gefunden, als bei diesem einäugigen Riley.

Im Januar 1873 wurde eine Apatschesbande von einer Abtheilung des fünften Reiterregimentes angegriffen und niedergemacht, und gleichzeitig eine andere Bande im Gebirge nahezu aufgerieben. Diese letztere gehörte zu den Leuten Riley's und Del Schay's. Er hatte im November 1871 eine Unterredung mit dem Friedensvermittler Colyer, und diesem sagte er: „Es steht mir nicht länger an, mich im Gebirge umherzutreiben; ich will einen dauernden Frieden machen und mein Wort halten, bis die Steine schmelzen. Gott schuf den weißen Mann und schuf auch den Apatsche, und der Apatsche hat eben so viel Anrecht auf dieses Land wie der Weiße. Wenn ich einen Vertrag abschließe, so erwarte ich, daß man mir Weizen-, Kürbis- und Melonensamen gebe; den will ich neben dem alten Fort Reno pflanzen. Wenn der Vertrag abgeschlossen ist und der commandirende Offizier hält sein gegebenes Wort nicht, dann will ich sein Wort in ein Loch stecken und dasselbe mit Schmutz bedecken. Ich verspreche, daß nach Abschluß des Vertrages die weißen Leute und Soldaten ihre Pferde und Maulthiere unbewacht lassen können, und wenn dann noch ein Thier von den Apatsches gestohlen wird, dann will ich mir den Hals abschneiden. Wenn aber die Amerikaner den Vertrag brechen, so hat das weiter nichts auf sich: sie gehen des einen Weges und ich gehe des andern."

Gegen alle Apatsches, welche ihre Reservationen verlassen haben, wird nun Krieg geführt; den amerikanischen Soldaten schlossen sich weiße Freiwillige und befreundete Indianer, namentlich Pimos vom Rio Gila und Papagos, an. Im September 1872 wurden vier Lagerplätze überfallen, 40 Apatsches niedergemacht, viele verwundet, die Frauen und Kinder diesmal nicht ermordet, sondern gefangen genommen. Einige Tage später wurden von einer Streifpartie 17 Apatschekrieger erschossen, und jüngst, im Januar, sind mehr als 100 niedergemacht worden.

„Uns Amerikanern hat der Krieg in Arizona während der letztverflossenen zwölf Jahre Tausende von Menschen und ungefähr 40,000,000 Dollars gekostet, aber die völlige Ausrottung der Apatsches ist doch noch nicht erreicht worden. Von nun an wird der Kampf noch viel blutiger werden und sich über einen größern Flächenraum ausdehnen. In die Versicherungen Kotschise's und der übrigen Häuptlinge darf man jetzt keinen Glauben mehr setzen. Die weißen Ansiedler verfangen ein nachherrlichstes Verfahren, und gewiß werden auch viele Mexicaner über die Grenze kommen, um ihre Erbfeinde zu bekämpfen. Die Friedenspolitik hat keinen Erfolg gehabt." —

Wir haben die Einzelnheiten dieses Berichtes gegeben, weil gerade sie einen Einblick in das innere Getriebe eröffnen und darthun, was von den Declamationen der Yankees gegen das „wilde Ungeziefer" zu halten ist. Das wahre „Vermin" sind die weißen Schurken, Diebe und Landräuber, welche in den Indianergegenden ihr Unwesen treiben. Uebrigens stellt sich die gesammte weiße Bevölkerung in dem großen Territorium Arizona mit seinen 5358 deutschen Quadratmeilen auf kaum 10,000 Köpfe; die Zählung von 1870 ergab 9658 Seelen. —

Es liegt uns fern, diese Apatsches etwa idealisiren zu wollen, es soll nur hervorgehoben werden, daß die weißen christlichen Barbaren, welche sich mit Civilisation brüsten, um kein Haar besser sind, als die braunhäutigen Heiden, die ihrerseits nicht prätendiren, civilisirt zu sein. Daß sie auf der Welt zu etwas nütze wären, will uns nicht einleuchten, und da ihnen, diesen Gebirgs- und Steppenindianern, die Natur selbst es unmöglich macht, anders zu werden, als sie einmal geschaffen worden sind, sich zu transmutiren, wie man heutzutage sagt, so werden auch sie untergehen, wie unzählige andere Indianervölker aus dem Dasein verschwunden sind.

Die Apatsches bilden zwei große Hauptgruppen, welche wieder in eine große Anzahl kleinerer Banden zerfallen; jede derselben hat einen Häuptling. Sie sind im Südwesten der Vereinigten Staaten und im nordöstlichen Mexico sehr weit verbreitet. Jene im Osten des Rio del Norte bezeichnet man als Mescaleros, weil eines ihrer Hauptnahrungsmittel das Mescal ist, die gebackene Wurzel des Maguëy, dieser Agave americana. Zahlreicher ist die große Gruppe im Westen des genannten Stromes, wo gerade Arizona ihr Kernland bildet. Man nennt sie Coyoteros, weil sie das Fleisch des Prairieschakals, dieses Coyote, genießen. Alle Apatsches sind Raubnomaden, sie führen Zelthütten mit sich, und erst in den letztverflossenen Jahrzehnten sind von ihnen, auf äußern Antrieb, einige Versuche mit dem Ackerbau gemacht worden, die geringen Erfolg hatten, weil eine andauernde Beschäftigung ihrem innersten Wesen zuwider ist.

Mit den Mexicanern leben sie, wie schon bemerkt, von

Digitized by Google

jeher in Erbsehde, sie trieben und treiben den Raub von Viehherden systematisch; zur Viehzucht haben sie weder Neigung noch Begabung. Sonora, Chihuahua und selbst Durango sind Schauplatz ihrer Streifzüge und sie sind für diese Grenzlande eine furchtbare Geißel geworden. Die Folge der Beeinträchtigungen und Mißhandlungen, welche sie von den Mexicanern erlitten, ist gewesen, daß die weite Grenzregion von Neumexico bis Durango durch sie in eine Einöde verwandelt worden ist. Sie können und wollen nicht Hungers sterben, und deßhalb können sie keinen Frieden halten.

Alle Prairie-Indianer auf beiden Seiten der Felsengebirge sind für die Weißen und zumeist durch Schuld derselben zu wahrhaft unerträglichen Feinden geworden. Sie haben nicht selten ganze Wagenzüge überfallen und starke Truppenabtheilungen aufs Haupt geschlagen. Das Niedermetzeln nimmt hüben und drüben seinen Fortgang. Als vor einem Vierteljahrhundert die Vereinigten Staaten mit Mexico Krieg führten, geriethen namentlich die Apatsches in allgemeine Bewegung. Sie überschwemmten den ganzen Staat Zacatecas, ritten dort in die Thore der Hauptstadt und zogen auf offenem Markte weißen Leuten den Scalp ab. Ganz Sonora war in ihrer Gewalt; in der Stadt Oputo wurden von ihnen an einem Tage 132 Weiße abgeschlachtet; die Yaquis erstürmten den Hafenplatz Guaymas am californischen Meerbusen, die Opatas nahmen Hermosillo ein und die Pimos waren im Besitze von Los Ures. Im Osten erschienen die berittenen Kamantsches in der texanischen Stadt Austin und schweiften bis an das Gestade des mexicanischen Golfes, überall raubend und mordend, während gleichzeitig andere ihrer Banden den gelenden Kriegsschrei auf den Prairien nördlich vom Arkansasfluß erhoben.

Es wird keine leichte Aufgabe sein, diese Wilden auszurotten. Feinden, die Tausende von Reitern ins Feld stellen, gestreckten Laufe 50 Meilen am Tage mit ihren Rennern über den Graococan oder die dürre Steppe hinrasen, ist schwer beizukommen. Und sie werden und können sich nicht dem Joche der Civilisation fügen, unter welchem sie ihre ganze Lebensweise ändern müßten, — und die Fähigkeit dazu hat, wie bemerkt, die Natur ihnen verweigert, — deshalb werden und müssen sie untergehen; zu retten sind sie nicht.

Aus allen Erdtheilen.

Der ostafrikanische Sklavenhandel.

Wir haben früher schon kurz erwähnt, daß der Sultan von Sansibar sich geweigert habe, auf den von Sir Bartle Frere vorgeschlagenen Vertrag wegen Abschaffung des ostafrikanischen Sklavenhandels einzugehen. Jetzt liegen Berichte (vom 18. Februar) vor, welche einen Einblick in die Verhältnisse geben. Wir gehen auf die Einzelnheiten ein, weil es nun kaum ausbleiben kann, daß man den Sultan mit Gewalt zur Einwilligung zwingen und die ostafrikanische Küste ein Schauplatz von allerlei Wirren werde.

Am 18. Januar hatte Frere mit ihm eine Unterredung. Der Sultan erklärte, daß er die Forderungen der britischen Regierung nicht erfüllen könne. Die Insel Sansibar habe durch den gewaltigen Orkan im vorigen Jahre (welcher die Plantagen so schwer heimsuchte und einige 100,000 Gewürznelenbäume entwurzelte) bereits sehr schwer gelitten; wenn nun plötzlich die Quellen versiegt würden, aus welchen sie bisher Arbeiter bezogen habe, dann müsse sie zu Grunde gehen. — Der Engländer wandte dagegen ein, daß er, nach Beseitigung der Sklaverei, freie Arbeiter genug haben könne, wie das ja auch in anderen Ländern der Fall sei. Ohnehin werde England nicht ermangeln, ihm die Uebergangszeit möglichst zu erleichtern. Das schien einigen Eindruck auf ihn zu machen; ein paar Tage später gab er jedoch die Erklärung ab, daß seine arabischen Häuptlinge den Vertrag nicht annehmen könnten und daß sei auch seinerseits der Fall. Darunter würden seine Finanzen leiden. Ohnehin sei die Sklaverei eine durch die Zeit geheiligte Einrichtung, welche sowohl durch die mohammedanische Religion wie durch uraltes Herkommen geheiligt sei. Wenn er dieselbe abschaffen wolle, so würden Insurrection und vielfaches Unheil gar nicht ausbleiben; übrigens könne er in neue Verträge kein Vertrauen setzen.

Frere begab sich darauf in den Palast und stellte dem Sultan vor, wie bedenklich für ihn die Folgen sein würden, schrieb ihm dann auch einen Brief, in welchem er kurz und bündig eine Erklärung über Annahme oder Ablehnung verlangte. Am 11. Februar gab Sultan Seyd Barghasch dann die bestimmte Antwort, daß er ablehne; er wolle sich an den Vertrag halten, welcher 1845 mit England abgeschlossen worden sei. Damit habe er — so sagt der offenbar von Frere selbst verfaßte Bericht — sich zum Vorkämpfer und Beschützer der Sklaverei und des Sklavenhandels aufgeworfen, der Civilisation Hohn gesprochen und sowohl Großbritannien wie anderen europäischen Völkern den Fehdehandschuh hingeworfen.

Der Sklavenhandel, so heißt es weiter, solle und müsse trotzdem abgeschafft werden und vielleicht wäre ein Vertrag fruchtlos geblieben. Die ganze Atmosphäre auf Sansibar, wo die gesammte Bevölkerung um jeden Preis und durch alle Mittel die Fortdauer der Sklaverei wünsche, deute darauf hin, daß man alle Bestimmungen, welche der Vertrag enthalte, mit eben so durchgreifenden Maßregeln hätte erzwingen müssen, wie sie nun, nach der Ablehnung, zu ergreifen und durchzuführen sind. Forlan müsse man mit dem äußersten Nachdrucke verfahren, denn die Zeit für halbe Maßregeln sei vorüber. Es empfehle sich, den Vertrag von 1845 für erloschen zu erklären; derselbe sei ohnehin von Seiten Sansibars vielfach verletzt worden. Es sei angemessen, dem Sultan kurzweg zu erklären, daß von einem näher zu bestimmenden Tage an der Sklavenhandel ein- für allemal aufhören solle.

Mehrere Regierungen haben der englischen Unterstützung und Sympathie bei ihrem Vorgehen gegen den ostafrikanischen Sklavenhandel zugelagt, aber der Bericht hebt hervor, daß in Sansibar von Seiten der Consuln keine Unterstützung stattgefunden habe; „mit alleiniger Ausnahme des Herrn Schuly, welcher Deutschland vertritt.“ Die Franzosen spielen mit dem Sultan unter einer Decke und auf sie könne man bei Ausführung der humanen Absichten nicht rechnen. „Es ist auffallend, wie viele arabische Dhaus, die gegenwärtig im Hafen liegen, die französische Flagge führen, — nicht etwa als ob sie Ladungen von französischen Gütern hätten, sondern weil sie unter der Tricolore weniger Gefahr laufen, von britischen Kreuzern angehalten und durchsucht zu werden.“

Bartle Frere machte eine Fahrt nach der Insel Pemba. Ein Capitän Fraser besitzt die Kolonisirungung auf der Insel Sansibar und beschäftigt auf derselben 600 freie Arbeiter, die sich im besten Wohlsein befanden. Auf Pemba, wohin der Orkan nicht gekommen war, waren die Gewürznelenplantagen im besten Zustande; die Westküste dieser Insel ist sehr ungesund. Frere besuchte auch das in neuerer Zeit oft genannte Dar es

Digitized by Google

Salaam, welches einen prächtigen Hafen in gelunder Lage hat; dort mündet ein Fluß, in welchem es von Hippopotamen förmlich wimmelte. Sie waren so wild und so dreist, daß sie ein Boot, in welchem zwei Engländer von Ferre's Gefolge fuhren, angriffen und von unten her mit den Zähnen durchbohrten.

Ferre hat einen Ausflug nach Madagaskar, Mozambik und der portugiesischen Oſtküſte überkommt unternommen, wo der Sklavenhandel lebhaft im Schwange geht.

Merw in Choraſſan. In den Berichten über die Verhältniſſe Centralaſiens, mit denen wir jetzt förmlich überfluthet werden, weiſt man häufig auf die Wichtigkeit der perſiſchen Provinz Choroſſan hin, und es wird sogar angedeutet, daß Rußland darauf hinziele, dieſelbe dem Schah von Perſien abzunehmen. Das iſt freilich nur ein Wahngebilde von Seiten mancher Engländer. An der Grenze dieſer Provinz liegt die altberühmte Stadt Merw, über welche wir durch Hermann Bambery nähere Kunde erhalten haben. Späterhin, 1868, hat der Ruſſe Galkin in ſeinen ethnographiſchen und ſtatiſtiſchen Materialien zur Kunde von Centralaſien, Notizen über dieſelbe gegeben. Sie liegt am Murgab, etwa 50 deutſche Meilen von Buchara und eben ſo weit von Chiwa entfernt. Aber der Weg nach der letztern Stadt iſt ungemein beſchwerlich, da er 18 Tage lang durch eine Wüſte führt, in welcher die Reiſenden ihren Waſſervorrath mit ſich führen müſſen. Die ſtändigen Einwohner von Merw ſind etwa 2000 Oezbegen (Uſbeken), ſie werden aber beherrſcht von Turkomanen der Stämme Salor und Saryk. Dieſe Turkomonen haben das ganze Flußthal des Murgab mit ihren Zeltlagern gleichſam umzingelt. Im Jahre 1795 eroberte Murad, Herrſcher von Buchara, die Stadt Merw und ſchleppte alle mißvergnügten Einwohner nach Samarkand und Buchara fort, wo ihre Nachkommen in beſonderen Stadtvierteln wohnen; ſie führten in den eben genannten Städten die Seidenweberei ein. Nach Murad's Tode, im Jahre 1900, räumten die Bucharer das Thal des Murgab; in Merw ließen ſie eine Beſatzung von nur 50 Mann zurück. Aber 1815 nahm Mohammed Rahim, Chan von Chiwa, Merw ein, weil er in dieſem Punkte eine vortheilhafte Poſition ſowohl gegen Perſien wie gegen Buchara erkannte; ſie wurde jedoch nach etwa 20 Jahren wieder aufgegeben und befindet ſich ſeitdem wieder in der Gewalt der Turkomonen. Dieſe ſind ſehr ſtreitbar und ihre Pferde gelten für die beſten in Centralaſien.

Eine Erforſchung der Weſtküſte Patagoniens iſt durch die Regierung der Republik Chile veranſtaltet worden. Schon im November und December 1871 ſuhr Lieutenant Simpſon, welcher das Unternehmen leitet, den Fluß Aysen hinauf; dieſer mündet unter 45°20′ S. gegenüber dem Chonos Archipel. Seine Boote konnen bald erſt an Stromſchnellen und dann an Waſſerfälle, und weiteres Vordringen war nur zu Fuß möglich. Simpſon arbeitete ſich bei ſtrömendem Regen durch den dichten Wald und überſchritt die Cordillere an einer Stelle, die vor ihm kein Weißer betreten hatte. Die Gegend war weit und breit unbewohnt, durchaus bewaldet, und man fand Anzeichen von Kohlenflötzen.

Italiener auf Borneo. Wir meldeten vor mehreren Monaten, daß die italieniſche Regierung die Abſicht gehabt habe, einen Punkt auf Borneo zu beſetzen und eine Niederlaſſung zu gründen. Wir erfahren jetzt, daß es ſich darum gehandelt habe, Verbrecher dorthin zu ſchaffen. Es ſcheint, daß man nun den Plan hat fallen laſſen. Im Spätherbſt 1872 lief in Hongkong ein italieniſches Kriegsſchiff ein; der Commandeur deſſelben, Capitän Rocchia, erſchien dann im Januar in Singapore, jedoch ohne ſein Schiff. Er beabſichtigte, Pulo Gaya zu erwerben, eine Inſel, die etwa 50 Seemeilen nördlich von Labuan liegt. Sie gehört dem Sultan von Brunei, welcher dieſelbe nicht abtreten darf, weil ein Vertrag mit England ihm das nicht erlaubt. Er muß, falls er Gebiet veräußern will, zuvor die Einwilligung Englands haben. Seltſam genug, daß eine nordamerikaniſche Compagnie, die auf Borneo ſich ein Monopol angewandt hat, den amerikaniſchen Conſul in Singapore veranlaßte, gegen eine Anſiedelung der Italiener Proteſt einzulegen! Die Unverſchämtheit der Yankees tritt überall in der anſtößigſten Weiſe zu Tage. Wenn die Amerikaner auf der 10,000 Quadratmeilen großen Inſel ſich ohne Weiteres feſtgeſetzt haben, was berechtigt ſie, den Italienern zu verwehren, dort irgendwo eine Sträflingsniederlaſſung anzulegen, falls die einheimiſchen Rodſchas nichts dagegen haben? Die Regierung des Präſidenten Grant billigte ausdrücklich einen ſolchen Proteſt, und die italieniſche Regierung gab ihren Plan auf, um nicht in widerwärtige Händel mit den Yankees verwickelt zu werden. Schon im Jahre 1856 bereitete einer derſelben, ein Herr Wiſſon, den Holländern auf Sumatra mancherlei Verlegenheiten, indem er ſich dort mit einigen Rodſchas in allerlei Zettelein einließ und für ſeine Landsleute feſten Fuß gewinnen wollte.

Aus Japan.

Die vor uns liegenden Berichte reichen bis zur Mitte Februars. Japan hat bekanntlich unſere europäiſchen Kalender eingeführt und die Woche hat nun auch dort ſieben Tage. Die Bezeichnungen derſelben ſind, mit unſerm Sonntag angefangen, folgende: 1) Licht. 2) Mond. 3) Feuer. 4) Waſſer 5) Holz. 6) Metall. 7) Erde.

Das Jahreirecht des Sonnenaufgangs hat nun auch ſeine Münzkätten nach europäiſcher Art eingerichtet und die Regierung ſpart keine Mühe, das Bedürfniß des Verkehrs ſo raſch als irgend thunlich zu befriedigen. Einem von ihr veröffentlichten Berichte zufolge ſind bereits 15,503,978 Geldſtücke verſchiedener Art ausgeprägt worden, zuſammen im Werthe von 20,178,666 Dollars. Vor dem 1. Juli 1871 waren 1,621,559 Silberſtücke im Werthe von 581,839 Dollars geprägt worden. Gegenwärtig iſt man hauptſächlich mit dem Ausprägen von Kupfer beſchäftigt, und fünf Fabriken zur Erzeugung von jährlich 5500 Tons Schwefelſäure angelegt.

Japan wird bekanntlich auf der großen Ausſtellung zu Wien ſehr ausgiebig vertreten ſein. Vorthin kommen auch einige „Prinzeſſinnen“, welche dort als Kellnerinnen Thee und Reiswein (Saki) mit Grazie verabreichen ſollen. Ein Baron Stillfried hat dieſe „Prinzeſſinnen“ unter väterliche Obhut genommen. Nun erzählt die zu Yokohoma erſcheinende „Japan Mail“ folgende ergötzliche Geſchichte. Die Abreiſe dieſer hübſchen Damchen hat ihren bisherigen „Beſchützern“, die theils Holländer, theils Chineſen ſind, großes Herzeleid verurſacht. Sie gaben ſich alle Mühe, dieſe Proſtituirten ihrer einſamen Stunden in Japan zurückzuholen, und einer ging ſo weit, daß die Behörden auf ſeine Veranlaſſung hin noch Mitternacht im Athem gehalten wurden. Baron Stillfried will in Wien in einem von japaniſchen Zimmerleuten herzurichtenden Gebäude allerlei Curioſitäten, Photographien ꝛc. ausſtellen und drei hübſche Mädchen werden Erquickungen darbieten. Mit dieſen drei Schönen hat er auf dem engliſchen Conſulate bändige Verträge abgeſchloſſen, welche dann auch vom Saibantſcho (Polizeirichter) beſtätigt worden ſind. Den Mädchen wurden auch Päſſe verabfolgt und Niemand hatte Einſprache gethan. Hinterher kam dann ein Holländer zum Saibantſcho und beklagte ſich über ſeine kleine „Frau“. Sie habe geſagt, daß ſie eine religiöſe Wallfahrt machen wolle und zu dieſem guten Zwecke habe er ihr 10 Dollars gegeben; er erhebe nun Einſprache gegen ihre Abreiſe; das Mädchen müſſe wenigſtens die 40 Dollars zurückzahlen, welche er den Eltern deſſelben gegeben habe. Die Polizei legte ſich auch ins Mittel; die drei Prinzeſſinnen ſollten nicht abreiſen: aber ihr väterlicher Freund, Philoſoph und Führer wandte ſich nun an ſeinen Conſul, welcher ſich mit der japaniſchen Behörde in Verbindung ſetzte. Baron Stillfried erbot ſich, jene 40 Dollars bei der letztern niederzulegen, welche die Angelegenheit regeln könne; er habe keine Zeit zu verlieren und der Dampfer gehe ab. Der japaniſche Richter entſchied

Digitized by Google

nach angestellten Behörde in sehr verständiger Weise wie folgt: Die neue japanische Gesetzgebung erklärt Contracte über Prostitution für ungiltig und weist Klagen, welche in Bezug auf dergleichen erhoben werden, zurück. Wenn jedoch Kläger Schadenersatz dafür verlange, daß er Verlust an Dienstleistungen erleide und wenn er meine, daß gute Gründe vorlägen, um bei seiner Klage zu beharren, so möge er sich an seinen Consul wenden, der die Angelegenheit mit dem österreichischen Consul ins Reine bringen möge. Die japanische Regierung habe mit dieser Sache nichts mehr zu schaffen. — Baron Stillfried scheint englischer Unterthan zu sein; er ist mit den „Prinzessinnen", denn als solche werden sie wohl in Wien figuriren, glücklich in See gegangen. —

Wir haben mehrfach die Befürchtung geäußert, daß die Einführung so vieler Reformen zumal möglicherweise unpraktisch sei und im Volke Mißvergnügen erregen könne. Es scheint aber, als ob dieselben auch im innern Lande festen Boden gewinnen; daß noch Millionen Menschen von denselben unberührt geblieben sind, ist selbstverständlich, denn seit Einführung des neuen Systems sind erst ein paar Jahre vergangen. Nun bringt die „Japan Mail" den Brief eines Nordamerikaners, der in Tatsuni wohnt, einer Stadt in der Nähe des japanischen Binnenmeeres. Der europäische Kalender, so schreibt er, ist eingeführt und neue Gesetze und Verordnungen sind zu Hunderten angeschlagen. Viele Leute kleiden sich europäisch; die zahlreichen Barbierstuben erkennt man an den rothbemalten Thürpfosten; die Schneider arbeiten gut; an der 594 Fuß langen Brücke brennen Laternen auf hohen Steinpfeilern. Ein Regierungsbeamter in der Daimiothrone hat sich ein europäisches Haus gebaut, und die meisten Beamten haben in ihren Häusern wenigstens ein europäisch eingerichtetes Zimmer. Die Kaufleute haben nun Glasfenster. Die Straßen werden sehr reinlich gehalten; die Bürger haben aus Privatmitteln eine Mädchenschule gegründet; die niederen und mittleren Knabenschulen werden stark besucht. Sehr saubere Wasserclosets für das allgemeine Publicum sind häufig; das Vorurtheil gegen vierrädrige Wagen und Kutschen ist geschwunden. In Mitsui, dem Seehafen, werden Wellenbrecher gebaut; die Druckerpresse ist sehr thätig und liefert Schulbücher ꝛc.

* * *

— Die Volkszählung in Großbritannien und Irland hat 1871 ergeben 31,628,838 Seelen. Davon entfielen auf

England	21,495,931
Wales	1,217,135
Schottland	3,360,018
Irland	5,411,416
Jersey	56,617
Guernsey und Aurigny . .	33,369
Insel Man	54,022

Von 1861 bis 1871 hat die Volksmenge in England und Wales trotz der starken Auswanderung um 2,646,042 Seelen zugenommen, jene von Schottland um 9,48 Procent, während die von Irland sich um 6,63 Procent (387,551 Seelen) sich vermindert hat. Im Ganzen beträgt die Zunahme 8,8 Procent in dem angegebenen Jahrzehnt. — Die Auswanderung hat während dieser Zeit 1,641,594 Köpfe betragen.

— Genua gehört schon seit längerer Zeit zu den sogenannten Auswandererhäfen. Von dort sind in den drei Monaten Juli, August und September 1872 allein nach Montevideo 4329 Personen verschifft worden. Der Zug der italienischen Auswanderung geht vorzugsweise nach dem La Plata, und man nimmt den Monatsdurchschnitt der dorthin bestimmten Italiener auf monatlich 2000 bis 3000 an.

— Die Verschiffung von Guano aus Peru nach Europa war auch im Jahre 1872 sehr beträchtlich. Im Vorjahre sind 400,170 Tonnen im Bruttowerthe von 4,940,221 Pf. St. exportirt worden; 1872 dagegen 459,906 Tonnen im Werthe von 5,820,753 Pf. St. Davon bezogen England und dessen Colonien 127,772 Tonnen, Werth 1,615,950 Pf. St.; — die Zuckerinsel Mauritius im Indischen Ocean 22,415 Tonnen, Werth 308,388 Pf. St.; — nach anderen Ländern gingen 309,719 Tonnen, Werth 3,896,415 Pf. St. — Am 28. Februar 1872 stellte sich der Vorrath in Europa und den Colonien auf 422,259 Tonnen; 74 Schiffe mit 84,600 Tonnen waren unterwegs und 159 Schiffe waren in Peru in Ladung; sie nahmen 194,320 Tonnen an Bord. Gesammtvorrath 701,172 Tonnen.

— Das Territorium Colorado hatte am 1. Februar 500 Miles Eisenbahnen.

— Es war seit langer Zeit eine Streitfrage zwischen Ethnologen, ob die vorhistorischen Bewohner Nordamerikas mit der Anfertigung und dem Gebrauche von Geweben bekannt waren. Diese Frage ist jetzt bejahend entschieden. Das Smithsonian Institut erhielt neulich eine Kupferaxt, die in einem Indianergrab in Illinois gefunden wurde. Die Art war, als sie vergraben wurde, in ein Gewebe gehüllt, das zwar vermodert ist, aber auf dem Kupfer deutlich die Spuren und Fäden der Werfte und Kette des Gewebes zurücklieg. Die Art zeigt gleichzeitig, daß den damaligen Bewohnern die Kunst des Schmelzens und Gießens der Metalle nicht bekannt war, daß man vielmehr denselben durch Hammerschläge die gewünschten Formen zu geben suchte. Es scheint kein Zweifel, daß alle die Kupfergeräthe, welche von Mississippithale im Norden bis nach Louisiana im Süden gefunden wurden, aus den Minen am Lake Superior herrührten, wo sich deutliche Spuren großer Ausgrabungen von Kupfererzen vorfinden.

— Die Zeitungen, welche im Staate Nevada erscheinen, beklagen sich, daß die Gesetzgeber des Staates während der Sitzungen doch allzusehr und allzuoft betrunken seien. — In Prescott in Arizona stand im Januar ein notorischer Dieb vor Gericht. Sein Advocat machte geltend, daß die Geschworenen den Mann freisprechen müßten; derselbe leide an Kleptomanie, sei also von Mutter Natur auf das Stehlen angewiesen, das er gar nicht lassen könne. Der Mann habe sogar ihm, dem Advocaten, der ihn vertheidige, die Uhr aus der Tasche gestohlen, während er mit ihm Berathung hielt. Der Dieb wurde von der Jury — freigesprochen. — Das Stadtchen Sancelito in Californien erhielt im Januar eine Wasserleitung. Der dort erscheinende „Herald", Gegner aller Neuerungen, bemerkte bei Eröffnung des Ausflusses: „Wasser ist eine klare Flüssigkeit, die man ehemals zu trinken pflegte." Als davon genunkelt wurde, daß einige städtische Beamte wohl keine lauteren Hände hätten, bemerkte dasselbe Blatt: „Was ist Ehrlichkeit? Antwort: Ein ausgezeichneter Witz!"

— In Neufchottland nimmt die Förderung der Steinkohle beträchtlich zu. Sie stellte sich für 1872 auf 880,950 Tonnen, was gegen das Vorjahr ein Mehr von 207,709 Tonnen ergiebt.

— In den Gefängnissen von San Francisco befanden sich Mitte Januars nicht weniger als 13 Mörder, von denen 12 noch nicht processirt waren. Es ist kein Deutscher unter ihnen; zwei sind Chinesen, denen zwei ihrer Landsleute als Opfer fielen; die übrigen sind Yankees.

Inhalt: An der Küste von Neugranada. (Mit drei Abbildungen.) — Hazard's West über Santo Domingo. (Mit einer Abbildung.) — Die Fischerei an der Küste von Russisch-Lappland. — Der Ausrottungstrieg der Yankees gegen die Apatschen-Indianer. — Aus allen Erdtheilen: Der ostafrikanische Sklavenhandel. — Merw in Chorasan. — Eine Erforschung der Westküste Patagoniens. — Italiener in Borneo. — Aus Japan. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bleweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bleweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Wanderungen in Indien.

I.

In Bhartpur. — Die Volksgruppe der Dschats. — Ein Derbar in Dholpur.

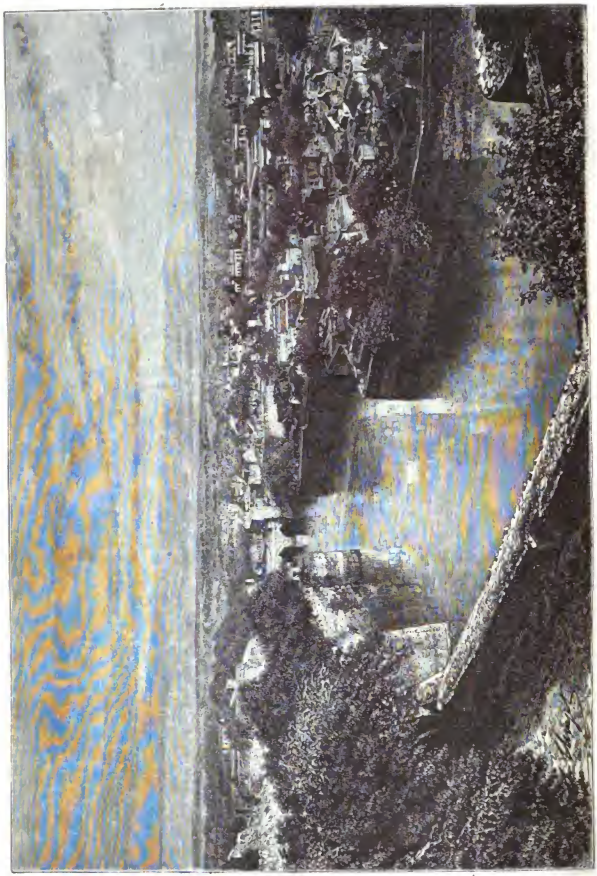
Von Agra bis nach Bhartpur beträgt die Entfernung etwa acht deutsche Meilen. Die Straße ist eine Strecke weit macadamisirt, verläuft dann aber im Sande, in welchen die Räder der Satter-tschopana tief eindringen. Solch ein Kasten ruhet auf einem Gestell, hat keine Federn und wird von vier Kameelen gezogen; man macht die Fahrt insgemein bei Nacht.

Die Stadt Bhartpur, 27°12′ N., ist groß, geräumig und zählt etwa 60,000 Einwohner; die Häuser weisen in ihrer Bauart alle möglichen orientalischen Stile auf: saracenisch, hindu, dschat und auch neuitalienisch; der Palast des Radscha bildet ein buntschäckiges Gemisch. Die Citadelle liegt auf der Südseite; ein großer Theil ihrer Mauern ist von den Engländern abgetragen worden. Zu Anfang unseres Jahrhunderts war der Radscha von Bhartpur, Randschit Sing, einer der mächtigsten Fürsten Indiens; er hatte ein Bündniß mit jenen geschlossen, leistete aber trotzdem dem Holkar Hülfe, wurde vom General Lake in zwei Schlachten besiegt und in seiner Hauptstadt im Januar 1805 belagert. Er vertheidigte dieselbe mit großer Ausdauer, schlug eine ganze Reihenfolge von Stürmen ab, und dadurch gelang es ihm, günstige Friedensbedingungen zu erwirken. Die Belagerung hatte 3 Monate und 20 Tage gedauert; der Verlust der Engländer stellte sich auf etwa 3000 Mann und 103 Offiziere.

Im Jahre 1825 wurde der Enkel jenes Randschit Sing durch den Rebellen Durdschan Sal vom Throne gestoßen, und nun erschienen die Engländer abermals; unter dem Vorgeben, dem legitimen Herrscher helfen zu wollen, rückte Lord Combermere vor die Stadt und erstürmte sie, nachdem die Belagerung etwa vier Wochen gedauert hatte. Nun wurden die Festungswerke abgetragen. Als Rousselet zu Anfang des Jahres 1867 sich dort befand, war der Radscha Dscheßwant Sing erst 16 Jahre alt; den Vorsitz im Regentschaftsrathe führte der englische Resident.

Wir wollen hier einige Bemerkungen über die Völkergruppe der Dschats einschalten, die in Indien eine große geschichtliche Rolle spielt und ungefähr 30 Millionen Köpfe zählt. Sie waren schon in den Tagen des Königs Cyrus von Persien und der scythischen Königin Tomyris der mächtigste Stamm im westlichen Indien und auch in Transoxanien. Im vierten Jahrhundert wird ein Königreich Yuti oder Dschat, im heutigen Pendschab, erwähnt, doch haben wir keine Angaben über die Zeit, in welcher dasselbe gegründet worden ist. Eben so wenig wissen wir, wann die Dschats zuerst in Indien auftraten; als die Radschputen dort erschienen, waren jene dort längst bewurzelt; sie hatten viele Sitten und Gebräuche ihrer frühern „scythischen" Heimath bewahrt, waren Hirten und Halbnomaden und ohne Herrscher; die öffentlichen Angelegenheiten der einzelnen Stämme wurden von einem Rathe der Aeltesten geleitet. Ihre einzige Gottheit war Amba Bhawani, eine indische Cybele, welche

Digitized by Google



Ansicht von Bhartpur.

Digitized by Google

durch eine junge Dschatmirau dargeſtellt wurde; gegen die Theokratie der Brahminen verhielten ſie ſich entſchieden ablehnend. Ihren Ueberlieferungen zufolge ſtammen ſie aus der öſtlich vom Oxus liegenden Region. Tod (in ſeinem Werke: Annalen von Rajeſthan) glaubte in den Ajagh einen ihrer Hauptſtämme wieder zu finden, und in den Aſi vom Oxus und Jaxartes, welche dem griechiſchen Königreich in Baktra ein Ende machten. Er bringt ſie auch, es möge dahin geſtellt bleiben ob mit Recht oder Unrecht, in Verbindung mit den Geten und Iüten Nordeuropas. So viel iſt ſicher, daß die Radſchputen, als ſie glückliche Eroberer waren, den Dſchats große Privilegien bewilligten.

Gegen die eindringenden Mohammedaner leiſteten ſie hartnäckig Widerſtand vom elften Jahrhundert an. In neuerer Zeit verbündeten ſie ſich mit den Mahratten, nahmen Agra und Delhi ein und hätten ohne Zweifel ihre Macht befeſtigt und weiter ausgedehnt, wenn ihnen nicht die Engländer in den Weg getreten wären. So blieben ihnen nur einige kleine Königreiche, zu welchen Bhartpur und Dholpur gehören.

Edelleute von Dholpur.

Die Dſchats im Pendſchab ſind bekannt als Sikhs; ſie führen dieſen Namen, ſeit ſie im funfzehnten Jahrhundert die Lehren ihres Propheten Nanek annahmen. Unter ihrem ſo berühmt gewordenen Herrſcher Randſchit Sing gründeten ſie zu Anfang unſeres Jahrhunderts das mächtigſte Reich in Indien, das erſt 1849 von den Engländern bezwungen wurde und nun dieſen die beſten eingeborenen Soldaten liefert. Ueberall, auch außer dem Pendſchab, ſind im nordweſtlichen Indien und in Radſchputana die Dſchats ſehr zahlreich. Sie haben, wie auch unſere Illuſtrationen zeigen, einen ganz entſchieden ariſchen Typus. Der Ausdruck des Geſichts iſt lebhaft und intelligent, die Stirn hoch, die Naſe oft adlerartig, Bart und Haar voll. Sie ſind zumeiſt ſchlank und kräftig gewachſen, muthig und tapfer und haben eine kräftige Haltung. Der Sikhkrieger ſtellt die Dſchatrace am beſten dar, und man hat ihn nicht mit Unrecht als eine der ſchönſten Typen des Menſchengeſchlechts bezeichnet. Viele Frauen ſind ſehr ſchön; ſie verſchleiern ſich niemals.

Auch in Dholpur (26° N.) ſind Herrſcher und Volk vom Stamme der Dſchats; die Einwohnerzahl beträgt zwiſchen 600,000 und 800,000 Seelen. Dieſer Staat iſt in Radſchaſtan der einzige, welcher vollkommen unabhängig geblieben iſt. In einem 1806 mit den Engländern abgeſchloſſenen Vertrage heißt es: „Der König ſoll in ſeinem Gebiet eine unbedingte Souverainetät behalten; die britiſche

Regierung hat kein Recht irgend welcher Einmischung, aber auch keine Verantwortlichkeit für Hülfe oder Schutz."

Rousselet erreichte Dholpur am Neujahrstage 1867 und wurde von den Hofbeamten des Radscha aufzuerfassen und zwar kommend begrüßt. Die für ihn bereit gehaltene Wohnung stand an der Bahngangs, d. h. Schwester des Ganges, welche den Parbatty aufnimmt und sich in die Dschamna ergießt. Die Stadt hat durch manche Belagerungen und Verwüstungen in früheren Zeiten viel gelitten, zählt aber immer noch etwa 40,000 Einwohner. Der Radscha ließ die Europäer durch seinen Wakil begrüßen und schickte ihnen Blumenkörbe, Felchte, Gemüse, Geflügel und ein Reh. Abends machte der erste Minister Gangadar Rao ihnen im Namen des Königs einen Besuch. Dieser Mann, ein Brahmin aus dem Dekhan, sprach geläufig Englisch und zeigte sich sehr unterrichtet. Der König, sagte er, befinde sich unwohl und werde die Fremden wohl erst nach einigen Tagen empfangen können; er stelle aber die Equipagen und Elephanten Seiner Majestät den Herren zu unbedingter Verfügung.

Während die Jahreszeiten auf der indischen Halbinsel und im Küstenlande regelmäßig sind, die trockene Jahreszeit von Oktober bis Juli, die nasse von Juli bis Oktober dauert, findet auf der Hochebene Centralindiens eine solche Regelmäßigkeit nicht statt. Hier erinnert Manches an das europäische Klima; im August und September fällt manchmal Regen, im December und Januar ist es kalt und nicht selten treten Nebel ein. Bei unangenehmem Wetter blieben die Europäer in ihrem Bangalo; sie erhielten mehrfach Besuch von Dschatsedelleuten.

Die heutige Stadt Dholpur, das Quartier Naya Tschaani, ist jetzt etwa 45 Jahre alt; sie entstand, nachdem die Engländer die Landstraße von Agra nach Indur gebaut hatten, und ein großer Theil der Bewohner von Purana Tschaani, dem „alten Lager", zog mit dem Radscha in die Neustadt. In der Nähe hat der Fluß Tschambal das Erdreich in einer merkwürdigen und eigenthümlichen Weise ausgewaschen, eine Menge Spalten und Schluchten hineingerissen, die einen überaus malerischen Anblick gewähren. Auch von der alten, nun verfallenen Citadelle aus hat man eine prächtige Aussicht.

Als Rousselet und sein Begleiter Schaumburg von einem Ausfluge nach ihrem Bangalo zurückkamen, fanden sie dort den Wakil und mehrere andere Hofbeamte in großer Aufregung. Draußen standen viele Leute, schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen und jammerten: „Gan mara!" d. h. sie haben einen Ochsen getödtet! — Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Ein Bataillon schattischer Soldaten hatte, nach vorher eingeholter Erlaubniß für den Durchzug durch des Königs Gebiet, in einem benachbarten Walde Rast gehalten. Dort hatten, den Verträgen zuwider, diese Hochschotten einen Ochsen geschlachtet, den sie als Braten und Beefsteak verzehrten. Daher der Abscheu und die Wehklagen der Hindus; der geheiligte Baden von Dholpur war durch den Mord des heiligen Thieres verunreinigt worden. Und doch besagen, wie eben bemerkt, die Tractate, daß ein solches Sacrilegium im Gebiete des Radscha-Rana von britischen Truppen niemals verübt werden dürfe und solle. Aber das Unheil war nun einmal geschehen. Sollte man mit den Schotten Streit anfangen? Das schien nicht gerathen; ohnehin brachen die Gottesfen, nachdem sie den Ochsen vertilgt hatten, wieder auf, und die Hofbeamten kamen überein, von dem ganzen Vorfalle dem Könige kein Wort zu sagen.

Auf der Höhe, etwa eine Wegstunde von Dholpur entfernt, liegt der heilige See Mutschuchunda, der bei den Anhängern des Gottes Krischna in hoher Verehrung steht. Wäre es doch der Gott selber, welcher ihn schuf, als der Held Muschuc, Fürst des Landes, ihm, dem Gott, einstmals das Leben rettete. Der See ist eigentlich nur ein großer Teich, von hohen Bäumen umschattet und von prächtigen Gebäuden eingefaßt, die zum Theil ein beträchtliches Alter haben. Jeder Tempel hat neben sich geräumige, für die Pilger bestimmte Herbergen. Der Mahant, Obertempelhüter, führte die Europäer willig in das Allerheiligste, wo in anmuthigem Halbdunkel ein hübsches Idol steht, welches den Gott vorstellt, wie er als Hirt vor den weltenden Jungfrauen von Mattra tanzt. In den Tempelgemächern führten viele feiste Brahminen ein träges und behagliches Leben auf Kosten der Gläubigen.

Jener nun so heilige Mahant war vor Zeiten ein berüchtigter Bandit, der nach manchen schweren Missethaten sich einem erbaulichen, gottgefälligen Leben zugewandt hatte. Man sah ihm noch mehr oder weniger sein früheres Handwerk an. Der Oberkörper, welchen er nackt trug, war eingeölt und mit Asche eingerieben, der Schnurzbart kakelt in die Höhe gebogen; am Gürtel trug er einen Dolch, und auf der Brust die dreifache, heilige Schnur. Ohne jegliche Blödigkeit gab er manche Erzählung aus seinem früheren Leben zum Besten. Am See werden alljährlich zwei große Jahrmärkte gehalten zur Zeit der Wallfahrten. Die Zahl der Pilger beträgt manchmal bis zu 40,000; in den Tempelgebäuden am See wohnen regelmäßig etwa dreihundert Geistliche.

Am 13. Januar 1867 hielt der Maharadsch Rana Bagwan Sing einen Derbar. Er war ein Mann von etwa sechzig Jahren und jeder Zoll an ihm verrieth den echten Dschatkrieger. Sein Gesichtsausdruck war männlich, würdig und dabei mild, sein Wallbart war ehrwürdig gesträubt. Um eine Stahlhaube war ein mit Smaragden besetzter Turban gewunden; auf der Brust trug er ein Panzerhemd, über welches Stränge von Perlen und Diamanten herabfielen; die Hände waren mit Stahlhandschuhen bedeckt und in seinem Gürtel hatte er ein förmliches Arsenal; bemerkenswerth war ein Katar, d. h. ein Dolch mit dreieckiger Klinge, dessen metallener Griff zwei mit einander verbundene Stiele hat. Dazu kamen zwei kurze Säbel, zwei Pistolen und ein kleiner Dolch; die linke Hand ruhete auf einem Schilde aus durchflechtigter Rhinoceroshaut mit goldenen Buckeln. Sein Theanstig ist der alte Gadi der indischen Fürsten; über demselben erhebt sich der königliche Tschatta, der Schirm von blauem, reich mit Silber verziertem Sammet. Neben ihm saß sein vierjähriger Enkel und zu beiden Seiten hatten die Würdenträger Platz genommen: Dschats, Mohammedaner und Brahmanen; hinten standen die Diener mit tibetanischen Yakschweifen und Fächern aus Pfauenfedern.

Hier war ein echter indischer Derbar nach allen Regeln der uralten Etikette ohne irgend welche europäische Zuthat und Neuerung. So prächtig wie jene, welche wir im „Globus" früher aus Udapur und Dschaypur geschildert haben, war er allerdings nicht, dafür aber viel originaler. Der Rana gestattete Herrn Rousselet, die Scene photographisch aufzunehmen; der Holzstich ist sorgfältig ausgeführt, und so haben wir denn eine ganze Sammlung vortrefflicher Gesichtstypen, in welchen man auch die beiden Ebelleute wieder erkennt, welche wir in einer besondern Illustration (S. 323) geben.

Der Maharadscha war allgemein beliebt; man bezeichnete ihn als Lakeander, Freund des Volkes. Unter den Raritäten, welche sich in seinem Zenghause befinden, sind manche merkwürdige Stücke. Indische Feuerwaffen hat man aus dem funfzehnten Jahrhundert, darunter ist eine Pi-

Digitized by Google

Derbar des Maharadscha Rana von Dholpur.

Digitized by Google

stole mit fünf Läufen; man sieht eine vollständige Reihenfolge von Schwertern, krummen Säbeln, Dolchen, Speeren und Spießen, schwere Katarà und einen hübschen Tarwar, dessen damascirte Klinge die Scheide für einen kleinern Säbel bildet. Bemerkenswerth ist auch eine gezogene Kanone aus dem siebenzehnten Jahrhundert, und eine andere mit vier Rohren, die in Gestalt eines Andreaskreuzes perpendiculär auf ihrer Achse stehen.

F. Jagor's Reisen auf den Philippinen.

V.

Stellung der Europäer und Eingeborenen in englischen, holländischen und spanischen Colonien. — Einfluß der spanischen Colonialpolitik auf die Sitten der Eingeborenen.

Als würdigen Beschluß der mannichfaltigen Bilder, welche, aus der Feder wie dem Pinsel des Dr. Jagor hervorgegangen, wir seinem vortrefflichen Buche entnahmen, auf dessen reichen Inhalt wir hier nochmals mit allem Nachdrucke aufmerksam machen möchten, geben wir heute des weitgereisten Gelehrten Ansichten über das gegenseitige Verhältniß der Europäer und Eingeborenen in den Colonien europäischer Seemächte. Denn wir sind überzeugt, daß Wenige in gleichem Maße dazu berufen sind, über diesen hochwichtigen Gegenstand ein so gediegenes Urtheil abzugeben, wie unser Reisender, welchem es vergönnt war, in den verschiedensten Theilen der Erde diese Frage zu studiren und Stoff zu ihrer Beantwortung zu sammeln.

Obgleich ich mich, so erzählt er, in Manila unter dem Schutze und der Gastfreundschaft eines der reichsten und geachtetsten Männer der Stadt, eines schottischen Großhändlers, befand, verlangten dennoch die Miethskutscher für jede Fahrt Vorausbezahlung. Dies Mißtrauen ließ auf die geringe Achtung schließen, welche die Mehrzahl der hiesigen Europäer den Einheimischen einflößt. Zahlreiche spätere Beobachtungen bestätigten diese Vermuthung. Wie anders ist es in Java und Singapore! Die Ursache läßt sich vielleicht erklären: Holländer können sich ebenso wenig als Engländer in heißen Erdstrichen acclimatisiren; sie deuten die Länder aus, in denen sie nur vorübergehend weilen, jene durch Frohnden und Monopole, diese durch Handel; in beiden Fällen genügen aber wenige, durch die Größe ihrer Unternehmungen oder ihre amtliche Stellung, durch Reichthum und Bildung hoch über der Masse der Bevölkerung stehende Individuen. In Java sind überdies die Europäer der Mehrzahl nach Regierende, die Eingeborenen Regierte; aber auch in Singapore, wo beide gesetzlich gleichstehen, wissen sich die wenigen Weißen so entschieden auf der Höhe zu halten, daß ihnen, wenn auch nicht durch das Gesetz, doch im Verkehr alle Vorrechte einer höhern Kaste ohne Widerspruch eingeräumt werden. Die Verschiedenheit der Religion vergrößert die Kluft. Endlich sprechen dort alle Europäer die Landessprache, während die Eingeborenen die der Fremden nicht verstehen. Die holländischen Beamten werden schon in der Heimath in besonderen Schulen für den Dienst in Ostindien erzogen; die Kunst, mit den Eingeborenen umzugehen, die Aufrechthaltung des „Prestige", das für das eigentliche Geheimniß der holländischen Macht gegenüber der zahlreichen einheimischen Bevölkerung gilt, bildet einen wesentlichen Punkt in ihrer Erziehung. Daher richten sich die Holländer im Verkehr mit den Eingeborenen, wie sehr sie diese auch ausbeuten, streng nach den Regeln des herkömmlichen „Adat" (alter Brauch), verletzen nicht das Ehrgefühl des Inländers und geben sich auch im Umgange mit einander nicht leicht eine Blöße vor jenem, für den sie ein verschlossenes Buch bleiben.

Auf den Philippinen ist es umgekehrt. Mit Ausnahme derjenigen Beamten, denen das Gesetz oder die bei jedem spanischen Ministerwechsel zum Durchbruch kommende Kentergier nur einen beschränkten Aufenthalt gestattet, kehren wenige Spanier, die einmal die Colonie betreten, in ihr Vaterland heim; die Geistlichen dürfen nicht, die meisten der Uebrigen können nicht zurück; ein nicht unbeträchtlicher Theil besteht aus Subalternen, Soldaten und Seelenten, politischen Verbrechern und politisch Unbequemen, deren sich das Mutterland entledigt, auch nicht selten aus Abenteurern, denen die Mittel zur Rückkehr fehlen und wohl eben so sehr die Lust; denn wie herrlich ist ihr hiesiges Leben im Vergleich zu dem, welches sie in ihrer Heimath führen mußten. Sie kommen an ohne Kenntniß des Landes, ganz unvorbereitet; Manche sind so faul, daß sie nie die Sprache lernen, selbst wenn sie sich im Lande verheirathen. Ihre Diener verstehen Spanisch, belauschen die Gespräche und Handlungen ihrer meist wenig discreten Herren, während die Eingeborenen diesen ein Räthsel bleiben, das sie auch schon aus Dünkel nicht zu entziffern versuchen.

Daß die große Zahl der hiesigen, ungebildeten, über ihre Mittel hinaus lebenden Spanier, die alle die Herren spielen wollen, gleichviel welche Stellung sie zu Haus einnahmen, das Ansehen der Europäer sehr beeinträchtigen muß, ist leicht einzusehen. Die relative Stellung des Indiers kann aber dabei nur gewinnen, und schwerlich giebt es eine Colonie, in welcher sich die Eingeborenen, im Ganzen genommen, behaglicher fühlen, als auf den Philippinen. Sie haben Religion, Sitten und Gebräuche ihrer Herren angenommen, und fühlen sich, obwohl diesen gesetzlich nicht gleichgestellt, doch nicht durch eine hohe Schranke von ihnen geschieden, wie sie, ganz abgesehen von Java, die schroffe Zurückhaltung der Engländer zwischen sich und den Eingeborenen aufbaut.

Die gleiche Religion, der gemeinschaftliche Gottesdienst, das Zusammenleben mit den Einheimischen, Alles trägt dazu bei, den Europäer dem Indier näher zu bringen, wie auch das Vorhandensein einer verhältnißmäßig zahlreichen Mestizenclasse bezeugt.

Spanier und Portugiesen scheinen in der That die einzigen Europäer, die in tropischen Ländern Wurzel schlagen, sich mit Eingeborenen auf die Dauer fruchtbar vermischen können, wobei das Cölibat der Priester begünstigend mitwirkt.

Den Mangel an Eigenthümlichkeit, der bei den Mestizen aus ihrer Zwitterstellung hervorzugehen scheint, nimmt man auch an den Indiern wahr. Stark ausgeprägte nationale Sitten, die man in einem so fernen Lande wohl erwarten

Digitized by Google

sollte, sucht man vergebens; immer von Neuem merkt man den Leuten an, daß Alles angelernt und äußerlich ist.

Wie der spanische Katholicismus im Mutterlande die hohe Cultur der Mauren, in Peru die der Incas mit Gewalt ausgerottet, so hat er hier, was etwa an eigenthümlicher Gesittung vorhanden war, ebenso gründlich zu beseitigen verstanden, indem er sich, um schnell Wurzel zu schlagen, den bestehenden Formen und Mißbräuchen in fast unglaublicher Weise anschmiegte. Die in der Cultur wenig vorgeschrittenen Philippiner nahmen schnell die Aeußerlichkeiten der fremden Religion an, und zugleich die Aeußerlichkeiten im Wesen ihrer neuen Herren; die eigenen Sitten lernten sie als heidnisch und wild verachten. Jetzt singen sie andalusische Lieder und tanzen spanische Tänze; aber wie! Alles äffen sie nach ohne den Geist zu erfassen, aus dem es hervorgegangen. Deshalb sind sie selbst und ihre Kunsterzeugnisse meist langweilig und charakterlos, man möchte sagen unrecht, trotz der auf letztere zuweilen verwendeten großen Geschicklichkeit und Geduld. Diese beiden Eigenschaften werden übrigens bei allen, wenig vorgeschrittenen Nationen wahrgenommen; die bewunderte Geduld ist aber oft nur Verschwendung von Zeit und Mühe, im Mißverhältniß zum Zwecke; die größere Anstelligkeit eine Folge der weniger vorgeschrittenen Arbeitstheilung.

Betritt man das Haus eines wohlhabenden Eingeborenen, der Spanisch spricht, so empfängt er uns mit denselben Redensarten, wie sein Vorbild; man hat oder dobei immer das Gefühl, daß sie nicht am Platze sind. In den Ländern, wo die einheimische Bevölkerung ihren alten Sitten treu geblieben, wird dies nie empfunden; selbst wenn uns nicht mit der gebührenden Höflichkeit begegnet werden sollte, bemerken wir es kaum, da sich bei ganz verschiedenen, gesellschaftlichen Formen, wie bei fremdem Maß und Gewicht, nicht unmittelbar Vergleiche aufdrängen. Während in Java und namentlich in Borneo und den Molukken die Gegenstände des täglichen Gebrauchs häufig mit so feinem Gefühl für Form und Farbe verziert sind, daß sie von unseren Künstlern als Muster der Ornamentik gerühmt werden und den Beweis liefern, daß die Arbeit mit Lust und Liebe und innigem Verständniß vollbracht wurde, ist auf den Philippinen von solchem Schönheitssinn wenig wohrzunehmen. Alles ist Nachahmung oder liederlicher Nothbehelf. Selbst die wegen ihrer Feinheit so berühmten, mit unglaublicher Geduld und nicht minderm Geschick ausgeführten Piñastickereien sind in der Regel geistlose Nachahmungen spanischer Muster. Zu ähnlichen Betrachtungen gelangt man unwillkürlich, wenn man die Kunstproducte der spanisch-amerikanischen Völker mit denen der wilden Stämme vergleicht.

Die Ruder bestehen auf den Philippinen häufig aus einer Bambusstange, an deren Ende ein Brett mit Rotangstreifen festgebunden ist; bricht es unterwegs entzwei, um so besser; bis es geflickt ist, muß die anstrengende Arbeit nothwendig unterbrochen werden!

In Java sind die völlig regendichten Büffelkarren auf das Mannichfaltigste und Geschmackvollste gemustert. Auf den Philippinen wird der dachlose Korren gewöhnlich erst im letzten Augenblick zusammengestickt. Soll die Ladung durchaus vor Nasse geschützt werden, so wirft man ein paar alte Matten darüber, mehr in der Absicht, die Ansprüche des Castila (Spanier, auch Europäer überhaupt) zu beschwichtigen, als um den Regen abzuhalten.

Engländer und Holländer bleiben Fremdlinge unter den Tropen; sie üben keinen Einfluß auf die alten Gebräuche, welche in der Landesreligion gipfeln. Die Völker aber, die Spanien durch den Katholicismus unterworfen, haben alles Ursprüngliche, Volksthümliche verloren; die fremde Religion ist bei ihnen nicht ins Innere gedrungen, es fehlt ihnen an moralischem Halt, und wohl kein zufälliges Zusammentreffen ist es, daß sich alle diese Völker mehr oder weniger kennzeichnen durch einen gewissen Mangel an Würde, große Leichtlebigkeit und selbst Liederlichkeit.

Abgesehen von diesem Mangel an nationalen Eigenthümlichkeiten und überlieferten Gebräuchen, deren Vorhandensein vielen Ländern Ostasiens einen Hauptreiz verleiht, ist der Eingeborene höchst unziehend als Typus des Menschen unter bequemsten äußeren Verhältnissen. Die Willkührherrschaft der Häuptlinge und die Sklaverei wurden von den Spaniern bald noch ihrer Ankunft abgeschafft, an Stelle der häufigen Raubzüge und Kriege trat Ruhe und Sicherheit. Das spanische Regiment ist in diesen Inseln im Ganzen immer milde gewesen, nicht weil die „Leyes de Indias" so sehr wohlwollend, ja fast zärtlich für den Indier lauten, denn sie wie einen Minorennen behandelt, sondern weil die Ursachen fehlten, die in Spanisch-Amerika trotz derselben Gesetze und in den Colonien anderer Völker so große Grausamkeiten veranlaßten.

Es war ein Glück für die Eingeborenen, daß ihre Inseln keine Reichthümer an edeln Metallen und kostbaren Gewürzen besaßen. Die voluminösen Producte des Ackerbaues konnten bei den ehemaligen Verkehrsverhältnissen keine Ausfuhren bilden; es lohnte daher nicht, sie nachdrücklich auszubeuten. Die wenigen in der Colonie lebenden Spanier fanden im Handel zwischen China und Mexico ein so bequemes Mittel zum Geldverwerb, daß sie sich fernhielten von allen wirthschaftlichen Unternehmungen, die ihren eigenen adelsbochdmüthigen Neigungen wenig entsprachen und die angestrengte Arbeit der Eingeborenen erforderten. Für Spanien, dem schon übergroße Besitzungen in Amerika eine erschöpfende Menschensteuer auflegten, war es bei der damals so langwierigen, gefahrvollen Schifffahrt unmöglich, auf den Philippinen eine starke, bewaffnete Macht zu halten. Die durch einige glänzende, militärische Unternehmungen eingeleitete Unterwerfung ward wesentlich durch Mithülfe der Mönchsorden vollendet, deren Missionäre vorwiegend Klugheit und Geduld anwenden mußten. So wurden die Philippinen zum großen Theil durch „Conquista pacifica" gewonnen.

Die den Eingeborenen auferlegten Abgaben waren so gering, daß sie nicht entfernt für den Colonialhaushalt genügten. Der Ausfall wurde durch jährliche Zuschüsse aus Mexico gedeckt. An Erpressungen gewissenloser Beamten hat es freilich nicht gefehlt, Grausamkeiten, wie in den amerikanischen Bergwerksdistricten oder in den Fabriken von Quito werden aber von den Philippinen nicht gemeldet.

Das anbebaute Land ist frei, gehört jedem, der es urbar machen will, fällt aber, wenn es zwei Jahre unbenutzt bleibt, wieder an die Krone zurück. Die einzige Abgabe, die der Indier zahlt, ist eine Kopfsteuer, Tributo genannt, die ursprünglich vor drei Jahrhunderten einen Dollar für je zwei Erwachsene betrug, was in einem Lande, wo Alle früh heirathen, und die Geschlechter gleich vertheilt sind, soll gleichbedeutend mit Familie ist. Allmälig ist der volle Tribut auf $2^1/_{16}$ Dollar erhöht worden. Ein Erwachsener zahlt also $1^1/_{32}$ Dollar und zwar vom sechzehnten bis zum sechszigsten Lebensjahre, gleichviel ob Mann oder Frau. Außerdem hat der Mann 40 Tage Arbeit für öffentliche Zwecke zu leisten. Diese Frohnden (Polos y Servicios) gezallen in ordentliche und außerordentliche; jene bestehen in Wache- und Botendienst, Reinhalten des Tribunals und anderen leichten Diensten, diese in Straßenbau und ähnlichen zum Besten des Dorfes oder der Provinz. Wie wenig aber diese Leistungen ausgenutzt werden, geht wohl am besten daraus

Digitized by Google

hervor, daß Jedermann sich davon loskaufen kann für eine Summe, die im höchsten Falle nicht über 3 Dollars beträgt. Frauen sind von persönlichen Leistungen frei. In anderen Ländern, wo das Klima ebenso milde, der Boden ebenso ergiebig ist, wird der Eingeborene von einheimischen Fürsten fast erdrückt, von Ausländern rücksichtslos ausgebeutet oder verklagt, wenn er nicht schon eine höhere Civilisationsstufe einnimmt. In diesen abgelegenen, von Natur so reich ausgestatteten Inseln, wo der Druck von oben, der innere Trieb und jede äußere Anregung fehlte, hat sich das behagliche Leben bei geringen Bedürfnissen in voller Breite entfalten können, und wie schon gesagt, entsprechen die Philippinen wohl am meisten von allen Ländern der Erde dem Bilde, das man sich vom Schlaraffenlande gemacht.

Fedtschenko's Reisen im südlichen Kokan.

(Zur Geographie Centralasiens. I.)

r. d. Die centralasiatische Frage, die gegenwärtig in so hohem Grade die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, erweist sich der Geographie ungemein förderlich. Wir verdanken ihr von britischer wie russischer Seite höchst preiswürdige Anstrengungen, um Klarheit in unsere Kenntniß der weiten Gebiete zu bringen, die sich vom Kaspischen Meere bis zur Mongolei erstrecken. Die letzten Jahre haben in dieser Beziehung manchen Fortschritt gebracht, den wir auch im „Globus“ verzeichnen mußten. Indem wir China vor der Hand außer Acht lassen, betrachten wir zunächst die Grenzländer zwischen Kaschmir und dem Pendschab (Britisch-Indien) auf der einen und Russisch-Turkestan auf der andern Seite. Wir verfolgen die Richtung von Nord nach Süd und haben daher zunächst das Chanat Kokan (so schreiben die richtig hörenden Russen) im Auge. Daß sein südlicher bisher noch von keinem Europäer betretener Theil uns bekannt wurde, ist das Verdienst des Moskauer Professors Alexis Fedtschenko, der zunächst als Zoolog Turkestan in Gemeinschaft mit seiner wissenschaftlich gebildeten Frau bereiste, aber auf seinen Reisen so unerwartete geographische Resultate sammelte, daß sein Landsmann, Nikolaus v. Chanikow, Fedtschenko's Erfolge mit der Entdeckung der Nilquellen durch Speke auf gleiche Stufe stellte. Fedtschenko ist noch mit der Ausarbeitung seines größern Reisewerkes beschäftigt, bis dahin müssen wir uns an die von ihm in Taschkend publicirten Reiseberichte halten, von denen deutsche Uebersetzungen in Petermann's Mittheilungen (1872. S. 161) und der Berliner Zeitschrift für Erdkunde (VII. 1872. S. 170) erschienen.

Fedtschenko's Reise galt dem im Süden des Chanats Kokan gelegenen von ihm zuerst erforschten Hochplateau Alai, das etwa unter 39°30′ n. Br. und 73°3½ öst. L. v. Gr. am obern Laufe des Surchab, eines Quellstromes des Amu (Oxus), gelegen ist. Von Chodschend aus, der letzten russischen Stadt, brach er im Juni nach dem westlich von hier gelegenen Kokan auf, wo er am 12. Juni 1871 eine Audienz beim Chan in dessen Palast hatte, welcher durch ein einfaches jaschi (gut) sich nach Empfang des Empfehlungsbriefes einverstanden mit der Bereisung des Chanats erklärte. In dem Passe, welchen der Chan, Seid-Mohammed-chudo-for, dem Reisenden für die Behörden seines Landes ausstellte, heißt es: „Sechs Russen, darunter eine Frau, mit sieben Dienern reisen, um die Gebirge zu sehen, weshalb befohlen wird, daß dieselben in jedem Bezirke und in jedem Orte als Gäste aufgenommen werden, daß Niemand von den Nomaden und Sarten sich an denselben vergreife und daß die gedachten Russen ihre Reise fröhlich und ruhig zu Stande bringen. Das soll ohne Widerrede ausgeführt werden.“

In Folge dessen hatte Fedtschenko sich über keinen Unfall während seiner ganzen Reise zu beklagen, seine Begleiter sorgten überall für ihn, verhinderten ihn aber stets, in die Nachbargebiete, namentlich südlich nach Karategin (das noch Bochara unterthan ist) vorzudringen.

Ferghana, das Thal des Syr-Darja, in dem Kokan liegt, schildert Fedtschenko als ein prächtiges Stück Erde. „Nirgends in Centralasien,“ sagt er, „habe ich eine solche Fülle von Culturgütin gesehen. Die Gärten und Felder erstrecken sich ununterbrochen bis Kokan und nördlich davon zum Syr-Darja. Rechts und links dieselbe Pflanzenfülle und nur am Fuße niedriger Conglomeratberge Strecken unangebauten Bodens. Alle der Segen wird bedingt durch die Menge Canäle, in welche die Gebirgsbäche da fächerförmig vertheilt sind, wo sie aus den Bergen in die Steppe hinaustreten.“ Auf einer fahrbaren Straße wandte sich Fedtschenko nun nach Süden, dem Gebirge zu, und gelangte durch die Lankonschlucht nach der Stadt Ispara, dem alten Asferah, dessen Namen Humboldt auf den ganzen Gebirgszug überträg (Asferah Tagh älterer Karten). Das einzige Denkmal des Alterthums war hier eine in Ruinen liegende große Moschee. Das Gebirge steigt terrassenförmig an, die Ortschaften liegen auf den Längsstufen, welche meist durch besondere hohe, festige und völlig nackte Bergzüge von einander geschieden werden. Von den relativen Höhenverhältnissen dieser Längsstufen geben die folgenden Zahlen einen annähernden Begriff: Die Kokanstepne 1100 Fuß, die Terrasse von Ispara 2200 Fuß, die Terrasse von Tscharku 3500 Fuß, die Terrasse von Waruch 4600 Fuß.

Von Ispara aus besuchte Fedtschenko den äußerst interessanten südlich gelegenen Dschipytpaß (etwa 71°25′ östl. L., 39°30′ n. Br.), der von Kokan nach Karategin hinüberführt und eine Höhe von 12,000 Fuß hat. An ihm entspringt das Dschipytflüßchen, das später den Namen Kereuschin annimmt und in die Ispara übergeht. Es hat dieser Dschipyt-Ispara im Wesentlichen eine Richtung von Süd nach Nord. Er entspringt aus einem acht Werst großen von Ost nach West sich ausdehnenden Gletscher, dessen Südrand von acht Piks umstellt ist, deren Höhe Fedtschenko auf 18,000 bis 19,000 Fuß angiebt. Die tiefste Stelle zwischen ihnen liegt kaum niedriger als 14,000 Fuß. Fedtschenko wies zahlreiche Moränen, Gletscherstiche und Gletscherflöhe nach und benannte den Gletscher nach dem Präsidenten der Moskauer Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaft, Anthropologie und Ethnographie, Schtschurowski, in deren Auftrage er reiste. Am Passe selbst fand der Reisende zahlreiche Alpenpflanzen und den Caragana-Strauch.

Das nächste Ziel nach dieser Excursion war das nord-

Digitized by Google

östlich vom Tschiptykpasse gelegene Soch, von wo aus in südlicher Richtung der Weg nach dem noch nie betretenen Karategin hinüberführt. „Die natürlichen Schwierigkeiten dieses Weges bestehen in acht Paßübergängen, in der Passage eines Gebirgsfees, durch welchen man im Zickzack über Untiefen gelangt, und in der Uebersteigung des Taratgaischers.“ Diese natürlichen Schwierigkeiten hätten Fedtschenko nicht zurückgehalten, aber seine kokanischen Begleiter waren derart für sein Leben besorgt, daß sie ihn nicht in die gefährlichen Pässe vordringen ließen. Indessen Fedtschenko gelangte wenigstens bis in die Nähe, fand den Uebergang 12,000 Fuß hoch und von 19,000 bis 20,000 Fuß hohen Gipfeln umgeben. Utsch-Kurgan, nordöstlich von Soch, war das nächste Ziel, und von hier aus wurde die Excursion nach dem noch gänzlich unerforschten Alai durch den 12,000 Fuß hohen Isfairampaß angetreten. Unter Alai versteht man das Hochplateau des Surchab, des nördlichen Quellarmes des Amu-Darja. Den Namen erhält der Fluß erst tiefer thalab, nach seiner Vereinigung mit dem Flusse Muk, dort, wo das Gebiet der karategischen Tadschiks beginnt. Im obern Gebiete, in der Region der nomadisirenden Kirgisen, heißt er Kisil-su. Beide Bezeichnungen, der Tadschiknname Surchab und der Kirgisennamе Kisil-su, bedeuten dasselbe: Rothes Wasser. Sein Wasser ist in der That von rothem Lehm stark gefärbt.

„Die Höhe des Alaiplateaus,“ schreibt Fedtschenko, „betrug an der Stelle, wo ich es besuchte, reichlich 8000 Fuß, die Breite eben dort etwa 10 Werst. Nach Osten zu wird der Alai breiter, man sieht gar keine Gebirgskette, die ihn im Osten schließt, und er bietet in dieser Richtung den Anblick einer endlosen ebenen Steppe, welche zwischen Bergen dahinzieht und sich dabei mehr und mehr erweitert. Uebrigens erstreckt er sich nicht direct nach Ost, sondern mit einer merklichen Abweichung nach Nord. Auf der Südseite ist der Alai durch ein gewaltiges Gebirge begrenzt, welches unvergleichlich höher aufsteigt, als das nördliche. Dies Gebirge, welches ich in Ermangelung einer localen Benennung vorläufig das Süd-Alaische nennen will, gewährte einen Anblick, wie ihn im März die Berge bei Taschkend bieten; so ausgedehnt war an ihm der Schneegürtel, und doch liegt die Schneelinie dort nicht unter 14,000 Fuß; wenigstens als ich auf dem schneelosen Passe Kawuk in einer Höhe über 13,000 Fuß mich befand, sah ich auf der süd-alaischen Kette den Schnee noch höher liegen. Die mittlere Höhe der letztern wird kaum unter 18,000 bis 19,000 Fuß betragen, die Piks erheben sich noch höher, und einige sind aller Wahrscheinlichkeit nach nicht unter 25,000 Fuß. Ueberhaupt hat der Blick auf diese Gebirgskette an Erhabenheit nicht seines Gleichen in dem ganzen Gebiete von Turkistan! Leider verhattete mir die Aengstlichkeit der kokanischen Behörden in Betreff unserer Sicherheit nicht, eine einzige Thalschlucht der süd-alaischen Kette zu betreten.“

Die Bevölkerung des Alai besteht aus Kirgisen, die für ihre Herden hier im Quellengebiet der Flüsse eine vorzügliche Weide finden. Pflanzenwuchs und Thierleben zeigen Steppencharakter, wenigstens an der Stelle, wo Fedtschenko es betrat. So fand er z. B. Steppenhühner (Pteroclos arenarius). Die Kirgisen bauen Gerste und selbst Weizen, auch Kleesäder kommen vor, welche im Jahre zweimal geschnitten werden. Das Klima kann dem zufolge nicht sehr rauh sein; im Winter soll viel Schnee fallen. Bäume sind äußerst selten, doch kommen Wachholdersträuche vor. In den Bächen des Kisil-su wurde eine Forelle entdeckt, der erste Repräsentant der Lachse in Turkistan.

Die ganze Excursion nach Alai hatte nur vierzehn Tage (17. bis 30. Juli) in Anspruch genommen, während dieser kurzen Frist war aber Bedeutendes für die Erdkunde geleistet worden. Fedtschenko hatte die Lage der Wasserscheide zwischen dem Syr-Darja und Amu-Darja bestimmt, den nördlichen Quellarm des letztern, den Surchab, und die Existenz des süd-alaischen Riesengebirges mit seinen 25,000 Fuß hohen Schneegipfeln nachgewiesen. Hinter diesem Gebirge liegt nun südlich die berühmte Pamir, ein Hochplateau ähnlich Alai, welches die Eingeborenen Pamil nennen. Sie unterscheiden mehrere Theile desselben. Fedtschenko war von Norden her Pamir am nächsten gekommen, von Süden her war es Woob, der 1838 von Kabul aus über Badakschan nach dem südlichen Quellarm des Oxus, der dem Sikrolsee entströmt, vordrang. Zwischen Woob's und Fedtschenko's fernstem Punkte liegt nun in einer Ausdehnung von 240 Werst die unbekannte Pamir.

Den Schluß der Reisen Fedtschenko's machte eine Erforschung des südöstlichen Winkels des Chanats Kokan, da, wo dieses mit dem Gebiete von Kaschgar zusammenstößt. Hier befand er sich im eigentlichen Quellgebiete des Syr-Darja. Zwei Flüsse, der Tar und Kara-Kulschka, vereinigen sich zu einem Wasserlaufe, der nach Aufnahme des Jasso von der rechten und des Kurschab von der linken Seite den Namen Syr bei Schich-tjube erhält. Später erst tritt der große Narin zu diesem Wasserlaufe hinzu, welcher der Bedeutung nach der eigentliche Quellfluß des Syr-Darja ist. Kara-Kulschka und Tar und Kurschab kommen von dem hohen Gebirgszuge, welcher, von West nach Ost verlaufend, Kaschgar von Kokan trennt. In ihm, noch im Gebiete des Kurschab, liegt der Terek-Dawan (Terekpaß), welcher nur im Winter zum Verkehr mit Kaschgar benutzt worden kann, weil dann erst der Schnee die Löcher zwischen den ungeheuern ihn erfüllenden Steinmassen ausfüllt. Im Sommer ziehen die Karawanen durch den weiter westlich liegenden Schart-Dawan.

Die Franzosen in Cochinchina.

Vor etwa zehn Jahren brach der Beherrscher der Franzosen einen Krieg mit dem Kaiser von Annam vom Zaune. Der letztere hatte eine Anzahl von Missionären, die sich unnütz und aufbringlich benommen, den Landesgesetzen gemäß, bestraft. Napoleon erklärte in einem an Europa gerichteten Manifeste, daß er jenen asiatischen Potentaten lediglich „im Interesse der Civilisation“ bekämpfe und sich feierlich verpflichte, keine Eroberungen zu machen. Er log. Im Mündungsgebiete des Mekong nahm er erst drei, 1867 noch einmal drei Provinzen weg und Saigong ist Hauptstadt der französischen „Colonie Cochinchina“. Weitere Uebergriffe folgten; dem Könige von Kambodscha wurde ein Protectorat aufgezwungen.

Jetzt gehen die Franzosen, welche Savoyen annectirt haben und über die Wiedervereinigung von Elsaß und Lothringen mit Deutschland so laut schreien, sie, die einen Raub-

Digitized by Google

krieg unternahmen, um sich unser Rheinland und wo möglich auch Belgien einzuverleiben, — jetzt gehen sie weiter. Der zu Saigong erscheinende „Indépendant“ (vom 15. Januar) spricht sich ganz offen aus. Ganz Annam mit Tongking, also das Land bis zur Grenze von China, soll erobert werden. Annam soll für Frankreich werden, was Indien für England ist. Das ist allerdings nicht möglich, weil die Verhältnisse beider asiatischen Länder so durchaus verschieden sind. Aber der Plan zur Eroberung wird mit preiswürdiger Offenheit dargelegt. Der Kaiser von Annam, so wird gesagt, unterstützt von seiner Hauptstadt Hüe aus die Rebellen gegen die französische Autorität. Der Kaiser ist nicht stark genug, um dem Seeraub an den Küsten seines Gebietes zu steuern, und dadurch wird der Handelsverkehr geschädigt. Das Recht, halbcivilisirte Länder zu erobern, sei ein von Gott stammendes; der natürliche Verlauf der Dinge ist, daß der Schwächere dem Stärkern unterliegt. — Freilich maßt sich Frankreich ein „Protectorat“ auch über den beraubten Potentaten an. Wenn nun dieser nicht stark genug erscheint, dem Seeraube zu steuern, ist es dann nicht Pflicht, daß der Protector ihm dazu behülflich wäre? Französische Kriegsschiffe kreuzen in jenen Gewässern; weshalb machen sie sich nicht nützlich? sie haben Muße vollauf, gegen die Piraten vorzugehen. Damit fiele allerdings ein Vorwand zum Annectiren hinweg.

Die Forderungen, welche an den annamitischen Kaiser gestellt werden sollen, lauten folgendermaßen: 1) Das ganze Reich Annam muß endgültig unter französisches Protectorat gestellt werden. 2) Ein Bevollmächtigter des Protectors residirt am kaiserlichen Hofe zu Hüe; ihm ist eine Militärcommission und eine Commission für Handel und Gewerbe beigegeben. 3) In den Hafenplätzen Hüe und Turon wird ein Geschwader und eine Anzahl von Landsoldaten von Seiten Frankreichs ständig vorhanden sein; die Kosten für den Unterhalt derselben hat der Kaiser von Annam zu tragen. Diese Streitmacht ist bestimmt, der Flagge und den Unterthanen Frankreichs Schutz zu gewähren. 4) Der Kaiser hat einen Handels- und Schifffahrtsvertrag zu genehmigen, welcher — es ist rührend zu lesen — beiden Theilen Vortheile bietet. 5) In Tong king sind ausgedehnte Landstriche an Frankreich abzutreten, damit daselbe sich dort auf sicherm Boden befinde zu dem Zwecke, sein Protectorat und seinen Einfluß in gehührender Weise wirksam ausüben zu können. 6) Alle Kosten für die zu unternehmende Expedition, sodann auch jene, welche durch Ausübung des Protectorates erwachsen, zahlt der Kaiser von Annam entweder in baarem Gelde oder in Landesproducten; der Betrag wird durch eine besondere Commission festgestellt.

Kann man bescheidener sein? Sträubt sich der „Halbbarbar in Hüe“, nun, so hat man Kanonen und stellt im fernen Südostasien wieder ein Stück von dem „Prestige“ her, das in Europa ausgespielt hat; — vertheidigt sich lediglich und allein im Interesse des Christenthums und der Civilisation.

Ein Ausflug nach dem Pugetsund im Jahre 1872.

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

Von Tacoma nach Seattle. — Das Landschaftsgemälde am Pugetsund. — Alki Point. — Das Neuyork des Westens. — Die Bucht von Duwamish. — Prospectus von Seattle. — Der Washington- und der Union-See. — Eine projectirte Inland-Marinestation. — Kohlenbergwerke am Washington-See. — Ein verwickelter Steinkohlentransport. — Seattles Anrecht auf den „Terminus“. — Whidby's Island und der Holmes Harbor. — Mukilteo. — Die Pässe über die Cascade Range. — Port Townsend, das Brooklyn des Westens. — Eine Stadt auf Schraubenpfählen. — Indianerkriege. — Rückfahrt nach Olympia auf dem Dampfer „Alida“. — Verschiedene Ansichten über die Culturfähigkeit des Territoriums Washington. — Eine „Dogfish“-Fischerei. — Zurück nach San Francisco.

Hinter uns lag Tacoma und weiter eilte unser kleiner Dampfer über die blänlich-grünen Fluthen des waldumschlossenen Sundes, welcher, obgleich meistens einem breiten Flusse ähnlich, sich doch mitunter wie ein Meeresarm ausdehnte. Der weiße Gipfel des Mount Rainier begleitete uns auf unserer Fahrt und ragte in majestätischer Größe öfters zur Rechten über die grünen Bäume empor. Im Landschaftsgemälde bildete er unstreitig den schönsten Punkt und nahm jenem das Einförmige, das ewige Einerlei von Wald und Wasser, welches auf die Dauer das Auge ermüdete. Um eine niedrige Landzunge, Alki (sprich: Alkei) Point genannt, rechts herumfahrend, gelangten wir in die weite Bucht von Seattle, nach einem in dieselbe mündenden Flusse gewöhnlich die Bai von Duwamish genannt. Bei Alki Point wurde vor zwölf Jahren eine Stadt mit Namen Neuyork „ausgelegt“. Die Gründer derselben lebten in der Hoffnung, daß hier ein großer Handelsplatz emporblühen würde, ließen einen hübschen Stadtplan, mit Straßen, Kirchen, Marktplätzen, Quais ꝛc. darauf, anfertigen und boten ihre Grundstücke zu Verlauf aus. Aber die Speculation wollte nicht ziehen, und trotz des billigen Grundeigenthums in dem Neuyork des Westens hat dieses es bis jetzt nur auf sage vier Häuser und einige windschiefe Fenzen gebracht. Möglicherweise könnte jedoch der „Terminus“ hierher verlegt werden, und damit würden die hochfliegenden Pläne der Gründer dieser Zukunftsstadt Aussicht auf Verwirklichung bekommen. An Platz für eine Stadt von etwa einer halben Million Einwohner fehlt es dort entschieden nicht. Der an dieser Stelle 25 Miles breite Sund läßt allerdings die Rhede etwas offen und den Nordwestwinden ausgesetzt; aber ein Molo würde diesen Uebelstand leicht beseitigen. Wünschen wir also dem Neuyork des Westens eine glänzende Zukunft! In Amerika tragen oft die unwahrscheinlichsten Dinge die größte Wahrscheinlichkeit einer Lebensexistenz in sich.

Wir hatten Alki Point passirt und fuhren nun durch die Bai von Duwamish, bem nur noch 6 englische Meilen entfernten Seattle entgegen. Die sich ringsum ausdehnende waldumkränzte Bucht, im Westen die Gipfel der Olympic Range vor uns, etwas nach rechts hinüber der Schnee-

Digitized by Google

kolosß Rainier in stolzer Größe, und zwischen den grünen Wäldern das amphitheatralisch am Ufer hingebaute Städtchen Seattle; dieses vereint bildete eine höchst pittoreske Rundschau. Nachdem wir die malerisch gelegene stattliche Dampfsägemühle von Freeport passirt hatten, landeten wir gegen drei Uhr Nachmittags bei dem 72 englischen Meilen von Olympia entfernten Seattle, und halb darauf tutschirte ich in einem schmucken Hotelwagen nach dem Occidental Hotel, wo ich ein gutes Quartier fand.

Die gegenwärtig etwa 1800 Einwohner zählende Stadt Seattle hat sich in kurzer Zeit zu dem blühendsten Geschäftsplatze am Pugetsund emporgeschwungen. Die glückliche centrale Lage des Ortes, welcher das Hauptausfuhrgeschäft am Pugetsund beherrscht, hat hier einen bedeutenden Hafen bei concentrirt. Dampfschiffe von den großen Sägemühlen bei Port Blakeley, Port Madison, Port Ludlow, Port Gamble ꝛc. laufen Seattle täglich an und holen von dort den Bedarf der Mühlen für Lebensunterhalt und Betrieb aller Art, Segelschiffe laden Steinkohlen von den nahen Kohlengruben und Bauholz ein, mehrere Packethampfboote von Olympia und Victoria sprechen jeden Tag vor, und es herrscht in dem unternehmenden Städtchen ein lebendiges Treiben, das den Fremden angenehm berührt. Zwei Bankgeschäfte giebt es bereits hier, sechs Kirchen, eine Freimaurer-, eine Odd Fellow's- und zwei Temperenzlogen, zwei Zeitungen, sowie die von 150 Jünglingen und Mädchen besuchte Universität des Territoriums, deren schmuckes Gebäude auf einem erhabenen Punkte dicht hinter der Stadt liegt und von weither das Auge fesselt. Es befinden sich Handelshäuser in Seattle, welche einen jährlichen Waarenumsatz von einer Viertelmillion Dollars machen.

Der Stolz von Seattle ist der nur 3 englische Meilen hinter der Stadt liegende Washingtonsee, ein von herrlichen Waldungen umrahmtes 20 Miles langes und 3 bis 5 Miles breites Gewässer, mit wunderbar prächtiger Aussicht auf die Schneekuppe des Mount Rainier. Schon seit Jahren hat die Regierung der Vereinigten Staaten den Plan ins Auge gefaßt, an diesem bis 600 Fuß tiefen Süßwassersee, der den besten nur denkbaren Ankergrund hat und an dessen Ufern das vorzüglichste Schiffsbauholz in der Welt gefunden wird, eine Marinestation zu errichten. Das Entdecken von vortrefflichen Kohlenflötzen in seiner Nähe hat diesem Plane in neuerer Zeit erhöhte Bedeutung gegeben. Zwischen dem Washingtonsee und dem Pugetsund liegt ein zweiter kleiner Landsee, der Unionsee, welcher eine englische Meile vom Sund entfernt ist. Der Abstand der beiden Seen von einander beträgt nur eine viertel englische Meile, ihre Höhe über dem Sund 18 Fuß. Durch einen Schleusencanal wäre die Verbindung zwischen dem Washingtonsee und dem Pugetsund ohne technische Schwierigkeiten mit verhältnißmäßig geringem Kostenaufwande herzustellen, und jeder Seefahrer kennt den großen Vortheil eines Süßwasserhafens, in welchem die Seegewächse, Muscheln, Saugthiere ꝛc., die sich am Kiel und an den unter Wasser liegenden Theilen eines Fahrzeugs im Meere angesetzt haben, von selbst abfallen.

Drei Miles vom östlichen Ufer des Washingtonsees befinden sich Kohlengruben, aus denen gegenwärtig etwa hundert Tonnen vortrefflicher Steinkohlen, die à 11 Dollars meistens in San Francisco ihren Markt finden, gefördert werden. Von den Gruben laufen die Transportwagen auf einem Schienenstrange nach dem Ufer des Washingtonsees, wo ein Dampfer sie in Empfang nimmt und über das 6 Miles breite Gewässer schafft. Auf einem andern Schienenwege werden sie nun nach dem Unionsee gebracht, und gelangen vermittelst eines zweiten Dampfers an das Ende der Seattle-Eisenbahn, auf welcher eine Locomotive sie rasch nach dem Pugetsund befördert. Hier halten die Wagen am obern Ende einer geneigten Ebene und werden durch ein Stahltau zum Ufer herabgelassen, direct nach den Schiffen, welche die Kohlen nach San Francisco verladen. Dieser etwas combinirte Transport ist weniger schwierig als er scheint, indem das Bordeck der beiden Dampfboote auf dem Washington- und dem Unionsee mit Schienensträngen belegt ist und die Kohlen während der ganzen Fahrt von den Gruben bis nach Seattle gar nicht die Wagen wechseln. Durch einen Canal zwischen dem Sund und dem Washingtonsee, dessen Anlage sicher nur eine Frage der Zeit ist, würde jener Kohlentransport natürlich bedeutend erleichtert werden. Den Abfluß des Washingtonsees bildet der seinem südlichen Ende entströmende 8 Miles lange Black River, welcher sich mit dem etwa 40 englische Meilen langen White River vereinigt, die dann unter dem gemeinschaftlichen Namen Duwamish River 6 Miles südlich von Seattle in den Sund münden. Kleine Dampfboote befahren den Duwamish und White River bis 15 Miles oberhalb der „Junction". In dem auf einer Strecke von 25 Miles mit Farmen besiedelten Thale des White River liegt das beste Ackerbauland am Pugetsund.

Die günstige natürliche Lage von Seattle an einem herrlichen Hafen, umgeben von unerschöpflichen Nutzwäldern, mit fruchtbaren Thälern und ergiebigen Kohlenbergwerken in der Nähe, und der Aussicht, Marinestation zu werden, giebt den Bewohnern jenes aufstrebenden Städtchens, welches wie gesagt, sich bereits zum bedeutendsten Handelsplatze am Pugetsund emporgeschwungen hat, natürlich ein wohlbegründetes Anrecht auf den „Terminus". Wer einen Seattler über den „Terminus" reden hört, wird nicht mehr daran zweifeln, daß die Metropole des neuen Nordwestens an diesem Punkte gebaut werden müsse. Die Stadt ist denn auch bereits 4 Miles in der Richtung von Nord nach Süd und vom Sund bis an den Washingtonsee in Lots (Bauplätze) „ausgelegt", die noch zum $^{999}/_{1000}$ Theil von riesigen Bäumen bedeckt sind, und nimmt einen Flächenraum ein, größer als San Francisco. Da die Bauplätze im Urwald noch sehr billig zu haben sind, so wird viel darin spekulirt, und wer in Seattle weniger als ein „corner lot" (Eckgrundstück) besitzt, muß gewiß ein armer Schlucker sein. Wäre von der Northern-Pacific-Eisenbahngesellschaft während meines Aufenthaltes in jener Stadt das große Wort: „Seattle ist der Terminus!" unwidersprüchlich gesprochen worden, so würde ich mit gewiß auch ein paar Straßen gekauft haben; nun wurde leider nichts daraus und ich reiste wieder ab, ohne das Patent zu einem Millionär in der Tasche zu haben.

Derjenige Platz, welcher in letzter Zeit vor allen anderen Seattle ein Dorn im Auge geworden und gute Aussicht hat, den westlichen Terminus der Northern-Pacific-Eisenbahn zu bilden, ist Widbey's Island. Diese Insel, welche der Oeffnung des Pugetsundes in die Straße von Juca gerade gegenüber liegt, hat an ihrer innern (östlichen) Seite einen unübertrefflichen Hafen, den Holmes (Sprich: Hohme) Harbor. Die Tiefe jener von 1 bis $1^1/_2$ Miles breiten und etwa 6 Miles langen landumschlossenen Bucht beträgt an allen Punkten derselben von 10 bis 30 Faden, bis hart an das Ufer. Vermittelst eines Durchstichs von der in der Mitte schmalen Insel könnte der Holmes Harbor vom Westen her leicht zugänglich gemacht werden. Ohne alle Gefahr vermöchten die größten Seeschiffe aus der Straße von Juca bei jedem Wetter und Wind dorthin zu gelangen und hätten, wäre hier der Terminus, nicht nöthig, das mehr als 50 Miles lange Admiralty-Inlet nach Seattle, oder noch

Digitized by Google

weiter den Sund hinauf nach dem westlichen Ausgangspunkte der Northern-Pacific-Eisenbahn zu fahren. Die Hauptbahn, welche den Columbia in der Gegend bei Wallula verlassen und von dort direct nach Westen geführt werden soll, würde, überschritte sie das Cascadegebirge über den etwa 4800 Fuß hohen Stagitpaß, oder den etwas südlich davon gelegenen gegen 500 Fuß niedrigeren Snohpaß, das Ufer des Sundes in der Nähe von Whidbey's Island bei dem zwischen dem Nordende der Insel und dem Festlande liegenden Deceptionpaß erreichen. Diese 1300 Fuß breite und nur 18 Fuß tiefe Wasserstraße könnte leicht überbrückt und die Bahn dann ohne nennenswerthe Schwierigkeiten auf der Insel bis zum Holmes Harbor weiter geführt werden.

Sollten die Eisenbahningenieure es vorziehen, den „Terminus“ auf dem Festlande anzulegen, so böte sich bei Mukilteo (sprich: Mukelteo), welcher kleine Ort dem Südende von Whidbey's Island fast gegenüber liegt, ein vortreffl icher, vor allen Stürmen geschützter Hafen. Die Anlage des „Terminus“ für die Hauptbahn weiter nördlich an der Bellinghambai empfiehlt sich nicht wegen der das Fahrwasser dort versperrenden zahlreichen Inseln, zwischen denen eine heftige Strömung mit einer Geschwindigkeit von 2 bis zu 7 Knoten die Stunde läuft, wodurch die Schifffahrt daselbst unsicher gemacht wird. Neben den genannten Stagit- und Solhpässen findet zum Ueberschreiten der Cascade Range durch die Northern-Pacific-Eisenbahn noch der nur 2600 Fuß hohe Snoqualmiepaß in erster Linie Berücksichtigung. Von Osten her würde die Bahn durch das fruchtbare Thal des Yakima jene Paßhöhe erreichen, und westwärts das Thal des Snohomifs herabsteigend auf dieser Route gleichfalls in der Nähe von Mukilteo an den Sund gelangen. Der Snoqualmiepaß empfiehlt sich besonders wegen seiner sanften Erhebung, wogegen das Gebirge bei den anderen genannten Pässen steiler aufsteigt, und dort Tunnels von 1¼ bis 2 englischen Meilen Länge nothwendig würden. Aber ganz abgesehen von dem Endpunkte der Hauptlinie scheint es doch im Plane der Gesellschaft zu liegen, die Zweigbahn von Kalama nordwärts in geringer Entfernung vom östlichen Ufer des Pugetsundes bis nach der Bellinghambai auszudehnen, um auf diese Weise die volle Größe der von den Vereinigten Staaten garantirten Landschenkung zu erhalten. Es stehen demnach aller Wahrscheinlichkeit nach zwei „Termini“ am Sund in Aussicht; der eine von der Kalama-Zweigbahn an der Bellinghambai und derjenige von der Hauptbahn auf oder in der Nähe von Whidbey's Island. Daß die Gesellschaft diesen oder einen ähnlichen Plan auszuführen beabsichtigt, darauf deuten bereits die bedeutenden Landkäufe hin, welche von ihr neuerdings sowohl auf Whidbey's Island, wo sie gegen 20,000 Acker Land mit 3 Meilen Wasserfront besitzt, als bei Mukilteo und an der Bellinghambai gemacht wurden.

Das Whidbey's Island nach Westen gegenüber liegende Städtchen Port Townsend, wo sich ein Zollhaus der Vereinigten Staaten befindet, bei welchem alle in den Sund einlaufenden Schiffe anlegen und Waaren declariren müssen, wird sich, wie ich aus einer dort erscheinenden Zeitung ersehen habe, mit einer ähnlichen Stellung begnügen, wie sie Brooklyn zu Neuyork einnimmt. Riesige, jede Viertelstunde abfahrende Dampffähren sollen die Verbindung mit der großen Terminalstadt auf Whidbey's Island herstellen, Docks für die größten Seeschiffe finden an der Townsender Bucht, wo auch Raum genug für die Bassins der chinesischen und japanesischen Packetdampfer ist, einen herrlichen Anlageplatz, während die Millionäre der Terminalstadt es vorziehen werden, ihre Villen auf den romantischen Höhen hinter Port Townsend, anstatt auf der mit dichten Urwäldern bedeckten niedrigen Whidbey's Insel zu erbauen. Alles dieses ist keineswegs im Scherze gemeint, sondern es spricht das Townsender Journal in so vollem Ernste über den Städtecompler auf und um Whidbey's Island, als wohnten dort bereits eine Million Menschen. Außer den genannten Plätzen machen noch etwa ein Dutzend anderer am Pugetsund Anspruch auf den „Terminus“. Die biederen Seattler lesen alle derartigen Ergüsse natürlich mit grimmigen Herzen, und hoffen dabei doch, daß der „Terminus“ ihrer Stadt vor allen Rivalen vom Schicksal beschieden sei.

Was mir in Seattle sofort auffiel, war der Umstand, daß der ganze untere Stadttheil auf Sägespänen (saw dust) steht. Die von einer in der Nähe liegenden großen Dampfsägemühle massenhaft angehäuften Sägespäne hat man, gegen sieben Fuß tief, über die sumpfige Niederung und am Ufer in den Sund selbst geschüttet, dann mit Erde bedeckt und die Häuser oben aufgebaut. An Festtagen pflegen die Seattler frische Sägespäne in den Straßen hinzustreuen, um ihrer Stadt dadurch ein gepuztes Aussehen zu geben. Im Winter, zu welcher Jahreszeit es hier oft und heftig regnet, zieht das Wasser schnell durch das Sägemehl und läßt die Straßen trocken, dagegen ist im Sommer die Ausdünstung von dem Untergrund ebenso unangenehm als ungesund, und wer von den Bewohnern die Mittel dazu hat, liegt nur bei Tage in der untern Stadt seinen Geschäften ob und schläft in einer auf den Hügeln erbauten Wohnung. Bei einem Spaziergange durch die Stadt und deren Umgebung, welchen ich bis nach dem Unionsee ausdehnte, von wo ich auf einem Kohlentransportzuge durch den hohen Wald zurückkehrte, wurde mir von einem betrunkenen Seattler die Stelle gezeigt, wo am Ufer des Sundes ein altes Fort der Vereinigten Staaten gestanden hat, das den ersten Ansiedlern Schutz gewährte. Während des in den Jahren 1855 und 1856 geführten Indianerkriegs flüchtete sich die gesammte weiße Bevölkerung der Umgegend in jenes Fort, dessen Blockhäuser von den Wilden förmlich belagert und, freilich erfolglos, bestürmt wurden. Das Kriegsschiff der Vereinigten Staaten „Decatur“, welches zufällig im Hafen lag, trug im Januar 1856 durch ein heftiges Bombardement der nahe liegenden Wälder besonders zum Zurückschlagen der Indianer bei. Jene in diesen Gegenden ganz neue Art der Kriegsführung machte durch das hölische Geräusch von den in den Waldungen crepirenden Granaten einen solchen Eindruck auf die Wilden, daß sie demüthig um Frieden baten, den sie seit jener Zeit auch treu bewahrt haben.

Die Absicht, meine Rundreise auf dem Sund bis nach Port Townsend auszudehnen, führte ich diesmal nicht aus, weil es mir theils an Zeit dazu mangelte und man mich auch von vielen Seiten versicherte, daß absolut nichts Neues einen solchen Ausflug lohnen würde. Die Umgebungen des Pugetsundes blieben sich überall gleich: Wasser, Wälder und Dampfsägemühlen; nur wäre das Gewässer unterhalb bedeutend breiter als auf den Strecken, die ich bereits gesehen; und die Stelle des Mount Rainier würde weiter nördlich von dem 11,400 Fuß hohen Mount Baker eingenommen. Ich trat daher am 8. October auf dem kleinen Dampfer „Alida“ meine Rückreise nach Olympia an. Auf dieser Fahrt machte ich die Bekanntschaft eines Deutschen, der seit den letzten zehn Monaten am Pugetsund herumgereist war, um eine ihm für eine Niederlassung vortheilhaft scheinende Localität auszusuchen. Unser Landsmann, der aus dem Staate Missouri kam, war ein enthusiastischer Bewunderer des Sundes und pries die außerordentliche Fruchtbarkeit von den in seiner Nähe liegenden Thälern. Der Bodenertrag in den Niederungen an der Mündung des Stagitflusses, sowie in den Thälern des Snohomifs, des White River,

Digitized by Google

des Puyallopflusses u. s. w. könnte von dem in seinem Lande der Welt übertroffen werden. Einige auf dem Dampfer uns begleitende amerikanische Ingenieure, welche seit Jahren das Territorium Washington als Landmesser die Kreuz und Quer bereist hatten, behaupteten dagegen, daß mit Ausnahme der genannten schmalen Flußthäler, der Gegend bei Whatcom an der Bellinghambai und von Whidbey's Island nirgends am Sund ein Humus von größerer Tiefe als 6 Zoll existire, und daß sie nicht glaubten, es besänden sich in der ganzen Umgebung des Pugetsundes über 50,000 Acker vorzüglichen Ackerbodens. Dagegen sei der Waldbestand des Cascadegebirges außerordentlich reich an Eisen, Blei und Steinkohlen, welche dort an vielen Stellen in mächtigen Lagern zu Tage treten. Es hielt schwer, jene auf die Productionsfähigkeit des Territoriums Washington Bezug nehmenden ganz verschiedenen Ansichten meiner Reiseführten zu vereinigen, und muß wohl angenommen werden, daß jede derselben in einer beschränkten Sphäre Glauben verdient. Die auf unserm Dampfer zu einer Ausstellung nach Olympia verschifften riesigen Kohlköpfe und ellenlangen gewaltigen rothen Rüben sprachen allerdings überzeugend für die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, in dem sie gewachsen waren.

Auf unserer Rückreise nach Olympia liefen wir unterhalb Steilacoom in einen Nebenarm des Sundes, wo ich eine Anzahl von offenen Bretterschuppen am Ufer bemerkte, eine „Dog-Fish"-Fischerei. Ein belaubender Geselle von verwesenden Fischen, die in den Schuppen hingen oder auf Brettern in der Sonne dalagen, begrüßte uns hier, so daß ich froh war, als unser Schiff dieß Gegend wieder verließ, und nicht begriff, wie die hübsche Amerikanerin, welche sich daselbst ans Land setzen ließ, in einer solchen pestilenzialischen Heimath zu existiren vermochte, außer sie war mit geradezu eisernen Geruchsnerven gesegnet. Sowohl von den Indianern als von den Weißen werden jene Fische, deren Leber eine Menge Oel enthält, maſſenweise in den Gewässern des Puget'sundes gefangen. Das Oel wird im Handel wegen seiner Feinheit geschätzt und hat einen Marktwerth von 50 bis 60 Cents die Gallone. An Fischen, namentlich Salmen und Häringen, sind die Gewässer des Puget'sundes überaus reich. Letzterer rennen, von den Hundsfischen verfolgt, in der Angst oft in unglaublicher Menge auf den Strand, wo sie den Indianern eine willkommene Beute werden.

Bei dem wunderschönsten Wetter machte ich die Rückfahrt nach Olympia und bewunderte unterwegs aufs Neue den schimmernden Silberdom des Mount Rainier, welcher uns, über den grünen Wipfeln der Bäume in den sonnenklaren Aether mächtig emporragend, das Geleit gab. Bei einbrechender Dunkelheit erreichten wir die Hauptstadt des Territoriums Washington und am folgenden Morgen setzte ich meine Weiterreise über Kalama nach Portland fort. Wenige Tage später durchfurchte der Dampfer „J. L. Stephens", auf dem ich Passage nach San Francisco genommen, die Fluthen des Pacific, und brachte mich ohne weitern Aufenthalt zurück nach meiner Heimath am goldenen Thore.

Aus allen Erdtheilen.

Von der ostafrikanischen Küste.

Sir Bartle Frere ist mit seinen Bemühungen beim Sultan von Sansibar gründlich gescheitert. Ein Telegramm meldet aus Maskat am persischen Golf, daß er am 12. April dort eingelaufen sei; er verließ Sansibar am 17. März. Vorher hatte er die südlich gelegenen Häfen besucht und war in Kilwa, von wo aus vorzugsweise die Sklavenverschiffung stattfindet, arg insultirt worden. Von Maskat (wo er bei dem Sultan bessere Resultate erlangt hat) wollte er nach Karrachi und Bombay fahren. Es fragt sich nun, ob die Londoner Regierung, die sich so fort für die Abschaffung und Unterdrückung des Sklavenhandels in den ostafrikanischen Gewässern verpflichtet hat, auch Energie zeigt. Ein Berichterstatter der „Pall Mall Gazette" wiederholt, was wir im „Globus" schon früher gesagt haben, daß der französische Consul sich in der ganzen Angelegenheit mehr als law gezeigt habe. Man wird nun den Sultan mit Kanonen zur Nachgiebigkeit zwingen müssen.

Die „Kölnische Zeitung" bringt aus Sansibar vom 18. März einige Nachrichten über die Expedition zur Aufsuchung Livingstone's. Dr. Dillon war mit dem Vortrabe von Bagamoyo, das auf dem Festlande, der Insel Sansibar gegenüber, liegt, ausgezogen; Lieutenant Cameron lag dort am Fieber nieder und Murphy an einer Rose. Man konnte nur wenige Lastträger anwerben und diese taugten nicht viel.

Die Aussichten für die Expedition waren nicht günstig, weil die Regenzeit vor der Thür war. Sie hätte spätestens im Januar ihre Wanderung antreten müssen. „Das ist sehr leicht einzusehen und dennoch ist eine vernünftige Anordnung fast immer vernachlässigt worden. Die Schuld daran trifft weniger die Mitglieder der Expedition als diejenigen, welche den Plan dazu gemacht haben. In einem solchen Kampfe mit den Elementen darf, selbst wenn die Expedition eine verstärkte sein sollte, das Publicum nicht zu streng über die thätigen, energischen und tapferen Männer richten, welche sie ausführten." —

Die Herren der Geographischen Gesellschaft in London hätten aus Burton's ganz ausgezeichneten Schilderungen über die klimatischen Verhältnisse desjenigen Theiles von Ostafrika, welchen die Expedition durchwandern muß, sich genau unterrichten können („die Expedition Burton's und Speke's rc." bearbeitet von Karl Andree, Leipzig 1861, S. 67, 81, 208 rc.). Burton war zu Anfang des Juli 1857 in Kiranga Ranga im Lande Uzaramo, wo er einen Rasttag hielt. Das Wetter wurde nun ungünstig; die Mwo'o oder heftigen Regengüsse, welche zwischen die beiden Regenzeiten fallen (— Masika im Frühjahr, Muli im Herbste —) setzten nun regelmäßig ein und begleiteten die Karawanen so lange sie durch ebenes Land zogen. — In Duthumi kam er durch ein echtafrikanisches Waldgestrüpp, in welchem hohe Bäume und Buschwerk gemischt durcheinander stehen. Das Gonje macht einen trüben Eindruck. Der schwarze, fettige Boden ist von dichtem Strauchwerk überwuchert, an offenen Stellen findet man Tiger- und Büffelgras bis zu 13 Fuß Höhe mit fingerbreiten Blättern; viele Bäume sind von der Wurzel bis zu den Aesten hinauf mit Schmarotzerpflanzen bedeckt, welche mächtige Säulen dichten Grüns bilden, in den Zweigen sich zusammenballen und den Nestern von Riesenvögeln gleichen. An manchen Stellen verschwindet der Fußpfad, es ist, wie die Eingeborenen sagen, todt; das Gebüsch verdeckt ihn; allerlei Schlingpflanzen, oft von der Dicke eines Taues, sind noch allen Richtungen hin in einander verflochten und bilden ein unendlich durch einander verwachsenes Netzwerk. Aus der

Digitized by Google

ewig fruchten Erde dringt ein Brodem hervor, der wie Schwefelwasserstoffgas riecht, und an manchen Stellen kam es den Reisenden vor, als ob verwesende Leichen unter jedem Busche lauten. Zu diesem pestilentialischen Gestrüppwalde passte vollkommen ein grauer Himmel, an welchem Windstöße das Gewölk wirr und wild durcheinander trieben und kalte Regenschauer zu Boden sagten. Es war, als ob weit und breit über der Gegend ein ungeheures Bahrtuch aufgebreitet läge. Wer jemals die Einflüsse eines solchen Klimas erfahren hat, kann sich die Abspannung und Todesheit erklären, von denen der Europäer in solchen tropischen Regionen niedergedrückt wird, wo senchte Hitze und nasse Kälte das Leben so höchst ungesund und unbehaglich machen. —

Sansibar und die gegenüberliegende Küste haben zwei Jahreszeiten, die aber große Unregelmäßigkeiten aufweisen; in Unyamwesi und Uvinza dagegen ist das Klima sehr regelmäßig und man kennt nicht, wie dort, in den zwei Jahreszeiten acht verschiedene Abtheilungen, sondern einfach Sommer und Winter: trockene und nasse Zeit.

Im Jahre 1857 begann der Masika im östlichen Theil am 14. November; in den nördlichen und westlichen Gegenden setzt dieser nasse Monsun früher ein und hält länger an. Zu Mpwapwa hat man ihn etwa vier Wochen früher als in Unyanyembe und in Ukschichsi; in Karagwe und Uganda soll zwei Monate eher; hier dauert also die Regenzeit von Mitte September bis Mitte Mai. Die Feuchtigkeit kommt in diesem Theile Afrikas durch den steifen Südostpassat, der, wie im Mississippithale und auf Ceylon, in einen periodischen Südwestmonsun abgebogen wird.

Der Regenfall also beginnt in Centralafrika viel früher als an der Ostküste, von wo er langsam mit der nach Norden gehenden Sonne herumzieht, bis er an den Abhängen des Himalaya sein Endziel findet. Der Regenmonsun setzt mit Stürmen ein, die bis zu seinem Ende andauern und häufig von Gewittern und Hagelschauern begleitet werden. Blitz und Donner sind ganz fürchterlich; während eines heftigen Sturmes kann man bis zu 35 Blitzen in einer Minute zählen und mehrere Donnerschläge toben gleichzeitig aus verschiedenen Richtungen her. Ein Gewittersturm jagt den andern, der Wind schlägt häufig um und verschiedene Luftströmungen kämpfen mit einander; man fühlt sich dann matt und unbehaglich wie beim Scirocco auf dem Mittelländischen Meere. Der Regen hält in einem Striche selten über zwölf Stunden an, ist aber manchmal wochenlang regenschwüle, indem er sich zu einer bestimmten Zeit einstellt, gewöhnlich Nachts; um Mittag findet gewöhnlich eine Pause statt.

Nach langem Regen ist die Abnahme der Wärme sehr bemerkbar, der Sonnenschein aber sehr stechend und die ganze Erde dampft. Aber diese Jahreszeit gilt doch nicht für ungesund, weil das Wasser noch nicht so niedrig steht, daß die Verdunstung schädliche Miasmen entwickeln könnte. Das ist erst nach der Regenzeit der Fall, hauptsächlich in den Wochen zwischen der Mitte des Mai bis zu Ende des Juni. Dann tritt an die Stelle des Kasi, Südwest, der Kaskasi, Südost, etwa im Juli. Von da an wirken die brennende Sonne und der kalte Wind auf das Wasser, die Flüsse treten zurück, die Lachen trocknen aus, der Schlamm wird bloßgelegt. Der Sturm heult Tag und Nacht über das Land und jagt den Leuten Erkältungen, Katarrhe, Rheumatismen, Durchfall und tödtliche Fieber in den Leib.

Die heiße Jahreszeit dauert von Ende des Juni bis etwa in die Mitte des November; dann ist die Luft gelund, rauher Wind selten, die Kranken erholen sich. Manchmal kommt ein Regenschauer, meist bei Neumond, nicht, wie auf Sansibar, beim ersten Viertel. Im August, wo der Wind zuweilen Staubwolken aufwirbelt, ist das Klima angenehm, die Sonne hüllt mit einem Ringgewölk, der Mond mit einem Hof umgeben. —

Wir haben diese Schilderung Burton's über die klimatischen Verhältnisse hier mitgetheilt, um zu zeigen, auf welche Beschwerden und Gefahren Cameron und dessen Begleiter gefaßt sein müssen, falls sie in einer so ungünstigen Jahreszeit ins Innere vordringen. Sie thäten am besten, das bis auf Weiteres zu unterlassen.

Endlich Nachrichten von Dr. Nachtigal.

Seit Dr. Nachtigal zu Kuka in Bornu angekommen war, hatten wir weiter keine Nachrichten über ihn. Er ging darthin, nachdem er im Lande der Tibbu Rescheade so mancherlei Ungemach ausgestanden hatte; die ausführlichen Darstellungen, welche wir von ihm für den „Globus“ erhielten, werden unseren Lesern noch in guter Erinnerung sein. Vor einigen Monaten verbreitete sich ein Gerücht, daß man in Tripolis erfahren habe, er befinde sich wohl; nähere Angaben fehlten. Jüngst erinnerte Georg Schweinfurth (in der „Kölnischen Zeitung“) an den so lange Verschollenen. Länger als zwei Jahre waren verflossen, seit die letzten Nachrichten von ihm eintrafen; das, was er seitdem erlebt und welche Reisigiele zu verfolgen er entschlossen war, blieb in Dunkel gehüllt. Schweinfurth war nicht ohne Besorgniß über das Schicksal des Reisenden.

Nun sind Jacben, Ende Aprils, Briefe Nachtigal's an die Herren G. Rohlfs und A. Petermann eingetroffen; sie waren 14 Monate unterwegs. Der Reisende hatte die ihm anvertrauten Geschenke des Königs von Preußen dem Scheich Omar von Bornu überge ben und bereitete sich im Januar 1871 zu einer Expedition nach den Ländern nördlich und nordöstlich vom Tsadsee vor. Jetzt erfahren wir, daß er dieselbe mit geringen Mitteln und großem Gefahren glücklich und erfolgreich durchgeführt hat. Er gelangte bis Boenu, 18° N., wohin vor ihm noch kein Europäer vorgedrungen war, und entdeckte dort ein bedeutendes Gebirge mit Pässen von fast 8000 Fuß Höhe

In einer unserer nächsten Nummern werden wir Ausführliches über Dr. Nachtigal und seine jüngsten Wanderungen mittheilen.

Der Cotopaxi von Dr. Reiß erstiegen.

Der Cotopaxi ist zum ersten Male am 27. November vorigen Jahres von dem deutschen Geologen Dr. Reiß, welcher seit 1868 mit Dr. Stübel die Vulcane Südamerikas untersucht, erstiegen worden. Es war ein äußerst schwieriges Werk, das zwei Tage in Anspruch nahm, und wobei Dr. Reiß bald mit dem losen Lavaschutte, bald mit der Ueberwindung großer Eis- und Schneefelder zu kämpfen hatte. Reiß fand einen elliptischen, trichterförmigen Krater, dessen größere Achse von Süd nach Nord verläuft. Eine trigonometrische Aufnahme vom Thale aus hatte 19,496 Fuß für die Höhe des Nord- und 19,427 Fuß für die Höhe des Südgipfels ergeben. Oben fand Reiß durch Barometermessung 19,660 Fuß. Der Vulcan ist danach bedeutend höher als bisher angenommen wurde.

Abnahme der Bevölkerung auf den Sandwichinseln.

Nach dem Census von 1872 beläuft sich die Einwohnerzahl der Inseln auf 56,897, von denen 49,044 Eingeborene, 2437 Halbblut, 1938 Chinesen und 889 Amerikaner. Die Zahl der Ansässigen betrug nicht weniger als 438. Diese Aufnahme zeigt abermals eine Abnahme der Eingeborenen. Wir lassen hier die früheren Zählungen folgen, welche dieses klar stellen:

1779	(nach Cook)	400,000
1823	(geschätzt)	142,050
1832	Census	130,315
1836	„	108,579
1850	„	84,165
1853	„	73,138
1860	„	69,800
1866	„	62,959
1872		49,044

Es betrug somit die Abnahme seit 1832, wo wie genaue Zählungen haben, nicht weniger als 81,271 Seelen!

Digitized by Google

Die anglo-indische Gesandtschaft an den Atalik Gasi von Dsturkestan.

Seitdem vor nun einem Jahre der russische General Kaulbars nach Kaschgar ging und den Atalik Gasi zum Abschluß eines Handelsvertrages bewog, ist den Engländern die große Bedeutung dieses innerasiatischen Potentaten völlig klar geworden. Aus dem Buche Shaw's, das an Mittheilungen über die Handelsverhältnisse reich ist, und aus den wiederholten Mahnungen Bambery's haben sie die Ueberzeugung gewinnen können, daß es sich dort auch um wichtige politische Interessen handelt. Hayward und Forsyth waren, gleich Shaw, vor drei Jahren nach Yarkend gegangen, um mit dem Atalik Gasi Verbindungen anzuknüpfen, ihre Bemühungen hatten indeß keine augenblicklichen Erfolge. Seitdem ist aber jener Herrscher durch das Vordringen der Russen bis hart an die Grenze seines Gebietes zu der Ueberzeugung gelangt, daß es vortheilhaft für ihn sein werde, mit dem Vicekönige von Indien in engere Beziehungen zu treten.

Zu Anfang des Jahres 1873 traf in Calcutta ein Gesandter ein, um dort im Namen seines Gebieters die beiderseitige Stellung zu erörtern und mitzutheilen, daß eine englische Gesandtschaft die freundschaftlichste Aufnahme in Kaschgar finden werde. Der Vicekönig Lord Northbrooke ist denn auch sofort auf jenen Wunsch eingegangen, und wie lesen in einem Berichte aus Calcutta vom 21. März, daß diese Gesandtschaft im Juli von Simla aus ihre Wanderung antreten werde. Man war ungemein thätig, um alle Vorkehrungen auf das Sorgfältigste zu treffen; der Gesandte wartete noch in Allahabad, um seinem Gebieter eingehende Kunde senden zu können. Dann wollte er über Suez nach Konstantinopel gehen, um den Padischah, das Oberhaupt der mohammedanischen Welt, im Namen des Atalik Gasi zu begrüßen.

An die Spitze der in mehr als einer Hinsicht wichtigen Mission ist ein erprobter Mann, Forsyth, gestellt worden; das übrige Personal besteht aus den Capitäns Biddulph und Chapman; dieser letztere ist ein ausgezeichneter Linguist; dem Obersten Gordon, welcher der persischen Sprache vollkommen mächtig ist, dem Ingenieurhauptmann Godwin Austen oder eventuell Capitän Trotter. Dazu kommt noch Dr. Cayley, der längere Zeit britischer Commissär zu Leh in Ladakh war, diesen wichtigen Handelsplatz, wo er Kaufleuten aus Kaschgarien als Arzt wirksame Hülfe leisten konnte. Forsyth ist ermächtigt, seinen wissenschaftlichen Stab nach Belieben zu vermehren; vorläufig sind 10,000 Pf. St. für die Expedition angewiesen worden. Shaw, der jetzt als Commissär in Ladakh fungirt, sorgt von Leh aus dafür, daß auf allen schwierigen Punkten Vorrathsstationen angelegt werden.

Von Simla aus geht die Expedition durch Kaschmir nach Leh. Nach Montgomerie's Wegsblättern und Karten sind von dort bis Pamlat, über den Tschangschemmopaß 11 Tagemärsche und 13 weitere bis Schahvula. Die Pässe sind: der Tschangio 18,368 Fuß englisch; Marsemik 18,570; Tschangschen mo 18,000; Kisil 17,800; der Karatagh 18,000. Die 358 Miles will man von Leh aus im Hochsommer in 24 Tagen zurücklegen; die Strecke von Schahvula bis Yarkend, 240 Miles, hofft man in weiteren 16 Tagen zurücklegen zu können. Man nimmt an, daß der Atalik Gasi in der wichtigen Handelsstadt Aksu Hof halten werde, wohin man dann von Kaschgar aus gemächlich reisen kann. Etwa gegen Ende des Jahres werde wohl der Abschluß des „Handelsvertrages" erfolgen.

Der Calcuttaer Berichterstatter der „Times-Mail" bemerkt ganz richtig, daß die ganze Lage an beiden Seiten des Thianschangebirges (— welches jetzt die Grenze zwischen dem Gebiete der Russen und jenem des Atalik Gasi bildet —) auch in archäologischer Hinsicht ein großes Interesse gewähre. So verstehen z. B. centralasiatische Kaufleute, die nach Leh und nach Indien kommen, daß der keinerne Thurm bei Ulsch (— das westlich von Aksu liegt —) noch jetzt einen Haltpunkt für ihre Karawanen bildet. So war es schon in den Tagen des Ktesias, als die Handelsstraße nach China dort vorbeilief. (— Die einzige größere Handelsstraße, welche dort aus dem Thale von Ferghana, d. h. Chokand, nach Kaschgar geht, führt durch den Paß Terelidawan, diese sogenannte kaschgarische Schlucht, und auf ihr wurde schon in den ältesten Zeiten der Handelsverkehr zwischen Westasien und China vermittelt. Von Aksu bis Peking beträgt die Entfernung etwa 550 deutsche Meilen. —) Nach Osten, gegen Urumtsi hin, läuft ihnen zufolge ein großer Fluß, angeblich von Karaschehr nach Tibet hinein gegen Lhassa zu. (?)

Forsyth will im nächsten Jahre von Kaschgar über das Pochland, an Pamir hin durch den Distrikt Sirikul und des jetzt so oft genannte Badachschan nach Kabul und Peschawar zurückreisen.

Wir erlauben uns, darauf hinzuweisen, daß die Verhältnisse der centralasiatischen Länder, namentlich auch in commerceller Hinsicht, eingehend dargestellt worden sind in Karl Andree, Geographie des Welthandels, Band II, S. 235 bis 258.

Das Verenden des Grauen Bären in Californien.

Unter allen Arten des Bärengeschlechtes gilt der sogenannte Grizzly, der graue Bär, im westlichen Nordamerika, insbesondere zwischen der Sierra Nevada und dem Ocean, für den grimmigsten und gefährlichsten. Die Trapper wie die Jäger im Innern wissen von ihm viele romantische Geschichten zu erzählen; er bildet regelmäßig den Gegenstand der Unterhaltung, wenn sie Abends am Lagerfeuer sich satt gegessen haben und dann ihre Pfeife Taback rauchen. Sie bezeichnen ihn als Master Grizzly, aber er fängt an selten zu werden und geht, wie man in Californien meint, schon der Ausrottung entgegen. In der „California Staatszeitung" finden wir die nachstehende Schilderung, die offenbar von einem Kenner herrührt:

Amerika ist holz auf die zahlose Menge seiner jagdbaren Thiere, auf seine Elennthiere, Hirsche und Rehe, auf seine Büffel, Wölfe, Füchse, Panther ꝛc. Californien aber ist stolz auf das Thier, welches außerhalb der Pacifikküste nirgends angetroffen wird, auf seinen Grizzly. Den Indianern des Westens galt von Alters her die Erlegung eines Grizzly für die größte Heldenthat, und die Häuptlinge und großen Krieger trugen stolz einen Kragen von Bärenklauen. Den Eingeborenen Californiens aber flößen Mexicaner jagt das bloße Wort „el urso" stets einen gelinden Schrecken ein, und der amerikanische Jäger bewahrt stets sorgfältig das Fell auf, wenn es ihm gelungen ist, einen Petz zu erlegen, und verkäuft es nur, wenn er gerade sehr geldbedürftig ist.

Der Grizzly wird schon selten in Californien. Er haust nur noch da, wo dichtes undurchdringliches Gebüsch ihn vor jeder Belästigung schützt, wo wilde Schluchten und steile Felsen seine Verfolgung unmöglich machen. In der Coast Range und namentlich in den Santa Isabella Mountains, wo die Berge viele Quadratmeilen weit mit undurchdringlichem Chaparal bedeckt sind, findet er sich noch vereinzelt. Selten freilich ist er sichtbar, da er gewöhnlich nur des Nachts ausgeht und den Tag im Gebüsch im süßen Nichtsthun und Schlummer zubringt, wohl aber sieht man häufig seine gewaltigen Fußabdrücke, deren Form fast der Sohlenspur eines nackten Indianerfußes gleicht. Am seltensten sieht man ihn im Sommer und im Herbste, weil er sich dann von verschiedenen Beerenarten und namentlich von Eicheln nährt, die er in seinen verborgenen Schlupfen und Cañons in Masse findet, im Winter aber wird er ein Fleischfresser, und der Hunger treibt ihn dann in die unmittelbare Nähe der Viehranches. Oft holt er dann des Nachts ein Schaf aus dem Corral, oft zerreißt er eine Kuh, deren Zunge sein liebster Leckerbissen ist, dagegen greift er ein Pferd nur an, wenn ihn der Hunger zur Verzweiflung treibt.

Der Grizzly wird bis zu 9 Fuß lang und oft an 1000 Pfund schwer, der Umfang seiner Sohle ist bei einem alten Thiere ebenso lang und doppelt so breit wie ein Menschenfuß, seine Krallen werden bis zu 3 Zoll lang. Von anderen Bären unterscheidet ihn namentlich das Fehlen des Einschnittes zwischen

Digitized by Google

Nase und Stirn, welche bei ihm eine gerade Fläche bilden. In der Jugend ist sein Pelz braun, mit etwas helleren Spitzen am Ende der Haare, im Alter wird er mehr und mehr grau.

Wer in Californien noch einen Bären schießen will, muß sich beeilen, denn die Zeit ist nicht mehr fern, wo er ausgerottet sein wird und wo nur noch Fabel und Sage von ihm melden werden. Die Viehzüchter vertilgen ihn zum größten Aerger aller Jäger mit Gift; sie hängen Stücke Fleisch, wo möglich Pferdefleisch, Aehlsöpfe u. s. w., mit Strychnin versehen, an Stricken in den Bäumen auf, und Master Grizzly geht nur zu oft auf den Leim. An einigen Stellen der Berge wird dieses Vergiftungssystem im großartigen Maßstabe betrieben; wenn man zum Beispiel von San Felipe nach Santa Isabella hinaustreitet, muß man sich fortwährend die Nase zuhalten, weil fast alle 600 Schritt ein übelriechendes vergiftetes Stück Fleisch am Baume hängt. Der Jäger von Profession sieht diese Vertilgung seines edelsten Wildes mit bitterm Ingrimm und verachtet mit aristokratischem Stolze den viehzüchtenden Bauer, weil dieser es nicht wagt, seinen Feind mit der Kugel zu erlegen.

Eine Bärenjagd ist ein Unternehmen, welches verhältnißmäßig selten zum Resultat führt. Wenn man auch die Gegend genau kennt, wo man jagt, und aus den frischen Spuren mit Sicherheit schließen darf, daß sich Bären dort befinden, so hängt es doch stets vom Zufalle ab, ob man einen zu Gesichte bekommt, denn es ist meist unmöglich, in das Gebüsch einzudringen. Oft sieht man deshalb dort oben in jenen Bergen Jagdpartien wochenlang umherirren, ohne daß sie einen Bären sehen. Nur der, welcher dort lebt, kann hin und wieder bei Tage den Grizzly erblicken. Das einzige Mittel, um den Bären regelrecht zu jagen, besteht darin, daß man seinen Trail aufsucht und ihm mehrere Nächte hinter einander Stücke Fleisch auf den Weg legt, bis man ihn daran gewöhnt hat, regelmäßig nach dem Orte wiederzukommen, und dann aus dem Hinterhalte auf ihn schießt. Aber auch dieser Proceß ist schwierig, da das Dunkel der Nacht auch den besten Schützen unsicher macht, und selbst das leiseste Geräusch, das Knistzen des Hahnes, leises Husten oder dergleichen ihn verscheucht.

Der Grizzly greift den Menschen nur an, wenn er gereizt oder verwundet wird. Nur die Bärin, welche Junge hat, geht direct zum Angriff über. Auch soll es hin und wieder vorkommen, daß einige alte Grizzlies dem Menschen förmlich nachstellen und ihn Nachts im Camp überfallen. So erzählt man sich in der Coast Range Geschichten von einem uralten Bären, der „Clubfoot" genannt wird, weil er einst durch eine Falle oder durch einen andern Unglücksfall seinen Fuß verloren hat. Man findet die Rückstände seiner Schüsse in seinen Stumpfen in der ganzen Coast Range, und überall circuliren abenteuerliche Geschichten von seinen Räuberein und Mordthaten. Mehr als 20 Menschen soll er bereits getödtet haben, und es heißt sogar, daß das County Santa Clara einst eine Prämie von 100 Dollars für seine Erlegung ausgesetzt habe.

Der Grizzly besitzt eine Stärke, die der des afrikanischen Löwen gleichkommt, er läuft so schnell wie ein Pferd, und wehe dem Jäger, der ihn verwundet, ohne ihn zu tödten. Auch der kühnste Jäger greift deshalb den Bären nur ungern an, wenn er allein ist und nur einen Schuß in der Büchse hat. Der Anblick eines Bären, wenn er sich auf den Hinterpranken stellt, kann den muthigsten Mann zum Zittern bringen.

Sonntagsjäger lieben es, im Camp darüber zu renommiren, wie sie einen Bären erlegen wollen. Aber wenn ihnen dann einer in den Weg kommt, denken sie gewöhnlich nicht ans Schießen, sondern sehen sich vor allen Dingen nach einem Baume um. Um so lieber sind sie jedoch dabei, wenn es gilt, einen Bären in der Falle zu fangen. Die Bärenfallen, die man in der Coast Range sieht, sind entweder mit Gewehren, die sich bei der Berührung des Köders entladen, hergestellt, oder sie werden gemacht, indem man schwere Harpunen im Baume anhängt, welche bei der Berührung des Köders niederfallen. Das Fell eines Bären ist 6 bis 10 Dollars werth, das Fleisch wird auf dem Markte San Franciscos mit 15 bis 25 Cents das Pfund bezahlt. Man betrachtet es hier als Delicatesse, obwohl es süßlich schmeckt und mit dem Pferdefleisch Aehnlichkeit hat.

* * *

— Die Bevölkerung Londons hat sich binnen fünf Jahren wieder in geradezu kolossaler Weise vermehrt. Die sogenannte Metropolitan Area, d. h. alle Londoner Stadttheile sammt Zubehör, hatte Einwohner:

1869: 3,360,500. — 1870: 3,881,568.
1871: 3,903,855. — 1872: 3,977,569.

Gegenwärtig ist sie auf reichlich vier Millionen Seelen angewachsen.

— Die Bolksmenge im Departement Algier hat sich, der neuesten Zählung von 1872 zufolge, gestellt auf: 65,567 Franzosen, zu welchen die 10,917 naturalisirten Juden gerechnet werden; — „Fremde" 41,822; Mohammedaner 426,705, zusammen 534,094 Köpfe. Binnen 6 Jahren betrug die Zunahme der Juden 391, der Franzosen 3168, der Fremden 4842. Aus diesen Ziffern folgert ein französisches Blatt „eine erstaunliche Lebenskraft der Colonie", da sich jene Zunahme ergeben habe in der allerschlimmsten Periode, welche die Colonisation jemals erlebt habe. In dieselbe fielen Hungersnoth, Cholera und die „furchtbare Insurrection", welche nun niedergeschlagen worden ist.

— Im Laufe dieses Festjahrs sind viele Deutsche, die bisher im Staate Iowa ansässig waren, nach Oregon übergesiedelt. Dort hat die deutsche Gesellschaft in der Stadt Portland ein deutsches Spital gegründet. Von immer größerm Belang für Oregon wird die Lachsfischerei. Der sogenannte „Columbialachs" spielt im Handel schon eine gewisse Rolle. Im Jahre 1872 ist davon aus Oregon für 549,000 Dollars ausgeführt worden und man nimmt an, daß 1873 von präservirtem Lachs für mindestens eine Million zum Export gelangen werde. — In Portland erscheint auch eine „Deutsche Zeitung".

— Die schnellsegelnden hölzernen Clipperschiffe behaupten noch immer ihren alten Ruf und machen oben so rasche Fahrten wie die eisernen. Am 22. Januar 1873 lief in San Francisco der hölzerne Clipper „Young America" ein; er hatte die Fahrt von Liverpool in der beispiellos kurzen Zeit von 99 Tagen zurückgelegt.

— Die Eisenbahn von Vera Cruz nach der Hauptstadt Mexico ist endlich auf ihrer ganzen Strecke am 23. Januar eröffnet worden, und am nächsten Tage ging ein großer Silbertransport zur Verschiffung nach jenem Seehafen auf der Bahn. Bisher mußte derselbe allemal unter einer sogenannten Escorte bestehen werden, d. h. die Regierung gab jedem Transport ein paar hundert Soldaten als bewaffnetes Geleit, um den auf der Lauer liegenden Räubern die Lust zum Ueberfalle zu verleiden.

— In der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul leben gegenwärtig mehr als 70,000 Deutsche und Schweizer, durchschnittlich in durchaus günstigen Umständen und in Wohlstand.

Inhalt: Wanderungen in Indien. I. (Mit drei Abbildungen.) — F. Jagor's Reisen auf den Philippinen. V. (Schluß.) — Fedtschenko's Reisen im südlichen Kolon. Zur Geographie Centralasiens. I. — Die Franzosen in Cochinchina. — Ein Ausflug nach dem Pugetsund im Jahre 1872. Von Theodor Kirchhoff. III. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Von der afrikanischen Küste. — Nachrichten von Dr. Nachtigal. — Der Cotopaxi von Dr. Reiß erstiegen. — Atmosphäre und Bevölkerung auf den Sandwichsinseln. — Die anglo-indische Gesandtschaft an den Amir Gast von Ostturkestan. — Das Verenden des Grauen Bären in Californien. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Wanderungen in Indien.

II.

Gwalior und dessen wechselvolle Geschichte. — Die Festung auf dem Felsenplateau. — Die neue Stadt und das Lustschloß oder Stehende Felslager. — Der Palast des Königs Pal und seine Façaden. — Der Vishnutempel. — Die Urwaldschlacht mit ihren Grotten und den Kolossalstatuen der Tirthankars. — Die Religion der Tschainas und ihre Stellung zum Buddhismus. — Die Gymnosophisten. — Secten der Digambaras und Swetambaras. — Der Baum der Wissenschaft und die symbolischen Kreuze.

Gwalior ist in der Geschichte Indiens hochberühmt. Man muß die alte Stadt dieses Namens nicht mit der neuen Stadt verwechseln und auch nicht mit dem maharattischen Lager der Scindiahs, dieser maharattischen Dynastenfamilie, welcher ein etwa 240 Quadratmeilen umfassendes Gebiet auf dem Tafellande von Malwa, im Stufenlande des Vandelkand und im Tieflande der Dschamna gehört. Jene alte Stadt, die Festung, liegt auf einer etwa 325 Fuß hohen, isolirten Felsenmasse, die eine Länge von reichlich einer Wegstunde hat. Auf dieser Basaltmasse laufen ringsum Fortifications, die einen imponirenden Anblick gewähren.

Den Ueberlieferungen der Hindus zufolge ist Gwalior mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung erbaut worden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lage dieses Punktes die Aufmerksamkeit der arischen Ansiedler im Tschambalthal erregte. Zuerst haben sich dort oben wohl Anachoreten niedergelassen, Einsiedler, welche aus den indischen Philosophenschulen im siebenten und sechsten Jahrhundert in so großer Menge hervorgingen. Man sieht noch heute die unzähligen, von Menschenhand in den Fels gebrochenen Höhlen, in denen sie wohnten. Wir wissen, daß König Surya Sena um 276 n. Chr. einen Theil der Hochebene mit Mauern umfriedigte und der Tschandela Suradsch Pal um 773 dergleichen um den ganzen Felsrand herum bauete. Auf die Geschichte der vielen Belagerungen gehen wir nicht ein und wollen nur bemerken, daß die Festung während der großen Meuterei von den Rebellen unter dem vielgenannten Nena Sahib eingenommen wurde; sie befreiten den Maharadscha, weil derselbe nicht mit ihnen gegen die Engländer gemeinschaftliche Sache machen wollte. Sie wurden dann von Sir Hugh Rose vertrieben und die Engländer behielten die wichtige Stellung unter dem Vorwande, daß sie den jungen Herrscher gegen seine eigenen Unterthanen beschützen müßten!

Die Stadt innerhalb der Festungswerke ist in Folge so mancher Heimsuchungen in Verfall; doch enthält sie einige der herrlichsten Monumente, welche Indien überhaupt aufzuweisen hat, und die, wunderbar genug, ganz vortrefflich erhalten blieben. Aber Rousselet, dem wir eine klare und eingehende Beschreibung derselben verdanken, führt bittere Klagen über den geradezu barbarischen Vandalismus der Engländer, welche in abscheulicher Weise die Tempel verwüsten und die schönsten Werke der Sculptur schänden, indem sie die Steine zum Bau von Casernen verwenden. „Ich selber kam schon zu spät; viele Monumente waren bereits verschwunden, und der Reisende, welcher einige Jahre nach mir kommt, findet wohl vieles von dem, was ich sah und beschrieb, nicht mehr vor."

Digitized by Google

Seitenfaçade des Pal-Palastes in Gwalior.

Digitized by Google

Das heutige Gwalior, die neue Stadt, liegt nördlich und östlich von der Festung am Flusse Subanrika; es ist eine große und schöne Stadt, obwohl der Scindiah seinen Hof eine halbe Stunde weit entfernt nach dem sogenannten Laschkar, d. h. stehenden Feldlager, verlegt hat. Die Zahl der Einwohner beträgt immer noch etwa 40,000; die Häuser sind zumeist sehr hübsch gebaut, die Straßen eng und krumm, die Bazare belebt. Die Industrie liefert golddurchwirkte Seidenstoffe zu Turbanen, Sarris, d. h. Frauenschärpen, und lackirte Waaren.

Wer zur Festung hinaufgeht, erstaunt über die Menge von Bogenreliefs, Höhlen und Cisternen, die er am Wege findet, über die vielen in den Fels gehauenen Grotten, Altäre und Statuen. Gegenüber dem vierten Eingangsthore steht ein kleiner Monolithtempel, der aus einem mächtigen Felsblock herausgehauen ist. Oben erhebt sich, hart über dem steilen Abhange, die majestätische Façade des vom Könige Pal erbauten Palastes. Sie hat sechs Thürme und ist nur von wenigen großen Oeffnungen durchbrochen, die mit Söllern und Pfeilern eingefaßt sind, und ist reichlich verziert mit Sculpturen verschiedener Art, Dschainaskoggen und allerlei Arabesken. Das an und für sich so massive Werk macht dabei den Eindruck einer merkwürdigen Leichtigkeit und Zierlichkeit. Die eingelegten Mosaiken sind aus emaillirten Backsteinen hergestellt, das Ganze ist wahrhaft großartig und wirkt doch harmonisch; es ist zugleich Backsteinmauer solidester Art und schmucker Palast, dessen Seitenfaçade auf der Südseite steht. Unsere Abbildung derselben zeigt eine bunte Menge von Mosaiken, Candelabern, Brahminenenten, Elephanten, Pfauen ꝛc., blau, fastanienbraun, grün, goldgelb ꝛc. emaillirt. Diese ganze Seite hat keine einzige Fensteröffnung und macht trotzdem den Eindruck unvergleichlicher Eleganz. Die Backsteine, welche die Einlagen bilden, haben eine ungemeine Lebhaftigkeit in der Farbengebung und eine überraschende Feinheit in den Nüancen, welche in einem Zeitraume von tausend Jahren an Frische nichts eingebüßt haben.

Man weiß heute nicht genau, wie die Hindus der frühern Zeit den Backsteinen jenen lebhaften und dauerbaren Schmelz gegeben haben; er gleicht einem Metallüberzuge, aber die Farbe bildet nicht etwa eine erkennbare Lage, sondern sie ist dem Kern des Steines selber eingebrungen und dabei doch so durchsichtig, daß man den letztern erkennt.

Der Palast des Königs von Gwalior nimmt auf der Ostseite des Felsplateaus eine große Fläche ein. Die ältesten Theile desselben stammen aus dem sechsten Jahrhundert; dann hat jede auf einander folgende Dynastie Gebäude hinzugefügt, auch die Mogule vergrößerten die Gebäudecomplexe. Die Engländer aber wirthschaften auch hier vandalisch; sie hatten schon 1867 angefangen, Alles einzureißen.

Das Innere des oben erwähnten Palastes, welchen König Pal gebaut (man weiß nicht genau, ob im siebenten oder achten Jahrhundert), ist sehr einfach. Von der alten Stadt sind nur noch Ruinen vorhanden. Auf einem Vorsprunge an der Ostseite steht ein Adinathtempel aus dem sechsten Jahrhundert; er hat die Gestalt eines Kreuzes und wird von einer Kuppel überragt. Neben diesem großen Tempel standen manche andere religiöse Monumente, die nun allesammt von den Engländern zerstört worden sind.

Eins der merkwürdigsten Gebäude auf dem Festungsplateau ist der Biharatempel, welcher genau in der Mitte desselben sich bis über 120 Fuß erhebt; man erblickt ihn in der Ebene schon aus weiter Ferne. Der untere Theil bildet, die zu einer Höhe von etwa 40 Fuß, ein Parallelepipedon; dasselbe trägt eine Pyramide, welche durch Friese mit Sculpturen und Nischen in fünf Geschosse getheilt wird; das steinerne Dach oben ist in Bogenform abgerundet. An der Vorderseite tritt ein großer Porticus hervor, durch den man in einen großen Saal gelangt, in welchem einst eine kolossale Buddhastatue gestanden hat; über demselben befinden sich in jedem Geschosse mancherlei Gemächer. Die viereckigen Eingänge haben Thürgiebel mit Sculpturen; die Verzierungen an den Außenseiten der Pyramide ergeben sich aus unserer Abbildung. Die Pfeiler der großen Eingangsportale sind mit ausgezeichnet gearbeiteten Basreliefs geziert; dieselben stellen Frauen dar, welche Fahnen tragen. Rousselet hält den Tempel für buddhistisch; vielleicht stamme er auch aus der Uebergangszeit, welche dem Wiederaufleben des Dschainismus vorherging. Er ist ohne alle Götzenbilder, seine Sculpturen sind lediglich ornamental, nicht symbolisch; viele derselben gleichen genau den Verzierungen in anderen Tempeln, die unbestritten buddhistisch sind, z. B. den von Hinen Thsang beschriebenen Biharas. Aber die Dschainas haben in einer Zeit, die wir nicht näher bestimmen können, sich dieses Tempels benächtigt und ihrem Cultus angepaßt.

Neben diesem Monumente liegen in langen Reihen die Casernen der Engländer; sie sind geräumig, wohl gelüftet, werden sehr reinlich gehalten und überhaupt wohl eingerichtet. Unweit von ihnen findet man große Teiche, in welchen das Regenwasser angesammelt wird; Quellen sind auf dem Felsenplateau nicht. Dieses letztere ist an seiner Westseite durch irgend eine Convulsion des Bodens aus einander gerissen worden; dadurch entstand eine tiefe, enge Schlucht, deren Wände ganz steil sind. Die Hindu bezeichnen diesen Einriß als Urwhai. In dieses düstere Thal fallen die Sonnenstrahlen nur eine kurze Zeit, dasselbe bietet in jenen heißen Klima stets erfrischende Kühle, und die alten Gymnosophisten fanden dort einen Aufenthalt, der ihnen zusagte. Dort feierten sie ihre Mysterien, und die kolossalen Bilder ihrer Tirthankars sind den Felsenwänden entlang angebracht. Der Eindruck, welchen man beim Eintreten in diese Thalschlucht empfängt, ist großartig und gewaltig; man fühlt sich von einem Schauer der Ehrfurcht durchdrungen, wenn man in diesen Naturtempel eindringt. Die Luft ist kühl und feucht; hinter den wirr durch einander wachsenden Pflanzen starren aus die kolossalen Idole entgegen, mit ihren gerbteten Augen und den Köpfen, welche an jene der Sphinx gemahnen. Wir können uns sehr wohl denken, welchen Eindruck der Neuling empfing, wenn die Priester ihn zum ersten Mal in dieses Heiligthum führten, und wenn er die mächtigen Steilwände sah, die Götzenbilder und die Grotten, aus welchen ein geheimnißvoller Schein hervorleuchtete.

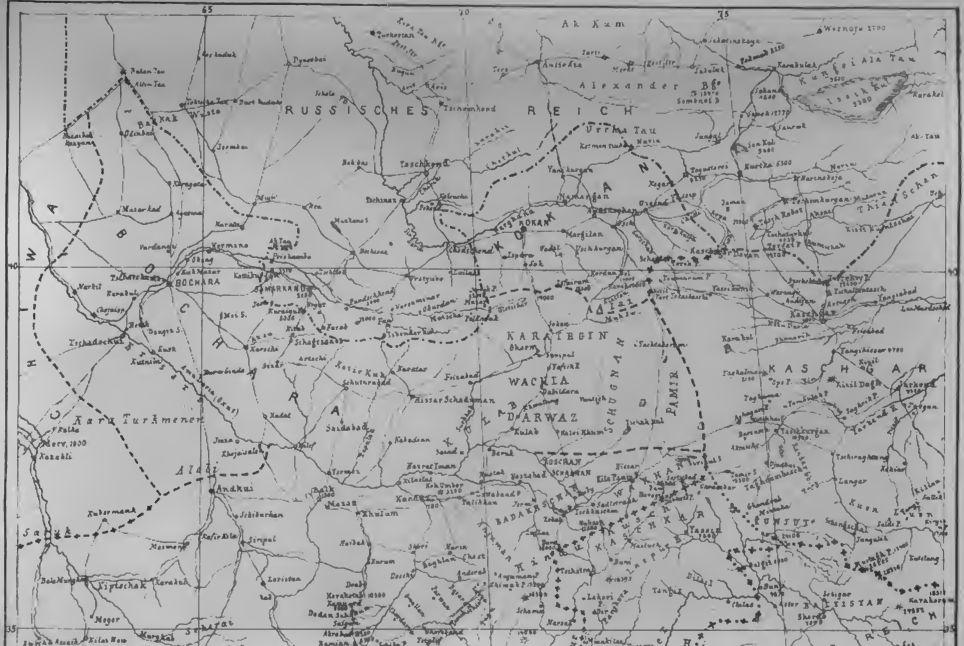
Aber auch die Thalschlucht von Urwhai hat ihre Zeit gehabt! Im Anfange des Jahres 1867 fand Rousselet dort Alles noch unangetastet; als er im December dasselbe wieder besuchte, hatten die Engländer schon viele Bäume umgehauen, und die Statuen zerstogen unter den eisernen Hacken der Arbeiter in Trümmer, um als Steine für eine Straße zu dienen, welche die abendländischen Barbaren durch das Heiligthum führten! Unsere Illustration zeigt, wie das Urwhai sich vor der Zerstörung aufnahm.

Die Felsen bilden auf jeder Seite der Schlucht eine senkrechte, gegen 100 Fuß hohe Wand, welche sich auf einer stark abgeschrägten Böschung erhebt. Die Wand an der linken Seite ist auf einer Strecke von etwa 500 Schritt mit vielen Statuen bedeckt, die aus dem Felsen herausgearbeitet worden sind. Dieselben stellen die Tirthankars der Dschainas vor und sind von verschiedener Größe, von 1 Fuß bis zu mehr als 60 Fuß. Diese Tirthankars stehen aufrecht und dann hängen die Arme steif herab, oder sie sitzen mit gekreuzten Beinen so, wie man Buddha darstellt. Der Leib

Digitized by Google

Kolosse von Urwhai, Adinathgruppe, Gwalior.

Digitized by Google


RUSSISCHES REICH
BOKHARA
CHIWA
AFGHANISTAN
Alexander Bg
Ak Kum
Karakul
Aral Tak
Ak-Tak
Urtha Tak
Kara Tau
Tschatkal Tau
Kuramin Tau
Turkestan
Tschimkent
Taschkend
Chodschent
Khokan
Margilan
Andidjan
Namangan
Aulie Ata
Pischpek
Issyk Kul
Karakol
Tokmak
Kuldscha
Kuldscha Pass
Tekes
Kasch Tau
Tschaldowar
Tschatkal
Tschimgan
Tschirtschik
Tschirtschik Thal
Tschimgan Thal
Tschatkal Thal
Tschimgan Pass
Tschatkal Pass
Kuramin
Kuramin Thal
Kuramin Pass
Kuramin Kette
Kuramin Kette
Kuramin Kette

Digitized by Google

iſt nackt, die Formen ſind ſteif und ohne richtiges Verhältniß; das Geſicht erinnert, wie ſchon bemerkt, an jenes der Sphinx; die Augen ſind ſehr groß, die Lippen dick, die Ohrlappen fallen bis auf die Schultern hinab. Auf dem Kopfe ſitzt eine runde, mit runden Kugeln verzierte Mitra; jede Statue befindet ſich auf einem Altar, welcher das Sandjun trägt, dieſes kennzeichnende Merkmal des Tirthankar; über ihr befindet ſich ein ſteinerner Baldachin.

Eine Hauptgruppe iſt jene des Tirthankar Adinath, dieſes fabelhaften Stifters der Dſchainareligion. Wir geben von dieſen Idolen eine Illuſtration. Etwas von der Hauptgruppe entfernt ſteht in einer Niſche das nicht weniger als 60 Fuß hohe Standbild des Parosnath. In den kleinen viereckigen Felsgemächern haben ſich wohl zeitweilig die Prieſter aufgehalten. Inſchriften, aus denen ſich auf die Zeit Schlüſſe machen ließen, in welche dieſe Statuen fallen, ſind nicht aufgefunden worden; indeß hat Prinſep den Namen des Königs Tarapani oder Taranama entdeckt, der im dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung regierte.

Wir laſſen einige Bemerkungen über die in hohem Grade intereſſante Religion der Dſchainas folgen. Ihre Bekenner haben uns eine geradezu wunderbare Sammlung großartiger, prachtvoller Monumente hinterlaſſen von den Baſiliken des Berges Abu bis zum Kirat Chamb in Tſchittore.

Die Dſchainas haben viele religiöſe Bücher, welche künftig, ſobald ſie überſetzt worden ſind, manches Licht über die alte Geſchichte Indiens verbreiten werden. Ihnen zufolge reicht ihre Religion manches Jahrhundert über unſere Zeit-

Dſchainatempel in Gwalior.

rechnung hinaus, und ſo viel wenigſtens ſcheint ausgemacht, daß ſie ſchon vor dem Auftreten Schakyamuni's, alſo des Buddhismus, vorhanden war; auch nehmen einige an, daß die Lehren des letztern nur eine Umwandelung der Dſchainadoctrinen geweſen ſeien. Die Buddhiſten ſelbſt geben zu, daß Mahavira, der letzte der Dſchaina-Tirthankars, Lehrmeiſter Schakya's geweſen ſei. Von den Dſchainas werden die Buddhiſten als Ketzer betrachtet, die allzeit von ihnen bitter verfolgt worden ſind. Nach einem heiligen Buche der Birmanen, dem Malla Linkara, wäre Magdalayana, der vornehmſte von Schakya's Jüngern und Apoſteln, vergiftet worden „von den Rahans, dieſen ketzeriſchen Mönchen, welche in einem Zuſtande völliger Nacktheit leben.“ In dieſen letzteren erkennt man Dſchainas.

Die älteſten Bücher der Buddhiſten erwähnen häufig dieſer nackten Philoſophen, über welche ſie ſich auf das Bitterſte äußern. Bei den Dſchainas war es Grundſatz, daß ihre Götterbilder wie ihre Philoſophen nackt ſein mußten. Man erkennt auch die Dſchainas in der Beſchreibung, welche das Mahawanſo über die Secte der Suaſtikas giebt. Dieſer Name kommt von Suaſti, dem myſtiſchen Kreuze, das noch heute Symbol einer Dſchainaſecte iſt, der Digambaras. Dem buddhiſtiſchen Buche zufolge führten dieſe Suaſtikas die Bezeichnung Tirthankars, d. h. die Reinen, bekannten ſich zum Atheismus und lebten höchſt ausſchweifend. Die Dſchainas erkennen das Daſein Gottes nicht an; ihnen gilt die Natur für ungeſchaffen und ewig; Alles, was exiſtirt, hat exiſtirt und keine anderen Veränderungen erlitten als ſolche, welche aus dem Weſen der Dinge ſich ergeben. Die Seele iſt ewig und verfolgt ihre Transmigrationen, bis

Digitized by Google

Vihara-Tempel in der Feſtung Gwalior.

Digitized by Google

sie das Mokſcha erreicht, dieſe ewige Glückſeligkeit. In derſelben bewahrt ſie ihre Unabhängigkeit und ihr Daſein, ohne, wie bei den Buddhiſten, in einem höchſten Mittelpunkte ſich zu verlieren.

Schahyamuni war nicht, wie vielfach behauptet wird, Stifter einer Religion, ſondern Reformator, und das geben ſeine Anhänger auch zu. Die Uebereinſtimmung ſo vieler Punkte im Buddhismus und Dſchainismus fiel auf; man ließ aber den Dſchainismus erſt emporkommen, als der Buddhismus in Indien in Verfall gerathen war, alſo etwa im achten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung. In dieſes aber fällt eine Wiedergeburt, ein kräftiges Wiederaufleben des Dſchainismus.

Rouſſelet meint, daß überhaupt der Buddhismus in Hindoſtan zu keiner Zeit die vorwaltende Religion geweſen ſei. Unter König Aſoka, etwa dritthalb hundert Jahre vor Chriſtus, hatte er allerdings glänzende Tage, aber es gelang ihm nicht, manche Claſſen des Volkes zu ſich hinüber zu ziehen und andere konnte er auf die Dauer nicht feſthalten. Wir wiſſen, daß die Begleiter des macedoniſchen Alexander die Gymneten kennen lernten, welche nackt gingen. Dieſe Gymnoſophiſten waren ohne allen Zweifel Dſchainas, denn die Buddhiſten verabſcheuen die Nacktheit. Viel ſpäter, im zweiten und dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, ſprechen Clemens von Alexandria, Porphyrius, Palladius und Andere von den indiſchen Gymnoſophiſten. Als der Chineſe Fa Hien 399 bis 415 in Indien ſich befand, war dort im Norden der Buddhismus ſchon nicht mehr Volksreligion, und als ſein Landsmann Hiuen Thſang 632 bis 640 dort reiſte, waren die Anhänger Buddha's bereits ſehr ſtark in der Minderzahl denen gegenüber, welche er als Nirgranthas, d. h. nacktgehende Ketzer, bezeichnet; er meinte damit die ſchon erwähnten Digambaras, eine Dſchainaſecte. — Von da ab läßt ſich ein ſtetes Fortſchreiten des Dſchainismus verfolgen. Im achten Jahrhundert ſchloß der demſelben angehörende Philoſoph Sena Atſcharya mit den Waiſchnawas einen Bund, welcher den gänzlichen Verfall des Buddhismus in Indien herbeiführte. Die zum Dſchainismus bekehrten Radſchputen waren ſeit vielen Dynaſtien über den Haufen und beherrſchten Hindoſtan. Damals hatten die Gymnoſophiſten ihre glänzende Zeit; ihre Lehre war verbreitet vom Himalaya bis zum Cap Komorin, und weit und breit im Lande erſtunden ſo viele großartige Bauwerke, welche uns heute noch Bewunderung abzwingen.

Im zwölften Jahrhundert ſprangen die Radſchputen ab und dadurch verloren die Dſchainas an Macht und Einfluß. Es war den Brahminen gelungen, jene kriegeriſche Claſſe für ihren Pantheismus zu gewinnen, indem ſie ihnen Titel und Vorrechte der alten Kſchatryas zuerkannten. Aber auch von ihnen wandten die Radſchputen ſich wieder ab; dieſer ſagte die Berehrung des wilden, grimmigen Iswara beſſer zu. Aber den Dſchainas gehören noch heute viele reiche Kaufleute an, auch in Bombay und Calcutta.

Sie theilen ſich in zwei Secten: die Digambaras und die Swetambaras. Dieſe letzteren ſind ehemalige Buddhiſten, welche zum urſprünglichen Cultus der Tirthankarverehrung zurückgekehrt ſind. Zu den 24 Tirthankars, d. h. zu Göttern gewordenen Philoſophen des Urdſchainismus, haben ſie alle Gottheiten des Wiſchnucultus hinzugenommen und anerkannt; aber dieſe nehmen doch, jenen erſteren gegenüber, einen untergeordneten Rang ein und ihre Idole werden nur außerhalb der Tempel, nicht im Innern aufgeſtellt.

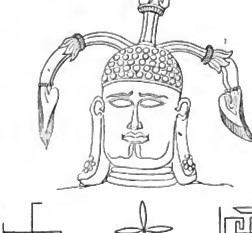
Die Idole der Tirthankars unterſcheiden ſich von denen der Buddhas dadurch, einmal daß ſie nackt ſind, ſodann durch die Sanchum oder unterſcheidenden Symbole und den Sri batſch, eine rautenartige Verzierung auf der Mitte der Bruſt.

Das Kaſtenſyſtem der Waiſchnawas, Wiſchnuverehrer, iſt von den Dſchainas angenommen worden und beide Theile ſchließen Heirathen unter einander. Die Prieſterſchaft recrutirt ſich aus den Brahminen, aber die Mönche und Nonnen, Bhikſchus, können aus jeder Kaſte hervorgehen. Die Suryaſid oder Oberprieſter finden wir zu Baraanath in Bengalen, zu Abu in Radſchputana und zu Sravana-Belſhgolla im Dekan.

Die Gläubigen im Allgemeinen werden als Arahat bezeichnet; als Dſchaina, Gereinigte, nur die Prieſter und Mönche. Dieſe Dſchaina bezeichnen die Stirn mit Sandelholz, ſie tragen auch Leinwand vor dem Munde und haben einen Beſen, um damit ſanft die Inſecten zu entfernen, welche ſie auf ihrem Wege etwa finden. Denn ſie vermeiden es ängſtlich, ein Thier zu tödten, und genießen unter keiner Bedingung etwas, das einem lebendigen Weſen angehört hat. Auch unterhalten ſie Pindrapols, Thierſpitäler.

Unbedingt ſind die Dſchainas die größten Architekten, welche Indien aufzuweiſen hat; Rouſſelet meint: die einzigen, denn die anderen Religionsſecten hätten nur copirt. Die Hindu ſelbſt haben ihnen die Bezeichnung Webaiawan gegeben, Zauberbaumeiſter, und die indomohammedaniſche Architektur iſt ganz und gar aus jener der Dſchainas hervorgegangen.

Von der Ebene her iſt die Urwaharſchlucht verſperrt durch eine Linie gemauerter Wälle, welche Kaiſer Altamſch im Jahre 1235 hat aufführen laſſen; neben denſelben befinden ſich tiefe Brunnen mit vortrefflichem Waſſer; es führen Wendeltreppen hinunter. An der Südoſtſeite des Felſenplateaus, außerhalb der Feſtung, findet man abermals eine Gruppe von Dſchainasſculpturen; eine derſelben zeigt neun 30 Fuß hohe Koloſſalſtatuen von Tirthankars, welchen Mohammedaner die Köpfe abgeſchlagen haben! Weiterhin ſteht ein 35 Fuß hoher Bild des Adinath, dann folgt wieder eine lange Niſche mit neun Koloſſalſtatuen, abermals mit reichen Sculpturen; dann kommen zwölf große Gemächer, alle mit Koloſſalbildern, von denen die meiſten 20 bis 30 Fuß hoch ſind. Bei einigen iſt der Kopf mit einer aus Schlangen



Dſchainas-Embleme.

Baum der Wiſſenſchaft (Kalpa Briſch). Kreuze

Suaſtika. Sriwatſa. Nandawarta.

Digitized by Google

bestehenden Aureole umgeben; andere haben auf der Mitra den Kalpa Vrittchi, d. h. Baum der Wissenschaft, der drei Zweige bildet; er hat Aehnlichkeit mit dem mystischen Symbole der Buddhisten. Unter den übrigen Stambildern der Tirthankaro sind am bemerkenswerthesten die Kreuze Swastika, Srivatsa und Nandawarta; sie dienen, um die gottgewordenen Philosophen Suparsvanath, Sitalanath und Arnath zu unterscheiden.

Die Excavationen südöstlich von Gwalior sind nicht minder bemerkenswerth als jene von Urwhai, aber selbst den Eingeborenen unserer Tage wenig bekannt. Rousselet bemerkt, daß sie, weil gegen Regen und Sturm geschützt, sich wunderbar gut und frisch erhalten haben; Steine sowohl als Malereien sind unversehrt und jede Statue befindet sich im Hintergrunde eines Steingemaches, wo sie nachtheiligen Einflüssen der Witterung nicht ausgesetzt war.

Gwalior also bietet eine Reihenfolge der merkwürdigsten Denkmäler Indiens dar; an denselben kann man alle Wandelungen des Dschaina- und des Hindustils von zweiten Jahrhundert vor Christus bis zum dreizehnten und vierzehnten unserer Zeitrechnung verfolgen. Es bleibt nur in hohem Grade zu bedauern, daß die Engländer diese großartigen Monumente nicht im Mindesten geschont, sondern, es soll das wiederholt werden, wie Vandalen gehaust haben.

Der Wahabismus in Arabien seit 1819 und die Staatenbildungen auf der arabischen Halbinsel im 19. Jahrhundert.

Von **Dr. A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.*).

I.

Die Gründung des Staates der Wahabis und dessen Charakter. — Invasion der Aegypter. — Die Herrscher und die Ereignisse seit 1849. — Die Provinzen des Reiches.

Der Name der Wahabi ist den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt. Hat doch die von dem centralen Hochlande der arabischen Halbinsel, dem Nedsched, vor nun über 100 Jahren ausgegangene religiöse und politische Bewegung die Aufmerksamkeit auch solcher auf sich gezogen, die aus den morgenländischen Culturzuständen nicht eben ein Specialstudium machen. So darf man wohl als im Allgemeinen bekannt voraussetzen, daß Mohammed ebn Abdul Wahab in der mit nachhaltiger Energie gehegten Absicht, den auch in Arabien schlaff gewordenen Mohammedanismus wieder in ursprünglicher Reinheit herzustellen, eine ernste Reform des Glaubens und Lebens predigte. In dem trübtigen Häuptlinge der Mesalith, Saud, fand der fanatische Mann den ihm nothwendigen starken Arm. Religiöse Reform, eigentlich Reaction, und politische Eroberungslust verbanden sich, und unter Saud's Nachfolgern, Abdul Asis und dessen großem Sohne Saud dem Zweiten, war die etwa zum Ende des ersten Jahrzehnts unsers Jahrthunderts ein gewaltiger Araberstaat fertig geworden, der im Nordost bis an den Euphrat, im Nordwest bis dicht vor Damask reichte, die heiligen Städte Mekka und Medina wie die Pilgerstraßen dorthin beherrschte, die Küste am Rothen Meere occupirt hatte und auch auf die vom Centrum entlegeneren Theile der Halbinsel, Jemen, die Südküste und Oman, einen ganz nachdrücklichen Einfluß ausübte. Ordnung der staatlichen Functionen, Sicherheit des Verkehrs, ein seit Jahrhunderten unbekannter Zustand, war den beiden großen Fürsten zu verdanken gewesen, die auf die Meinung, daß das Volk der Araber zu nichts Besserm als einem räuberischen Nomadenleben vielfacher Stämme befähigt sei, hatte sich als Irrthum erwiesen.

Da kam die ägyptische Invasion, und von Abdallah, dem Sohne und Nachfolger des großen Saud, zwar tapfer vertheidigt aber nicht gerettet, sank am 9. September 1818 die Hauptstadt Deraije vor den Kanonen Ibrahim Paschas in Trümmern und der nedschdaische Fürst starb auf dem Schaffot zu Stambul.

Diese erste Periode des Wahabismus aber besser des nedschdaischen Staates will ich hier nicht behandeln, vielmehr erbitte ich mir die Erlaubniß, die zweite Periode, und gewiß ist hierfür das Jahr 1818 eine Marksheide, also den Staat der Wahabi in Nedsched seit 1819 und die neben ihm in Betracht kommenden arabischen Staatenbildungen nach Wallin, Palgrave, Guarmani, Pelly und den durch die (Augsburger) „Allgemeine Zeitung" bei uns bekannt gewordenen Daten darstellen zu dürfen. Der junge Gelehrte Wallin aus Helsingfors ist 1845 und 1847/1848 zwischen dem Rothen Meere, Schammargebiet und Euphrat gereist; der Engländer Palgrave 1862 und 1863 von Palästina quer durch Schammar und Nedsched nach Katif am Persischen Golf und dann noch bis Oman; der französische Beamte Guarmani 1864 ähnlich wie Wallin, der englische Oberst Pelly 1865 von Koweit am Golf nach der Hauptstadt des Nedsched, Riad, und wieder nach dem Golf. Die specielleren Quellenangabe gehört nicht in diese Zeitschrift. Aber das will ich doch hier bemerken, daß der Name Wahabi von den Anhängern selber freilich nicht angenommen worden ist, daß aber die Existenz jener Reformbewegung denn doch durch Niebuhr die englischen und französischen Beobachter im Anfange des Jahrthunderts, durch Seetzen, Wellsted, den gewissenhaften Wallin, durch Pelly und Andere, ich nehme Palgrave hier absichtlich aus, so genügend constatirt ist, daß Herr Halevy, der übrigens sehr verdienstvolle Reisende 1870 und 1871 in Ostiemen, voreilig urtheilt, wenn er sagt (Comptes rendus de l'Académie des Inscrip-

*) Ich möchte mir erlauben, darauf hinzuweisen, daß in diesem Aufsatze, so viel ich weiß zum ersten Male, die vielfach einander widersprechenden und verwirrten Nachrichten, welche wir über die geschichtliche Entwickelung in Arabien seit 1819 haben, kritisch gesichtet und in klarer Anschaulichkeit dargestellt worden sind. Insbesondere werden manche ungenaue Ansichten Palgrave's berichtigt. A.

tions T. VII): J'ai eu l'occasion d'exposer à Mr. Guarmani, voyageur dans le Nedjd, mes doutes à propos de la réformation musulmane, si magnifiquement décrite par Mr. Palgrave. Mr. Guarmani n'a pas hésité à me dire que ses propres expériences sont en parfait accord avec les miennes au sujet de cette prétendue secte. Je persiste donc à croire jusqu'à preuve du contraire à la non-existence du Wahabisme.

Nun zur Sache. Die Leser mögen aber nicht vergessen, daß man in Bezug auf ein Land ohne Culturzusammenhang mit der europäischen Menschheit, ohne Zeitungen, ohne Schriftsteller mehr Lücken in der Erzählung hinnehmen muß, als bei den Völkern und Staaten unserer Bildungssphäre.

Der Erste, welcher es unternahm, wieder auf das keineswegs vernichtete nedschäische oder Wahabireich die Blicke Europas zu lenken, war nächst den weniger nahegekommenen Wellsted und Wallin besonders Palgrave. Seine kurze Uebersicht der bisherigen Wahabigeschichte vom ersten Saud an bis zu Abdallah leidet, da seine Quelle „die nedschdäische Version der Geschichte“ ist, an ungeheuerlicher Oberflächlichkeit und Verwirrung: Abdul Asis, der zweite Sultan, regiert bei ihm nur 5 bis 6 statt 38 Jahre; sein Nachfolger, der größte der Fürsten des Nedsched, Saud, ist Palgrave völlig unbekannt, er läßt folglich Abdallah folgen. Den Feldzug Ibrahim's vom Jahre 1818 berichtet er ohne alle ernsthafte Verläßlichkeit, da er ohne Zweifel von den frühern Berichterstattungen sich niemals Kunde verschafft hat. Es ist reiner Roman. Bei ihm dauert die Belagerung von Deraije, welche fünf Monate tostete, nur 22 Tage, in einer Nacht fallen 6000 Bomben in die Stadt ꝛc. Daß Ibrahim's Name in Mittelarabien fortdauernd in besonderer Achtung geblieben sei, ist eben so unwahrscheinlich. Eher sieht es dem immerhin bedeutenden Manne ähnlich, daß er die nedschäischen Vornehmen besonders deshalb gefangen nach Kairo abgeführt habe, um ihren religiösen Fanatismus zu mildern. Nur wirk seine Absicht dabei kaum eine andere gewesen sein, als die Befestigung der ägyptischen Herrschaft in Centralarabien. Der von Ibrahim zurückgelassene Landesgouverneur hieß nach Palgrave Ismael Pascha, dessen Nachfolger Chalil Pascha sich durch Grausamkeit und Habsucht so verhaßt machte, daß der einzige aus Deraije gerettete Sohn Abdallah's, Turki, etwa 1819 bis 1832 sich ein Heer sammeln und mit Erfolg die Aegypter angreifen und aus dem Lande jagen konnte. Die Besatzungen von Hasa, Jemama, Harik wurden überwältigt und niedergemacht, sagt Palgrave; Chalid zog sich aus Wadi Hanifa nach Kasim zurück. Hauptstadt wurde nun durch Turki an Stelle des ruinirten Deraije das nicht weit entfernte Riad. Aflabsch, Jemama, Harik, Dowasir, Aared, Woschem, Sedeir, also die sämmtlichen Centralprovinzen, erkannten Turki als Herrscher an, Kasim dagegen war noch in der Hand Chalid Paschas, ebenso war, was nördlich und westlich davon lag, für den Wahabistaat verloren. Hasa und Katif am Perser Golf hatten das ägyptische Invasionsheer vom Halse, wollten aber ebensowenig die Nedschdäer zu Herren, und so gelangten die einheimischen Häuptlinge wieder zur Macht. In Oman aber herrschte längst unangefochten Sejjid Said, der Mann, welcher uns hernach noch näher interessiren wird.

Bald soll nun Hosein Pascha von Aegypten gesendet gegen Turki herangerückt, dieser in das Towetgebirge geflüchtet sein. Der Aegypter soll Riad besetzt haben, aber in der Nähe von Harik, wo eine größere Anzahl von Flüchtlingen aus Riad sich concentrirt habe, sei Hosein's ganzes Truppencorps, mehr als 4000 Mann, durch verrätherische Führung in Folge der Hitze umgekommen, Hosein selber wahrscheinlich mit einer „hinter dem Hauptcorps in Jemama gelassenen Reserve nach Kasim und später nach Aegypten entkommen sein.“ Turki kehrte, sagt Palgrave, nach Riad zurück und regierte ungestört. Er unternahm, und hierin unterstützt ihn nächterne und vertrauenswürdige Wallin die Palgrave'sche Erzählung, etwa 1831 oder 1832 nach Hasa, einem ersten Zug gegen die reiche Provinz Hasa am Golf, indem er den Oberbefehl seinem Sohne Feisal übertrug. Diesen begleitete der aus Schammar flüchtige und in Nedsched als trefflicher Soldat gern aufgenommene Abdallah ebn Raschid. Auf dem Marsche erhalten sie die Nachricht, daß Turki durch seinen Verwandten Meschara ermordet und von diesem die Regierung usurpirt sei. Feisal kehrte schnell nach Riad zurück, und durch Abdallah ebn Raschid's List und Hand wurde der Usurpator, der sich in dem festen königlichen Palaste und im Besitz der Geschütze sicher fühlte, überfallen und niedergemacht. Abdallah's Belohnung von Seiten Feisal's war die unbeschränkte und erbliche Statthalterwürde in Schammar, wovon wir später noch mehr zu sagen haben werden.

Feisal also, Turki's Sohn, dürfte etwa 1832 seinem Vater gefolgt sein. Ich schließe das aus der Angabe bei Wallin, daß der Schammarsiirst zehn Jahre regiert hat; nun starb dieser 1845, und so mag Turki's Tod und Feisal's Regierungsantritt mit Recht etwas mehr als zehn Jahre früher angesetzt werden, da zu Abdallah ebn Raschid nicht unmittelbar nach seiner Ernennung in Schammar zur unbestrittenen Fürstenwürde gelangt ist. Feisal lebte noch 1865, als Pelly in Riad war, 70 Jahre alt. Er war nach Palgrave von Natur milde, sehr klug und beredt, zu einem bedeutenden Fürsten angelegt, aber durch den wahabitischen Zelotismus verdorben. Er wurde durch eine neue ägyptische Invasion unter Churschid Pascha zur Flucht gezwungen und an seiner Statt Chalid eingesetzt, den Palgrave den Enkel eines Bruders des Abdul Asis nennt, während Pelly ihn als Bruder Abdallah's (also als Sohn des großen Saud) bezeichnet. Es ist derselbe, den Burton 1854 im Dschidda als einen wohlmeinenden achtungswerthen Mann kennen gelernt hat. Feisal nun, der demnach Chalid's Großneffe gewesen sein müßte, soll sich in Mekka, Damask, Jerusalem unter Verkleidung aufgehalten, Chalid aber, ein ruhiger und von Churschid freier Mann, den Wünschen der Nedschdäer entsprechend, die Regierung niedergelegt haben und 1861 in Mekka gestorben sein. Feisal, wieder Regent, sei nochmals von Churschid Pascha in Riad angegriffen und nach Aegypten abgeführt worden. Ebn Thenejjan, ein Vetter Chalid's und auch Enkel von Abdul Asis, er müßte also der Sohn eines Bruders des großen Saud sein, sei als Vicekönig von Nedsched eingesetzt worden, etwa im Jahre 1844. Dieser habe die Ordnung namentlich den Beduinen gegenüber wieder hergestellt, zuerst gegen die Meteir und Oteibeh. Aber so schön, freigebig und tapfer er auch war, so sehr er auch die Unabhängigkeit gegenüber Aegypten im Auge hatte, zog er sich doch durch arge Grausamkeiten vielen Haß zu, und als der „Regenerator“ Aegyptens, Mehemed Ali, 1849 starb, da Ebn Thenejjan etwa fünf Jahre regiert hatte, als ferner der halb blödsinnige Nachfolger Mehemed Ali's, Abbas Pascha, Feisal aus seiner ägyptischen Gefangenschaft fast absichtlich entkommen ließ, trat dieser wieder an die Spitze der nationalgesinnten Nedschdäer. Churschid Pascha in Kasim, von Aegypten nicht unterstützt, verließ die fruchtbare Landschaft und Arabien, und so endete 1849 die ägyptische Suprematie über Centralarabien nach einer Dauer von dreizig Jahren. Feisal kehrte nach Riad zurück und Ebn Thenejjan starb im Gefängniß.

Jener war jetzt unbestrittener Herrscher, selber weniger

Digitized by Google

Soldat als fein kriegerischer aber roher und fanatischer Sohn Abdallah, den wir durch Palgrave's Aufenthalt in Riad 1862 genauer kennen lernen, und der andere jüngere, der liebenswürdige und leichtlebige Saud. Außerdem werden noch zwei Söhne Feisal's genannt: Mohammed, dem ältern Bruder ähnlich, und Abderrhaman, 1862 noch ein Knabe. Eine starke Soldatenhand schien zunächst für die übernommene Herrschaft sehr nöthig; Hasa weigerte sich sie anzuerkennen, Oman war längst losgelöst, die Stämme Abschman, Benu Hadschar und Benu Chalid an der Nordostgrenze standen vereinigt auf. Gegen die Abschman, die bei Koweit zum Zuge gegen Riad eine bedeutende Heeresmacht sammelten, führte Abdallah den ersten Schlag, bald erfuhren im Westen die Meteir, Anezeh und Oteibeh dasselbe. Hierauf ward Hasa wieder unterworfen und nach Katif, der alten Karmatenstadt, kam eine nedschdäische Besatzung.

In der Mitte der funfziger Jahre folgte ein Feldzug gegen Oman, von welchem erst unten bei diesem Lande die Rede sein wird. Nun galt es die reiche Landschaft Kasim abhängig zu machen, ein Kampf, der zum Theil in die Zeit von Palgrave's Anwesenheit in Nedsched fiel. Feisal beschloß die mächtigsten Adelsfamilien der beiden Hauptstädte Bereida und Oneiza, dort die Alejjan, hier die Atija, zu beseitigen. Die Alejjan wurden also, als die Bewohner von Bereida behufs der Wiederaufnahme der Handelsverbindungen Frieden wünschten, unter Zusicherung bester Behandlung nach Riad gelockt und auf Abdallah's Befehl niedergemetzelt, darauf das befestigte Bereida überfallen, genommen und ein nedschdäischer Statthalter eingesetzt. Jetzt gedachte Abdallah das seit Jahrhunderten wichtige Oneiza, die Handelscentrale fast eines Drittels der Halbinsel, überrennen zu können. Die Bewohner zeichnete neben ihrem tüchtigen Handelsgeiste auch ein kriegerischer Sinn aus. Zwei feste Mauern, eine äußere um die Gärten, eine innere um die eigentliche Stadt, bildeten eine nicht zu verachtende Befestigung. Dazu bewies der junge Häuptling Zamil, welcher einige Jahre früher Abdallah's Untergeneral gegen Oman gewesen war (siehe unten), ein unverkennbares Feldherrntalent und hatte in seinem ersten Offizier, dem Halbneger Khejjat, eine vorzügliche Stütze. Die streitbaren Männer von Oneiza und den dazu gehörigen Dörfern waren etwa 5000 Musketen stark, ebensoviel betrugen die beduinischen Soldtruppen, zumeist aus den Benu Harb und den Oteibeh. So wurde denn Abdallah's plötzlicher Angriff zurückgeschlagen. Dazu hatte der kluge Zamil dem Scherif von Mekka, Abdul Mottalib, die heilige Stadt im Falle des Unterliegens von Oneiza als gefährdet darzustellen gewußt, und so erschien der Scherif gleichzeitig mit dem durch Abdallah in Eile herbeigerufenen Feisal auf dem Schauplatze. Dies änderte die Sachlage zu Gunsten der bedrängten Stadt, da die Vermittelung des wichtigen Scherif nicht gut ohne mißlicherweise schlimme Folgen zurückgewiesen werden konnte. So kam ein Friede zu Stande, der Scherif kehrte nach Mekka, der Wahabi nach dem obern Nedsched zurück, dieser mit dem Versprechen, Oneiza in Ruhe zu lassen. — Sechs oder sieben Jahre, etwa bis 1861, verzingen, ohne daß er den Vertrag verletzte. Doch behielt er das Ziel mit der Beharrlichkeit seiner Race im Auge, und unterwarf zunächst die Stämme, welche das Contingent für Oneiza bilden konnten, vorzüglich die Harb und Oteibeh. In Bereida wurde unterdeß der nedschdäische Statthalter, Mohanna war sein Name, immer mächtiger auch über die weitere Nachbarschaft in Kasim, und als 1861 der Regierungswechsel in Konstantinopel und die Kränklichkeit Said Paschas in Aegypten die Gefahr türkischer oder ägyptischer Intervention aufhob, war für Feisal der Augenblick gekommen, die Maske abzuwerfen und es mit Oneiza trotz der heiligen Versprechungen des Friedensschlusses wieder zu versuchen. Palgrave schiebt die Schuld des Vertragsbruches besonders dem Drängen des Concils der Muddnijija (der religiösen „Eiferer") zu. Bald fand sich eine Gelegenheit zum Streit hinsichtlich des jährlichen Tributes, den Oneiza an die Regierung in Riad zu entrichten hatte. Der Wahabi wurde beschuldigt, erhob nun aber Anspruch auf Klöstländer und forderte Zamil persönlich nach Riad. Das ward verweigert und so begann der Krieg, da die Einwohner von Oneiza, obwohl zu jeder Bedingung sonst geneigt, die Auslieferung Zamil's unbedingt ablehnten.

Im August 1862 dauerte der Kampf vor der Stadt schon fünf Monate ohne Entscheidung. Telal, der Schammarfürst, und der Scherif von Mekka waren nicht Willens oder im Stande, der bedrängten Stadt zu helfen, ja von Schammar aus verstärkte der fanatische Oheim Telal's, Obeit (siehe unten), die Belagerungsarmee unter Abdallah's Commando, die aus 25,000 bis 30,000 Mann regulärer Truppen mit einiger Artillerie bestand. Oneiza vertheidigte sich unter Zamil und seinem ersten Offizier heldenmüthig, fiel aber endlich und wurde durch ein grausiges Blutbad verwüstet, während Zamil sich durchschlug und nach Wadi Nedschran flüchtete. So war Kasim zur nedschdäischen Provinz geworden und das Reich umfaßte im Jahre 1863 also die Landschaften Kared, den eigentlichen Kern mit der Hauptstadt, nordwestlich davon Boschem mit Schakra, wieder nordwestlich davon Niederkasim mit Oneiza, östlich von Boschem Sedeier mit Towaim, südwestlich von Kared Aflabsch mit Kharsah, Dowasir und Wadi Sefessjel, südöstlich von Kared Jemama mit Selemija, noch weiter südöstlich Harik mit Hutah, am Perser Golf Hasa mit Hofuf und Katif.

Allerdings war das nicht mehr die Ausdehnung des Jahres 1808, aber immer noch ein gewaltiger Ländercomplex. Die Regierung, im Centrum despotisch, gestaltete sich nach den Grenzländern hin durch die von Riad eingesetzten Landes- und Stadtgouverneure gemäßigter. Auch der Wahabismus zeigte im Herzen des Reiches, besonders in der Hauptstadt, am meisten die starre und gelotische Form mit allen puritanischen Ostentationen, wurde übrigens insgeheim auch dort schon gründlich übertreten.

Die Gebiete zwischen Kokan und Britisch-Indien.

(Zur Geographie Centralasiens. II.)

(Mit einer Karte.)

r. d. Wir bemerkten im ersten Artikel, daß zwischen dem südlichsten Punkte, welchen Fedtschenko in Alai besuchte, und Wood's nördlichstem Punkte in Wachan sich ein 240 Werst breites, unbekanntes Gebiet erstrecke. Hier liegt die Pamir, hierhin versetzte man den meridional verlaufenden Gebirgszug Bolortag, der noch auf der allerneuesten Karte (Schlag-

Digitized by Google

intweit's Hochsitzen Bd. II, 1872) stolz und prächtig paradirt, aber doch nur eine Mythe ist. Da Europäer in jenes Gebiet noch nicht vordrangen, Fedtschenko's, Wood's und Hayward's Bemühungen, dahin zu gelangen, vereitelt wurden, so ist unser ganzes Wissen über diesen weiten Raum einzig und allein auf Erkundigungen beschränkt.

Das Gebiet im Süden Kokans heißt Karategin; es ist ein Vasallenstaat Bocharas, welcher nach den Erkundigungen des russischen Generals Abramow (in der „Jswestija" der russischen geographischen Gesellschaft) 100,000 Einwohner enthalten soll*). Karategin zieht sich, im Norden und Süden von hohen Gebirgen eingesäumt, zu beiden Seiten des Surchab hin. Es ist ein Hochplateau, nach dem sich mehrere von Nebenflüssen des Surchab durchströmte Gebirgsthäler öffnen. Die Dörfer liegen im Gebirge. Da das Land arm ist und seine Bewohner nicht gehörig ernähren kann, so ziehen diese in die Nachbarländer, um Arbeit zu suchen. Fedtschenko traf Leute aus Karategin in Taschkend. Jedes Jahr liefern die Nachbarländer Getreide nach Karategin, dessen Bewohner außerdem eine Wurzel (von Crambe, einer Crucifere) als Brotsurrogat verzehren. Der Hauptort ist Garm am Surchab.

Noch immer und ungewisser werden die Nachrichten über die südlich von Karategin gelegenen Landschaften. Nur die Routen der im Dienste der indischen Landvermessung abgesandten Eingeborenen (des sogenannten Mirza und Mahomed Amins) geben einige dürftige Auskunft. Auch Fedtschenko traf in Kokan Leute, welche die südlich von Karategin gelegenen Landschaften aus eigener Anschauung kannten. Letzterer stellte im Süden des Surchab die Existenz eines ansehnlichen Flusses und eines Districts Wachia fest, welcher bereits dem Gebiete von Darwaz angehört. Dieses Wachia ist übrigens nicht mit dem südlicher gelegenen Wachan zu verwechseln. Das eigentliche Darwaz, ein sehr gebirgiges Land, zieht sich nach Süden bis an den Hauptquellarm des Oxus. Seine Hauptstadt, nahe am nördlichen Ufer dieses Stromes, ist Kaleïtum, auch Jskander Sindona, Alexander's des Großen Gründung, genannt. Westlich von Darwaz liegt Kulab, früher unabhängig, jetzt dem Emir von Bochara tributpflichtig. Endlich haben wir im Osten von Darwaz den großen District Schugnan, welcher die höchsten Erhebungen der ganzen Region und einige Thalschluchten einnimmt. Seine Bewohner sind schiitische Tadschiks. Schugnan hat eine bedeutende Längenausdehnung von Süd nach Nord, von Wachan bis Alai, von Darwaz im Westen bis zur kaschgarischen Provinz Sarikol im Osten.

Abgesehen von den beiden durch Wood bekannt gewordenen Ländern Badakschan und Wachan haben wir also zwischen diesen und Alai folgende Landschaften, die noch kein Europäer besuchte: Karategin, Darwaz mit Wachia, Kulab, Schugnan.

Was Badakschan und Wachan betrifft, so sind sie uns in der letzten Zeit durch den diplomatischen Schriftwechsel zwischen Rußland und England nahe gerückt worden, von dem wir hier, da er im vollen Sinne ein geographisch-politischer Actenaustausch ist, in einer Analyse Kenntniß nehmen müssen **). Am 17. October 1872 schrieb Earl Granville an den englischen Gesandten Lord A. Loftus in Petersburg, daß er die nachstehenden Territorien als völlig dem Emir von Kabul gehörig betrachte: 1) Badakschan mit dem von ihm abhängigen Districte Wachan vom Sarikol (Wood's de See) im Osten bis zur Vereinigung des Kokschaflusses mit dem Oxus (oder Pendjah). 2) Das sogenannte afghanische Turkestan, welches die Landschaften Kunduz, Khulum und Balk umfaßt. Alle drei haben den Oxus als Nordgrenze von dem vorhin erwähnten Einflusse der Kokscha an bis nach Kobschag-Saleh, einem Orte, bei welchem die Straße von Balk nach Bochara über den Oxus führt. (Er liegt etwa unter 35°45' n. Br. und 65°10' östl. L. v. Gr.) Westlich (unterhalb) von Kobschag-Saleh habe der Emir von Afghanistan keinerlei Besitz mehr zu beanspruchen. 3) Die inneren (d. h. südlich von der Oxuslinie gelegenen) Landschaften Aitschi, Seripul, Meimene, Schibirgan und Andkui, welches letztere die äußerste Nordwestgrenze Afghanistans gegen Bochara bilden solle. 4) Im Westen, als Grenze gegen (persisch) Korassan, Herat mit seinen Anhängseln.

Durch diese Feststellung der afghanischen Grenze nach Norden hin wird Afghanistan bedeutend ausgedehnt, und Gebiete, welche bald unabhängig waren, bald Bochara angehörten, würden, falls Rußland zu dieser Art von Grenzregulirung seine Zustimmung gab, dem Emir Schir Ali nun definitiv unterthan. Am 7. December 1872 antwortete Fürst Gortschakow in einer an den russischen Gesandten in London, Graf Brunnow, gerichteten Depesche, in welcher er seine Ansichten über die sogenannte „intermediäre Zone" zwischen den russischen und britischen Besitzungen in Centralasien aus einander setzt. Auf Erkundigungen des russischen Reisenden Struwe und zwei Denkschriften des Generalgouverneurs von Turkestan, v. Kauffmann, gestützt, erklärt Fürst Gortschakow, daß in der That der Amu-Darja (Oxus) vom Einflusse der Kokscha bis Kobschag-Saleh die Nordgrenze Afghanistans bilde, was aber Badakschan und Wachan betreffe, so seien sie unabhängige Staaten und eine Ausdehnung der Herrschaft Schir Ali's über dieselben sei aus politischen Gründen nicht wünschenswerth. Endlich die Nordwestgrenze Afghanistans angehend, so sei es zweifelhaft, ob die Landschaften Aitschi, Seripul, Meimene, Schibirgan und Andkui wirklich zu Afghanistan gehörten; da sie aber von Bochara durch eine breite Wüste getrennt seien, so habe Rußland kein Interesse an ihnen und widersetze sich deren Annexion an Afghanistan nicht.

Aus den beiden Denkschriften des Generals v. Kauffmann, datirt Petersburg, 29. November 1872, schieben wir hier das Nachstehende ein. „Eine Gebietsgarantie, wie sie die englische Depesche will, würde dem Beherrscher Afghanistans ein bedeutendes Uebergewicht geben, und er würde sogleich versuchen, sich de facto in den Besitz der ihm zugesprochenen Landschaften zu setzen. Zunächst würde er seine Aufmerksamkeit auf Badakschan und Wachan, als die am leichtesten zu erlangende Beute, lenken. Durch die Erwerbung dieser beiden Territorien würde er seine Grenzlinie gegen Bochara verlängern und auch an Karategin grenzen, von wo aus Kokan leicht zu erreichen ist*). Endlich würde seine nordöstliche Grenze die Besitzungen Jakub Beg's (von Kaschgar) berühren. Hier ist eine Straße, welche ihn in directe Collision mit Rußland bringen würde."

Im zweiten Memorandum bespricht General v. Kauffmann die gegenwärtigen politischen Verhältnisse jener „intermediären Zone". Obgleich die Richtigkeit einzelner Auslassungen von Seiten der Engländer angegriffen wird, geben wir doch den wichtigen Bericht hier wieder, da er uns tiefe Einblicke in die zerrütteten Verhältnisse Centralasiens ge-

*) Eine Ueberfegung der russischen Arbeit von Robert Michell im Journal der londoner geographischen Gesellschaft 1871, S. 338.

**) Correspondence with the Russian Governement respecting its policy in Central-Asia, presented to both Houses of Parliament. London. Februar 1873.

*) Diese Angabe Kauffmann's ist nicht ganz richtig. Denn wie wir weiter oben aus einander gesetzt haben, grenzen Badakschan und Wachan keineswegs direct an Karategin, sondern die Landschaften Kulab, Darwaz und Schugnan liegen noch dazwischen.

Digitized by Google

währt. „Im genauen Sinne des Wortes dehnen sich die Besitzungen des Emirs Schir Ali Chan (von Afghanistan) östlich nur bis zum Meridian des Punktes aus, wo die Kokscha in den Amu-Darja fließt (das wäre also etwa 68°30′ östl. L. v. Gr.). Diese Linie trennt Badakschan und Wachan von der Provinz Kunduz, welche unzweifelhaft zu den Besitzungen Schir Ali's gehört. Sie wurde vor etwa 20 Jahren durch Mohammed Afzul Khan, den Sohn Dost Mohammed's, damals Gouverneur von Balk, mit Afghanistan vereinigt. Afzul Khan machte auch, wie wir aus englischen Quellen wissen, einen fruchtlosen Versuch, Badakschan zu erobern, in Folge dessen jedoch der Mir (Titel des Fürsten) von Badakschan, um die Sicherheit seiner Landschaften zu wahren, sich verpflichtete, dem Dost Mohammed einen jährlichen Tribut von zwei Rupien für jedes Maus zu bezahlen und ihm die Rubinen- und Lapis-Lazuli-Minen auszuliefern, welche in seinem Gebiete lagen. Aber dieser Vertrag wurde nicht ausgeführt; der Tod Dost Mohammed's brachte jedoch die Häuptlinge von Badakschan, welche wenig Lust hatten, Kabul unterthan zu werden, auf den Gedanken, bei Bochara Schutz zu suchen. Aber dessen Emir, Said Muzafar, weigerte sich, sich in die Angelegenheiten Badakschans einzumischen, nicht etwa weil er das Land als ein Anhängsel Afghanistans betrachtete, sondern weil er damals ängstlich die Fortschritte unserer (der russischen) Waffen in Centralasien überwachte und sich vorbereitete, nach Kokan zu marschiren.

„Dschander Schah, damals Herrscher Badakschans, war ein völlig unabhängiger Souverän und als solcher von allen seinen Nachbarn anerkannt. Er unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu Mohammed Afzul Khan und Abdurrhaman Khan, denen er keinen Tribut bezahlte. Als Schir Ali, nachdem er Abdurrhaman geschlagen, Kabul und Balk einnahm und sich zum Herrn Afghanistans machte, sandte er einen Bevollmächtigten an Dschander Schah und ließ ihn auffordern, seine früher (gegen Dost Mohammed) eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Dschander Schah antwortete mit einer Weigerung. In Folge dessen stieß sein eigener Neffe, Mohammed Schah, welcher durch afghanische Truppen unterstützt wurde, ihn vom Throne und machte sich zum Herrn Faizabads (der Hauptstadt Badakschans), während sein jüngerer Bruder, Mirzah Schah, Tschaiab, die Hauptstadt der Provinz Rustak, einnahm. Diese beiden Brüder zahlen jetzt dem Schir Ali Khan, in Anerkennung der Mitwirkung, welche er ihnen zu Theil werden ließ, einen jährlichen Tribut von 15,000 Rupien (9000 Rubel). Ausgenommen einige afghanische Abenteurer findet man in Badakschan weder Beamte noch Truppen des Emirs von Kabul und das Volk selbst verabscheut die Afghanen.

„Diese Nachrichten, erhalten von Abdurrhaman Khan und theilweise aus dem Munde von Gesandten des Serdars von Balk gesammelt, die nach Taschkend kamen, werden durch die Aussagen des Afis-Bei, des Exgouverneurs von Sarikol (einer an Wachan grenzenden Provinz von Kaschgar) bestätigt, welcher letztere sich im August 1872 in Taschkend befand. Er fügt hinzu, daß Dschander Schah, der legitime Herrscher Badakschans, der anfangs vor seinen Neffen nach Bochara flüchtete, später über Samarkand und Kokan nach Schugnan zurückkehrte.

„Dieser Zustand beweist klar, daß Schir Ali keinerlei Ansprüche auf Badakschan als ein ihm von Dost Mohammed hinterlassenes Erbe haben kann, und daß seine Autorität in Badakschan nicht festgestellt ist. Mohammed Schah und Mirzah Schah, die gegenwärtigen Herrscher Badakschans, betrachten sich nicht als Vasallen des Emir von Kabul, und wenn sie ihm auch Tribut bezahlen, so geschieht dieses nur im Interesse der eigenen Sicherheit und um sich vor den plötzlichen Einfällen der Räuber von Kunduz zu schützen. Anderseits haben sie noch ihren Theim Dschander Schah zu ernähren. —

„Im Osten Badakschans, im obern Becken des Amu-Darja, liegt ein wenig bekanntes Land, Wachan. Dieses Land, zuweilen auch Daria-Pandj (die fünf Flüsse) genannt, nach den fünf hauptsächlichsten Flüssen, welche den Amu-Darja bilden, grenzt nach Norden an die Pamirsteppe, welche es von Karategin trennt (richtiger von Schugnan), nach Osten an Sarikol, welches zu den Staaten Jakub Beg's (von Kaschgar) gehört. Im Süden ist es von Tschitral (einem von Afghanistan durchaus unabhängigen Lande) durch die Nuk-San-Berge getrennt, die eine östliche Fortsetzung des Hindukusch sind. Wachan wird von einem eigenen Häuptling verwaltet, doch die Armuth seiner Einwohner, die Unfruchtbarkeit seines gebirgigen Bodens haben es in Abhängigkeit von Badakschan gebracht, dessen Begs sich indessen nicht in die inneren Angelegenheiten mischen. Einmal im Jahre sendet der Häuptling von Wachan eine gewisse Summe Geldes an die Begs von Badakschan; directe Beziehungen zwischen Wachan und Afghanistan bestehen indessen nicht. Durch Badakschan und Wachan führt eine Straße, welche Kunduz (im Westen) mit Sarikol, Jarkend und Kaschgar (im Osten) verknüpft.*) So weit General v. Kauffmann.

Zwischen Rußland und England bestand also nur noch eine Meinungsverschiedenheit bezüglich der Zugehörigkeit Badakschans und Wachans zu Afghanistan. Nachdem (Januar 1873) der russische General Schuwalow nach London gesandt war, wo er mit Earl Granville über die centralasiatische Angelegenheit und den bevorstehenden Feldzug nach China conferirte, nachdem ferner in einer an Lord Lytton gerichteten Depesche vom 24. Januar 1873 Earl Granville sehr entschieden darauf bestanden hatte, daß Badakschan und Wachan zu Afghanistan gehörige Länder seien und hierfür Beweise beizubringen gesucht hatte, antwortete Fürst Gortschakow (Depesche an Graf Brunnow vom 31. Januar 1873) in zustimmender Weise, so daß nun das Recht Schir Ali's von Afghanistan auf Badakschan und Wachan von Rußland wie England formell anerkannt ist *).

Zum Schlusse mögen noch einige Bemerkungen über die geographischen Verhältnisse des in Rede stehenden Gebietes folgen.

Wie bereits bemerkt, hat unsere Anschauung der Orographie Centralasiens in der neuesten Zeit eine totale Veränderung erhalten. Es betrifft dies den sogenannten Bolortag, die riesige, meridional verlaufende den Himalaya mit dem Tianschan verknüpfende Bergkette, die in ein absolutes Nichts verschwindet und zahlreichen von Ost nach West verlaufenden Gebirgen Platz macht. Dieses Gebirge,

*) Ueber Badakschan und Wachan, ihre politischen, geographischen und ethnographischen Verhältnisse handelt neuerdings Emil Schlagintweit in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1873, Nr. 83. 87. 89. Desgleichen bespricht in der „Kölnischen Zeitung", März 1873. Außer den Erkundigungen, welche neuerdings durch die nachgenannten Reisenden des Majors Montgomerie erhalten wurden (vergleiche das „Dach der Welt", „Globus" XX, 187), haben wir über diese beiden Länder nur John Wood's Nachrichten, der sie 1838 besuchte. Sein Werk, mit einer Einleitung von Oberst Yule versehen, ist jetzt in neuer Auflage erschienen.

Major J. G. Montgomerie, welcher der indischen Regierung durch seine Aufnahmen so bedeutende Dienste leistete, kehrt nach England zurück. Seine neuen noch nicht publicirten Generalkarten der indischen Grenzländer im Nordwesten werden höchst willkommen sein. Sie sind im Maßstabe von 1 Zoll zu 16 Miles geordnet. Nr. 4 bringt Afghanistan, Kafiristan, Badakschan, Bochara, Karategin, Swat, Bunschkera, Badschaur und Tschitral. Nr. 7 Kanlas, Pilgit, Jassin, Kundschud, Sarikol, die Pamirsteppe, Kaschgar, Jarkend, Khotan und Theile Tibets.

Digitized by Google

welche die Tataren Bolortag und die Chinesen Tsun-Lin nannten, wurde auch von Humboldt und Ritter angenommen, es figurirt noch auf unseren Karten, und weicht erst jetzt der richtigeren, durch russische und englische Reisende gewonnenen Anschauung.

Der tüchtige russische Geologe Semenow berichtet in der „Iswestija" der russischen geographischen Gesellschaft: „Der chinesische Reisende Hiuen-Tsan (629 bis 645) erzählt von einer mehrere hundert Werst breiten und langen Gebirgsregion, in der einige hundert Gipfel liegen, aber von einer Bergkette sagt er nichts. Die Thäler sind tief und die finsteren Schluchten sind Klüfte in einem massiven, emporgehobenen Plateau, das dicht mit Gipsein besetzt ist. Schließlich spricht er von Höhlungen, die mit Massen von Schnee und Eis erfüllt sind; so ist die Depression des Riankul beschaffen, die im Norden der Quellen des Kaschgar-Darja liegt. Die Anwesenheit von Schnee in den Löchern zeigt die große Höhe der allgemeinen Erhebung an, welche deshalb nicht ohne Grund von den Orientalen das „Dach der Welt" genannt wird. In dem nördlichen von mir aufgenommenen Theile des Tsun-Lin, zwischen dem Tschu und Talas, am Arys und obern Tschirtschik, existiren scheinbar Bergketten, wie die breiten, sie trennenden Flußthäler anderten. Aber eine genauere Erforschung ihrer Geologie zeigt, daß diese Ketten fast nur eine optische Täuschung sind, da sie ganz in dem allgemeinen Plateau aufgehen. Als dieses convexe Plateau, in einer fernen geologischen Periode, eine Insel mitten im Meere war, muß sie nach Nordwesten und Westen hin vier enge und tiefe Einbuchtungen gezeigt haben. Das sind die heutigen Thäler des Talas, zwischen dem Zusammenfluß seiner obern Gewässer und seinem Lauf durch Tschu-Artsch, einem Gebirge Ferghana, welches dem Laufe des Sir-Darja folgt, bei Zarafschan bei Samarkand und weiter hinauf bis Barsaminar und daßenige (Thal) von Badafschan, an den Quellen des Oxus oder Amu-Darja." Den sanften Abfall der Abhänge und ihre Fruchtbarkeit schildert Semenow folgendermaßen: „Am Karaburaflusse, in einer Höhe von 8000 Fuß, findet man die Bergeiche; doch ihre höchste Grenze correspondirt mit jener der Birke und dem hochstämmigen Wachholder, zwischen 8700 und 8800 Fuß. In den geschützten Seitenthälern gehen sie sogar noch höher. Das Ansteigen des Abhanges am Fuße dieses Bafsind ist nicht höher als 1000 Fuß auf 5 Werst, aber nach dem Passe zu ist es steiler, nämlich 1500 Fuß auf $1^1/_2$ Werst."

Auch die Thatsache, daß die Hauptерhebungen von Ost nach West ziehen, wird von Semenow erwähnt. „In seiner Abhandlung über den Bolor verwirft Benjakow gleichfalls die nördliche Ausdehnung des Bolor über den Sir-Darja hinaus und zeichnet ihn nicht auf seiner Karte von Kokan ein, welche der Wahrheit weit näher kommt als alle früher, selbst nach dem Jahre 1864 veröffentlichten, insofern als darauf die vorherrschende Richtung der Bergketten zwischen dem Tschu und Sir-Darja als von Ost nach West gehend eingezeichnet ist und nicht von Südost nach Nordwest, wie auf anderen Karten. Auch zeigt sie deren Verbindung unter einander durch kurze Meridionalketten an vielen Stellen und unter verschiedenen Breiten. Doch im westlichen Theile, im Westen des Meridians von Auliäata (71° östl. v. Gr.), ist die Richtung der Gebirge nur nordöstlich, südöstlich und westnordwestlich."

Nachdem Semenow noch weitere Beweise für das ostwestliche Verlaufen der Gebirge in ganz Centralasien beigebracht, macht er in einer Note noch folgende Anmerkung zu seiner Abhandlung: „Der Bolor ist daher keine bestimmte Meridionalkette, sondern eine rein nordwestliche Fortsetzung des Himalaya, oder besser des Himalayazweiges des Tsun-Lin, welcher als gigantischer Convex das System des Tian-Schan mit dem Himalaya verknüpft." Aber auch diese Anschauung macht dem Bolortag zu viel Concessionen, und es ist weit besser, von ihm gänzlich abzusehen, da eine Fortsetzung des Himalaya in der angegebenen Richtung überhaupt nicht existirt.

Der englische Reisende Robert Shaw bemerkt mit Rücksicht hierauf in den „Proceedings der Londoner geographischen Gesellschaft": „Was die von Humboldt angenommene, von Nord nach Süd verlaufende Bolorkette betrifft, so wissen wir jetzt, daß die höchsten Kämme der Pamirregion fast ganz von Ost nach West verlaufen. So ist die Richtung der hohen von Hayward und mir von Kaschgar aus gesehenen Gipfel, deren culminirender Punkt von den Eingeborenen Taghalma genannt wird. So sind auch die Kämme beschaffen, welche nach den Russen den obern Jaxartes vom Kisil-su und Saraschan scheiden und diese wieder von den Quellgewässern des Oxus."

Weit bestimmter als alle vorhergehend angeführten Quellen über die Orographie Centralasiens drückt sich A. Fedtschenko aus, dessen Ansichten wir im Berein für Erdkunde zu Leipzig hörten, in dessen Jahresbericht die Publication seiner hierauf bezüglichen Abhandlung erfolgen wird. Bis dahin bemerken wir nur, daß er zwischen dem nördlichen und südlichen Rande des Oxusbassins sechs hinter einander, von Ost nach West verlaufende parallele Erhebungen annimmt, deren nördlichste die von ihm gesehene bis 25,000 Fuß hohe Trans-Alaikette ist. Nach ihm sind der Tianschan, die centralasiatischen Gebirge des Oxusgebietes und Schlagintweit's Hochasien (Kün-lün, Karakorum und Himalaya) nur parallele Wiederholungen.

Ein Bolortag in der früher angenommenen Weise, von Nord nach Süd, oder Nordwest nach Südost verlaufend, existirt also nicht und ist aus unseren Karten und Lehrbüchern zu streichen. An seine Stelle treten eine Reihe parallel von Ost nach West verlaufender, durch Hochebenen verbundener Gebirge, die erst noch näher zu erforschen sind.

Aus allen Erdtheilen.

Ein neuer „versteinerter Wald" in Aegypten.

Eine der bekanntesten Sehenswürdigkeiten in der Umgegend Kairos ist der sogenannte „versteinerte Wald" am Djebel Chebab, welcher von der Stadt aus in $1^1/_2$ Stunden erreicht werden kann. Zu Tausenden liegen die verkieselten Stämme dort umher, so daß man in der That einen gefallten Wald vor sich zu sehen glaubt. Wie Professor Unger nachwies, gehören diese Stämme einer Sterculiacee an, welche er Nicolia aegyptiaca nennt; geologisch genommen ist dieser Wald sehr jung, denn er gehört der Braunkohlenperiode an, nur sind die Bäume nicht wie bei uns verkohlt, sondern verkieselt. Dieser Wald ist

Digitized by Google

häufig von Touristen und Fachleuten geschildert worden, zuletzt von Prof. Oskar Fraas, in seinem Werke: „Aus dem Orient. Geologische Beobachtungen ꝛc.“ (Stuttgart 1867).

Jetzt erfahren wir durch zwei Engländer, Ingenieur Waynman Dixon und Dr. Grant, daß in der libyschen Wüste bei dem pyramidenförmig gestalteten Hügel, welchen man von der großen Pyramide von Gizeh aus sehen kann, noch ein zweiter, weit großartigerer versteinerter Wald liegt. Als die Engländer am Fuße jenes Hügels ihr Zelt aufschlugen, fanden sie drei große versteinerte Bäume, „scheinbar eine Art Kiefer“, mit deutlicher Verästelung. „Indem wir das Wadi im Norden des Hügels durchwanderten, welchen wir Kom el Khalschob, Waldberg, nannten, fanden wir die ganze Wüste mit Bruchstücken versteinerten Holzes bedeckt, von Zweigen von Fingergröße an bis zu großen Baumstämmen. An den Abhängen des Berges im Norden lagen Hunderte von ungeheuern Stämmen, einige bis 70 Fuß lang, die halb begraben im Sande lagen und noch theilweise mit Rinde bedeckt waren. Es sind sämmtlich exogene Bäume — wir konnten keine Palmen entdecken —, und da ihnen die Wurzeln fehlen, so mögen sie vom Meere hierher geschwemmt worden sein. Die Bodenformation zeigt Sandstein überlagert vom Kalkstein des Mokkatam. — — Nachdem wir die Nachbarschaft aufgenommen, bestiegen wir den Gipfel des Kom el Khalschob, den wir zu 752 Fuß über dem Nil bei Kairo bestimmten. — — Auf dem ganzen Rücken fanden wir Bruchstücke von versteinertem Holz und in der Nähe der Pyramiden ausgedehnte Austerschalenlager. Dieser Wald kann wohl als eine Fortsetzung des wohlbekannten versteinerten Waldes in der Khafieh-Wüste östlich von Kairo betrachtet werden, der sich entlang dem Wege nach Suez hin erstreckt, welcher letztere aber in Bezug auf Ausdehnung, Größe und Wohlerhaltenheit der Stämme hinter dem neuentdeckten Walde zurücksteht. Die Formation des Landes hier leitet zu der Annahme, daß es die alte Küstenlinie bildete und daß die Bäume da angeschwemmt wurden, wo man sie jetzt findet; sie blieben in dem salzigen Wasser einer verdunstenden See liegen, und die versalzenden Fasern, der Raum der Zellen wurde durch die krystallisirende Kieselsäure, die im Wasser gelöst war, substituirt.

Unnatürlicher Tod der Präsidenten von Bolivia.

Alle Präsidenten dieser Republik, einer ausgenommen, sind eines unnatürlichen Todes gestorben. Ein bolivianischer Schriftsteller, Feliz Reyeß Ortiz, hat ein dürres Verzeichniß darüber zusammengestellt, das wir unsererseits durch Zahlenangaben und einige Nachträge aus dem Werke des Herrn J. J. v. Tschudi über Südamerika vervollständigen wollen.

Sucre, General, war der erste Präsident, 1825 bis 1828; er wurde verbannt und ermordet.

Santa Cruz, Generalprocurator, 1828 bis 1839, wurde verbannt.

General Blanco, vor ihm, erschossen.

General Velasco, 1839 bis 1841. Nicht ermordet worden.

Ballivian, General, 1841 bis 1847; in der Verbannung vergiftet.

Belzu, General, 1848 bis 1855, im Regierungspalaste massacrirt.

Cordova, General, 1855 bis 1857, wurde in seinem Bett ermordet.

Linares, Doctor der Rechte, 1857 bis 1861; durch eine Revolution aus dem Lande vertrieben; er starb in der Verbannung.

Acha, General, 1861 bis 1865, verschwand und man weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Melgarejo, 1865 bis 1872, wurde von seinem Schwiegersohn ermordet.

Morales wurde Anfangs 1873 von seinem Neffen Federico Lafaye im Regierungspalaste zu La Paz ermordet.

Man sieht, daß in Bolivia wie in den meisten hispanisch-indianischen Republiken die Präsidenten fast durchgängig Soldaten waren und zumeist noch sind. Chile und nun auch Argentinien und Peru machen eine rühmliche Ausnahme; dann auch Mexico, wo augenblicklich überall bürgerliche Menschen an der Spitze stehen, doch läßt sich von Peru und Mexico nicht sagen, wie lange das dauern werde.

Unter dem bolivianischen Präsidenten war Doctor Linares bei weitem der beste. Herr v. Tschudi hat persönlich mit ihm verkehrt (Band V, S. 224 ff.) und fand in ihm einen gebildeten Mann, der, reinen Blutes, von den spanischen Grafen von Ciudad Real abstammte. Er hatte manches Jahr in der Verbannung zugebracht und eine Zeit lang auch in Europa gelebt. Dreimal entrann er wie durch ein Wunder einem fast sichern Tode. Als er im Jahre 1847 Präsident der Deputirtenkammer war, deabsichtigte General Belzu eine Revolution gegen den Präsidenten Ballivian. Es waren vierzig Meuchelmörder gedungen worden, um Linares während der Sitzung umzubringen und dann während der unvermeidlichen Verwirrung Belzu als Präsidenten auszurufen; der Schurkerei war der letztere sicher. Linares erhielt Kunde von dem Plane; er berief sofort eine Abendsitzung der Deputirten und ließ Belzu, der Kriegsminister war, in dieselbe holen. In desen Gegenwart enthüllte er den Revolutionsplan und beantragte die Verhaftung Belzu's. Dieser war so bestürzt, daß er verzagt, das mit den anwesenden Verschworenen verabredete Zeichen zu geben; er wurde gefangen abgeführt. Aber nach Verlauf einiger Monate gelang es ihm, Ballivian zu stürzen und sich zum Präsidenten aufzuwerfen. Linares rettete sein Leben, indem er nach Chile entfloh; von dort kam er 1857 zurück und erklärte sich dann seinerseits zum Präsidenten; aber im August 1858 brach in der Hauptstadt La Paz eine Verschwörung gegen ihn aus. Seine Gegner veranstalteten einen Tumult vor dem Regierungsgebäude; sie meinten, der Präsident werde auf dem Balcon erschinnen, und dort wollten sie ihn niederschießen; statt seiner wurde ein General getroffen. Die Rädelsführer wurden verhaftet und todtgeschossen.

Linares, als weißer Mensch, wurde von den Mischlingen (den Cholos) gehaßt. Er war ein aufgeklärter Mann und deswegen wurde er von der Heb aller spanischen Republiken, der durch und durch demoralisirten, überaus unwissenden Pfaffheit, auf das Bitterste verfolgt. Herr v. Tschudi hebt hervor, daß unter den Rädelsführern der Verschwörung vom August 1858 sich ein Franziskanermönch befand; er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Dadurch wurde der Haß des Clerus nur noch grimmiger. Tschudi sagt: „In einer Postation in Südperu fand ich einen offenen weggeworfenen Brief auf dem Boden liegen, in welchem es unter Anderm hieß: Bei uns geht es sehr schlecht; der Präsident läßt Mönche, Pfarrer, Priester und Geistliche ermorden (frailes, curas, sacerdotes y clerigos) Auch in der Soldateska waren viele dem Präsidenten abhold, weil er in ihr seinen privilegirten Stand mit exorbitanten Vorrechten auf Unkosten des Volkes haben wollte. Er duldete keine Uebergriffe der Soldaten und schützte die Bürger vor solchen. Daran ist aber ein südamerikanischer Republikaner, der einen Säbel schleppt, nicht gewöhnt.

Während Belzu Tyrann und Dictator war, 1848 bis 1855, hatte die Entsittlichung Riesenschritte gemacht und alle Bande eines geregelten Staatswesens waren gelockert. „Willkür war an die Stelle des Gesetzes getreten; Brutalität, Unverstand und Arroganz herrschten in den höchsten Kreisen und begünstigten die Immoralität der unteren Schichten, um sie dadurch fester an das entsittlichte Regiment zu fesseln. Die gebildeten Classen, in denen noch ein warmes Gefühl für ihr unglückliches Vaterland pulsirte, wandten sich mit Abscheu von diesem entsetzlichen Treiben, aber sie waren zur Unthätigkeit oder zum Schweigen verdammt oder wurden ins Exil getrieben, während die Halbblütigen jubelten. Belzu war ein gänzlich roher, unwissender, grausamer Mensch. In Cochabamba ließ er seinen intimsten Freund erschießen, nur weil dieser zu viel um seine Geheimnisse wußte.“

Digitized by Google

Mordversuche auf Präsidenten gehören in Bolivia zur Tagesordnung; es sind deren binnen sechs Jahren nicht weniger als sunfzehn vorgenommen. Beizu erhielt bei einer Revolution drei Kugeln, war mehrere Tage ohne Besinnung, erholte sich jedoch wieder. Für den Bildungsgrad dieses Präsidenten ist es bezeichnend, daß er sagte: „Den großen Kaiser Napoleon hat der Papst gekrönt und ihm also eine Auszeichnung zu Theil werden lassen, welche er sogar Alexander dem Großen versagte! Napoleon hat mit einer sehr geringen Truppenzahl die zwei Millionen Mann starke Armee der Preußen geschlagen, deren General Xenophon war." Ein Professor der Geschichte demonstrirte seinen Schülern, daß die Pole der Erde von den Polacken bewohnt werden.

Geistige Regsamkeit unter den Mohammedanern Chinas.

Es läßt sich nicht genau ermitteln, wie hoch die Zahl der Mohammedaner im Blumenreiche der Mitte angenommen werden kann. In einigen Provinzen, namentlich im Süden und Westen, bilden sie einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung, während sie in anderen nur vereinzelt vorkommen; Zunahme findet nicht statt, eher eine Verminderung. Wahrscheinlich wäre schon längst mindestens die Hälfte aller Chinesen mohammedanisch, wenn der Islam nicht den Genuß des Schweinefleisches verböte. Annahme oder Ablehnung einer Religion hängt vielfach von materiellen Umständen ab. Manche Mohammedaner sind, weil sie das Schweinefleisch dem Korau vorzogen, abgefallen, aber die christlichen Missionäre machen, wie ein anglikanischer Geistlicher in der „China Review" betont, wenig oder gar keine Proselyten. Die Mohammedaner, sagt er, finden die Annahme eines fleischgewordenen Gottes und daß Gott Jesu Vater sei, geradezu abstoßend und widersinnig. Als Hr. Ebtins als Christ erklärte, daß er an eine solche Fleischwerdung glaube, entgegnete ihm ein Muselmann: „Lieber wollte ich Herden als an so etwas glauben. Und Euer Gott soll zu wohl gar eine Mutter haben?!" Die chinesisch-mohammedanischen Schriftsteller, so sagt Ebtins weiter, legen die Stellen des Koran, welche vom höchsten Wesen handeln, sehr würdig und nicht selten in einer sublimen Sprache aus. „Jesus," das wird stets von ihnen betont, „war der letzte große Prophet vor Mohammed und die Juden thaten unrecht daran, ihn zu kreuzigen; aber eben so unrecht thun die Christen, wenn sie einen Gott aus diesem Menschen machen. Das kommt etwa auf dasselbe hinaus, als wenn man das Bild der Sonne in einem Spiegel für die wirkliche Sonne am Himmel nehmen will."

Von Mohammed sprechen sie als einen Tschin tschai, d. h. Abgesandten Gottes; er ist der Oberste aller Heiligen und Propheten. Adam, Moses, David, Jesus, Yao, Thun und Confucius waren allesammt große Lehrer; in ihnen reflectirte sich, in verschiedenen Abstufungen, die Herrlichkeit und die Weisheit des Allewigen; aber sie waren wie Knospe, Blatt und Blüthen, die nothwendig sind, damit die Frucht entstehe und reife.

Zweifellsucht gehört zu den Ausnahmen bei diesem Bekennen des Islam; wenn einer nicht mehr strenggläubig ist, scheidet er aus und geht zu einer andern Religionsgenossenschaft über, die ihm mehr zusagt.

Die Literatur dieser Mohammedaner ist nicht reich an Werken; Ebtins findet sie aber höchst interessant. Es ist, schreibt er, als ob wir sorgwohrend alten Freunden und Bekannten begegnen; wie werden beim Lesen oftmals an den Gedankengang anderer Völker und anderer Religionen erinnert. Adam, David und Jesus in arabisch-chinesischem Gewande wieder zu finden, das hat etwas Anziehendes; wir finden die uns so bekannten Mythen von Schöpfung, Sündenfall und Sintflutb wieder, sie sind jedoch anders zugestutzt worden. Von der christlichen Religion spricht man gewöhnlich, doch nicht immer, mit Achtung; man stellt sie allemal höher als den Buddhismus und den Taoismus. Man bezeichnet sie als die Gujupasecte, d. h. als europäische Religion. In Peking nämlich sagt man statt Urobbe, d. h. Europe, Gujupa. So wird das Judenthum als Tschuhuti (Name für Judäa) bezeichnet.

Aber nicht bloß biblische Geschichten kommen vor; es werden nicht selten auch Gegenstände behandelt und erörtert, welche in den Schriften der Anhänger des Confucius gar nicht oder kaum berührt werden, jedoch in Europa von Theologen und Scholastikern besprochen werden. So verbreitet man sich über viele Dinge, über welche die Menschen überhaupt nichts wissen können; man erörtert Wesen und Attribute Allahs, freien Willen und Zwang, Prädestination, Ursprung des Weltalls und das Schicksal der Seele, nachdem sie sich vom Körper getrennt hat. Man wirft die Frage auf: Wie kann es einen freien Willen geben, wenn Alles in der Welt im Voraus angeordnet und fest bestimmt ist? Der Begriff eines Gottes schließt unbedingte Gerechtigkeit ein; wenn es aber eine solche Gerechtigkeit giebt, wie kommt es denn, daß es Bösen wohlergeht und daß so viele Gute leiden? Wenn Gott unendlich barmherzig ist und uneingeschränkte, unendliche Macht und Gewalt hat, — wie kommt es denn, daß wir auf Erden so viel Leiden, Sorgen, Mühsal und Beschwerden finden? Zu was dursie das Böse in die Welt kommen und woher kam es? Wer hat es geschaffen, von wem rührt es her? Und dergleichen Fragen mehr.

Sehr häufig findet man treffende Sentenzen, z. B.: „Erkenne dich selbst, dann erkennst du auch Gott. Das Edelste auf Erden ist der Mensch, das Edelste im Menschen der Geist." Uebrigens sind bei diesen mohammedanischen Schriftstellern die Einflüsse der Moralphilosophie des Confucius nicht zu verkennen.

Zur Kohlenfrage in Großbritannien.

Das Vereinigte Königreich ist amtlich in 14 Kohlenfelder eingetheilt. Die wichtigsten derselben sind: Yorkshire mit 423 Gruben im Jahre 1871, Staffordshire und Worcestershire mit eben so vielen Gruben, Schottland mit 420, Lancashire 376, Durham und Northumberland 304, Südwales 299; eine Gruppe, welche umfaßt Derbyshire, Nottinghamshire, Leicestershire, Warwickshire (187) und Gloucestershire mit Somerset, 101. Irland hat viele Gruben, die aber zusammen wenig ausgeben, doch ist die Förderung von 125,000 Tons in 1867 gefliegen auf 165,000 in 1871. Jene von Durham und Northumberland, welche am beträchtlichsten ist, stellte sich 1867 auf 25 Millionen Tons und 1871 auf 29 Millionen. Schottland producirte 1867 etwa 14, in 1871 schon 15½ Millionen Tons; Staffordshire 13, Lancashire 14 Millionen.

Die Kohlenausfuhr stellte sich folgendermaßen, in Tons

1867: 10,565,000. — 1868: 10,967,000.
1869: 10,745,000. — 1870: 11,702,000.
1871: 12,748,000. — 1872: 13,212,000.

Zum Verbrauch in Großbritannien selbst blieben:

1867: 93,809,000. — 1868: 92,047,000.
1869: 96,554,000. — 1870: 98,557,000.
1871: 104,374,000. — 1872: 106,887,000.

Die Gesammtförderung stellte sich:

1867: 104,374,000. — 1868: 103,014,000.
1869: 107,299,000. — 1870: 110,259,000.
1871: 117,186,000. — 1872: 120,099,000.

Die Production von Roheisen, die 1867 erst 4,761,000 Tons betrug, war 1872 gefliegen auf 7,000,000, und der Kohlenverbrauch bei derselben stellte sich im letztgenannten Jahre auf 21 Millionen Tons; das Eisengewebe im Allgemeinen verbrauchte 1867 erst 28,332,000 Tons, 1871 schon 38,539,000 und 1872 etwa 40,000,000.

In Betreff des Verbrauchs liegen folgende Ziffern rund vor. Die Kohlengruben consumirten 1869 etwa 6 Millionen Tons; die Erzgruben 500,000, die Manufakturen 25 Millionen, Dampfschifffahrt 3, Eisenbahnen 2, Gasbereitung 6 Millionen. — Die Gewerbe zusammengenommen verbrauchten 1869 reichlich 79,000,000 Tons; für den Hausgebrauch des Publicums

Digitized by Google

blieben, den eigenen Bedarf der Kohlengruben abgerechnet, 17,000,000 Tons übrig, 1871 jedoch 19 Millionen.

Die Kohleneinfuhr in London, welche 1868 nur 5,970,000 Tons betragen hatte, war 1872 gestiegen auf 7,555,000. Davon wurden nur 2,548,000 in Schiffen zugeführt, der Rest kam auf den Eisenbahnen. Die Gaswerke verbrauchten 1,715,000 Tons, alle Industrien zusammengenommen nur 1,456,000 Tonnen.

* * *

— Fossile Eier des Plesiosaurus und Ichthyosaurus. (!) Die Atacamawüste in Südamerika ist reich an werthvollen Mineralien. Die Massen von Salpeter sind unerschöpflich, man findet Borax in Menge, und bleihaltiges Silber, Kupfererz, und bei Caracoles, dessen Silbergruben eine so mächtige Ausbeute geben, auch einen ganz ausgezeichneten Alabaster. Der „Panama Star" schreibt: Kürzlich ist in der Mercedesgrube in einer Tiefe von 30 Yards ein Stein in einer Hülle von Chlorsilber gefunden worden, die in einer Muschel lag. In anderen Exemplaren bemerkte man versteinerte Eindrücke von Ammoniten und zweiklappigen Muscheln (Exomphalus pelangulatus und Cardium porulosum), und aus der Blanca-Tarregrube sind noch wunderbarere Reste der Vorwelt zu Tage gefördert worden. In einer Tiefe von 70 Meter stößt man auf Muscheln, welche völlig den Glanz unserer heutigen Perlmuscheln haben. Einige runde Kugeln, etwa von der Größe eines Billardballs, kommen in Menge vor; sie sind Eier antediluvianischer Vögel, von behaarten Reptilien und frötenartigen Thieren, welche an jener Oertlichkeit ihre Eier legten, als der Boden der gegenwärtigen Gruben noch auf der Erdoberfläche lag. Diese Kugeln sind in der That die Eier des Plesiosaurus und Ichthyosaurus der Geologen, aber vielleicht der kolossalen Größe, welche Owen als Labyrinthodon Pachignatus bezeichnet.

— Eine „Herrgottsexaktion" in Neuyork. Seit Jahren wird unter den Methodisten Nordamerikas in seltsamer Weise für eine Anerkennung in Betreff des Dogmas Gottes agitirt. Sie wollen diesethe in die Verfassungsurkunde der Vereinigten Staaten aufgenommen haben. Man entgegnet ihnen; für Alle, welche überhaupt an einen Gott glauben, bedürfe dieser Allmächtige gar keiner speciellen Anerkennung, und es liege eine Gottlästerung darin, eine solche überhaupt von menschlicher Seite erst zu decretiren. Für die vielen Atheisten sei dieselbe überflüssig; ab Anerkennung von Seiten der Methodisten aber nicht, das werde ihnen vollkommen gleichgiltig bleiben. Indeß die methodistischen Pastore haben einen Preis ausgesetzt, 100 Dollars, für die Schrift, welche die Nothwendigkeit einer „Introduction Gottes in die Verfassung" am besten nachweise. In der Mitte des März hielten sie eine „Gottesconvention", in welcher, trotz des bekannten mulior taceat in ecclesia, eine Frau Swißhelm aus Pennsylvanien das große Wort gegen die „Ungläubigen" führte. Pastor Jonathan Edwards, Doctor der Theologie, verlangte gebieterisch, daß „die 5 Bücher Mosis als officielles Sittengesetz eingeführt und jeder Atheist des Bürgerrechtes verlustig erklärt werden müsse." „Die Atheisten sind die Ausgeburt der Hölle, Kinder des Teufels, und sie müssen hinter den Auserwählten Gottes zurückstehen." Er suchte darzuthun, daß die sogenannten Väter der Republik: Washington, Jefferson, Hamiltan, Adams ꝛc. Atheisten und Ketzer waren; sie hätten keinen Begriff von dem gehabt, was Staatswissenschaft sei, und so hätten sie der Nation eine Verfassung aufgehabt, die man nur als ein „satanisches, stümperhaftes Machwerk" bezeichnen könne. Die ganze gegenwärtige Regierung der Vereinigten Staaten sei eine gottlose Einrichtung; der Beweis dafür ergebe sich schon aus der verabscheuungswürdigen Thatsache, daß sie mit einem — übrigens heidnischen — Negerkönig in Afrika einen Vertrag abgeschlossen habe, in welchem nicht einmal der Name Jehovahs erwähnt würde.

Das in der erwähnten Convention zur Genehmigung für alle Auserwählten vorgelegte Schema zu einer Bittschrift an den nächsten Congreß ist, der „Neuyorker Staatszeitung" zufolge, das nachstehende: „An den Senat und das Repräsentantenhaus! Die unterzeichneten Bürger der Vereinigten Staaten petitioniren für ein Amendement zur Constitution, das den persönlichen Gott als die Urquelle aller irdischen Regierungsgewalt, den Herrn Jesus Christus als den Regenten der Nation und die Bibel als das alleinige und höchste Gesetz auch in rein weltlichen Dingen anerkennt, auf daß der christliche Charakter der Nation etablirt und alle unsere Gesetze, Einrichtungen und Verhältnisse auf eine echt christliche Basis zurückgeführt werden."

— Die französischen Bewohner Untercanadas sind in raschem Anwachsen, die Ehen sehr fruchtbar. Da lebt ein wohlhabender Landwirth in St. Jean Port Joli, der jüngst sein dreißigstes Kind hat taufen lassen. Seine erste Frau hat ihm mit 12, seine zweite mit 18 Sprößlingen beschenkt. Nicht weniger als 26 derselben sind heute am Leben. — In dem vorzugsweise von Engländern und Schatten bevölkerten Obercanada, der heutigen Provinz Ontario, lebten 1861 erst 33,287 Personen französischer Abkunft, 1872 aber schon 75,333. Sehr viele französische Canadier wandern auch noch dem Nordosten der Vereinigten Staaten, wo ihre Zahl bereits über eine Viertelmillion beträgt.

— Aus Brasilien werden fast in jedem Monate Fälle von ganz außerordentlicher Langlebigkeit gemeldet. Gewiß erreichen dort manche Leute ein sehr hohes Alter, ab aber die speciellen Angaben zuverlässig sind, muß dahin gestellt bleiben, und es fragt sich, ab man z. B. zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts drei Kirchenbücher geführt hat. Die „Anglo Brazilian Times" melden, daß „Meißnjatem lebt". Jose Martino Coutinha wahnt am Cap Frio, Provinz Rio de Janeiro; er ist zu Saquarema geboren worden am 20. Mai 1694, zählt also heute 179 Jahre, ist bei vollen Verstandeskräften und körperliche Gebrechen hat er weiter nicht, als daß ihm das eine Bein steif geworden ist. Er hat in seiner Jugend in Pernambuco gegen die Holländer Kriegsdienste gethan; seine Nachkommenschaft besteht aus 42 Kindern, 123 Enkeln, 86 Urenkeln, 29 Ururenkeln; diese letzteren haben 20 Kinder.

Daß manche Neger und Negerinnen in Brasilien ein sehr hohes Alter erreichen, ist gewiß; weniger sicher aber, da vielfach die Geburten nicht in den Kirchenbüchern eingetragen sind, sind die angeblichen Geburtsjahre. Jüngst starb zu St. Gonçalo de Campos in der Provinz Bahia eine Frau, die sich sehr wohl erinnerte, daß ihre Mutter beim Bau der Pfarrkirche Steine herbeigetragen habe. Nun weiß man mit Zuverlässigkeit, daß diese Kirche nur 140 Jahren gebaut wurde. Bac sechs Jahren starb in derselben Stadt ein Mann, welcher Steine beim Bau getragen hatte, und in der Gemeinde lebt ein Greis, der mehr als 120 Jahre alt ist.

— Daß zur Canadian Dominion gehörende Territorium Manitaba erhält Bevölkerungszuwachs; ein Major Sharp hat mit der Regierung einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge Einwanderersamilien gute Ländereien gratis angewiesen erhalten; 1873 kamen 100 Ansiedlersamilien, 1874 schon 200.

Inhalt: Wanderungen in Indien. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Der Wahabitismus in Arabien seit 1819 und die Staatenbildungen auf der arabischen Halbinsel im 19. Jahrhundert. Von Dr. A. Zehme in Frankfurt a. d. O. I. — Die Gebiete zwischen Kolan und Britisch-Indien. (Zur Geographie Centralasiens. II.) (Mit einer Karte.) — Aus allen Erdtheilen: Ein neuer „verbesserter Wald" in Aegypten. — Unnatürlicher Tod der Präsidenten von Bolivia. — Geistige Regsamkeit unter den Mohammedanern in China. — Zur Kohlenstatistik Großbritanniens. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Aus Wereschagin's Reise von Orenburg nach Samarkand.

I.

Die Stadt Orenburg und das bunte Leben und Treiben auf dem Bazar. — Ein Abgesandter des Emirs von Buchara. — Die Fahrt durch die Steppe. — Orsk. — Postillone verschiedener Nationalitäten. — Kirgisen der kleinen Horde. — Stationen und Forts. — Ein kirgisisches Straßendenkmal. — Fort Kasala. — Der Kirgise Sadyk und die Kosacken. — Fähre über den Jagorles. — Die Ruinen von Djanekent. — Familienleben in einer kirgisischen Kibitke.

Die Stadt Orenburg liegt hart auf der Grenze zwischen Europa und Asien und hat einen wesentlich orientalischen Charakter; einzelne Theile erinnern an die tatarischen Stadtviertel Kasans. Die Einwohnerschaft ist bunt genug. Da geht ein russischer Infanteriesoldat in strammer Haltung neben einem uralischen Kosacken, der selbstbewußt und etwas hochmüthig einherschreitet; weiterhin begegnet man einem Bucharen mit langem Bart; der Mann hat eine würdige Haltung, es ist etwas Gemessenes in seinem ganzen Auftreten. Sein mächtiger Turban besteht sicherlich aus mehr als anderthalb Dutzend Ellen Zeug. Im Stadtgefängnisse fand der Reisende gleichfalls Leute von verschiedenen Nationalitäten; zum Beispiel einen Tataren, der auf einmal nicht weniger als sechs Menschen ums Leben gebracht hatte, und einen Baschkiren, der nun schon zum zwanzigsten Male verurtheilt worden war, immer wegen Diebstahls mit oder ohne Einbruch.

Im Bazar, der etwa eine Wegstunde von der Stadt entfernt liegt, kann man mit aller Muße die Nomaden betrachten, welche sich dort weit und breit aus der Umgegend einfinden, zu Pferde oder auf Kameelen, um ihre Producte auf den Markt zu bringen: Ochsen, Kühe, Schafe, Filz, Wolle und Häute; sie handeln ihrerseits allerlei Geschirr, Brot, Zeug und vielerlei andere Sachen ein. Um Mittag geht es sehr lebhaft zu; man hört aus der Menschenmenge, die sich durch einander drängt, ein betäubendes Geräusch, Käufer und Verkäufer schreien zumal durch einander, sie klatschen mit den Händen, jeder heult förmlich den Preis seiner Waare heraus. Die Kaufleute in diesem großen Bazar gehören beiden Erdtheilen an; man findet Russen, Bucharen, Chokanzen, Tataren, Baschkiren und noch mancherlei andere. Alle sitzen mit über einander geschlagenen Beinen da, neben ihren Waaren, die auf der Erde liegen. Da sieht man alle Arten von Zeug und fertigen Kleidungsstücken, namentlich Tschapannen, d. h. weite Schlafröcke von allen möglichen Farben. Die Tschapanne wird in jenen Grenzgegenden allgemein getragen, auch vom russischen Handwerker und dem kleinen Handelsmann, und die dortigen Asiaten sind ohne dieses Gewand gar nicht zu denken; der Absatz ist daher sehr bedeutend. Die kirgisischen Zeuge aus Filz sind sehr gut und dauerhaft, für die Frauen ist eine Auswahl von Putzsachen stets vorhanden.

Vor den Arben, diesen kleinen Karren, stehen kirgisische Frauen; sie tragen einen hohen Turban von weißem Zeuge und verkaufen Kumys, diese gegohrene Stutenmilch; die Kirgisinnen nehmen zu demselben wohl auch Schaf- oder Kameelmilch. Das Getränk ist gesund und hat einen scharfen, säuerlichen Geschmack. Gleich am Eingange in

Digitized by Google

den Bazar sieht man auf beiden Seiten eine lange Reihe kleiner Buden, wo Kleinkrämer Taback, Messerwaaren, Knöpfe und allerlei Geschirre feil halten. Dort findet man auch bunt angestrichene Zeltstangen, Leichensteine, die mit grellen Farben bemalt sind; weiterhin stößt man auf Kühe und Schafe, mächtige Haufen Wolle, dann wieder Pferde, und Russen und Kirgisen, welche Getreide ausmessen. Der Russe ist der Verkäufer, der Kirgise der Käufer.

Wereschagin machte 1867 in Orenburg die Bekanntschaft eines Abgesandten des Emirs von Buchara, welcher der russischen Regierung Friedensvorschläge überbringen sollte; er hatte aber keine bündigen Vollmachten und war angewiesen worden, an seinen Gebieter über alle Verhandlungen zu berichten. Er war in der That ärmlich ausgestattet; der Emir hatte ihm kein Geld mitgegeben und er wäre in der allerkläglichsten Lage gewesen, wenn nicht die russische Regierung für ihn und sein Gefolge täglich acht Rubel ausgesetzt und ihm freie Wohnung gegeben hätte. Da er sehr mäßig, fast nur von Thee und Pilau sich nährte, so sparte er in dreithalb Monaten etwas Erkleckliches und sammte sich eine hübsche Tschopanne, eine Uhr, eine Spieldose und andere Errungenschaften der europäischen Civilisation kaufen. Dieser turkestanische Ambassadeur stand früh auf, nahm sein Frühstück, legte sich wieder schlafen, trank nachher Thee und schlief wieder. Er war aber doch nicht etwa trägen Geistes, sondern suchte sich über mancherlei Dinge zu unterrichten und fragte unablässig nach dem Wie, Woher, Warum? Dabei verstand er in sehr geschickter Weise um ein feines Messer zu betteln.

Postillon. Uralischer Kosack.

Zur Fahrt durch die Steppe nahm Wereschagin eine leicht gebauete Tarantasse, in welcher er ein paar tausend Werst zurücklegen gedachte, und setzte im Uebrigen sein Vertrauen auf Allah. Sein nächstes Ziel war Taschkend. Anfangs war der Weg ganz leidlich, aber bei jeder Poststation gab es Aufenthalt und Weiterungen bald mit den Posthaltern, bald mit den Postillonen, die, wie unsere Typen zeigen, verschiedenen Nationalitäten angehörten. Von Orenburg bis Orsk ging indeß Alles noch leidlich. Unterwegs boten die Kosackenfrauen allerlei Erzeugnisse ihrer Geschicklichkeit zum Verkauf an, namentlich Strümpfe, die sehr warm halten und in der kalten Jahreszeit, wenn der Wind über die Steppen dahin fegt, eine Wohlthat sind. Die Ortschaften sind theils von Kosacken, theils von Tataren bewohnt; mit beiden geht es sich recht gut um, was man hingegen von den Kirgisen nicht sagen kann. Orsk ist nicht eben von Bedeutung; es liegt an der Mündung des Or in den Jaik (Uralstrom). Als Wereschagin an der Station anlangte, war dort kein Mensch zu hören und zu sehen; erst nach langer Zeit kam ein Kirgise, der ganz trocken erklärte: Pferde seien heute nicht da, vielleicht morgen! Wer nicht in Uniform auftritt, kann lange warten. Postzettel giebt es in jenen Gegenden nicht, weil in den Steppen die Leute nicht lesen können. — Eine Fahrt ist nicht ohne Mühseligkeiten. Die Steppenpferde kennen keine Deichsel. Wenn sie angespannt werden, spitzen sie unruhig die Ohren, schnauben heftig und zittern über und über. Der Jämschick nimmt seine Peitsche und ruft dem Reisenden zu: „Setze Dich!“ Nun bocken die Steppenrosse, schlagen aus, werfen den Kopf heftig hin und her, ziehen nicht gerade aus, sondern nach der Seite hin, die Stränge reißen und die Deichsel schlägt hoch auf. Das ist der Anfang. Der Postillon hat seine Eigenheiten; er macht Halt, man weiß nicht warum; er hat, gleichviel ob Russe oder Kirgise, eine Liebhaberei, die Peitsche recht oft fallen zu lassen, und dann hält er mathlich einige Zeit an. Dann bändelt er am Zaum oder Strang herum. Wer nicht kirgisisch spricht, ist sehr übel daran; der Jämschick nimmt gar keine Notiz davon, daß er einen Wagen zu fahren hat; er glaubt sich zu Pferde, hebt sich auf seinem Sitze, als ob er einen Sattel unter sich hätte, stampft mit dem Fuße und schreiet in einem fort: Gui, gui! Tji, tji! und Griew, griau!

Bei Orsk beginnen die Steppen, sie haben aber dort noch nicht den todten und öden Anblick, wie weiter landein; es wächst noch hohes Gras, und stellenweise sieht man hügelartige Erhöhungen, auf welchen Kirgisen ihre Winterwohnungen aufgeschlagen haben, weil die Jahreszeit schon vorgerückt und das Sommerlager aufgebrochen worden ist. Nicht alle Kirgisen sind lediglich Nomaden, manche bauen Getreide, und dasselbe ist so wohlfeil, daß man schon das Tschetwert (210 Liter) für 50 Kopeken verkauft hat. In der Mitte Septembers war es am Tage sehr warm, aber Nachts recht kalt; die Steppe hat ein continentales, excessives Klima.

In jener Gegend ziehen Kirgisen der kleinen Horde umher. Sie besitzen große Kameelherden, und mancher ist Eigenthümer von etlichen hundert Stück. Sobald diese Thiere die Klingeln und Schellen der Pferde hören, schauen

Digitized by Google

sie neugierig auf. Sie sind schlechtern, und manchmal, wenn die Pferde ihnen ganz nahe kamen, nannten sie in wilder Flucht davon, den Schweif hoch gehalten und wunderliche Capriolen machend. Das Kameel nimmt sich im Laufe komisch aus, weil die Vorderbeine kürzer sind als die hinteren. In den orenburgischen Steppen ist das zweihöckerige Kameel häufiger als das einhöckerige Dromedar; dieses letztere steht höher im Preise, ist auch stärker und kann Hunger und Durst länger ertragen, als das sogenannte Trampelthier. Ganz ausgezeichnet sind die Dromedare, welche in China gezüchtet werden.

Die Barbarei der Steppenbewohner zeigt sich an der Art und Weise, mit welcher sie dieses ihnen so nützliche, ja unentbehrliche Thier behandeln. Der Kirgise durchbohrt einem zweijährigen Füllen den Nasenknorpel und steckt durch das Loch ein Stück Holz, an welchem er einen Strick befestigt; dieser dient als Leitzaum. Bei dem Thiere, welches in der Karawane vorangeht, bindet er den Strick am Sattel fest, und er hat das Thier völlig in seiner Gewalt. Oft reißt er ganz unbarmherzig an der Nase herum, und Wereschagin sah viele Kameele, welchen in Folge grausamer Behandlung Blut aus der Nase floß; bei einigen war auch die Schnauze derart zugerichtet, daß sie in Lappen herumhing.

Ein gutes zweihöckeriges Kameel kostet 30 bis 60 Thaler, ein gutes Pferd etwa 30 Thaler. Die Steppenpferde sind übrigens halbwild und Zugrosse sind nicht häufig. Diese kirgisische Race ist klein, nicht hübsch, aber stark und ausdauernd; das Pferd bleibt den ganzen Winter über im Freien und findet unter dem Schnee, welchen es mit den Hufen hinwegscharrt, sein spärliches Futter.

Auf dem Wege von Orsk nach Taschkend liegen mehrere russische Forts zum Schutze für die Straße und zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Das erste, Karabutag, hat eine recht malerische Lage an einem Steppenflusse, aber ein unerträgliches Klima. Weiterhin liegt das Fort Uralsk. Diese beiden Festungen sind in den Jahren 1840 bis 1850 erbaut; die Einwohnerschaft besteht aus Kosackenfamilien. Schutz war in jener Gegend sehr nöthig, weil die Chiwenzen

Kirgise.

Postillon in den uralischen Steppen (Tatar).

alljährlich Raubzüge unternahmen und durchschnittlich einige hundert Russen aus der Steppe in die Sklaverei schleppten. Vom Fort Uralsk bis an den Sfir (Jaxartes) liegen nur offene Ortschaften. Am Strome findet man nach aufwärts das Fort Kasal, das amtlich als Numero I. bezeichnet wird; dann Fort Numero II.; Fort Perowski; Fort Djulek und dann folgen die drei befestigten Städte: Turkestan, Tschemkend und Taschkend.

Vom Fort Uralsk an beginnt die nackte Steppe, eine ganz flache Gegend, in welcher die Poststationen sich in Zelten, nicht mehr in Häusern befinden. Der Reisende hält Rast in einer Kibitke, welche gewöhnlich neben hohem Rohricht aufgeschlagen ist, das einigen, allerdings nur geringen Schutz gegen den Wind gewährt. Aber er hat nun glücklicherweise nichts mehr mit den Kirgisen zu schaffen, sondern nur mit Kosacken, welche die Landessprache verstehen und auf der Strecke zwischen Orenburg und Taschkend als Dolmetscher dienen.

Die Station Djangalatsch liegt an dem gleichnamigen See, dessen blaues Wasser etwas brakig schmeckt; am Ufer schwärmen in unzähliger Menge gelbe Möwen umher. Der Reisende ließ dort statt der Pferde Kameele vorspannen, hatte aber keine Freude davon. Sie schleppten die Tarantasse wild hin und her und warfen sie um.

Umweit von der Station Tertti sah Wereschagin die erste kirgisische Masarka, ein Grabmal. Dasselbe war erst vor drei Jahren über dem Leichnam eines reichen Mannes, Kun Spai, errichtet worden, und hatte eine schwere Kuppel, die auf einem etwa anderthalb Saschenen hohen viereckigen Unterbau steht (die Saschene hat 2 Meter und 134 Millimeter). An dem ganzen Bauwerk, welches durchaus von Erde aufgeführt ist, befindet sich kein Stein. Eine kleine Pforte führt in das Innere, wo man drei mit allerlei Zierrath geschmückte Gräber sieht. Die Mauern sind mit rohen Malereien bepinselt, welche Waffen, Pferde, Karawanen und Kameele im Gänsemarsche darstellen. Derartige Gräber sind der großen Straße entlang mehrere zu sehen.

Der Weg führte immer weiter nach Süden und nach

Digitized by Google

und nach war die Steppe weniger kahl, hin und wieder trat ſchon Geſträuch auf und ein Einriß in den Boden erlaubte einen Ausblick auf das dunkelblaue Waſſer des Aralſees. Bald nachher ſtand der Reiſende am Ufer deſſelben und erreichte die Station Aſchchulpas, die auf trockenem, ſalzigen Erdreiche ſteht, das einſt vom See bedeckt war. Dieſer nimmt bekanntlich an Umfang mehr und mehr ab, und wäre längſt ausgetrocknet, wenn ihm nicht das Waſſer zweier ſo bedeutender Ströme, Amu und Sſir, zufloſſe. Dieſer ſalzhaltige Boden zieht ſich gen Oſten bis zum Ballaſchſee hin, und er iſt ſo feſt wie ein gutes Pflaſter; weder Wagenrad noch Roſſeshuf machen einen Eindruck.

Fort Kaſal oder Kazaly, am rechten Ufer des Jaxartes, wurde bei dichtem Nebel erreicht; die Häuſer beſtehen

Ein Poſtillon in Orenburg (Baſchkire).

Kirgiſiſcher Poſtillon.

aus Lehmſteinen und gleichen den Wohnungen der Bauern in Südrußland, nur haben ſie keine geneigten, ſondern flache Dächer. Auf dem Bazar finden ſich Kirgiſen ein, um ihr Vieh gegen ruſſiſche Fabrikate zu vertauſchen. Der Kaviar von Kazaly iſt an ſich vortrefflich; leider nimmt man bei der Zubereitung eine ſchlechte Qualität Salz. Von hier (Fort Numero I.) fahren die Schiffe den Jaxartes aufwärts. Der Reiſende klagt über die Mangelhaftigkeit derſelben; er fand die ganze Dampfſchifffahrt „in einem erbärmlichen Zuſtande", bemerkt auch, daß man das Flußbett reguliren müſſe, wenn die Dinge beſſer werden ſollen.

Von Kazaly nach Djanekentz hat man nur 20 Werſt,

Ein tatariſcher Jemſchik (Poſtillon) von einer Station im Ural.

Ruſſiſcher Poſtillon im Ural.

alſo kaum drei deutſche Meilen. Dieſe alte Ruinenſtadt liegt am andern Ufer des Jaxartes in der Nähe eines Sees. Wereſchagin erhielt vom Befehlshaber des Forts Pferde und einen Koſacken, der türkiſch ſprach. Unterwegs traf er viele Kirgiſen zu Roß und Kameel; einige ritten auch auf Eſeln oder auf regelrecht geſattelten Ochſen; ſie brachten Schafe und Kühe nach dem Fort. Da und dort hatten arme Nomaden ihre Zelte aufgeſchlagen. Die Frauen hielten eben Schafſchur, andere klopften Wolle; auf ihnen liegt alle Laſt der Arbeit, während die Männer faullenzen. Der Fremde, welcher in ein Zelt tritt, wird mit Aman taſchar, ich grüße Dich, Freund, angeſprochen.

Digitized by Google

Unterwegs erzählte der Koſak viel von Sadik, einem ſtreitbaren Kirgiſenhäuptling, welcher den Ruſſen manche Ungelegenheiten verurſachte. Man glaubte eine Zeitlang, daß er einen Angriff auf Fort Kazaly machen werde, und viele Zeite waren deshalb auf die andere Seite des Stromes hinübergegangen, weil man wußte, daß er es vorzugsweiſe auf Plünderung abgeſehen habe. Der Commandant ſchickte 60 orenburgiſche Koſacken gegen ihn, der mehr als 1000 Reiter befehligte. Jene waren unvorſichtig; während ein Theil abkochte, und etwa zwanzig andere die Pferde zur Tränke

Tarantaſſe mit einem Kameele beſpannt.

geführt hatten, griff Sadik zunächſt dieſe letzteren an und ſäbelte ſie bis auf drei Mann nieder. Die, welche abkochten, ſahen was vorging, konnten jedoch ihren Kameraden keine Hülfe bringen. Sadik umſtellte ſie, griff aber nicht ſofort an, ſondern berathſchlagte mit ſeinen Aelteſten. So gewannen die Koſacken Zeit, ſich nothdürftig zu verſchanzen und Erdlöcher zu machen, welche einige Deckung boten und von denen aus ſie feuerten. Alle Pferde waren in die Hände

Ueberfahrt über den Sir Darja (Jaxartes).

der Kirgiſen gefallen, an Flucht konnte man alſo nicht denken. Die Nacht verlief ruhig, aber gleich früh am Morgen griffen die Kirgiſen ſtürmiſch an. Die Koſacken hielten Haus mit ihren Patronen, deren jeder nur 40 Stück hatte; ſie ließen den Feind ganz nahe kommen und feuerten dann in die dichte Maſſe hinein, raſch hinter einander. Das wirkte; die Kirgiſen flohen ſchneller, als ſie gekommen waren; viele Todte nahmen ſie mit, aber manche blieben auf dem Platze liegen. Die Blockade jedoch dauerte volle drei Tage und Nächte; die Koſacken hatten inzwiſchen faſt nichts zu

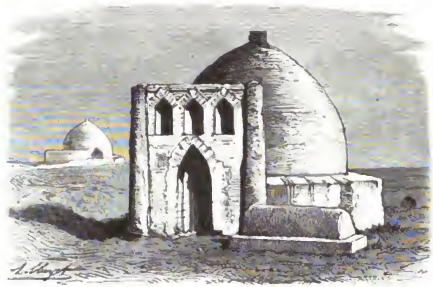
Digitized by Google

eſſen und zu trinken, hielten aber ſtandhaft aus. Dann zogen die Kirgiſen ab, während die Ruſſen ihre Sättel im Sande vergruben und ſich nach dem Fort zurückſchleppten, wo ſie mehr todt als lebendig ankamen. Die Kirgiſen hatten Allen, die in ihre Gewalt gefallen waren, die Köpfe abgeſchnitten, um dieſelben als Trophäen an den Emir von Buchara zu ſenden; zwei Koſacken waren lebendig geſchunden worden.

Bei der Fähre über den Jaxartes ſteht ein Koſackenpikket, damit die Kirgiſen nicht die Steine aus den Ruinen von

Kirgiſiſches Grabmal bei Dſchanekent.

Djanekent fortſchleppen. Die Ueberfahrt geſchieht in einem großen Nachen nach den ziemlich gut erhaltenen Feſtungswerken von Djanegal, die aus Erdaufwürfen beſtehen, mit einem Graben umgeben ſind und im Innern keine Spur von Wohnungen zeigen. Nach Südweſten hin, in einer Entfernung von etwa 6 Kilometer vom Fluſſe, ſieht man eine große Mauer; ein Kilometer weiter hin ſind mit Gras und Strauchwerk bewachſene Hügel, von denen manche durchwühlt ſind, und dort liegt das alte Dſchanekent. Der Peterburger Akademiker Lerche hat in den Ruinen Nach-



Kirgiſiſches Grabmal bei Dſchanekent.

grabungen veranſtaltet und aus denſelben manche merkwürdige Sachen zu Tage gefördert. Vor etwa zehn Jahren wußte Niemand etwas von denſelben; man ahnte nicht, daß unter den Sandhügeln ſo herrliche gebrannte Backſteine lagen, dort, in einer Gegend, wo man heute die Zubereitung derſelben nicht mehr kennt. Aber die Nomaden wußten durch Ueberlieferung, daß dort eine Stadt gelegen habe, die von Schlangen aufgefreſſen worden ſei. In derſelben lebten, ſo heißt es weiter, die Landesherſcher, deren letzter die Tochter eines benachbarten Königs zur Frau genommen hatte; als

Digitized by Google

ſie ihm ungerecht wurde, tödtete er ſie. Aber ihr Vater war ein Zauberer, und aus Rache bot er Schlangen auf, welche jenen Herrſcher und ſein Volk auffraßen. Wereſchagin bemerkenswerth hat bei allen Nachgrabungen bei den Hügeln auch nicht eine einzige Schlange geſehen.

Die Kirgiſen haben mehrere Hügel durchwühlt, um die Baſſteine herauszubrechen und zu verkaufen, doch bald iſt die Behörde eingeſchritten, weil ſie die vortrefflichen Steine ihrerſeits zum Bau der Feſtungswerke benutzen wollte. Wereſchagin, der ſich bei ſeinen Nachgrabungen einiger Kirgiſen bediente, fand Knochen von Menſchen, Pferden, Schafen, Kameelen, Kohlen, Bruchſtücke von Thongefäßen, darunter eins von ſehr hübſcher Form mit Henkel und Schnabel, eine flache Schüſſel mit Henkel und vier Schnäbeln, und einen rothen Topf mit ſchönen regelmäßigen Zeichnungen und Ornamenten von boſſirtem Thon. Er befahl, die dem Topf anhaftende Erde vorſichtig abzunehmen, aber leider wurde in demſelben Augenblicke ſaure Milch für die Kirgiſen gebracht, und da ſprang der eine wie ein Haſe aus dem gegrabenen Loche, warf ſeine Hacke weg und der Topf war zertrümmert. An derſelben Stelle, wo man ihn gefunden hatte, kam etwas tiefer ein anderes aber ſchlichtes Gefäß zum Vorſchein und gleich darauf noch ein drittes. Bei weiteren Nachgrabungen fand Wereſchagin noch mehr Thongeſchirre, die entweder nichts enthielten oder nur Staub von Kohlen und Knochen, Stückchen Glas, glaſirte Gefäße, Bruchſtücke von Ornamenten aus gebranntem Thon; dieſe Zeichnungen waren originell und durchweg regelmäßig, einige mit blauem Schmelz überzogen. Eine Reliefinſchrift ſcheint arabiſche Schriftzeichen zu haben.

Bei Dſchanekent verweilte Wereſchagin am Abend und Nachts in der Kibitke einer kirgiſiſchen Familie, die aus Vater, Mutter und zwei Töchtern beſtand; der erſtere hatte auch einen Sohn, der ſchon erwachſen war, ſich aber nur ein einziges Mal auf kurze Zeit einfand; er war für gewöhnlich im Fort beſchäftigt. Der Vater, ein intelligenter Mann in den vierziger Jahren, ſah eher wie ein Nogayer denn als ein Kirgiſe aus; er trug einen weiten Schlafrock von weißem Kameelhaarzeug und auf dem Kopfe ein Toppe, runde, ziemlich platte Mütze, bei kaltem Wetter im Freien jedoch eine hohe, oben zugeſpitzte Mütze von Schaffell. Die

Grabmal eines reichen Kirgiſen.

Mutter, welche vor der Zeit gealtert war, hatte den echten kirgiſiſchen Typus, platte Naſe, eng geſchlitzte Augen und vorſtehende Backenknochen. Sie trug weite Beinkleider und hohe Stiefeln und einen langen blauen Ueberwurf. Das älteſte Mädchen war etwa dreizehn Jahre alt und wie die Mutter gekleidet und hatte um Hals und Unterarm Metallringe und Glasperlen von verſchiedener Farbe; das kohlſchwarze, in viele kleine Stränge geflochtene Haar war mit einem rothen Tuche umwunden. Das jüngſte, etwa neunjährige Kind glich dem Vater, war eigenſinnig, aber dabei doch recht liebenswürdig.

Wenn der Reiſende Abends in die Kibitke trat, fand er die Familie am Feuer. Die Mutter und das älteſte Mädchen waren ſtets beſchäftigt; der Vater ſchlitzte mit einer Eiſenſtange im Feuer. Dann wurde eine breiartige Suppe aufgetragen; zur Mehlbereitung bedient man ſich einer Handmühle; in dem aus acht Kibitken beſtehenden Lager gab es nur eine einzige. Wereſchagin erhielt viele Beſuche; die Leute äußerten Verlangen nach Tabak, Schießpulver, Seife, Nadeln, Ringen und dergleichen mehr.

Die Kirgiſen am untern Jaxartes genießen nur ſelten Fleiſch. Der Reiſende ſah nur einmal, daß Fleiſch gegeſſen wurde; man hatte in einem benachbarten Zelte ein unheilbares Pferd geſchlachtet, und nun kamen viele Männer herbei, um ſich beim feſtlichen Mahl eine rechte Gütte zu thun. Die Kirgiſen ſind Vielleſſer, Thee iſt ihre Leidenſchaft, Alles, was fett iſt, wird mit Vorliebe genoſſen; kleine Mädchen verſchlingen einen Napf voll zerlaſſener Butter und lecken ſich hinterher noch die Finger ab.

Die Kibitke bot keinen angenehmen Aufenthalt dar; zwar warm war es in ihr, aber der Rauch von dem Feuer beläſtigt die Augen. Man brennt Kameelmiſt oder Strauchwerk, das man in der Steppe findet. Gewöhnlich beſorgen die Kinder das Feuer. Man behandelt die Kleinen als ob ſie ſchon erwachſene Leute wären und zankt mit ihnen nicht.

Eines Tages ſtieg der Mann, bei welchem Wereſchagin wohnte, auf ein Kameel, angeblich um im Fort Butter zu verkaufen. Die Frau erzählte dann Folgendes: „Der Verkauf der Butter iſt nur Vorwand; er will ſeine andere Frau in Kazaly beſuchen, von ihr hat er den Sohn, welchen Du vor

Digitized by Google

einigen Tagen hier fahrt. Von den beiden Mädchen hier in der Kibitke habe ich die älteste von meinem ersten Mann, die jüngste habe ich von meinem jetzigen. Als mein erster gestorben war, nahm mich sein Bruder, mein jetziger, denn ich war wohlhabend; ich besaß 300 Schafe, 6 Kameele, viele Pferde und volle Kisten, er aber hatte nichts, ich brachte Alles mit, auch dieses Zelt hier, das hübsch und neu war, jetzt aber recht abgemißt aussieht. Ich habe eine Tochter in Buchara, eine andere in Chiwa verheirathet; ich hatte von meinem ersten Manne sechs Mädchen, leider keinen einzigen Knaben. Aber was will ein Mädchen gegen einen Knaben bedeuten? Gar nichts!" Dabei spie sie verächtlich aus. Sie erzählte weiter, daß das dreizehnjährige Mädchen bald verheirathet werden solle; der Bräutigam hatte das Kaufgeld — eine Anzahl von Schafen und Pferden — bereits gezahlt, aber der Vater verlangte noch ein Kameel dazu. „Wir werden, sobald er dieses gebracht hat, unsere Tochter sehr hübsch kleiden und sie auf ein Kameel setzen. Ich steige dann auch zu Kameel und führe sie in die Kibitke des jungen Mannes." Das Mädchen hörte diesem Gespräche ganz gleichgültig zu und flocht einen Strick aus Ziegenhaar. Die neunjährige Tochter war bereits einem vierzigjährigen Kirgisen versprochen worden; derselbe hatte schon zum Voraus eine Anzahlung gemacht, die aus 64 Hammeln und 2 Pferden bestand. Die Hochzeit sollte nach ein paar Jahren stattfinden.

Der Wahabismus in Arabien seit 1819 und die Staatenbildungen auf der arabischen Halbinsel im 19. Jahrhundert.

Von **Dr. A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.

II.

Die Stellung der Wahabis gegenüber anderen arabischen Landschaften. — Krieg mit den Türken. — Das unabhängige Gebiet des Dschebel Schammar mit der Hauptstadt Hail. — Sultan Telal.

Die Macht des nedschdäischen Staates liegt weder in seinem straffen centralisirenden Despotismus noch in seiner wahabitischen Orthodoxie, sondern in dem Staatsgedanken, den diese Araber, gleichsam in Erinnerung an die großen Kalifen, zum Ausdrucke bringen, nämlich Einigung unter einer starken Regierung zum Zwecke geordneter und prosperirender Zustände, aber zugleich mit jener Freiheit, die der Araber kraft seines Naturells nicht aufzugeben im Stande ist. Gewiß wird nicht die ganze Halbinsel zu einem Staate verschmolzen werden, der ja monströs groß sein und den Keim baldigen Zerfalls in sich tragen würde. Oman im Südosten, die südlichen Länder, Jemen, ja Asir bürften selbständig bleiben, weil sie geographische Individualitäten sind. Auch der Schammarstaat, von welchem wir sogleich zu reden haben werden, bleibt voraussichtlich, wenn er Männer von Energie und Geist wie bisher an seiner Spitze hat, trotz seiner Nähe am Centralstaate ein selbständiger Organismus. Abschließend mit dem Sultanat von Riad will ich nur noch das Wenige beibringen, was seit Palgrave 1863, Guarmani 1864, Pelly 1865 von Ereignissen bekannt geworden ist, die den nedschdäischen Staat berühren. Wir in Deutschland verdanken diese Kunde zumeist der schon genannten Augsburger „Allgemeinen Zeitung".

Im Mai 1871 brachten die Stambuler Zeitungen, so der „Levant Herald", die Nachricht, daß der Gouverneur des türkischen Vilajet Bagdad, der einsichtige und kraftvolle Midhat Pascha, derselbe, welcher 1872 eine leider nur kurze Zeit Großwesir war, einen Feldzug „gegen die unabhängigen Staaten des Nedsched vorbereite, wo der Wahabitismus im fertigen Wachsen begriffen sei und nachgerade dem Vilajet Bagdad gefährlich werde." Bald darauf gab die Augsburger „Allgemeine Zeitung" einen Auszug des amtlichen Berichtes des türkischen Expeditionscommandanten vom 24. Mai: die Truppen fanden bei Ras Tanura (dicht an Katif im Golf) kein Wasser, gingen daher vier Stunden weiter bis Ain el Rahim. Die Dörfer bis in die Nähe von Katif unterwarfen sich, verlangten aber, daß man sie gegen die Repressalien der „Unwohner von Saud" schütze. Das wird ein Mißverständniß des Zeitungsübersetzers sein statt der „Umgebung Saud's", das heißt doch wohl des nedschdäischen Prinzen, der gleich nachher als Sohn Saud's bezeichnet ist; Saud selber kennen wir durch Palgrave als zweiten Sohn Feisal's. Weiter sagt der Bericht, daß der Emir von Katif, Abdul Asis (wie wir sogleich annehmen berechtigt sein werden, eben der Sohn Saud's), sich zur Vertheidigung rüstete, indem er Mosteen und Häuser niederreißen ließ, die das Kanonenfeuer hinderten. Die Türken kamen nach einigen Tagemärschen, allerdings keine Eilmärsche, beim Palmenwald des Dorfes Kobib, eine halbe Stunde vor Katif, an. Die Stadt wurde jetzt von drei Seiten zu Lande cernirt, von der Seeseite, die wegen der Untiefe für große Schiffe unzugänglich ist, durch die Segelflotte des Kaimakam von Koweit, Abdullah el Sabah — Pelly nennt Koweit eine kleine selbständige Herrschaft; daher auf Kiepert's Karte von 1871 so bezeichnet — und durch den Dampfer „Azmr" blockirt. Nach drei Stunden war Bresche geschossen, der Emir bat um Aman (d. h. Pardon), das Fort ward übergeben und durch türkische Truppen besetzt. Noch in der Nacht zog die Colonne nach Daman (bisher uns nur als Vorgebirge bekannt), um Mehemed el Feisal (jedenfalls richtiger Mehemed ebn Feisal), den Bruder von Abdullah el Feisal (wieder Abdullah ebn Feisal), der dort gefangen gehalten wurde, zu befreien. Dies wurde bewerkstelligt. In der Citadelle von Daman fanden sich 13 Kanonen, darunter drei von Bronze. Abdul Asis, der Sohn Saud's, der sich im Fort befand, entkam Nachts bei der Annäherung der Türken.

Soweit diese Nachrichten sich entwirren entlassen, haben wir es hier mit nedschdäischen Prinzen zu thun, von denen uns Abdullah, Saud und Mehemed (Mohammed) als Söhne Feisal's bereits bekannt sind. Mehemed, von seinem gewaltthätigen Bruder Abdullah eingekerkert oder dem andern,

Digitized by Google

Saud, der dessen Söhne, und jetzt von den Türken befreit, mag diesen als Instrument gegen den fanatischen Wahabitfürsten willkommen gewesen sein. Jedenfalls haben wir zu schließen, daß zwischen 1865 und 1871 der greise Feisal gestorben und sein Sohn Abdallah Sultan in Riad geworden ist. Wäre Abdallah nicht seinem Vater in der Regierung gefolgt, so würde der türkische Bericht Mehemed kaum als Bruder gerade des Abdallah, also einer wichtigen Persönlichkeit, bezeichnen.

Ferner wollen die Türken Hofhuf genommen haben, eine Stadt von — 15,000 Häusern! Bei Sadlier (1819) hatte es so viele Einwohner, bei Palgrave (1863) etwa 25,000 Einwohner. Man sieht, die Türken haben „Bülletins“ machen gelernt, es müßte denn ein Druckfehler sein. Hofhuf soll eine starke Mauer, zwei innere und ein detachirtes Fort mit 50 (!) Feuerschlünden gehabt haben. Durch die Einnahme von Hofhuf sei das ganze Land Hasa, d. h. 200 kleine Städte und Dörfer, die Stadt Elbuchdi — etwa Mubarras? — sammt dem befestigten Hafen Abschir (d. h. Oteir) in die Gewalt der Türken gekommen.

Die Glaubwürdigkeit dieser türkischen Siegesbülletins voraussetzt, scheint doch die Occupation Hasas nur von kurzer Dauer sein zu sollen oder gar gewesen zu sein. Denn nicht allzu lange nachher, August 1871, meldete die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, daß jene von Midhat Pascha veranlaßte Expedition gegen die Staaten in Nedsched eine böse Wirkung auf die Schammarbeduinen ausgeübt habe. In der Stärke von 12,000 Mann hätten sie die Bezirke von Mardin, Nisibis und Dschesireh (zwischen Euphrat und Tigris) überfallen und verwüstet. Durch diese Diversion der Schammar würden wohl die Türken zum Aufgeben der neuen Eroberung, mit welcher die Expedition gegen das Nedschd ihr Ende erreicht habe, gezwungen werden. Mit diesen Schammar können nun wohl schwerlich die des Sultanates von Hail gemeint sein, dessen Geschichte sogleich folgen wird, sondern ihre Stammverwandten im Zwischenstromlande; die Entfernung bis Mardin und Nisibis, wenige Tagereisen südlich von Diarbekir, wäre doch für einen Streifzug aus Inner-Arabien zu bedeutend.

Uebrigens scheint Persien den türkischen Feldzug an den Gestaden des Golfs mit Argwohn begleitet zu haben; unter dem 23. August 1871 meldet die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ telegraphisch aus Konstantinopel, daß Persien gegen die durch türkische Truppen erfolgte Besetzung der Baschraimündung (!), also selbstverständlich Bahrein, protestirt habe; England unterstütze Persien und die Pforte dürfe wohl nachgeben.

* * *

Als ein Theil des nedschdäischen Staates konnte bis in die Mitte der dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts mit Recht das Gebiet des Dschebel Schammar gelten, ursprünglich die Thalebene zwischen den beiden Gebirgszügen Tai, dem Adschas und Selmagebe, dann aber durch erweiterten Einfluß das Land von Dschauf und Wadi Sirhan im Norden bis nach Oberkasim im Süden, von Teima im Westen bis zu einer unbestimmbaren Demarcationslinie im Osten, die aber nicht allzu weit vom Schatt und von der kleinen Herrschaft Koweit abzuliegen scheint.

Nach den Berichten Wallin's, Palgrave's, Guarmani's haben wir aber dieses bedeutende Areal nicht mehr für einen nedschdäischen Appendix zu halten, sondern für ein nur noch im losesten Zusammenhange mit dem Sultanat von Riad stehendes selbständiges Staatsgebiet mit der Hauptstadt Hail, dessen Landeskunde ebenso wie die des Nedsched ich in einer Arbeit über Centralarabien gegeben habe. Hier seine kurze Geschichte seit der Emancipation von Riad.

Es sind zwei Namen, auf welche es uns hierbei besonders ankommt: Abdallah ebn Raschid und sein Sohn Telal. Jener, noch wesentlich Vasall von Riad, hat die Grundlagen des jungen Schammarstaates gelegt, dieser ihn ausgebaut.

Hail war etwa zur Zeit der Jahrhundertwende zu der Stellung einer Art Hauptstadt im Schammargebiete gekommen, nicht verwunderlich bei seiner centralen Lage. Die oberste Macht — nach Palgrave's Erkundigungen — hatten die Beit Ali, alte Eingesessene der Stadt. Zugleich lebte im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts in Hail ein junger thatkräftiger Häuptling von der Familie Raschid, die zu dem Stamme Dschaafer, einer der edelsten Unterabtheilungen der Schammar, gehörte, eben jener Abdallah ebn Raschid, reich, vornehm, ehrgeizig. Was Wunder, daß er den Beit Ali den Vorrang abzulaufen suchte! Seine Faction war in Hail nicht machtlos, aber im benachbarten Kesar stand Alles auf Seiten der Beit Ali. Der Ausgang des endlich ausgebrochenen Kampfes war dem jungen Häuptling unglücklich und er mußte, etwa 1818 oder 1820, in die Verbannung. Mit einigen Verwandten schlug er den Weg nach dem Dschauf ein, weiter nach Wadi Sirhan. In dessen Schluchten wanderend wurden sie von den alten Feinden der Schammar, die es noch bis heute sind (Guarmani), den Anezeh, überfallen und Alle, auch Abdallah scheinbar, niedergemacht. Aber noch der bald sich bildenden Legende blieb Abdallah wie durch ein Wunder am Leben, wurde von einem Kaufmann aus Damask gefunden, gerettet und nach erfolgter Heilung von ihm reichlich beschenkt wieder in die arabische Heimath entlassen. Da er sich nicht nach Schammar wagte, ging er nach Nedsched und wurde dort, wie schon oben erzählt, ein wichtiger Truppenführer. Ebenso ist, wie er zu dem Emirat in Schammar kam, bereits bei Gelegenheit des Berichtes über Feisal's Regierungsantritt angedeutet. Als er diesen von der Spitze der Moskee zu Riad als Herrscher ausgerufen hatte, wurde er, nach Wallin's Erkundigungen, von Feisal zum Dank für seine Klugheit und Geschicklichkeit zum Schrift des Schammarlandes ernannt an Stelle Salih ebn Ali's, seines Vetters, der ihn wegen seiner großen Beliebtheit beim Volke einst verbannt hatte. Ohne Mannschaft machte Abdallah ebn Raschid sich allein auf den Weg im Vertrauen auf eigene Tüchtigkeit und früheres Ansehen. Er hatte manche Mühsal zu erdulden, die er selber in einigen Versen besungen hat. Tages über versteckte er sich im Abschagebirge und Nachts stieg er zu den Häusern einiger Freunde in Hail oder Kesar herunter. Sobald er genug auf seiner Seite hatte, schritt er zum Angriff und besiegte Salih. Dieser floh mit drei Beiläern nach Medina zu, hoffend, dort vom türkischen Pascha unterstützt zu werden. Aber unterwegs wurden sie in dem kleinen Dorfe Kasr el Suleimi von Obeid (Obeid), Abdallah's Bruder, eingeholt und alle bis auf einen, Isa, niedergemacht. Dieser entkam nach Medina, wo ihn der Pascha freundlich empfing und türkische Truppen zur Wiedereroberung des Landes versprach. Aber Abdallah bot dem Pascha durch Obeid mehr als Isa, 2000 Kameele, Geld, andere Geschenke, und so ward er als Scheikh von Dschebel Schammar auch von dem Türken in Medina anerkannt.

Abweichend erzählt Palgrave, daß die Beit Ali nach Abdallah's Rückkehr aus Hail vertrieben, von Obeid, dem „Wolf“, aus Kesar nach verzweifeltem Widerstande gejagt und nach Kasim verfolgt wurden, wo die Einwohner sich zu ihrem Schutze erhoben. Obeid habe frische Truppen aus Medsched (?) verlangt und sich dadurch unbeliebig gemacht,

Digitized by Google

die Provinz an Feisal zu überlassen, hierauf die Landschaft mit so wilder Wuth verwüstet, daß sein Name dort noch zu Palgrave's Zeit ein Schrecken war. Die Beni Ali seien bis auf einen Knaben ausgerottet worden, den sollter Telal habe sorgsam aufsuchen lassen, beschenkt und mit einer schönen Wohnung in Hail ausgestattet habe, eine Ange Großmuth gegenüber dem letzten Sprößling einer nebenbuhlerischen Partei. Palgrave erzählt auch, wie Abdallah, während sein Bruder doch Kasim nur für den Thron von Riad eroberte, sich Schammar ganz unterwarf, aus politischer Rücksicht den Wahabismus in Schammar wieder einführte, der aber nie populär wurde, und daß er endlich sich einen bedeutenden Palast in einem neuen Stadviertel zu bauen begann, als ihn der Tod überraschte. Bis 1845, d. h. bis zu seinem Ende, blieb Abdallah im unbestrittenen Besitze, er hatte etwa zwölf Jahre regiert, furchtlos, gerecht, oft streng, unverbrüchlich treu dem gegebenen Worte, gastfrei und gütig gegen Alle, besonders gegen die Armen.

Nach Wallin folgten auf Abdallah seine Söhne Telal und Mitaab gemeinschaftlich in der Regierung. Nominell erkannten sie die Suprematie von Riad an, fendeten gelegentlich Freiwillige zu den Kriegen dorthin und einen kleinen Theil des Tributes, den die Schammar von den persischen Habschis einkrieben. Wallin spricht die Besorgniß aus, daß die beiden jungen Männer, übrigens ihrem Vater an Tüchtigkeit ähnlich, sich gegen etwaige Gährungen nicht möchten halten können, besonders im Falle des Todes ihres energischen Oheims Obeid. In jedem Falle aber, meint schon Wallin, war die Regierung in Schammar ein Segen gewesen, Sicherheit, Ordnung, Wohlstand ihre Folge.

Daß Telal, der bald allein die Herrschaft weitergeführt haben muß, auch ohne die von Wallin ihm gewünschte englische Hülfe seines Oheims zu regieren gewußt hat, erfahren wir nun durch den englischen vielgenannten Gewährsmann, dem wir hier zu folgen kein Bedenken zu tragen brauchen. Telal ist etwa 1824 geboren, und als 1845 sein Vater gestorben war, kam er — bei Palgrave ohne brüderliche Mitregentschaft — zur Regierung, ohne daß bei seiner Beliebtheit irgend ein Zweifel, ob er oder sein Oheim Obeid berechtigter, im Volke entstanden wäre. Auch besaß er Alles, was den tüchtigen Fürsten und zwar nicht bloß in Arabien macht: kenntseig, gegen Vornehme zurückhaltend, muthig und geschickt als Soldat, freisinnig genug, um Handel und Gewerbe zu fördern, freigebig als Wirth bis zur Verschwendung, aber ein guter Finanzmann für den Staat, tolerant in Sachen der Religion, verschwiegen, was seine Pläne betraf, treu und zuverlässig bei Versprechungen, streng in der Verwaltung, aber dem Blutvergießen abgeneigt.

Zuerst vollendete er den Palast in Hail, verband mit diesem eine lange Reihe Kaufläden, legte daneben einen großen Marktplatz an mit ebenfalls etwa 80 Läden und Magazinen, und errichtete schließlich eine große Moskee für die öffentlichen Freitagsgebete. Er eröffnete Straßen in der Stadt, ließ Brunnen graben, Gärten anlegen und die Befestigungen verstärken und erweitern. Seinen Oheim, den finstern und grausamen Obeid, bemühte er besonders zu kriegerischen Unternehmungen, so zunächst gegen Kheibar (die berühmte einstige Judenniederlassung nach Medina hin gelegen), das neun auch unterworfen und einem Statthalter übergeben wurde. Bald nachher soll Oberkasim, der nebschdäische Tyrannei müde, sich selber, wie Palgrave sagt, an den jungen Schammarstaat annectirt haben. Feisal habe diesen Abfall ruhig geschehen lassen müssen und Telal nicht umhin gekonnt, die Gebietserweiterung bestens zu acceptiren. Persönlich führte er eine Expedition und zwar mit Glück gegen Teima (die uralte Wüstenstadt nach Westen hin) und dessen Umgebung. Wichtiger noch war der Zug gegen das Dschauf im Herbste 1855 (bei Guarmani: 1853, der auch erwähnt, daß bis dahin die Nuala sich das Dschauf tributpflichtig erhalten hatten), in dessen Stadvierteljwiste (siehe in Bezug auf alle diese Oertlichkeiten meine Arbeit über Centralarabien) sich bereits Abdallah ebn Raschid gemischt hatte, um die Landschaft besetzen und befitzen zu können. Telal hatte zwei Stück Geschütze bei sich und gewann die Stadt durch Sturm. Er setzte einen tüchtigen Statthalter ein, ließ seinen Großen der ihm befreundeten Partei des Dschauf an die Spitze treten, entfleidete im Gegentheil diese Scheikhs jedes administrativen Einflusses, stellte dem Statthalter drei seiner vertrauten Männer aus Hail als Beirath zur Seite und bildete endlich aus Leuten des Dschauf eine Art Leibwache für den Statthalter, die Sold und Waffen lediglich von diesem erhielt.

Vom Dschauf aus sicherte Telal seine Macht über die Beduinen bis zu der Pilgerstraße im Westen und Syrien im Norden, 1862 noch hatte er die Aggam von den Scherarat westlich vom Dschauf seine Macht fühlen lassen und unterworfen.

Seine Friedenspolitik in Bezug auf Belebung des Handels namentlich in seiner Hauptstadt Hail zeigt ihn als einen durchaus vorurtheilslosen Geist. Kaufleute und Handwerker aus Basra, Medina, ja aus Jemen, wurden eingeladen sich niederzulassen; Christen und Juden aus den nördlichen Grenzgebieten, Schijaiis aus den persischen Landschaften erhielten das Versprechen vollkommener Sicherheit und freier Religionsübung, und wenn davon auch in Folge der localen Entfernungen wenig Gebrauch gemacht wurde, so ist doch der Impuls gegeben und Hail ein Centrum des Handels- und Gewerbsfleißes in Nordarabien geworden.

Große Klugheit bewies Telal auch in seiner auswärtigen Politik. Umgeben von dem lauernden Wahabitanatismus des Reiches von Riad auf der einen, von dem türkischen Großmachtsdünkel auf der andern Seite, hat er sich unter Vermeidung jeder Provocation durch rechtzeitige Geschenke und Höflichkeiten doch seine Stellung ausreichend unabhängig und geschickt gemacht. Selber ein mehr als toleranter Moslim läßt er den religiösen Observanzen ihren Lauf, wenn er auch klugerweise mit notorischen Europäern keine Beziehungen öffentlich aufnuljen konnte. Daß eine Wahabitfaction in seiner nächsten Umgebung ihm Vorsicht aufnöthigte, läßt sich leicht denken: Obeid war ja sein Oheim. Nicht eine Kupfermünze geht als Tribut nach Stambul, kein Mann aus dem Schammargebiet tritt in die türkischen Großmachtsbataillone, und die Landschaften von Kheibar und Teima sind von Telal erobert worden, obwohl sie innerhalb oder doch ganz in der Nähe der dort problematischen Grenzen des türkischen Reiches liegen sollten. Daß Telal auch Aegypten in seine politischen Combinationen gezogen hat, versichert Palgrave ebenfalls. Dies kann nur den Sinn haben, daß er bei gegebener Gelegenheit an der bedeutsamen Macht des Nilstaates sich einen Rückhalt gegen die Pforte zu schaffen wünschte.

Die unumschränkteste Gastfreiheit hilft ihm die Herzen auch der Beduinen gewinnen, die übrigens begreiflich mit dem strafen Regiment weniger zufrieden sind, als die in ihrem Besitz und Verkehr nun gesicherten Landbauer und Kaufleute. Die Rechtspflege ist bei allem Ernste doch human, Todesstrafe wird so gut wie gar nicht verhängt. Um Blutrache verwieben zu sehen, hat Telal in wahrer Menschlichkeit nicht selten aus seinem eigenen Säckel das Blutgeld für den Betheiligten gezahlt. Schläge aber sind eine nicht ganz zu vermeidende Strafe für Stehlen, Fluchen,

Digitized by Google

Prügelei (dies zur Berichtigung einer Behauptung in meinem ersten vorjährigen Artikel dieser Zeitschrift).

Telal hatte zur Zeit von Palgrave's Besuch drei Frauen, eine Tochter Feifal's (?), eine aus Hail, eine aus seinem verwandten Stamme Dschaafer; drei Söhne, Bedr, etwa 1850 geboren, Bander (auch bei Guarmani: Bandel), Abdallah. — Persönlich imponirend war er doch nicht besonders hochgewachsen, eher untersetzt, mit langem schwarzem Haare, einem wahrhaften Adlerauge an Glanz und Schnelligkeit. Seide fehlte, trotz der Wahabi in seiner Nähe, dem Kopftuche nicht, und so im weißen Kaschmirrocke, dem feinen Kameelhaarmantel, mit dem goldgriffigen Säbel, fest und bewußt einherschreitend, machte er auf Palgrave sogleich einen bedeutenden Eindruck. Nach langer Wüstenwanderung fühlte der Reisende sich wieder unter dem Schutze eines Mannes. Vergessen wir schließlich nicht, daß Telal einige vortreffliche hohe Beamte um sich hatte, Männer von feinen Sitten, weiser Discretion und praktischer Tüchtigkeit.

In dieser Anerkennung des großen Emirs stimmt Guarmani, der 1864 Teima, Kheibar, Hail besucht hat, mit Palgrave überein.

Damit wäre denn unsere Kunde des Schammarfürsten erschöpft, eines Fürsten aus der Reihe der großen arabischen Emire, die in diesem Jahrhundert dem Staatsgedanken zum Siege über die Stämmezersplitterung verholfen haben, eines Mannes, der ohne Vorbildung durch Schule, Reisen oder langjährige Haustraditionen selbst mit bedeutenden europäischen Fürsten den Vergleich wohl bestehen kann.

Ob er noch lebt, wissen wir nicht, aber hoffentlich regiert er den jungen Staat noch, wesentlich seine Schöpfung. Die Statistik der Provinzen von Schammar habe ich in meiner Arbeit über Centralarabien gegeben, ebenso gelegentlich oben schon angeführt, daß 12,000 Schammar 1871 eine Diversion auf fürstliches Gebiet am obern Euphrat gemacht haben. Ob dieser Zug auf Telal's Rechnung kommt, wer aus der Nachricht der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" nicht zu ersehen.

Die Elsaß-Lothringer in Algier.

In Paris, Rue de Provence Nr. 9, hat eine „Gesellschaft zum Schutze derjenigen Elsaß-Lothringer, die Franzosen geblieben sind" (Société de protection des Alsaciens-Lorrains demeurés Français), ihren Sitz. Diese veröffentlichte unlängst eine Schrift, deren Inhalt auch in Deutschland auf Theilnahme zu rechnen haben wird. Handelt es sich in ihr doch um das Geschick von Tausenden echter deutscher Landeleute, die der politische Unmuth, erzeugt durch die lange Gewöhnung an eine an und für sich unnatürliche Lage, verführt hat, ihrem alten Heimathlande den Rücken zu kehren und ihre neue Wohnstätte da aufzuschlagen, wo für sie fast alle Bedingungen zu einem glücklichen Dasein fehlen.

Die gedachte Schrift besteht aus einer Reihe von Berichten über die Lage der nach Algerien ausgewanderten Elsaß-Lothringer, welche ein Mitglied der genannten Gesellschaft, der frühere Unterpräfect in Zabern, Herr Guynemer, welcher eigends nach Afrika gesandt worden, um die Niederlassungen der neuen Colonisten daselbst zu untersuchen, an die Gesellschaft erstattet hat.

Herr Guynemer hat während zweier Monate diejenigen Dörfer der algerischen Provinzen Oran, Algier und Constantine bereist, in denen elsaß-lothringische Familien ihren Wohnsitz genommen haben; seine Aufzeichnungen über das von ihm Beobachtete, denen wir die nachstehenden Angaben entnehmen, füllen einen starken Band in Großquart von 91 Seiten; eine Karte, auf welcher die Niederlassungen der Eingewanderten verzeichnet sind, ist ihm beigegeben.

Bis zum 1. März dieses Jahres sind in Marseille 3261 Elsaß-Lothringer nach Algerien eingeschifft worden. Von dieser Zahl haben sich 69 Familien, die zusammen aus 339 Personen bestehen, in der Provinz Oran niedergelassen. Hauptsächlich sind es die beiden Dörfer Ain-Fekan und Bou-Kanifis dieser Provinz, welche die Genannten als Wohnsitz gewählt haben. Ain-Fekan wird von 20 algerischen und 27 eingewanderten Familien, letztere fast alle aus Pfalzburg oder Zabern, bewohnt. Nachdem diese Familien im October des vorigen Jahres in Algerien eingetroffen waren, wurden sie zunächst in Oran untergebracht und verpflegt, dann beförderte man sie theils zur Eisenbahn theils mit der Post nach Mascara und von da auf Artilleriewagen nach Ain-Fekan. Die Soldaten halfen ihnen bei der Errichtung von Wohnungen und im Mai dieses Jahres sollen ihre definitiven Häuser, deren jedes 1500 Francs kosten wird, fertig sein. Die Ansiedler waren natürlich ganz ohne Mittel, weshalb ihnen die Militärbehörde auskrangirte Betten lieferte, aus denen sie sich Bettstellen, Tische, Bänke ꝛc. machten; außerdem lieferte man ihnen Eßnäpfe, Trinkgefäße, abgelegte Uniformen und zwei Decken für einen Jeden. Jede Familie empfing eine Anweisung auf 30 Hektaren Land, einen Gartenplatz, Ochsen, Pflüge und 360 Kilogramm Saatgerste und Korn. Die auf diese Weise ausgestatteten Colonisten von Ain-Fekan schienen Herrn Guynemer in ausgezeichneter Stimmung zu sein. Das Geschenk der 30 Hektaren Land übte anscheinend einen großen Reiz auf sie aus und fast Alle arbeiteten muthig darauf los, theils am Bau ihrer Häuser, theils auf den Feldern.

Das zweite Dorf, Bou-Kanifis, ist ein ehmaliger militärischer Strafort, wo man gegenwärtig die zu leichten Strafen verurtheilten Araber einschließt. Da sich deshalb nur eine geringe Anzahl von Gefangenen befindet, so dient der größte Theil der für sie bestimmten Gebäude neun Familien von elsaß-lothringischen Einwanderern zum Obdach, neun andere Familien sind in arabischen Hütten (gourbis) untergebracht. Jede dieser Familien hat 28 Hektaren Land von, wie Herr Guynemer sagt, vorzüglicher Beschaffenheit erhalten, und da diese Colonisten, der Mehrzahl nach Pfalzburger und Lützelburger, mehr Handwerker und Holzfäller als Ackersleute sind, so hat man die im Strafforte befindlichen Araber angehalten, sie in der Bestellung des Bodens zu unterweisen. Bei günstiger Witterung hoffte man, daß jeder Colonist im laufenden Jahre bereits für 1200 bis 1500 Francs Getreide würde ernten können. Was den Gesundheitszustand betrifft, so ließ derselbe in Bou-Kanifis etwas zu wünschen übrig, es waren Fälle von Augenkrankheiten und Fieber vorgekommen. Dazu kommt, daß die zur Zeit von den Einwanderern in Besitz genommenen Wohnungen nur als nothbehelfliche gelten können, und daß die Regierung keinerlei Vorkehrungen für den Bau von Häusern ge-

Digitized by Google

troffen hat. Dessungeachtet, meint Herr Guynemer, könnte dieser Theil der Colonie eine Zukunft haben.

Noch in einigen anderen Dörfern der Provinz Oran sind Elsaß-Lothringer angesiedelt, aber in geringerer Anzahl, nämlich in Gruppen von zwei, drei bis vier Familien und soll die Lage derselben im Allgemeinen nicht schlecht sein.

In der Provinz Algier befinden sich 183 Familien elsaß-lothringischer Einwanderer, die eine Zahl von 802 Köpfen umfassen. Von ihnen haben sich 15 Familien, aus 57 Personen bestehend, im Dorfe Alma, 37 Kilometer von Algier, niedergelassen. Sie sind provisorisch in Gourbis, die sich in schlechtem Zustande befanden, untergebracht, der Boden ist feucht und ungesund, ihre Ausstattung und Einrichtung ist eine mangelhafte und in Folge davon zeigen sie wenig Lust zur Arbeit. Sie sind von allen Einwanderern, die der Berichterstatter gesehen hat, in der unglünstigsten Lage.

Zu Belle-Fontaine, einem neuen Dorfe in der Entfernung von 48 Kilometer von Algier, das entzückend auf einer Anhöhe mit dem Blicke aufs Meer gelegen ist, haben sich seit dem 1. December 1871 dreißig Familien, die aus 162 Personen bestehen, niedergelassen. Sie bewohnen augenblicklich steinerne Häuser, deren Preis sie in neun Jahren abzutragen haben. Jede Familie hat ein Paar Ochsen, einen Pflug, 800 Kilogramm Saatkorn und 300 Francs in Geld empfangen. In Belle-Fontaine befindet sich eine Schule, die vorläufig von einem Lehrer aus Liebhaberei gehalten wird, dessen Name in Straßburg wohlbekannt ist; es ist Herr Prost, früherer Maire von Molsheim und Mitglied des Generalraths für den Niederrhein.

Am Platz der Beni-Aicha, 55 Kilometer von Algier, fand Hr. Guynemer 9 Elsaß-Lothringer; zu Blad-Gittoun, 60 Kilometer von Algier, deren 125; zu Bordj-Men-Aiek, 70 Kilometer von Algier, 36; zu Rebeval, 90 Kilometer von Algier, 48; zu Dueled-Reddach, 95 Kilometer von Algier, 71; zu Soufel-Haad, 60 Kilometer von Algier, 18; zu Palestro, 80 Kilometer von Algier, 11; zu Draeel-Mizan, 115 Kilometer von Algier, das die Insurgenten von 1871 niedergebrannt haben, das aber jetzt wieder aufgebaut ist, 110 Einwanderer in guter Verfassung; endlich zu St. Peter und Paul, 41 Kilometer von der Hauptstadt, 42 Elsaß-Lothringer.

Die Lage aller dieser Niederlassungen ist verschieden hinsichtlich der Zuträglichkeit des Klimas, des Gesundheitszustandes und der äußern Ausstattung der Ansiedler. Als eine große und allgemeine Unzuträglichkeit aber muß es bezeichnet werden, daß alle Länderein, die man den Colonisten überwiesen hat, aus den mit Beschlag belegten Besitzungen der aufständischen Araber von 1871 herrühren. Man wird sich aus diesem Grunde wohl mit Recht fragen dürfen, ob die neuen Ansiedler Aussicht haben, sich des ruhigen Besitzes der Felder zu erfreuen, die sie jetzt bebauen.

Innerhalb der Grenzen der Provinz Constantine haben 269 ausgewanderte elsaß-lothringische Familien mit im Ganzen 1280 Personen ihren neuen Herd gegründet. Wir wollen Herrn Guynemer auf seiner Fahrt durch die elsaß-lothringischen Niederlassungen in dieser Provinz nicht weiter folgen; die Einzelheiten in denselben stimmen, abgesehen von der Verschiedenheit in Bezug auf Klima, Verkehrswege ꝛc., mit denjenigen in Oran und Algier überein, wir wollen nur noch erwähnen, daß eins der beträchtlichsten elsaß-lothringischen Dörfer in der Provinz Constantine sich Rouffach nennt, woraus wohl zu schließen, daß seine Bewohner zum größten Theile aus der gleichnamigen Ortschaft des alten Vaterlandes, heutzutage Rusach (im Kreise Gebweiler, Oberelsaß), stammen.

Im Ganzen scheint aus der Arbeit des Herrn Guynemer hervorzugehen, daß derjenige Theil der in Algerien angesiedelten Elsaß-Lothringer, den zuträgliche klimatische Verhältnisse begünstigen, vielleicht einer befriedigenden Zukunft entgegengehen könnte, vorausgesetzt, daß die Fürsorge der Regierung ihm angelegentlicher als bisher zugewandt bleibt und der Eifer der Unterstützungscomités nicht erlahmt. Aber auch diese haben noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und fürs Erste ist ihre Lage keineswegs einladend. Es fehlt ihnen an Verkehrs- und Absatzwegen und an zahlreichen Gegenständen, die zu den ersten und nothwendigsten Bedürfnissen gehören; sie leiden unter der Unkenntniß der in vorkommenden Fällen zu ergreifenden Gesundheitsmaßregeln, sie haben keine Aerzte und keinerlei wissenschaftliche Hülfe und Unterweisung in vielen Punkten; dazu kommen die Mißernten in Folge von Dürre, die Raubzüge der Araber ꝛc.

Und wenn der politische Fanatismus, der sie trieb, die frischen, fruchtbaren Thäler der Bogesen mit den brennenden Gefilden Afrikas zu vertauschen, ruhigerer Erwägung gewichen sein wird, werden sie dann im Stande sein, der verzehrenden Sehnsucht aller Krankheiten zu widerstehen: dem Heimweh nach den gesegneten Gauen, in denen ihre Wiege gestanden hat, und an das sie die schönsten Erinnerungen ihres Lebens knüpfen?

Straßburg, im April 1873. Dr. B. E.

Der Krieg der Holländer gegen den Sultan von Atschin.

A. Der hinterindische Archipelagus bildet ohne Frage das herrlichste Colonialgebiet auf der ganzen Erde. Keine andere Region, auch nicht Westindien und die Tropengegend Südamerikas, kann sich mit demselben auch nur annähernd messen; sie ist unübertroffen an üppiger Fruchtbarkeit, an werthvollen Erzeugnissen für den Handel, an reicher Gliederung und an günstiger Weltlage. Diese vom Aequator durchschnittene Haselung reicht von der Nordspitze Sumatras nach Osten hin bis Neuguinea, nach Norden hin zieht sie in weitem Bogen bis zu den Philippinen; sie bildet ein unendliches Gewirr von großen und kleinen Inseln, hat mannichfaltiges Klima und liegt auf der großen Fahrbahn des Weltverkehrs zwischen Westen und Osten. Im Süden und Westen bespült sie der Indische Ocean, im Norden und Osten der Große Ocean. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß breite innerhalb des Labyrinthes von Eilanden eine Anzahl von Binnenmeeren bilden, welche mit jenen und unter einander durch eine beträchtliche Menge von Sunden und längeren Straßen in Verbindung stehen.

Diese sogenannte ostasiatische Inselwelt hat einen Flächeninhalt von mehr als 37,000 Quadratmeilen und die Bewohnerzahl mag zwischen 25 und 28 Millionen Seelen betragen. Davon entfallen etwa 20,793 Geviertmeilen mit mehr als 16 Millionen Bewohnern auf die Besitzungen der Holländer; den Spaniern gehören die Philippinen. Portugal hat einen Antheil an der Insel Timor; England hat

Digitized by Google

die Insel Labuan vor der Nordküste von Borneo genommen. Auf Theilen von Borneo und Sumatra, auf Mindanao, Palawan und den Sulu-Inseln herrschen Sultane, die von den Europäern unabhängig geblieben sind.

Nach Entdeckung des Seewegs zum fernen Osten drangen die Portugiesen schon um 1511 bis zu den Molukken vor und sicherten sich das Monopol des Gewürzhandels, bis um 1596 die niederländische Flagge im Archipelagus erschien. Nach und nach erwarben die Holländer an vielen weit von einander entlegenen Punkten manche Plätze, gründeten Factoreien und unterwarfen manche einheimische Fürsten. Im Fortgange der Zeit wurde die Insel Java (Djava) ihre Kernbesitzung und Batavia die Hauptstadt für die zerstreuten Besitzungen auf der ausgedehnten Strecke zwischen 95° 40′ O. und 141° O., also bis dahin, wo die Grenze des von ihnen auf Neuguinea beanspruchten Gebietes liegt, und zwischen 5° N. und 11° Süd. Auf diesem Striche gehören ihnen der Archipelagus von Bintang oder Riouw, die Gruppe von Banka und Blitong, Java mit Madura und mehreren kleinen benachbarten Eilanden, Borneo mit Ausnahme des nördlichen und nordwestlichen Theils, Celebes mit den umliegenden Inseln, die kleinen Sunda-Inseln zwischen Java und Timor, der Archipelagus der Molukken und das westliche Neuguinea. Dazu kommt dann noch ein beträchtlicher Theil der großen Insel Sumatra nebst den vor den Küsten derselben liegenden kleinen Inseln (etwa 3360 Quadratmeilen); nur der nördliche Theil, welcher das Gebiet der Battas und das Sultanat Atschin umfaßt, ist von den Niederländern ganz unabhängig geblieben.

Es ist den letzteren nicht leicht geworden, ihre Colonialmacht zu gründen, und es bedarf großer Umsicht und einer mit Klugheit gepaarten Energie, um dieselbe zu behaupten. Die vielen Fürsten morgenländischer Abkunft, theils Araber, theils Malayen, durchgängig Mohammedaner, sehen in den Abendländern unwillkommene Eindringlinge; sie tragen ihr Joch unwillig, rütteln nicht selten an demselben und kaum ein Jahr vergeht, in welchem nicht da oder dort ein Aufstand zu dämpfen oder ein Krieg zu führen wäre.

Sumatra, welches von den Malayen als Pulo Pertscha bezeichnet wird, dehnt sich in einer Länge von 227 deutschen Meilen (an einigen Stellen in einer Breite von 50 Meilen) zu beiden Seiten des Aequators aus, 5° 40′ Nord, 5° 59′ Süd. Es ist die Heimath des Pfeffers; es liefert Reis, Tabak, Cassia, Muskatnüsse, Kampher, Gummi, Zucker, Benzoe, Baumwolle, Indigo, Rotang, Guttapercha, Kupfer, Gold, Schwefel, hat eßbare Vogelnester, Wachs, Zibeth, Elfenbein, Rhinoceroshörner, Steinkohlen. Die Gebirge erheben sich bis zu 10,000 Fuß, die klimatischen Verhältnisse sind im Allgemeinen günstig, und die Bewässerung durch die vielen Flüsse ist reichlich. Dazu kommen viele gute Häfen und sichere Rheden. Solch ein Land mußte die Niederländer anlocken, und sie eroberten oder erwarben in feindlicher Weise den größten Theil desselben. Ihnen gehören Padang und die padangschen Bovenlande, welche vortrefflichen Kaffee liefern; die Residentschaft Tapanuli, welche bis an die Grenze des Sultanats Atschin reicht und bei der Stadt Siboga an der Tapanulibai einen der schönsten Häfen der Welt hat. Die lampongschen Districte liegen im Süden, an der Ostküste ist die Residentschaft Palembang von Wichtigkeit.

Die niederländischen Colonialbesitzungen waren in Folge der Besignahme Hollands durch die Franzosen durch Eroberung an die Engländer übergegangen. Diese haben Ceylon und die südafrikanische Capregion für sich behalten, den Archipelagus jedoch im Jahre 1816 zurückgegeben. Seitdem hatten die Holländer, wie schon bemerkt, viele Kriege mit den Eingeborenen zu führen. Gleich 1817 brach ein Aufstand auf den Molukken aus und sämmtliche Europäer auf Saparuwa wurden ermordet; am unruhigsten jedoch ist stets Sumatra gewesen. In Palembang und auf der ihm gegenüberliegenden Zinninsel Banka währte der Krieg von 1819 bis 1825; er endete damit, daß Sultan Ahmed Nadschmuddin abgesetzt und ein anderer an seine Stelle gesetzt wurde, welcher sich sofort auch seinerseits gegen die Holländer erhob, nach manchen Wechselfällen in die Gewalt der Europäer fiel, die ihn in die Verbannung nach Ternate schickten, wo er dann 1854 gestorben ist. An seine Stelle wurde Ahmed's Neffe als Vasall der Holländer eingesetzt, der sich aber gleichfalls gegen sie erhob und wie seine Vorgänger besiegt wurde. Das Sultanat Palembang ging damit zu Ende und die Holländer blieben im Besitze.

Gleich nach Beginn des Krieges in Palembang lehnte sich das Hochland von Menangkaban (in den padangschen Bovenlanden) auf. Dort waren zu Anfang unsers Jahrhunderts die Padris aufgetreten, Reformatoren, welche den auf Sumatra sehr entarteten mohammedanischen Cultus in seiner Reinheit wieder herstellen wollten, anfangs friedlich, dann mit dem Schwerte. Sie machten sich zu Herren des Reiches Menangkabau und tödteten zwei der Fürsten desselben, der dritte entfloh nach Djambi. Dieser wandte sich um Hülfe gegen die Padris an die Holländer, welche mit ihm 1821 einen Vertrag schlossen, dem zufolge alle zu Menangkabau gehörenden Lande diesen abgetreten werden sollten. Diese begannen dann sofort den Krieg gegen die Padris, welche sich immer mehr nach Norden hin ausbreiteten und bis an die Grenze der Battaländer vordrangen. Zeitweilig ruhete der Krieg gegen sie und 1824 wurde ein Friedensvertrag, welcher bis 1829 Frieden sicherte, zu Stande gebracht; aber 1829 brachen die Feindseligkeiten wieder aus; die Padris wurden 1831 aus der ganzen Küstengegend vertrieben. Der Krieg wurde von 1833 an vier Jahre unter großem Blutvergießen weiter geführt. Menangkaban fiel 1837 an die Holländer.

Diese fanden es, in Folge aller jener Vorgänge, gerathen, auch den mittlern Theil Sumatras sich zu unterwerfen, „im Interesse der Ruhe und des Handels“; sie besetzten 1839 einen Theil der padangschen Bovenlande und nahmen die dem Sultan von Atschin gehörenden Hafenplätze Baros, Tapus und Singkel weg; sie besetzten auch in anderen Theilen der Insel noch eine Anzahl von Küstenplätzen, mußten in Folge von Einsprache der Engländer auf der Ostküste manche derselben räumen, vergrößerten dagegen ihr Gebiet 1845 an der Südküste, hatten 1828, dann wieder 1835 bis 1837, ferner 1850, 1851 bis 1853 kleinere Kriege gegen verschiedene Fürsten zu führen; 1858 fand ein Aufstand in Djambi statt; 1825 waren die lampongschen Bezirke unruhig gewesen, und so haben sich die Unruhen hier nach Jahr wiederholt und unaufhörlich ein bewaffnetes Einschreiten verlangt.

Wir gehen hier auf die Kriege, welche die Holländer auf Celebes, Borneo ꝛc. gegen die Eingeborenen zu führen hatten, nicht ein und wollen nur bemerken, daß jene auf Java gegen die Sultane von Djokjakarta und Surakarta, welche von 1825 bis 1830 dauerten, etwa 10,000 Europäern und 200,000 Eingeborenen das Leben kosteten, der holländischen Regierung aber 19 Millionen Gulden.

Was den lange mangetastet gebliebenen Sultan von Atschin betrifft, so hatten die Engländer mit ihm in gutem Einvernehmen gestanden, und die Holländer einigten sich mit ihm dahin, daß sein Staat unabhängig bleiben solle, sich jedoch verpflichte, der Schifffahrt und dem Handel Schutz und Sicherheit zu gewähren. In einem spätern Vertrage

Digitized by Google

vom 30. März 1857, einem „Freundschafts-, Friedens- und Handelstractat", worden die Niederlande mit den meistbegünstigten Nationen gleichgestellt; der Sultan verpflichtet sich, den Strandraub nicht ferner zu dulden und gemeinschaftlich mit den Niederländern dem Seeraub entgegen zu arbeiten.

Nun sind zu Anfang des laufenden Jahres die Holländer mit diesem Sultan in Krieg gerathen, wir wissen noch nicht klar, aus welcher Veranlassung. Sie haben Angriffe gegen einzelne Punkte des Gebietes von Atschin gemacht, sind jedoch mit großem Verluste zurückgeschlagen und haben die Feindseligkeiten einstellen müssen, weil inzwischen die nasse Jahreszeit eingetreten ist; während derselben halten Regengüsse tage-, oft wochenlang an; der Himmel ist bewölkt, die heißfeuchte Luft wird abspannend und Stürme sind häufig. Man will den Krieg in der trockenen Jahreszeit wieder beginnen, und in der That ist das, bei der Stellung, welche die Holländer einnehmen, für sie eine unbedingte Nothwendigkeit.

Das Reich Atschin oder Atjih nimmt, wie schon bemerkt, den nördlichen Theil von Sumatra ein; es bildete zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts einen mächtigen Staat, der nach Süden hin bis nach Benkulen und Kampar reichte und von welchem auch Malakka abhängig war. Gegenwärtig nimmt er einen Flächenraum von etwas mehr als 900 Quadratmeilen ein; das Innere ist gebirgig und zum Theil vulcanisch; die Bevölkerung wohnt zumeist in der Küstengegend, die mit vielen zumeist nahe bei einander liegenden Kampongs (Dörfern) gleichsam übersäet ist. Atjih oder Atschin, die Residenz des Sultans, liegt an der Nordwestspitze an der Mündung des gleichnamigen Flusses; dort sind einige Redouten gebaut worden. Der Platz ist an und für sich von geringem Belang; der Palast des Herrschers wird als armselig geschildert; in der Nähe steht eine Moschee. Die Rhede, im Allgemeinen gut, ist gegen die Nordwestwinde nicht geschützt. Aus den verschiedenen kleinen Hafenplätzen kommen in den Handel: Goldstaub, Arekanüsse in großer Menge und Pfeffer; Reis und Tabak wird nur für den einheimischen Bedarf gebaut. Die gangbarste Münze besteht in spanischen Matten, d. h. Thalern mit dem Gepräge der zwei Säulen, Colonnaten.

Unser Landsmann Junghuhn, dem wir so vortreffliche Werke über den Archipelagus verdanken, nimmt für das Reich Atschin etwa eine halbe Million Bewohner an; ihm zufolge ist der Grundstamm malayisch, aber vielfach mit Leuten von der gegenüberliegenden Küste des Festlandes vermischt. Dr. de Hollander (in der Handleiding bij de beoefening der Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Oost-Indie, Breda 1861. Theil I, S. 629, dem ich das Wesentliche des Nachstehenden entlehne) schildert die Atschiner als wohlgewachsene Leute, die aber keinen angenehmen Eindruck machen, weil in ihrem Gesichtsausdruck etwas Falsches liege.

Die vielfachen Verhältnisse sind von eigenthümlicher Art. Man unterscheidet Atschinesen, Pedireser und Malayen. Die ersteren sind über das ganze sogenannte Reich verbreitet und zerfallen ihrerseits in drei Abtheilungen oder Stämme, welche nach der Anzahl von Gemeinden (Mukims oder Sagis) als die 22, 25 und 26 Sagis bezeichnet werden. Die Pedireser stammen aus der an der Nordküste liegenden Landschaft Pedir, die ehemals einen mächtigen Staat bildete; sie haben eine weit dunklere Hautfarbe als die eigentlichen Atschinesen. Die Malayen kamen aus den südlichen Küstendistricten Sumatras und bilden im südwestlichen Theile von Atschin die 12 und 7 Mukats, d. h. Tausendtheile. Sie alle sind Mohammedaner, wenigstens dem Namen nach, und haben den Islam auf Sumatra eingeführt; aber mit ihrer Religion nehmen sie es nicht genau, und sie sind den Hahnenkämpfen und dem Würfelspiele leidenschaftlich ergeben. Von den Holländern werden sie geschildert als „trotzig, hinterhaltig, untreu, verrätherisch, rach- und mordsüchtig". Darin mag wohl Uebertreibung liegen, gewiß bleibt, daß sie im Handel und Wandel keinen guten Namen genießen.

Die Atschinesen gehen stets bewaffnet; sie führen Krise (Dolche), Klewangs (Haumesser), Schwerter, Lanzen, Flinten und hölzerne Schilde; auch haben sie kleine Lillas (Drehbassen) und schweres Geschütz. Mit Feuerwaffen wissen sie nicht so gut umzugehen, wie die Malayen.

Das Kampong, Dorf, ist mit einer hölzernen Einfriedigung, Pagar, oder einem mit Duribambus bepflanzten Erdwall umzogen. Die Häuser stehen dicht neben einander auf Pfählen, sind aus Brettern aufgeführt, mit Blättern der Atappalme gedeckt, bilden ein längliches Viereck, sind gewöhnlich in drei Gemächer getheilt und haben eine Galerie. Die Schlafsäume sind durch baumwollene Vorhänge von einander getrennt; der Hausrath ist sehr einfach und besteht nur aus Matten und Kochtöpfen. Die Marktplätze, dort „Pasars" (Bazare) genannt, befinden sich am Strande; sämmtliche Häuser derselben befinden sich unter einem und demselben Dache. Hauptnahrungsmittel sind Reis, Gemüse und Fische; bei festlichen Gelegenheiten werden auch Hühner gegessen. Man sieht, die Lebensverhältnisse dieses Volkes sind sehr einfach.

Der Sultan übt nominell die höchste Gewalt aus, aber thatsächlich befindet sich die Regierung in den Händen eines von ihm ernannten Schahbandar. Jener hat im Allgemeinen seinen durchgreifenden Einfluß, weil er nicht Geldmittel genug hat, um sich nach Gebühr geltend zu machen. In vielen Kampongs, namentlich in den von der Hauptstadt entfernt liegenden, welche durch Handel wohlhabend geworden sind, kümmert man sich nur wenig um ihn.

Jede der drei Sagiabtheilungen der Atschinesen hat zwei Vorsteher, welche den Titel Panglima oder Tuwanku führen und deren Würde erblich ist. Mit diesen sechs Vorstehern muß der Sultan sich über Alles, was er unternehmen will, in Einvernehmen setzen und ihre Genehmigung einholen, während sie ihm ihrerseits von dem, was sie zu thun belieben und im Einverständniß mit den ihnen untergebenen Vorstehern zweiten Ranges beschlossen haben, einfach in Kunde setzen. Er hat dann nur zu genehmigen. Jene sechs Obervorsteher wählen auch den neuen Sultan aus der regierenden Familie; sie haben die Befugniß ihn abzusetzen, wenn er sich gegen die Landesgebräuche vergeht oder etwas unternimmt, das sie für die allgemeine Wohlfahrt nachtheilig erachten.

Jedes Dorf hat seinen eigenen Vorsteher: Panghulu, Imam, Datu; in einem größern Kampong wird er wohl auch als Radscha betitelt. Er muß über Alles mit seinen Gemeindegliedern sich berathen, und von dem, was beschlossen worden ist, dem betreffenden Panglima Kunde geben. Bei den Pedireser und den Malayen sind die Kampongs selbständiger.

Jeder Mann hält sich für seinen eigenen Richter und sucht sich das, was er für sein Recht hält, mit bewaffneter Hand zu verschaffen. Blutsverwandte und Dorfgemeinden nehmen für ihre Angehörigen Partei, und so kann es nicht ausbleiben, daß viele Fehden entstehen.

Das Einkommen des Sultans besteht in 5 Procent vom Werth aller Waaren, welche in seiner Hauptstadt Atjih eingeführt werden, und den Abgaben, welche in den Sagiabtheilungen von importirten Waaren und vom Verkaufe des

Digitized by Google

Pfeffers erhoben werden. Dagegen muß er seinerseits jedem der drei Panglimas jährlich 5 Kattis Gold (jedes zu 480 spanischen Thalern) zahlen. Die Panglimas führen aber von dem, was sie im Namen des Sultans erheben, an diesen nur so viel ab, als ihnen beliebt, und so erklärt sich, daß seine Einklnfte nur gering sind. Um seine Finanzen aufzubessern, treibt er Handel, und seine kaufmännischen Geschäfte betreibt der Schahbandar, der dabei seinen eigenen Vortheil nicht außer Acht läßt.

So sind die Verhältnisse in dem „Reiche“, gegen welches die Holländer bisher einen unglücklichen Krieg geführt haben. Sie werden diesen Sultan ohne Zweifel zu Paaren treiben, wie so manchen andern Herrscher auf Sumatra; aber der fernere Kampf wird Blut und Geld kosten, und am Ende ist bei demselben nichts zu gewinnen. Die Besitzungen der Holländer sind für ein an Zahl so geringes Volk schon viel zu ausgedehnt und zerstreut, und die Besitznahme von Atschin würde keinen Vortheil, sondern nur eine Verlegenheit mehr bringen.

Nachschrift. Nachdem wir das Vorstehende in die Druckerei geschickt hatten, lasen wir den Inhalt einer Denkschrift, in welcher die niederländische Regierung die Verwickelungen schildert, welche zu einer Kriegserklärung gegen den Sultan von Atschin führten. Wir heben die wichtigsten Punkte hervor.

Als England sich aus dem östlichen Archipelagus, 1816 und 1817, zurückzog und den Holländern ihre früheren Besitzungen zurückgab, verpflichteten sich diese letzteren, auch in dem Vertrage von 1824, die Unabhängigkeit der Fürsten im nördlichen Sumatra nicht anzutasten, gleichzeitig aber auch für die Sicherheit von Handel und Schifffahrt zu sorgen und nach Kräften dem Seeraube zu steuern. Der Sultan betrachtete sich gewissermaßen als einen Schutzbefohlenen Englands.

Es lag in den Verhältnissen selbst, daß Verwickelungen nicht ausbleiben konnten. Wir haben weiter oben gezeigt, daß die Holländer es an Uebergriffen und Anmaßungen nicht fehlen ließen; sie nahmen z. B. 1856 auch das Sultanat Siak in Besitz. Den Herrscher von Atschin ließen sie, eben in Hinblick auf den erwähnten Vertrag, selbständig bleiben. Aber die Unterthanen desselben trieben Seeraub, an welchem sich der Sultan und dessen Vasallen betheiligten. So behauptet die Denkschrift, und sie wird wohl Recht haben; der Sultan will seine schwachen Einklnfte vermehren. Die Atschinesen haben die holländischen Grenzbesitzungen oftmals beunruhigt, Menschenraub im Großen getrieben rc. Darüber beschwerten sich fremde Mächte bei den Holländern, welche dem Sultan oftmals, aber stets wirkungslose Vorstellungen gegen den Unfug machten. Auch ein 1859 abgeschlossener Vertrag, in welchem der Sultan sich verpflichtete, den Seeraub zahm zu legen, blieb fruchtlos.

Als 1871 die Holländer ihre Besitzungen an der Guineaküste an England abtraten, gab das letztere seinen früheren Vorbehalt in Betreff der Unabhängigkeit Atschins vertragsmäßig auf. Damals trieben die atschinesischen Piraten ihr Raubhandwerk mit der größten Dreistigkeit und die Grenzgegenden des holländischen Gebietes wurden von Raubanfällen heimgesucht. Dann schickte man zweimal ein Kriegsschiff nach Atschin, erhielt aber nichts als gute Versprechungen, die jedoch nicht gehalten wurden. Die Verhandlungen gingen hin und her; der Schahbandar des Sultans kam mit vier Würdenträgern zum holländischen Gouverneur von Riouw, der einen Besuch in Atschin angekündigt hatte. Sie baten um Verschiebung desselben, weil der Sultan sich an den Großsultan in Konstantinopel gewandt, aber noch keine Antwort erhalten habe. Diese Gesandten wurden in einem holländischen Kriegsdampfer heimbefördert, der in Singapore, also einer englischen Besitzung, anlief. Dort erfuhren nun die Holländer, daß der Sultan sich Januar 1873 an die französische Regierung um Hülfe gegen sie gewandt habe! Auch an „die Vertreter anderer Mächte“, welche die Denkschrift nicht namhaft macht, wandten sich jene Gesandten. Hier lag klar ein falsches, doppeltes Spiel vor, und nun entschloß sich die Colonialregierung zu Batavia, eine aus vier Kriegsschiffen bestehende Expedition nach Atschin zu senden, um Garantien für besseres Verhalten auszuwirken oder Krieg zu erklären. Der letztere ist dann am 26. März 1873 erklärt worden und hat vorerst den Holländern empfindliche Niederlagen gebracht.

Aus allen Erdtheilen.

Expedition der „Pommerania“ 1872.

Ueber dieselbe entnehmen wir einem in Kiel gehaltenen Vortrage des Professors K. Möbius das Nachstehende.

„Zwischen Norwegen und Schottland hat die Nordsee mit Ausnahme der 200 bis 400 Faden tiefen Rinne dicht vor Norwegen meistens 40 bis 60 Faden Tiefe. Oestlich von Barnholm wurden 46 Faden beobachtet; die größte Tiefe von 120 Faden fand man östlich von der Insel Gothland. In den größeren Tiefen der Ostsee bestand der Boden theils aus plastischem Thon, theils aus dunklem Schlamm, überall arm an Kalk. Westlich von Rügen hat das Grundwasser 2 Procent Salz und darüber, östlich von Rügen nur 1 Proc. Der Salzgehalt der Oberflächenschicht ist in der Ostsee überall geringer als in der Tiefe. Im westlichen Ostseebecken wurden am Grunde überall mehr als 7° R. Wärme beobachtet; am Grunde des östlichen höchstens 3°; zwischen Gothland und Schweden 115 Faden tief nur wenig über 0°. Außer dem Seegras, das im flachen Wasser in der Nord- und Ostsee auf festem Grunde gedeiht, kommen noch Algen vor, in großen Massen besonders braune Tange; tiefer als 30 Faden wurden lebende Pflanzen nicht gefunden, Thiere abgestorbener Pflanzen aber in allen Tiefen. Nördlich von Texel wurden auf 23 Faden von drei Arten Thieren zusammen 1426 Individuen in einem Schleppnetzzuge gefangen, der ungefähr 1200 Quadratfuß des Meeresgrundes bestrichen hatte. Diesem Beispiel des Reichthums an Individuen weniger Arten von Thieren am Boden der Nordsee wurde ein anderes auch der Ostsee an die Seite gestellt. Im Februar 1872 wurden im Magen eines Härings und der Kieler Bucht 18,000, im Magen eines andern 60,000 kleine Krebse gefunden. Wenn jeder der 240,000 Häringe, die täglich drei Wochen hindurch in der Kieler Bucht gefangen wurden, während seines Aufenthalts daselbst nur 10,000 solcher Krebse verzehrte, so giebt das schon 2400 Millionen. Gegenüber den tropischen und den tieferen nordischen Meeren sind unsere Nord- und Ostsee arm an Thierspecies, weil sie eine viel mehr wechselnde Temperatur als jene Meere haben. Diejenigen Arten, welche die ungünstigen Lebensverhältnisse der südlichen Nordsee und der Ostsee ertragen kön-

Digitized by Google

nen, bilden sich aber gemäß der vorhandenen Nahrung in einer großen Zahl von Individuen aus. Durch die Verarmung der Fauna in Betreff der Artenzahl leidet der wirthschaftliche Werth des Meeres keinen Schaden; denn die vielen Individuen weniger Arten kleiner Thiere ernähren eine große Anzahl weniger Arten Fische: Plattfische, Schellfische, Dorsche und Häringe, auf deren Fang die große Fischerei gerichtet ist."

Die Volkszählung in der britischen Colonie Hongkong, dieser Insel an der Südküste Chinas, hat 1872 Folgendes ergeben. Die Zahl der Europäer und Amerikaner beträgt 4981 Seelen, davon 3264 männlich, 669 weiblich; 478 Knaben, 570 Mädchen. — Asiaten aus Goa, Manila und sogenannte Indier und Mischlinge 1490; davon 1249 Männer, nur 92 Frauen, 82 Knaben, 67 Mädchen. — Chinesen 115,564; davon Männer 73,971, Frauen 22,076, Knaben 10,814, Mädchen 9203. Also im Ganzen 121,985 Seelen.

Von den Europäern sind 757 britische Unterthanen; Soldaten und Matrosen sind hier nicht mitgerechnet. Die Zahl der Deutschen schätzte man vor der Zählung auf etwa 300, sie stellte sich aber auf nur 186, jene der Amerikaner auf 106, der Portugiesen auf 1350. Die Franzosen sind überall im fernen Osten nur schwach vertreten, in Hongkong mit nur 43 Köpfen. Die Zahl der Dänen, Spanier ꝛc. ist gering; Polen ist durch einen Mann vertreten. Praktisch genommen gelten im Verkehrsleben nur die Engländer, Deutschen und Nordamerikaner, zusammen 859 erwachsene Individuen. Diese, so sagt die „Overland Mail" vom 20. Februar, unterstützen drei Zeitungen und drei Clubs und repräsentiren neun Zehntel des Vermögens und Wohlstandes der Colonie, die Chinesen natürlich abgerechnet. Es ist geradezu ein Wunder, daß in Hongkong so viel geschieht. Unter den „Andern" sind auch die Mohammedaner mit inbegriffen; die Parsis und Armenier sind im Census seltsamerweise nicht berücksichtigt worden. — Gleichzeitig ist ein amtlicher Polizeibericht erschienen. Im Jahre 1872 kam nur eine Mordthat vor und der Mörder wurde sofort hingerichtet. Wie sehr ist die vom Präsidenten Grant gepriesene Panzerrepublik in dieser Beziehung den heidnischen Chinesen voraus! Die neueste vor uns liegende Nummer des „Newport Herald" meldet nur neun neue Meuchlaten, die binnen ein paar Tagen verübt wurden! Die Verbrechen in Hongkong waren: 46 Raube mit Gewaltthätigkeit; 150 Einbrüche und große Hausdiebstähle; 2 Raubanfälle; 802 gewöhnliche Diebstähle; 41 verschiedene Vergehen; 30 Menschenraube (Kidnappen); 6 Fälle von Seeraub. Ueberwiesen und abgestraft wurden 660 Individuen, aber 40 Procent der Verbrecher blieben unentdeckt und also unbestraft.

* * *

— Die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin beging am 20. April in feierlicher Weise ihr 45. Stiftungsfest. Bei dieser Gelegenheit wurde der um den Verein hochverdiente Physiker und Meteorologe H. W. Dove zum Ständigen Ehrenpräsidenten derselben ernannt, die Vorsitzenden der geographischen Gesellschaften zu Leipzig, Dresden, Hamburg und Halle und Lieutenant François Garnier, der Führer der französischen Mekong-Expedition, zu auswärtigen Mitgliedern. — Das Festmahl, welches in Armin's Hotel Unter den Linden stattfand, vereinigte eine große Anzahl hervorragender Reisenden und Geographen, unter Anderen: Georg Schweinfurth, Freiherr v. Richthofen, Gerhard Rohlfs, Admiralitätsrath Neumayer, Prof. Bastian, Prof. Robert Hartmann, sowie Vertreter der oben genannten deutschen geographischen Gesellschaften. Die Trinksprüche und Festlieder hatten sämmtlich eine speciell geographische Beziehung, und in einem der letztern hieß es — an die „afrikanische Gesellschaft" anknüpfend —:

Es sand zumal im dürren märk'schen Sande
Die Wüste warme Sympathien,
Für Afrika noch unerforschte Lande
Ward eine Mutterstatt Berlin.

Der Speisezettel zeigte die Karte von Afrika mit Porträts umgeben. Unter der Anzahl guter Speisen heben wir hervor: Eskimosuppe, Mayonnaise von Tanganyika-Krebsen, Moschusochsenfilet, Congolachs, Monbuttu-Spargel, Harlebeest-Braten, Knöllebrod und Zebubutter.

— Nach dem neuesten Census ist nicht mehr Philadelphia, sondern Neuyork die erste Fabrikstadt der Vereinigten Staaten. Der Werth der Industrieerzeugnisse betrug im letzten Jahre in Neuyork 382,951,520 Dollars; den zweiten Platz nimmt Philadelphia ein mit 322,004,517 Dollars. Dabei ist zu bemerken, daß die angegebene Ziffer sich nur auf die eigentliche Stadt Neuyork bezieht, und daß sehr ansehnliche Fabrikwesen der Umgegend — Brooklyn, Jersey City ꝛc. — nicht berücksichtigt ist.

— Der Staat Alabama steht anscheinend im Begriff, seinen Hauptbesitz Mobile an den Staat Mississippi zu verlieren und dafür ein Stück von Florida zu annectiren. Für ersteren Plan sind namentlich die Bewohner von Mobile selbst sehr eingenommen. Alabama hat nämlich eine enorme Schuldenlast, von der die Stadt, wie Neuorleans für den Staat Louisiana, den Löwenantheil zu tragen hat, wogegen Mississippi eine kaum nennenswerthe Staatsschuld hat, wenig über 2 Millionen. Sedann ist Mobile, geographisch und commerciell genommen, dem Mississippi näher als das übrige Alabama, denn östlich von Selma gravitiren alle Verkehrswege und Handelsinteressen eher nach der atlantischen Küste als nach dem Golfe von Mexico. Der wesentlichste Grund ist jedoch die vom Mississippi projectirte Eisenbahn von Meridian nach Neuorleans, welche die nach Mobile führenden Bahnen und dieten Hafen selbst zu Gunsten Neuorleans schwer schädigen würde. Dieses Project würde natürlich im Falle der Annexion fallen gelassen werden. Sehr fraglich ist es freilich, ob die Alabama-Legislatur die Erlaubniß zu dieser Abtretung geben möchte, und zwar gerade aus denselben Gründen, die sie den Mobilern wünschenswerth machen. — Das zweite Project betrifft die Abtretung der sieben Counties von Westflorida (Escambia, Santa Rosa, Walton, Holms, Washington, Jackson und Calhoun), welche längs des Golfes eine Art Landzunge bilden und zwei Drittel des Staates Alabama vom Golfe abschneidet. Der Hauptplatz an dieser Küste ist Appalachicola, am gleichnamigen Flusse gelegen, der auf eine gleiche Strecke ins Innere hinein schiffbar ist. Diese Annexion geht von Alabama aus und datirt schon vom Jahre 1869 her, wo die Commissäre von Florida und Alabama am 19. Mai einen dahin zielenden Vertrag schlossen, der aber nie in Vollzug gesetzt wurde. Nun hat der jetzige Gouverneur von Alabama, Lewis, Anfang April dieses Jahres eine Bill unterzeichnet, welche jene Annexion verlangt. Es soll nun nur noch das Volk der betreffenden Counties darüber abstimmen, ob es die Abtretung an Alabama wünscht oder nicht. Wie es darüber denkt, ist uns unbekannt. Gewinn und Verlust werden sich indessen in diesem Falle wohl die Wage halten. In geographischer Beziehung freilich kehrt ein Blick auf die Karte, daß Westflorida von Natur und Verkehrswegen zu Alabama gehören sollte.

Inhalt: Aus Werestschagin's Reise von Orenburg nach Samarkand. I. (Mit zwölf Abbildungen.) — Der Wahabismus in Arabien seit 1819 und die Staatenbildungen auf der arabischen Halbinsel im 19. Jahrhundert. Von Dr. A. Zehme in Frankfurt a. d. O. II. — Die Elsaß-Lothringer in Algier. — Der Krieg der Holländer gegen den Sultan von Atschin. — Aus allen Erdtheilen: Expedition der „Pommerania" 1872. — Die Volkszählung in der britischen Colonie Hongkong. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIII. GLOBUS № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1873.

Aus Wereschagin's Reise von Orenburg nach Samarkand.

II.

Fort Perowski und die Schilfwälder am Sir Darja. — Viele Tiger. — Fort Djulek, Dschane Kurgan und die Ruinen von Sauran. — Die Stadt Turkestan und ihre Hazret-Moschee; der Bazar. — Russen und Sarten. — Tschemkend. — Die Katenterchane (Bettlerherbergen) und der Bettlerorden der Tuwanas. — Zur Kennzeichnung dieser Müßiggänger.

Nachdem Wereschagin die Ruinen von Dschanekent untersucht hatte, begab er sich zurück nach Fort Kazaly und von dort nach dem Fort Numero II. Der Jagdtes hat auf der Strecke dorthin viele mit Schilf und Rohr bewachsene Inseln; die steil abfallenden, obwohl manchmal nur niedrigen Ufer sind so völlig kahl, daß man nicht einmal einen Dornstrauch sieht; auf beiden Seiten ist dürre Steppe. Bei Hochwasser reißt der Strom Ufer und das Bett verändert sich; sein trübes Wasser fließt sehr rasch. Er hat, gleich dem Oxus, völlig den Charakter eines Steppenflusses, nur hat der letztere mehr angebaute Strecken an seinen Ufern.

Fort Numero II. ist klein und der Reisende fand dort nur etwa funfzig Infanteriesoldaten als Besatzung. Der Commandant, Oberst Stofforef, war auf einen Angriff von Seiten desselben Stadt gefaßt, von welchem wir in unserm ersten Aufsatze geredet haben.

Sobald man sich dem Fort Perowski nähert, treten Rohr und Schilf auf, und zwar von einer solchen Höhe, daß die Stämme einen auf dem Kameele sitzenden Reiter überragen. In diesen Schilfwäldern hausen viele Tiger, auf welche von den Kosacken und anderen Soldaten zuweilen Jagd gemacht wird. Ein Kosack, Namens Manetif, hatte elf Tiger erlegt; er verwundete auch einen zwölften tödtlich, wurde aber dabei zerrissen. Die russische Behörde zahlt für jeden getödteten Tiger 16 Thaler und das Fell bleibt Eigenthum des Jägers. Das Thier weicht aus, wenn es einem Menschen begegnet, aber angegriffen setzt es sich zur Wehr, nimmt den Kopf zwischen die Beine, macht einen gewaltigen Sprung und haut seine Pranken in das Fleisch, am liebsten zunächst in den linken Arm, weil auf diesem das Gewehr geruht hat. Im Fort erzählte man, daß ein Tiger mit einer von ihm geödteten Kuh durch den Fluß in dessen ganzer Breite geschwommen sei. Auch Wölfe und Eber halten sich in jenen Rohrwäldern auf, welche den Pferden und dem Hornvieh Futter liefern. Man mähet die Stengel ab, wenn sie noch grün sind, und vermischt sie mit grobem Heu.

Etwa eine deutsche Meile vom Fort Perowski fuhr Wereschagin in einer eisernen Barke über den Strom und sah endlich einmal wieder Bäume. Das Fort hieß früher Ak Meschet; es wurde 1853 den Chiwenzen vom General Perowski durch Sturm abgenommen. Im Jahre vorher war dieser Feldherr weniger glücklich, denn er wurde zurückgeschlagen. Die Festungswerke waren schwach und armselig genug, sie bestanden nur aus Mauern von Lehmsteinen, aber der Platz wurde tapfer vertheidigt von Jakub Beg, diesem Soldaten der Fortuna, der heute als Atalik Gasi Gebieter von Ostturkestan ist und in Kaschgar Hof hält.

Digitized by Google

Bettelnde Derwische.

Digitized by Google

Vom Fort Perowski ab ſteigt das Land an; der ſandige Pfad iſt ſo beſchwerlich, daß die leichte Tarantaſſe mit Mühe von vier Pferden fortbewegt werden konnte und daß mehrmals ein ganzer Tag verging, bevor man eine Station zurückgelegt hatte. Vom Fort Djuleck ab erſcheint die Gegend nicht mehr ſo troſtlos; im Strome liegen viele bewachſene Inſeln, am Ufer treten mehr und mehr Bäume auf, und an einzelnen Stellen bilden ſie ſogar kleine Wälder. Man ſieht Faſanen in großer Menge und ſie ſind gar nicht ſcheu, auch wenn uraliſche Koſacken mit munterm Geſang in der Nähe vorbeiziehen.

Neben der Station Dſchane Kurgan (nicht mit einer gleichnamigen bei Samarkand zu verwechſeln) liegt ein jetzt verfallenes Fort in einem vormaligen Bette des Stromes, der ſich ein neues in den Boden eingeriſſen hat. Auf der Strecke von dort bis zur Stadt Turkeſtan findet der Reiſende weiter nichts Bemerkenswerthes, als die Ruinen von Sauran. Dieſe gleichen denen von Dſchanekent und ſtammen wahrſcheinlich aus derſelben Zeit. Man ſieht eine hohe Erdmauer, einen großen Raum im Innern, viele Erdhügel mit Scherben von glaſirtem Thon, gebrannten und ungebrannten Ziegelſteinen, und ein Minaret, welches unſere Illuſtration wiedergiebt; man ſieht an demſelben noch an manchen Stellen Schmelz und Spuren von Inſchriften.

Nach einer langen Reiſe durch die Steppe geräth man in eine heitere Stimmung, ſobald man an friſche, grüne Gärten gelangt, die mit Gräben umzogen ſind, und die Hazret-Moſchee in Sicht bekommt, zu welcher in jedem Jahr Tau-

Eine Straße in der Stadt Turkeſtan.

Minaret in den Ruinen von Sauran.

ſende von Pilgern aus verſchiedenen Gegenden Centralaſiens wallfahrten. Man hat die Stadt Turkeſtan erreicht und nun treten auch die Zinnen der gewaltigen Mauern ihrer Citadelle hervor. Man ſieht an ihr noch die Spuren ruſſiſcher Kugeln; ſie ragt hoch über die kleinen Häuſer empor, in welchen heute Koſacken hauſen. Als ſie 1864 von einer nur ſchwachen Abtheilung ruſſiſcher Soldaten angegriffen wurde, ergab ſie ſich, nachdem die Beſatzung zweimal vergebliche Ausfälle unternommen hatte, ſchon am dritten Tage. Die berühmte Moſchee wurde von den Ruſſen verſchont, obwohl die Belagerten von dort aus ein Feuer eröffnet hatten. Dieſes Gotteshaus iſt heute etwa 500 Jahre alt; es ſteht über dem Grabe des heiligen Hazret oder Dſchaſſawi. Sie hat durchbrochene Kuppeln; die bewundernswürdigen Ornamente von farbigem Schmelz, mit welchem dieſe Kuppeln überzogen waren, und die Mauer an der Oſtſeite ſind leider zum großen Theile verfallen. Das Innere iſt ziemlich dunkel, weil die Lichtöffnungen in den Kuppeln nur klein ſind. Eine hohe, enge Pforte, die mit einem Teppiche verhängt iſt, führt zum Allerheiligſten, nämlich dem Grabe Hazret's; daſſelbe iſt ſehr hoch und mit reich geflickten Decken belegt, über welche man ſchwarzes Tuch und über dieſes weißen Kattun gelegt hat. Der Zutritt iſt ſtreng verboten, wurde aber dem Reiſenden gegen ein kleines Trinkgeld doch geſtattet. Der Fußboden iſt mit Steinplatten belegt, was ſonſt in Turkeſtan ſelten vorkommt. An der einen Seite des Gebäudes befindet ſich ein ſehr großer kupferner Keſſel, in welchem früher die Speiſen für die Pilger gekocht wurden.

Die in der Stadt wohnenden Ruſſen kommen mit den Eingeborenen wenig in Berührung. Dieſe ſind, von den

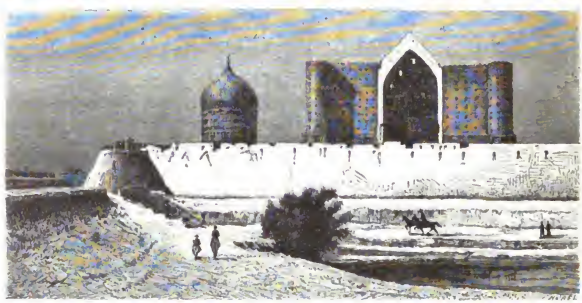
Digitized by Google

zu nomadiſchen Stämmen gehörenden abgeſehen, ſogenannte Sarten, d. h. Tadſchicks; jene wohnen in der Citadelle oder in gemietheten Häuſern nichts weniger als bequem. Offiziere und Soldaten waren mit ihrem Aufenthalte nicht zufrieden; ſie klagten über die Theuerung der Lebensmittel, über das Klima, die vielen Skorpione und giftigen Spinnen. Die Stadt, im Südoſten der Citadelle, gleicht den übrigen Wohnorten im Lande; die Häuſer haben nach der Straße zu keine Fenſteröffnungen; die Sarten jeden Alters ſitzen ſtundenlang auf Erdbänken; die Frauen haben eine aus Roßhaar verfertigte Maske vor dem Geſicht. In den Straßen treiben ſich bettelnde Derwiſche mit heiliger Frechheit umher und ſingen näſelnd in allen möglichen Tonarten. Mit unausſtehlicher Zudringlichkeit fordern dieſe unverſchämten

Die große Moſchee in der Stadt Turkeſtan.

Frommen Almoſen. Ihr Geſicht iſt von der Sonne gebräunt, ihre Kleidung zerriſſen; auf dem ſtruppigen Haar tragen ſie einen zugeſpitzten Hut, an der Seite hängt ein Querſack; in der einen Hand haben ſie einen Stock und in der andern eine hölzerne Schüſſel.

Auf dem Bazar in Turkeſtan findet man eine große Auswahl einheimiſcher Erzeugniſſe neben ruſſiſchen Fabrikaten, und an Schänk- und Speiſewirthſchaften iſt auch kein Mangel. Thee iſt das beliebteſte Getränk, und Fleiſchpaſteten, die man als Pellemeignis und Samuſſa bezeichnet,



Die große Moſchee in der Stadt Turkeſtan (von einer andern Seite).

werden gern und in großer Menge gegeſſen. In den Theeſchänken iſt der bekannte ruſſiſche Samowar eingebürgert, neben den einheimiſchen Theekeſſeln aus Metall, die ſich durch hübſche Formen und vortreffliche Arbeit auszeichnen; der Reiſende kaufte für etwa 5 Rubel ſolch einen kupfernen Keſſel, deſſen getriebene Ornamente feines Spitzenwerk darſtellt.

Die Moſcheen ſind, außer der oben erwähnten, weiter nicht bemerkenswerth und unterſcheiden ſich von den gewöhnlichen Häuſern nur dadurch, daß ſie größer und höher ſind, auch reinlicher gehalten werden; manche haben auch eine kleine Kuppel. Im Hofraume befindet ſich ein überſchattetes Waſſerbecken und allemal auch eine Galerie, wo die Gläubigen ihre Fußbekleidung ablegen müſſen; die Karnieße,

Digitized by Google

Säulen und Decken dieser Galerie sind zum Theil recht geschmackvoll mit allerlei farbigen Mustern verziert.

Die Straßen sind eng und finster; man überspannt sie mit Leinwand, welche die Sonnenstrahlen abhält; deshalb ist es in ihnen frisch und kühl, und man lebt dort nach langer, ermüdender Reise durch die Steppe gleichsam neu auf.

Auf der großen Straße von Turkestan nach Taschkend ist die erste Station das Sartendorf Yykan, und von dort aus kann man die schneebedeckten Gipfel des Kara tau, d. h. des schwarzen Gebirges, genau erkennen. Weiterhin gelangt man nach Tschemkend, das weit und breit von Gärten umgeben ist und gleichsam in einem grünen Laubmeere liegt. Die Citadelle steht sehr malerisch auf einem Hügel und beherrscht die Stadt; sie wurde mit Sturm von den Russen genommen, welche dann die Stadt plünderten. Diese wird von Canälen durchzogen, welche vom Gebirge herabkommen; aus jedem Hause führt eine Brücke hinüber; die Höfräume sind mit Bäumen bepflanzt, vorzugsweise mit Pappeln; zu jenen gelangt man nicht geraden Wegs durch die Eingangsthür, sondern nur vermittelst eines Seitenganges; der Zweck ist, daß Niemand von außen her einen Blick in das Familienleben gewinne. Von eigentlichen Fenstern ist keine Rede; über den Thüren hat man Oeffnungen angebracht mit Gitterwerk, das mit eingeöltem oder vielmehr durch flüssig gemachte Butter transparent gemachtem Papier überzogen ist. Bei geschlossener Thür ist es fast ganz dunkel in den Gemächern, aber in Tschemkend ist der Winter nicht lang und auch nicht sehr streng, und so stehen die Thüren fast immer offen und die Leute halten sich zumeist im Hofraume auf. Diesem wird Wasser aus den Canälen zugeführt, und dasselbe fließt auch, nachdem es zu allem möglichen Hausgebrauche verwandt worden ist, wieder in dieselben ab. Man begreift also, daß der europäische Reisende das Wasser, welches zur Theebereitung verwandt werden sollte, mit eigenthümlichen Gefühlen betrachtete. Aber was sagen die Muselmänner? „Wasser ist nicht mehr unrein, wenn der ihm anhaftende Schmutz Zeit gehabt hat, sich sieben Mal in demselben umzudrehen!“ Sieben ist ja die heilige Zahl.

Auf der Höhe der Festung von Tschemkend.

Von Tschemkend nach Taschkend, dieser Hauptstadt des russischen Turkestan, beträgt die Wegstrecke nicht viel mehr als sechszehn deutsche Meilen. Die erste Station liegt auf einem Passe zwischen mäßig hohen Bergen, neben einem zerstörten Gebäude; man weiß heute nicht, was dasselbe eigentlich gewesen ist, ob eine alte Wiederherstellung der Kirgisen oder ein Karawanserai, das auch als Festung diente. Das letztere ist wahrscheinlich, weil die Mauern Schießscharten haben. Die Straße ist immer sehr belebt durch Karawanen, welche von und nach Taschkend, Chokand und Bochara ziehen. Die Kameeltreiber sind insgemein Kirgisen, die sich nachlässig auf den Thieren wiegen und schaukeln lassen und dabei monotone Weisen vor sich hin summen. Garten zu Rosse begleiten als Kaufleute ihre Waaren, sie tragen einen weißen Turban und buntgemusterte Schlafröcke. Auch Arben, Steppenkarren, befanden sich in diesen Karawanen, und auch manche Fußgänger. An beiden Seiten der Straße haben sich Kirgisen angesiedelt, bis in die Nähe von Taschkend, das auch seinerseits in großer Ausdehnung von Gärten umgeben ist.

Wir werden demnächst eine ausführliche Beschreibung dieser Hauptstadt des russischen Turkestan mit vielen Illustrationen Wereschagin's bringen; heute wollen wir die sogenannten Kalenterchane schildern, diese Herbergen der Bettelbrüderschaft, deren man in jeder größern Stadt des Landes findet. Gewöhnlich haben sie eine angenehme Lage unter dicht belaubten Bäumen an einem Wasserlaufe; in dem geräumigen Hofe, der gleichfalls mit Bäumen bepflanzt und mit einem Bassin versehen ist, erhebt sich ein kleiner Hügel, auf welchem gebetet wird. Das Gebäude selbst ist häßlich und schmutzig; auf dem Dache lungern die Kalenter umher, schwatzen mit einander, rauchen oder schlafen ihren Opiumrausch aus.

Auch das Abendland hat sogenannte fromme Müßiggänger, die auf Kosten der dummen Leute leben, z. B. Bettelmönche, aber in Centralasien ist diese „fromme“ Bettelei in der ausgedehntesten Weise förmlich organisirt. Die Bettler dieses Schlages bilden eine weitverbreitete Gesellschaft, eine Art Orden, und stehen unter einem Oberssten oder General; dieser stammt angeblich von dem Heiligen ab, wel-

Digitized by Google

cher den Orden der Duwanas oder Diwanis gestiftet hat.

Wereschagin gab sich in Taschkend mehrmahls große Mühe, diesen Tura (d. h. Herr, Meister) persönlich kennen zu lernen. Derselbe wohnt in einer viel gemächlichern Behausung als seine Untergebenen, aber der heilige Mann war nicht anzutreffen; er befand sich stets unterwegs, bald in Tschemkend, bald in Chokand, bald an irgend einem andern Orte. In seiner Eigenschaft als Oberhaupt sämmtlicher Duwanas hat dieser Tura von Taschkend wenig Zeit für sich selbst übrig; er muß seinen weiten Sprengel bereisen, einmal um Streitigkeiten zu schlichten und sodann um die Rechnungen über Einkünfte und Ausgaben zu prüfen. Die Einkünfte sind nicht etwa gering, denn die Dummen werden auf sehr mannichfaltige Weise zum Spenden von allerlei Gaben für die müßiggehenden Communisten veranlaßt. Jeder Duwana muß Alles, was er im Laufe des Tages zusammengeschmurrt hat, an die Gesellschaft abgeben, mit alleinigem Abzuge dessen, was er etwa für seine allerdringendsten Bedürfnisse verausgabt hat.

Duwana kann werden, wer Lust zum Landstreichen und Faullenzen hat. Er meldet sich beim Tura, hat einige Förmlichkeiten durchzumachen, und stülpt auf den Kopf eine rothe Mütze, die mit Wollenfäden bestickt und unten mit einem Stück Hammelfell besetzt ist. Sodann legt er einen Gürtel an, der vorn einen symbolischen Stein hat, und nimmt eine Schale, die gewöhnlich aus einer halben Kokosnuß besteht. In dieses Gefäß legt er ohne Weiteres, was man ihm giebt: Brot, Fleisch, gekochten Reis, Kupfermünzen ꝛc.

Karren in der Steppe.

Der Duwana trägt einen Chalat, sagen wir einen rockartigen Ueberwurf, der nothwendig aus zusammengestickten Lappen bestehen muß. Manche Bettler sind Meister in der Kunst, dieses Kleidungsstück recht bunt und malerisch herzustellen; jeder hat zwei Chalats: den einen für alle Tage und dieser ist aus hundert und aber hundert Zeugfetzen zusammengeflopptelt worden, und einen Galarock, der seelich auch nur aus Lumpen besteht, diese sind jedoch, weil auf den Bazard bei den Kaufleuten zusammengebettelt, von besserm Zeuge. Damit wandert der Duwana stolz und selbstgefällig in den Straßen umher, ein ambulantes Magazin von Lappen einheimischer und russischer Wollen- und Baumwollenzeuge.

Er faullenzt vom Morgen bis zum Abend. In der Frühe verläßt er seinen Kalenterchan, wo er übernachtet hat, falls er ledig ist; die verheiratheten haben besondere Wohnungen. Jede Bande brandschatzt ein besonderes Quartier und kommt Abends gemeinschaftlich heim. Dann wird überschlagen, was der Bettel eingebracht hat, man unterhält sich, trinkt Thee und raucht. Aber man trinkt auch Kuknar, der stark berauscht und betäubt. Für den europäischen Beobachter bieten die heiligen Männer mit ihrem Schmutz, ihren Lumpen und ihrem verwilderten Wesen einen höchst widerwärtigen Anblick dar, nebenher sind sie aber auch komische Figuren. Man muß unwillkürlich hell auflachen, wenn ein Dutzend solcher nichtsnutzigen Gesellen, alle mit rothen Mützen und gebräuntem, gefurchtem Antlitz, in näselndem Tone Klagegesänge zum Besten giebt, zu welchen einer, als eine Art Cantor, das Zeichen macht und das Gehenl anstimmt. Dann steckt jeder die Zeigefinger in die Ohren, lehnt den Körper nach vorn über und schnappt so viel Luft ein, daß man meint, der Bauch müsse ihm bersten.

Der Duwana ist in hohem Grade unverschämt. Unser Reisender fragte einen, der einen Stock trug, in dessen grüne Rinde allerlei Muster eingeschnitten waren: „Wozu gebrauchst Du diesen Stock?“ Die Antwort lautete: „Der bringt mir Gaben und Almosen. Wenn sich Einer stellt als höre er mich nicht, so berühre ich ihn mit dem Stocke und dann muß er mich schon bemerken.“

Fast alle Duwanas sind „Erzäufer“ und viele auch Opiumesser, und genießen die berauschenden Stoffe im Laufe des Tages vier- bis fünfmal. Wereschagin erzählt Folgendes: „Ich ging eines Tages zu einem dieser Opiumesser; er war zum Gerippe abgemagert, ein hoch gewachsener Mann, mit bleicher, gelblicher Gesichtsfarbe, die ihn wie eine Leiche erscheinen ließ; er saß wie benommen und bewußtlos da und merkte auf nichts, was um ihn her vorging, hörte auch nicht auf meine Worte. Aber als er eine Opiumkugel in meiner Hand sah, gewann sein maskenartiges Antlitz plötzlich Ausdruck, er sperrte die Augen und die Nase weit auf und rief: Gieb her, gieb her! Ich trat einige Schritte zurück und machte die Hand zu, so daß ich die Kugel fest in ihr geschlossen hielt; da fing dieses menschliche Gerippe an, sich hin und her zu winden, verzerrte wieder das Gesicht in schrecklicher Weise und schrie wieder: Her mit dem Bang, gieb mir den Bang, o gieb ihn mir! Es war als ob ein Kind um etwas bäte. Ich brach ein Stück von der Kugel ab und gab ihm das; er griff mit zitternder Hand krampfhaft danach, lehnte sich an die Wand und kaute das Opium nun wonnevergnügt. Mir kam er vor wie ein Hund, der genüchlich einen Knochen abnagt! Nach einigen Minuten verzog sich sein Gesicht zu einem seltsamen Lächeln, er murmelte allerlei Unverständliches vor sich hin; er gerieth in Verzückung und es zeigten sich Anfälle von Krämpfen. Aber sein Wonnebehagen wurde gestört, als ein anderer Opiumesser erschien, der ihm plötzlich den Rest von dem Opium, welchen er noch in der Hand hatte, wegnahm und sofort verschlang. Da sprang das Gerippe auf, Haß und Rache verzerrten sein bestialisches Antlitz noch mehr; er schrie: Gieb es wieder her, her, ich will es haben, und dabei packte er den andern an, als ob er ihn zerreißen wollte!“

Die Kalenterchane sind übrigens nicht bloß Bettlerherbergen, sondern gleichen in gewisser Hinsicht auch unseren Restaurationen, Kaffeehäusern und Clubs. Der Opiumraucher, welcher zu Hause seiner Leidenschaft nicht frönen darf, geht dorthin, eben so der Kuknartrinker, der Neuigkeitskrämer, der Neugierige, der wissen will, was sich Tages vorher begeben hat.

In der warmen Jahreszeit lebt der Duwana in seiner

Digitized by Google

Art ganz behaglich und angenehm; er iſt wie der Vogel auf dem Felde, er ſäet nicht, er arbeitet und erntet nicht und ſein himmliſcher Vater ernährt ihn doch. Er ißt gut und viel, trinkt noch mehr, und ſchläft im Schatten der Bäume ſobald die Sonne hoch ſteht. Im Winter freilich muß er viel Kälte ausſtehen. In Summa, man begreift nicht, wozu der liebe Gott ſolche unnützen, widerwärtigen Burſche überhaupt auf Erden duldet.

Dr. Guſtav Nachtigal und ſeine neueſte Reiſe im Sudan.

Ueber zwei Jahre ſind verfloſſen, daß wir ohne Nachrichten von Dr. Guſtav Nachtigal blieben. Schwere Beſorgniſſe um ſein Wohlergehen wurden laut, in öffentlichen Blättern beſchäftigte man ſich lebhaft mit ſeinem Schickſal, ſchon glaubte man, daß ihm ein Unglück zugeſtoßen ſei, daß er die lange Reihe deutſcher Märtyrer in Innerafrika vermehrt habe und gleich Overweg und Vogel, Beurmann oder v. d. Decken dort umgekommen ſei. Wir wußten, daß er in Kuka angekommen war; von dort kamen früher immer ziemlich leicht und regelmäßig Nachrichten auf der großen nach

Dr. Guſtav Nachtigal.

Tripolis führenden Karawanenſtraße zu uns. Vom Januar 1871 datirten die letzten Nachrichten, dann blieben ſie aus.

Jetzt endlich ſind, wie wir ſchon gemeldet haben, wieder höchſt wichtige Briefe des Reiſenden angelangt, welche allerdings zeigen, daß er mit außerordentlicher Noth zu kämpfen hat, daß er aber äußerſt wichtige neue Entdeckungen in einem bisher unbetretenen Theile Oſtſudans machte. Zuſammengenommen mit Nachtigal's früherer Bereiſung des Landes der Tibu-Reſchade, das er zuerſt beſuchte und ausführlich im „Globus“ ſchilderte, ergiebt ſich nun ein neues, ſehr bedeutendes, durch ihn der Wiſſenſchaft erſchloſſenes Gebiet. Der Reiſende iſt jetzt eingetreten in die Reihe der tüchtigſten und beſten Erforſcher Afrikas und hat mit wahrhaft klüglichen Mitteln — wie ſo mancher deutſche Col-

Digitized by Google

lege vor ihm, namentlich Barth — im Verhältnisse ganz Großartiges geleistet.

Ehe wir auf die neuesten Errungenschaften Nachtigal's eingehen, schicken wir einen kurzen Lebensabriß des verdienten Mannes voraus und recapituliren dessen frühere Reisen. Gustav Nachtigal wurde am 23. Februar 1834 zu Eichstedt, Kreis Stendal, in der Altmark, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Stendal, machte dort 1852 sein Abiturientenexamen und studirte zu Berlin, Halle, Würzburg und Greifswalde Medicin, worauf er sich 1860 als praktischer Arzt in Köln habilitirte. Aber nur kurze Zeit konnte er hier wirken, da eine Brustkrankheit ihn zwang, 1863 das milde Klima Algeriens aufzusuchen, von wo aus er sich nach Tunis wandte. Nachdem er als freiwilliger Arzt einen Feldzug gegen die aufständischen Bergvölker mitgemacht, fand er als zweiter Arzt beim Bei von Tunis Anstellung. Dabei trieb er Arabisch, lernte Land und Leute kennen und interessirte sich lebhaft für die Erforschung Innerafrika's.

Eine Gelegenheit zur Verwerthung seiner Kenntnisse brachte das Jahr 1868. Damals kam Gerhard Rohlfs nach Tripolis, um von hier eine Anzahl Geschenke an den Scheich Omar von Bornu zu überbringen. Der Scheich hatte bekanntlich alle deutschen Reisenden in seiner Hauptstadt Kuka auf das Freundlichste mit Rath und That unterstützt, so Barth, Vogel, v. Beurmann, Rohlfs, und hierfür wollte der König von Preußen sich dankbar erweisen, indem er einen Thron, sein Bild, eine Tafeluhr, mehrere schöne Uhren, ein Fernrohr, sechs Zündnadelgewehre nebst Munition, schöne Stoffe, ein Theeservice, ein Harmonium und dergleichen dem Scheich überfandte. Rohlfs betraute Nachtigal mit dieser Sendung, und im Januar 1869 konnte die Karawane aufbrechen. Begleitet war Nachtigal von einem italienischen Diener, Giuseppe Walpreda, und dem berühmten Gatroner, jenem alten treuen Muhamed aus Gatron bei Murfuk, der einst unserm Heinrich Barth bei seinen fünfjährigen Reisen in Innerafrika gedient hatte.

Von Murfuk aus, das Nachtigal am 27. März erreichte, unternahm er einen epochemachenden Zug nach Tibesti (6. Juni bis 8. October), den er selbst so ausführlich im „Globus“ geschildert hat. Ueber einen Monat brachte er in der Gefangenschaft eines der verruchtesten Völker Afrikas zu, Hunger und Noth aller Art leidend. Aber er entkam schließlich doch glücklich und fand nun mit einem Schlage unter allen Reisenden der letzt verflossenen Jahre obenan, als einer der tüchtigsten Forscher in Afrika da. Am 7. Juli 1870 übergab er endlich die Geschenke König Wilhelm's an Sultan Omar.

Die neuen Nachrichten des Reisenden datiren vom Februar 1872, sind also über ein Jahr alt. Sie bestehen in Briefen an Gerhard Rohlfs, August Petermann und Adolf Bastian, und erklären uns auch, warum wir so lange keine Kunde erhielten. Handel und Wandel in Bornu liegen darnieder, die Fessankaramanen werden seltener und schwächer, und seit anderthalb Jahren war überhaupt keine von Kuka nach Norden gegangen. Die Lage Nachtigal's war nach seinen Briefen in materieller Beziehung eine höchst unglückselige, er war fast ganz ohne Mittel und Wechseln in die Hände gefallen, denn sowohl die 2000 Thaler, welche Kaiser Wilhelm ihm gespendet, als 500 Thaler von der Berliner geographischen Gesellschaft waren nicht in seine Hände gelangt. Er hatte daher vom Tage seiner Ankunft in Kuka an sich mühsam durchschlagen müssen; es ist als ob man die Klagen Heinrich Barth's wieder hört, wenn man Nachtigal's Briefe liest, und gleich diesem findet er immer sein Selbstvertrauen wieder. Jener stärkte sich während der halben Gefangenschaft in Timbuktu, daß er die Leiden nachlas, welche Mungo Park unter den Ludamar (Ulad Amar) erduldet und dennoch überwunden, Nachtigal fühlte sich gestärkt, als ihm die erste sichere Kunde der heimathlichen Riesenerfolge wurde.

„Bu Rischa schrieb mir von den zahlreichen Siegen der Deutschen, von der Gefangennahme Napoleon's, von der Belagerung von Paris ꝛc. Dies richtete mich in etwas aus der Misanthropie und der Melancholie, in die ich allmälig verfallen war, wieder auf; ich konnte wieder Pläne schmieden und mich wieder festigen in dem Vorsatze, noch weitere Opfer zur Erreichung meiner Zwecke zu bringen.“

Wie schon bemerkt, hat Nachtigal unter den ungünstigsten Verhältnissen für die Wissenschaft Außerordentliches geleistet. Er konnte vorbringen in Strecken, die seine Vorgänger nicht zu erreichen vermochten. Das war schon in Tibesti der Fall gewesen. Lyon, Ritchie, Denham, Clapperton, Oudney, Barth, Beurmann, Duveyrier, Rohlfs vermochten, wie Petermann richtig bemerkt, nach Tibesti nicht vorzudringen, Nachtigal gelang es. Dasselbe war mit dem neuen von ihm erforschten Gebiete der Fall, welches sich im Nordosten des Tsadsees, im Norden des nur durch Eduard Vogel betretenen Reiches Wadai ausdehnt. Barth, Overweg, v. Beurmann mußten an den Grenzen dieses Gebietes umkehren oder erlagen dort. Nachtigal aber machte es möglich, 1871 auf einer höchst beschwerlichen und gefahrvollen Tour das östliche Kanem, Egai (Ege), Bodele (Batele) und Borku (Burgu) zu erforschen. Die Resultate dieser Expedition faßt Petermann in einem Schreiben aus Gotha vom 30. April folgendermaßen zusammen:

„Es war zwar bekannt, daß das Bahar el Ghazal ein mit dem Tsadsee in Verbindung stehendes ausgedehntes fruchtbares Thal und Flußbett sei, ob dasselbe aber in den See hineinmünde oder umgekehrt, ließen alle bisherigen Nachrichten und Forschungen ungewiß. Nach Dr. Nachtigal's Forschungen ist es nun unzweifelhaft, daß das Wasser des Tsadsees in das Bahar el Ghazal hineinströmt, und daß, wie er annimmt, sogar Borku, weit im Nordosten gelegen, eine große tiefe Depression bildet, die noch unter dem Niveau des Tsad liegt. Das Bahar el Ghazal selbst erstreckt sich vom Tsadsee nicht nördlich, wie bisher angenommen, sondern nordöstlich, um nach einem Laufe von mindestens 70 deutschen Meilen (so weit wie von Basel bis Wesel und die holländische Grenze), etwa auf 16° nördl. Br. und 19° östl. L. v. Gr., zu enden, und weiter nordwärts gegen Borku in eine ausgedehnte Alluvialzone, fruchtbare Niederung mit vielen Brunnen, das Land Bodele, überzugehen. Jenseits Bodele folgt Borku, dessen nördliche Theile rasch zu einem ausgedehnten mächtigen Gebirge aufsteigen, welches Dr. Nachtigal im Sommer 1869 in seinem westlichen Theile besucht, sehr hoch gefunden und unter Anderm eine Paßhöhe von nicht weniger als 7878 englische Fuß gemessen, den Höhenverhältnissen nach also ein Alpengebirge entdeckt hatte. Nach den Beobachtungen und Erkundigungen des Reisenden scheint sich dieses Gebirge in einem riesigen Bogen von etwa 200 deutschen Meilen von Tibesti im Westen bis nach Darfur im Osten zu erstrecken und mit dem Centralgebirge Marrah dieses Landes in Verbindung zu stehen. In Borku bis über 18° nördl. Br. vordringend, war Dr. Nachtigal nur einige 30 deutsche Meilen von seinem 1869er Reiserouten in Tibesti entfernt, und die Resultate beider eben so kühnen als glücklichen Reisen gewähren uns eine bahnbrechende und grundlegende Kenntniß für die östliche Hälfte der großen Wüste Sahara.“

Die Einzelnheiten der Reise erfahren wir aus dem an Gerhard Rohlfs gerichteten Briefe, welcher zum großen Theile mit Klagen über die ungünstigen Geldverhältnisse des Rei-

Digitized by Google

senden, über die Wucherzinsen, die er zahlen muß u. s. w. erfüllt ist. Ueber den neun Monate dauernden Zug nach Bodele und Borku schreibt hier Nachtigal aus Kuka:

„Ich denke mit weniger Schaudern an Tibesti und seine Gefahren zurück, als an diese neun Monate Nomaden- und Räuberlebens. Meinen Zweck habe ich ungefähr erreicht und überdies den Südosten Kanems besucht, doch fast ein Jahr darüber geopfert; Kameele geweidet, während Ihr Schlachten schlugt; feige Raubzüge gegen harmlose Tibbu begleitet, während Ihr ganze Armeen einfingt, und meine Existenz mit Anrechschamen und Datteln gefristet, um so unzureichender, als die Natronwässer Egais und Bodeles substantiellere Nahrungsmittel erheischten, als irgend welche Bier- oder Aleifutzung oder Rossi'scher Champagner, den ich noch jetzt nicht vergessen kann.

„Der brave Scheich Omar hatte mir drei etwas magere Wüstenschiffe zu der Reise überantwortet; für 100 Thaler kaufte ich Geschenke für Araber und Tibbu, 20 Thaler steckte ich für den Nothfall in die Tasche und den Rest der genannten Anleihe ließ ich zur Bestreitung meines Hausstandes hier und als Nothpfennig für die Zeit meiner Rückkehr. Meine Wüstenschiffe wollten in Kanem trotz reichlichen Futters durchaus nicht fett werden, und ich mußte ihnen für den beschwerlichen Weg nach Borku (man muß für Monate Kood mit sich führen, da genanntes Land nur sehr sporadisch diesen Artikel erzeugt) noch einen vierten kräftigen „Stachelfresser" zugesellen. In Egai weigerte das magerste Stück meiner Karawane hartnäckig jede Theilnahme an der Fortsetzung der Reise; an einer der ersten Stationen Bodeles folgte ein anderes diesem traurigen Beispiele, und in Yayo kündigte mir das dritte seine Dienste auf. Nur das in Kanem gekaufte Thier gelangte bis Borku, wo es alsbald die Gelegenheit frischen Hadwuchses ergriff, um an einer Indigestion und „geplatztem Bauche" zu Grunde zu gehen. Durch fortgesetztes Hungern und gänzliches Entsagen von animalischer Nahrung und durch Opferung der meisten den Tibbuchefs zugedachten Gaben gelang es mir allmälig, mich auf zwei neue Repräsentanten der Häckerkuz zu schwingen, die ich mit einer zärtlichen Sorge weidete, wie sie selten der Nomade einer ganzen Kameelherde, die doch sein ganzes Besitzthum darstellt, spenden dürfte. Doch leider war alles und jedes Getreide bald aufgezehrt, und gegen die Zeit der Rückreise hin mußte ich auf meinen dritten „Rücken" (Dahar) denken, denn Datteln sind schwer und Pferd und Menschen essen ihrer viele. Dieses Thier kaufte ich auf Credit für nahezu 50 Butair, ein unter Nomaden unerhörter Preis.

„Vom Ufer des Tsade steigt man gegen den Norden Kanems hin sehr unbedeutend an und dann gegen Egai hinunter. Diese Hinabsteigung datirt hauptsächlich von Birsa, bis wohin die Richtung Nordnordost war, und setzt sich in Ostnordost und dann gegen Bodele hin zunehmend in nordöstlicher Richtung fort. Die größte Vertiefung des weiten Beckens Bodele für unsern Weg fällt in die Stationen Koro und Auduaga. Egai sowohl als Bodele senken sich in südöstlicher, respective in ostsüdöstlicher Richtung gegen das Bahar el Ghazal hin, das durch Tangur in das genannte weite Becken mündet. Hier liegt die stärkste Vertiefung der ganzen Gegend. Von Nordwesten her senkt sich noch dahin Bodele, von Nordosten her das bisher als Wüste angesprochene wasserreiche Thal Dzurab, von Osten her Dschim (Abu Haschim) und Khara (Kharma), zwei Thäler, welche jedoch die Niederung des Bahar el Ghazal nicht erreichen. Zwischen Borku und der großen Niederung erstreckt sich eine Terrainerhebung in weitem Bogen und schließt die genannte Landschaft, welche sich nur wenig über das Niveau Bodeles erhebt, von diesem letztern ab. Egai und Bodele und Bahar el Ghazal sind voller Reste animalischen Wasserlebens; in Borku finden sich ebenfalls noch Fischskeletreste, doch seltener. Bahar el Ghazal führte also seiner Zeit die Wasser des Tsade nach Nordosten ab und ist seit Jahresfrist wieder voll Wasser vom Tsade bis zu den Sitzen der Kreda, welche Erscheinung ihren Grund in der abnormen Wasserwenge meiner ersten Regenzeit in Bornu (1870) hat. Von Egai später machte ich einen Abstecher (ohne Nutzen und mit viel Gefahr verbunden) gegen Birkia, eine Station des Bahar el Ghazal, hin, und nach Kanem zurückgekehrt, wo mich zu guterletzt noch der Rhamadan zurückhielt, besuchte ich die herrlichen östlichen Thäler dieses Landes, Mao, das Grab Moritz v. Beurmann's, Mondo, die Stadt der Tundza, die Howad zu Bari und die Negbers, die Ausläufer der Bulsata und Dibbelontui, nahe dem östlichen Ufer des Tsade."

Im Januar 1872 langte Nachtigal wieder in Kuka an, ohne dort neue Mittel zu finden. Er war bitter enttäuscht und wähnte sich in der Heimath vergessen, was nun doch keineswegs der Fall war. Uebrigens befand er sich bei voller Gesundheit und bereitete eine Reise nach Baghirmi vor, welches 1852 Heinrich Barth besucht hatte. In diesem südöstlich vom Tsad gelegenen Reiche hatten seit jener Zeit die Verhältnisse sich gewaltig verändert. Sultan Ali von Wadai, jetzt der mächtigste Fürst im östlichen Sudan, hatte 1871 Baghirmi mit Krieg überzogen und die Hauptstadt Massenya zerstört. Nachtigal schreibt darüber:

„Der damalige Sultan Mohammed Ibn Abd el Kader, Abu Sekin genannt, entschlüpfte bei der Eroberung seiner Hauptstadt und zog sich jenseit des Schari zurück, zuerst nach Manjasa, jetzt nach Bussso. Der siegreiche Sultan von Wadai setzte in Bidderi nahe Massenna einen neuen Sultan ein, Namens Abderahman, der ein Onkel des genannten Abu Sekin ist. Se existiren jetzt zwei Sultane, von denen man nicht genau weiß, wem die Zukunft gehört. Die Residenzstaaten im Süden Baghirmis sind die Verbündeten Abu Sekin's, und Sarna, Somrai, Sultan Dju (Sou), Sara, Bai sind von Bussso leicht erreichbar. Ich begebe mich von hier zum Chalifen von Gulfei, einem besondern Freunde des entthronten Fürsten, und von da, wenn der Landweg die geringsten Gefahren bietet, in Schari-Fahrzeugen nach Bussso. Leute vom Scheich (Almas), vom Kasella Bira (Art Consul Baghirmis) und vom Chalifen von Gulfei begleiten mich hin und zurück. Ich bin einer höchst wichtigen Bucher, einer Geschichte der Regentenreihe von Wadai, habhaft geworden und im Zuge, es zu studiren. Abschrift ist bereits genommen. Leider habe ich die noch unbekannte Quelle der alten Bornugeschichte, die Chronik des Massarma Othomami, trotz aller meiner Anstrengungen noch nicht erzielt, ohne die Hoffnung auf Erfolg gleichwohl aufzugeben."

Das sind die wichtigsten Ergebnisse der neuen Forschungen Nachtigal's. Man ersennt in ihm den würdigen Nachfolger Heinrich Barth's. Zu wünschen ist, daß ihm unterdessen die schon längst angewiesenen Mittel zugegangen sein möchten! So lange aber in Tripolis und Fezzan so ungeordnete Verhältnisse sind und ein deutscher Consul fehlt, der die Vermittelung von Geldern und Briefen an den Reisenden übernehmen könnte, steht es um die Verbindung mit dem Reisenden schlecht. Wir dürfen Nachtigal nicht vergessen, und er hat völlig Recht, wenn er in seiner bedrängten Lage Deutschlands Hülfe anruft. Nachstehende Stelle aus seinem Briefe an Rohlfs verdient Beherzigung: „Unter den größten materiellen Entbehrungen, ohne alle Bequemlichkeiten, ohne hinlängliche Dienerschaft, in Folge meiner

Digitized by Google

Armuth nur geringes Interesse erweckend, fast ganz ohne Instrumente, glaube ich wohl ein Anrecht auf eine milde Beurtheilung zu haben. Selbst Thee, Kaffee, Zucker sind mir unbekannte Genüsse geworden, während doch in diesen Klimaten derlei Dinge von günstigster Wirkung auf Geist und Körper sind."

Die Colonie Südaustralien als Agriculturland.

Mitgetheilt von einem alten Colonisten.

II. G. Die Colonie Südaustralien, ob zwar, dem Umfange nach, die größte unter den australischen Colonien, doch am 31. December 1872 erst 192,334 weiße Bewohner zählend, ist, so weit es der Boden hergiebt, ein Agriculturland. Farmerei wird hier verhältnißmäßig in viel ausgedehnterer Weise betrieben, als in irgend einer andern australischen Colonie.

Im Jahre 1871/1872 zählte man 8531 Farmen, auf denen 11,128 Personen männlichen Geschlechts landwirthschaftlich beschäftigt waren, gegen 7090, mit einem Arbeiterpersonal von 7895 im Jahre 1861/1862. Dieser Zuwachs von nur 1441 in dem Zeitraume von zehn Jahren, in welchem die Einwohnerzahl der Colonie um 58,796 Seelen zugenommen hat, ist freilich, im Vergleich zum voraufgehenden Decennium, auffällig gering, erklärt sich aber zur Genüge aus dem Umstande, daß Farmerei in Südaustralien sich gegenwärtig nicht recht bezahlt macht, nachdem die übrigen australischen Colonien, namentlich Victoria, sich von Jahr zu Jahr immer mehr von fremder Weizen- und Mehleinfuhr frei gemacht haben.

Dazu kommt, daß Weizenbau überhampt ein unsicherer Betrieb in Australien ist.

War die Ernte reich, wie die letztjährige, so fehlt es wieder an einem Markte für den Absatz, und die niedrigen Preise entschädigen den Farmer kaum für seine Auslagen.

Fiel in den Wintermonaten (Mai, Juni, Juli) der Regen nicht in großen Massen, um tief genug zur Befruchtung in den Boden einzudringen, und daß ist eben so häufig der Fall, wie das Gegentheil, so tritt sicher eine Mißernte ein, und der Farmer erhält selbst auch dann noch nicht für etwaige spärliche Ueberschüsse entsprechend hohe Preise, denn Californien, mit seiner reichen Kornkammer, kann immer beliebig große Sendungen an Getreide auf die australischen Märkte werfen.

Folgten nach heftigen Regen anhaltend heiße Tage, so stellt sich sicherlich der rothe Rost ein und wirkt verheerend, wie die Pest. Von diesem gefürchteten Feinde werden die Farmer sehr oft heimgesucht.

Dazu gesellt sich, wenigstens seit den letzten beiden Jahren, die in Australien sonst nicht gekannte Heuschreckenplage. Die vorjährige Weizenfrucht, wie überhaupt Alles was noch grün und saftig war, wurde in den Districten, wo diese gefräßigen Milliarden einkehrten, in kürzester Zeit vollständig vernichtet, und die reiche letztjährige Ernte entging nur dadurch dem Untergange, daß der Halm, schon der Reife nahe, bereits strohartig geworden war, als die Heuschrecken einkehrten.

Endlich darf nicht übersehen werden, daß in Australien die Farmer in der beschäftigten Zeit der Ernte und der sich daran schließenden Saatbestellung immer hohe Löhne, ungefähr 5 bis 6 Schilling, d. i. 1 Thlr. 20 Sgr. bis 2 Thlr. pro Tag, an Arbeiter zahlen müssen *). Und wenn da nun der Weizenpreis sich auf nur 4 Schilling 5 Pence, d. i. 1 Thlr. 15 Sgr., pro Buschel (60 Pfund) bei freier Ablieferung in Port Adelaide stellt, wie der Cours am Ende Februar dieses Jahres ausweis, so kann offenbar der Landmann dabei wenig reussiren.

Die Farmer in Südaustralien sind hauptsächlich auf Weizencultur angewiesen, denn was an Gerste und namentlich an Hafer producirt wird, ist von keinem großen Belange. In den beiden Jahren 1870/1871 und 1871/1872 wurden nur resp. 337,712 und 164,161 Buschels (à 45 Pfund) Gerste und resp. 88,383 und 38,894 Buschels (à 40 Pfund) Hafer geerntet. Für tropische und semitropische Gewächse, für welche sich der Norden Australiens wohl qualificirt, liegt die Colonie Südaustralien im engern Sinne zu südlich.

Das letzte Jahr 1872/1873 lieferte die reichste Ernte, welche die Colonie seit ihrem Bestehen (1836) aufzuweisen hat. Es befanden sich 800,000 Acres unter Weizen, und der durchschnittliche Gewinn vom Acre berechnet sich auf reichlich 15 Buschels.

Vergleichen wir damit die vier Vorjahre, so ergiebt die Statistik, daß resp. 692,508, 604,761, 532,135 und 533,035 Acres mit Weizen bestanden und im Mittel einen Ertrag von resp. 5 Buschels 44 Pfund, 11 Buschels 30 Pfund, 5 Buschels 45 Pfund und 9 Buschels 42 Pfund oder gleichmäßig repartirt 8 Buschels 10 Pfund pro Acre einbrachten. Der durchschnittliche Ertrag in den letzten zehn Jahren stellte sich auf 9 Buschels 3 Pfund pro Acre. Die bisher reichsten Ernten fielen in die Jahre 1863/1864 mit 14 Buschels und 1866/1867 mit 14 Buschels 20 Pfund vom Acre.

Der diesjährige ungewöhnlich hohe Ertrag von 15 Buschels pro Acre würde ein Total von 12,000,000 Buschels Weizen ergeben. Bringen wir davon, und das wird sehr nahe zutreffen, für den Consum der Bevölkerung sowie für die Einsaaten 2,100,000 Buschels in Abzug, so bleiben 9,900,000 Buschels für Export übrig oder, da man gemeiniglich 45 Buschels auf die Tonne Mehl (2000 Pfund) rechnet, 220,000 Tonnen Mehl, gegen 103,000 im Werthe von 232,766 Pf. St. im Vorjahre.

Die Colonie Victoria baut bereits mehr Weizen, als ihr Bedarf erheischt, und die Colonie Neusüdwales, wo man sich, seitdem die Eisenbahnen in die fruchtbaren westlichen und südlichen Districte einlaufen, ebenfalls mehr auf Ackerbau legte, ist dies Jahr mit einem Zuschuß von höchstens 25,000

*) Die Arbeiter in Australien finden von Beginn des Winters bis gegen Anfang der Ernte — im November beginnt die Heu- und im December die Weizenernte —, in welcher Zeit nur die Wollschur für den Monat August zuverlässigen Verdienst liefert, immer nur wenig Anstellung, und müssen sich daher zur Zeit, wo reichlich Arbeit vorhanden, durch hohe Lohnsätze entschädigen.

Digitized by Google

Tonnen Mehl zufrieden gestellt. Da man zu der Annahme berechtigt ist, daß die übrigen australischen Colonien insgesammt ein gleiches Quantum Mehl zur Deckung ihres Consums importiren werden, so würden, sofern man diesen Bedarf nur aus der Colonie Südaustralien und nicht auch aus Californien entnähme, immerhin noch 160,000 Tonnen Mehl auf weitere Ausfuhr warten.

Bei den gegenwärtigen hohen Preisen in Europa hat man an einen Export dahin gedacht. Allein zunächst würde man, um 160,000 Tonnen Mehl fortzuschaffen, wenigstens 160 große Schiffe nöthig haben, und woher diese nehmen? Bis Mitte Februar konnte man erst in allen Häfen Australiens 34 Schiffe engagiren, und doch müßte der Transport auf alle Fälle vor Beginn der neuen Ernte in Europa dahin bewerkstelligt werden. Und dann haben die Frachtsätze in Australien eine so ungewöhnliche Höhe erreicht, daß man von Adelaide nach London 80 Schilling, d. i. 27 Thaler, und selbst noch darüber, pro Tonne verlangt, wozu dann natürlich noch weitere Unkosten kommen.

Da nun, wie aus obigen Angaben zur Genüge erhellt, die Weizencultur in Südaustralien wenig remunerativ und zuverlässig ist, und überdies in vielen Gegenden der Boden, in Folge der continuirlichen Ausnutzung durch diese Getreideart, in der Fruchtbarkeit erheblich nachgelassen, so hat man neuerdings die Flachscultur eingeführt. Namentlich hat man solche Versuche in Encounter Bay eingeleitet, insbesondere an den Abhängen der Inman und Hindmarsh Valleys, wo der diesjährige Ertrag schon die Höhe von 200 Tonnen erreicht hat. Für beste Qualität Flachs wird pro Tonne 3 Pf. St. gezahlt, und da, wenigstens an den geeignetsten Orten, der Acre Land bis zu drei Tonnen producirt, so scheint der Flachsbau entschieden vortheilhafter zu sein.

Und nun, zum Schlusse, noch ein Wort. Ich — ein alter Colonist, welcher fünfzehn Jahre in Australien gelebt hat — habe diesen Artikel auch deswegen geschrieben und veröffentlicht, um Deutsche, die sich in Australien eine „Australia felix“ träumen und sich noch immer durch unwahre Anpreisungen bezahlter Agenten verleiten lassen, nach Australien auszuwandern, durch obige Thatsachen zu warnen. Man kann es Niemanden verdenken, wenn er auswandert, sofern er seine Lage wirklich verbessert, aber das geschieht schwerlich in Australien, es sei denn, daß man ein Cooleeleben auf den Viehstationen in der Wildniß, oder auf den Plantagen im hohen Queensland unter tropischer Hitze, wo der Mensch freilich immer Verwendung findet, dahin rechnet.

Wenn man die officiellen Statistiken der Colonie Südaustralien durchblättert, so muß man über die hohe Ziffer der darin verzeichneten Insolventen erstaunen. Und welch ein Contingent liefern dabei immer die armen Farmer, unter denen die Deutschen sehr zahlreich vertreten sind! Armuth ist das Loos der Farmer in Australien.

Und wen die australischen Gothelfer anziehen und wer da meint, daß sich dort bald und leicht reiche Schätze sammeln lassen, der mag lieber zu Hause bleiben und sein Weniges in die Lotterie setzen, um das große Loos zu gewinnen. Der eine Weg ist wenigstens so gut und sicher, wie der andere. Das jetzt meist aus Quarzriffen bergmännisch gewonnene Gold liegt nicht in Klumpen im losen Erdreich, um bloß gesammelt zu werden.

Der Wahabismus in Arabien seit 1819 und die Staatenbildungen auf der arabischen Halbinsel im 19. Jahrhundert.

Von **Dr. A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.

III.

Der Staat Oman, dessen Geschichte und Sultane. — Stellung zu den Engländern und zu den Wahabis.

Wenden wir uns nunmehr zu der Geschichte des dritten wichtigen Araberstaates in diesem Jahrhundert, nämlich Omans, des längst bekannten Südostens der Halbinsel, ausgezeichnet durch seine günstige Lage an Meeren, welche den Handelsverkehr von Süd- und Ost- nach Westasien vermittelten. Der Islam hat das Land nie so völlig gewonnen, wie andere Theile Arabiens. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts faßten die Portugiesen Fuß, später eine Zeitlang die Holländer, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, etwa 1740, hatten die Perser, gerufen durch Imam Seif, Veranlassung, sich in die Angelegenheiten Omans zu mischen. Nadir Schach von Persien sendete seinen geschickten General Teki Chan, unter welchem das Land von Ras el Khaima aus occupirt wurde. Von da an interessirt uns seine Entwickelung.

Als der Imam Seif, zu spät die Herbeirufung der Perser bereuend, gestorben, auch sein Nebenbuhler im Imamat, Sultan ebn Murschid, gegen die Perser bei einem Ausfall aus Sohar geblieben war, vereinigten die wichtigsten Häuptlinge sich, den tapfern Ahmed ebn Said, in der Nähe von Semeb südlich vom Dschebel Akhdar geboren, zum Imam anzurufen, ihn, welcher Sohar gegen die Perser gehalten und dann, nach Nadir Schach's Tode, das Land von ihnen ganz gesäubert, auch einen Prätendenten, den Fürsten von Gobrin, Bel Arab el Himja, besiegt hatte. Ahmed regierte 1765 zu Niebuhr's Zeit bereits 16 Jahre, also seit 1749, weise und zum Segen des Landes. Er hinterließ fünf Söhne, Seif, Keis, Sultan, Talib, Muhammed. Seif, der Thronerbe, regierte wesentlich mit Hülfe seines trefflichen Sohnes Ahmed, nach dessen Tode die Verwaltung so schlecht wurde, daß die Häuptlinge Sultan zum Imam erklärten. Dieser fiel gegen die Seräsber, worauf Keis nach der Herrschaft strebte; aber Sultan hatte zwei Söhne hinterlassen, Said und Salem. Jener ist der berühmt gewordene Herrscher des schönen Landes, ebenbürtig an Geist und Charakter Saud, dem großen Wahabi, und Telal, dem Schammarführsten. Ein Sohn Seif's nun, Bedr, der zu den Wahabis außer Landes gegangen war,

Digitized by Google

erschien nach Sultan's Tode wieder in Oman und lebte bei seinen beiden Vettern Said und Soleim. Gemeinsam trieben sie ihren Oheim Keis nach Sohar und beschränkten ihn auf diese Stadt. Jetzt galt es eine Entscheidung über die Thronfrage zwischen Bedr und Said: Jener unterhandelte mit den Wahabi um Hülfe gegen das erniedrigende Versprechen, ihnen jährlich 50,000 Dollars zu zahlen und das Land als ihr Vasall zu regieren. Aber ehe es zu dieser Hülfe kam, wurde Bedr von Said in oder bei Burka durch Mord beseitigt. Das mag etwa 1809 geschehen sein, als der große Saud in Deraije regierte. Dieser sendete jetzt ein Corps von 4000 Mann unter Ebn Makkal gegen den neuen Imam, der in die äußerste Gefahr gerieth, bis zuerst der Tod Ebn Makkak's, dann 1814 der Saud's, endlich die ägyptischen Siege über die Wahabi 1818 ihn daraus befreiten. Er galt als Sultan von Oman, nicht eigentlich als Imam, das zu zugleich die höchste geistliche Würde bezeichnet, bis er später auf einer Wallfahrt sich in Mekka den Titel Imam verleihen ließ. Sejjid (d. h. Herr) Said war, nach Wellsted, 1787 geboren und hat von 1808 bis 1856 regiert, ein freisinniger, kluger und edler Fürst, kein Despat. Die omanische Staatsform ist unter ihm eine Art beschränkter Monarchie gewesen, insofern die Districte und Hauptorte durch ihre Häuptlinge sich selbst verwalteten und ihre eigene Rechtspflege durch ihre Kadhis hatten, während wir in Nebsched und Schammar Verwaltung, Rechtspflege, Steuererhebung in den Händen von Beamten sahen, welche van den Sultanen eingesetzt waren. In seinem Verkehr mit den Europäern bewies Said seine völlige Vorurtheilslosigkeit, den Engländern war er sogar ein treuer Freund. Keine drückenden Auflagen, sagt Wellsted, der 1835 sein Gast war, keine willkürliche Rechtspflege ist zu beklagen. Den Handelsleuten aller Nationen in Maskat beweist er gleiche Aufmerksamkeit, allen religiösen Cultus gewährt er die allgemeinste Duldung. So nahm er 1828 die vor den Duälereien des Pascha aus Bagdad flüchtigen Juden freundlich in Maskat auf. Rechtschaffenheit, Unparteilichkeit, strenge Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt haben ihm, das sind Wellsted's Worte, die Achtung und Bewunderung der stadtbewohnenden Araber erwarben, persönlicher Muth und Freigebigkeit die der Beduinen: einen zweiten Omar hörte man ihn nennen, das höchste Lob im Munde der Araber.

Seine Einkünfte, 1840 im Ganzen an eine Million Pfund Sterling, bestanden in einer sehr mäßigen Grundsteuer, einigen Tributen, in dem Ertrage der Schmelzminen von Khamir, des Salzes von Dimmy, hauptsächlich in den Zöllen der Häfen von Maskat und Matrah, die 165,000 Dollars, seit 1840 aber 200,000 Dollars einbrachten, während von den Besitzungen an der gegenüberliegenden persischen Küste und von den afrikanischen nach 200,000 Dollars für Zölle einkamen. Die Ausgaben für seinen eigenen Haushalt waren nicht groß, aber die für Geschenke und vor allem für die Flotte. Gerade Said muß als der eigentliche Schöpfer der omanischen Seemacht gelten, der einzigen asiatischen, die zwischen Borderindien und Suez in Betracht kommt. Diese Flotte war auch die Garantie seiner Macht über die auf Tausende von Meilen und einander liegenden Besitzungen. Gegen 1840 bestand sie aus vier schweren Fregatten, wovon eine von 74, eine von 56, zwei von 50 Kanonen, drei Corvetten von 18 bis 22 Kanonen und mehreren kleinen Kriegsschiffen mit 12, 6 rc. Kanonen. Dazu kamen 50 Baghalas (Einmaster zu 200 bis 300 Tonnen) und sechs Baliis (Einmaster zu 100 bis 200 Tonnen), ebenfalls armirt. — Die Landarmee war geringfügig, im Fall der Noth durch allgemeines Aufgebot nach arabischer Sitte zusammengebracht, während den Kern die aus Beludschen bestehende Leibgarde bildete, die etwa 600 bis 1000 Mann stark war.

Um noch einmal auf die Verfassung zurückzukommen, so standen die einzelnen Districte unter Schreiben, die dem Imam verantwortlich waren. Sie hatten über Freiheitsentziejungen und Geldstrafen zu entscheiden, nicht aber über Leben und Tod. Man appellirte als letzte Instanz an den Imam. In diese Stellen pflegte Said verdiente Officiere zu setzen. „So," sagt Wellsted, „war seine Regierung milder, ordnungsmäßiger und gerechter als irgend eine andere des damaligen Arabiens und Asiens überhaupt." Dennoch hat sie ihre großen Krisen durchzumachen gehabt, z. B. 1829 den Abfall Sahars und Schinas, von denen jenes unabhängig blieb, Schinas sich aber wieder unterwarf. Im selben Jahre 1829 seine erste Partei, mit den Neffen des Imam, Said Mahammed, an der Spitze, sich in Besitz von Maskat, während der Imam in den afrikanischen Besitzungen der Zangebarküste war. Aber das britische Gouvernement gab ihm sogleich Nachricht und stellte ihm Schiffe und Mannschaft zu Verfügung. Das genügte, um die Rebellion zu ersticken. Der Neffe ward eine Woche lang ins Gefängniß gesetzt und das war die härteste Strafe, welche Said bei dieser Gelegenheit verhängte.

Gegen die Wahabi und deren Verbündete, die Tschowasimi-Seeräuber, wie gegen die Angriffe der beduinischen Nachbarn im Westen und Süden des Landes war also das Bündniß Said's mit dem englischen Gouvernement in Bombay von großem Werthe. Er hat es treulich gehalten; 1822 verstand er sich unentgeltlich — er verlor dadurch jährlich 60,000 Dollars — zur Aufhebung des Sklavenhandels durch einen Tractat, den im Namen Englands der Gouverneur der Mauritius, Sir Robert Townsend Farquhar, abschloß, dahin gehend, daß alle arabischen Schiffe mit Sklaven zwischen Madagaskar, Cap Delgado, Sokotora, Cambay in Indien und Mauritius als Prise anzusehen seien. Schon damals hatte Said den Engländern für den Seeverkehr in seinen Häfen die große Erleichterung gewährt, daß jedes Schiff nur 5 Procent für alle gelandeten Waaren Eingangszoll zahlte, ohne die früheren Ankergelder, Geschenke, Vorkaufsrechte des Stadtgouverneurs. Im Jahre 1834 schlossen dann die Vereinigten Staaten von Nordamerika, vertreten durch Edmund Roberts, einen Vertrag auf ganz gleichen Grundlagen mit Sejjid Said. So ist denn durch ihn der Handel von Maskat ganz außerordentlich in die Höhe gegangen, weniger für den Consum in Oman selber als weil Maskat Zwischenstation, Verlade- und Austauschhafen ist. In jüngster Zeit scheint es verloren zu haben.

Vor seinem Tode theilte Said die großen Besitzungen, nach Palgrave und Brenner, unserm deutschen Reisenden, im Ganzen übereinstimmend, unter drei Söhne, so daß der ältere, Thaweini (Brenner übereinstimmend: Said Thueni) Sultan von Oman wurde, genauer nach Palgrave des Theiles südöstlich von Burka mit Dschebel Akhdar, der persischen Küste und den Inseln im persischen Golf, Madschid (Brenner: Said Medjid, also ebenso) die afrikanischen Besitzungen erhielt, während nach Palgrave der jüngste, Ambschedh (derselbe, welcher bei Brenner Ahmed heißt), den nordwestlichen Theil von Oman von Burka bis Kater mit der Dampfstadt Sohar erhalten haben soll. Diese Theilung war für Oman kein Heil: die Brüder geriethen in Streit und das Land litt darunter schwer. Zunächst brach in Folge der Tributforderung Thoweini's zwischen diesem und Mabschidh ein mehrjähriger Krieg aus, der durch englische Vermittelung, wie es scheint 1862, damit

Digitized by Google

endigte, daß Mabschid durch jährlichen Tribut oder Subsidien von 40,000 Kronen vollständige und unabhängige Herrschaft über die afrikanischen Besitzungen, d. h. Zanzibar und die Somahküstte, erkaufte, ein Tribut, den er hauptsächlich durch die Steuer auf den Sklavenexport zusammenbrachte. Daher denn der vielbesuchte Menschenmarkt in Zanzibar, wo ununterbrochen durchschnittlich 300 Sklaven feil stehen, daher auch die Absendung Sir Bartle Freres an den Sultan Mabschid im Jahre 1872, um wo möglich dem Dinge ein Ende zu machen.

Viel verderblicher aber war der Streit zwischen Thoweini und Ambdsched (Ahmed), weil er die nedschdäischen Wahabi ins Land lockte. Dieser Kampf scheint außer Prätendentenmotiven auch noch nationalreligiöse gehabt zu haben. Der beim Volk beliebte Ahmed ist nach Palgrave der Vertreter der freisinnigen und toleranten, dem sanatischen Wahabiismus feindlichen und von diesem redlich wieder gehaßten Biadija-Ideen, und wenn auch Thoweini sicherlich religiös ganz indifferent war, so wußte er sich doch gegen die selbst nach Ahmed's Gefangennahme und Einkerkerung noch energisch gährende ihm feindliche Stimmung in den bezüglichen Landestheilen, vorzüglich in der Batinah nicht anders zu helfen, als daß er sich die Hülfe des Sultans in Riad, also Feisal's, erbat. Dem Wahabi mus galten zwar beide anscheinenden Prinzen in gleicher Weise als Ketzer, aber die Gelegenheit zum Kriege in dem verhaßten und reichen Biadijalande ergriff er gierig. Den Heereszug — im Jahre 1852 nach Palgrave, was unmöglich ist, wenn Sejjid Said erst 1856 gestorben ist, also wahrscheinlich 1856 oder 1857 — commandirte der nedschdäische Thronfolger Abdallah, den wir kennen, unter ihm Zamil von Oneiza, den wir ebenfalls kennen, wozu der rohe und blutgierige Khalid ebn Safar, Häuptling der Dschowasimi an der Küste des Golfes, von der Stadt Scharscha aus sich gesellte, der, bisher Vasall von Oman, seine Provinz vom Reiche loszumachen suchte. Sengend und plündernd rückte Khalid durch die Batinah; Fahschia, Schinas, Sohar wurden verwüstet. Unterdessen war Abdallah mit dem nedschdäischen Heere bis Birema gekommen, am Fuße des Dschebel Dhah, blieb dort stehen und schickte Zamil mit einem Theile des Heeres nach Oman. Zamil war aber kein Fanatiker, sicherte überall den Einwohnern Frieden zu unter der einzigen Bedingung der Anerkennung Thoweini's als Sultan. So war er bis Mobhannet gekommen, wo in der Nähe der Pässe von Bahila ihm eine Anzahl omanischer Häuptlinge einen friedlichen Empfang bereiteten, indem sie sich einverstanden erklärten, ohne daß irgend eine Feindseligkeit von Seiten des Wahabiheeres nöthig sei, Thoweini anzuerkennen: Khalid wurde kurz darauf in Folge von Thoweini's mit Geld unterstützter Bitte von Abdallah abgerufen und, als namentlich die Omaner Miene machten, alle vereinigt die Wahabi aus dem Lande zu werfen, der Frieden dahin geschlossen, daß Khalid einen Tribut an Oman zahle und Schardscha, Kalbat und das Gebirge des Cap Musendom behalte, der Sultan von Oman ein Geschenk alljährlich nach Riad sende, die Errichtung einer permanenten nedschdäischen Besatzung in Birema gestatte zum Zwecke der Züchtigung der Aal Morra und der Menasir, aber unter dem Oberbefehl des omanischen Sultans, endlich daß er 300 Nedschdäer in seinen persönlichen Dienst nehme.

Daß die Wahabi aber im Contact mit den Omanern sich ihrem fanatischen Zelotismus abgewöhnen, und daß ihr Einfluß zu Palgrave's Zeit dort wieder völlig beseitigt war, dafür ist auch jener Ahmed el Sebeiri, den Feisal zum Statthalter in Birema gemacht hatte, ein vollgültiger Beweis: er hatte sich durchaus omanisirt und man mußte das in Riad ruhig hinunterschlucken. Palgrave hat übrigens nach seinem Schiffbruch bei Sib den omanischen Fürsten, also damals 1863, Thoweini persönlich kennen gelernt. Was seitdem in Oman, speciell in Maskat geschehen ist, wissen wir unter Anderem durch Brenner's Nachrichten, der 1870 Maskat besucht hat. Die Nachkommen des einst in oder bei Burka angeblich von Sejjid Said ermordeten Bedr lebten als flüchtlinge unter den Beduinen im Innern und unterhielten von dort Verbindungen mit allen Feinden Thoweini's. Der Chef dieser feindlichen Partei war Azran ebn Gheis, Bedr's Enkel, der es verstand, Thoweini's eigenen Sohn, Said Salem, gegen den Vater so zu reizen, daß er vor einem Vatermorde nicht zurückschreckte. Im Schlafe soll er ihn 1867 eben zu Burka erschossen haben. Doch blieb der ruchlose Sohn nicht lange Sultan, er stürzte 1869 nach der Insel Kischm am persischen Gestade. Nun zog Azran ebn Gheis mit wilden Beduinenhorden in Maskat ein und geberdete sich als ein finsterer, fanatischer Tyrann, wohl mit wahhabitischen Neigungen, der denn auch den englischen Einfluß zu beseitigen suchte. Aber der englische politische Agent im Golf, Oberst Pelly, uns bekannt durch seinen Besuch in Riad im Jahre 1865, verstand keinen Spaß und dampfte nach einer Zeitungsnachricht des Jahres 1869, als von den Forts in Maskat auf das englische Kanonenboot „Clyde“ gefeuert worden war, mit dem Schraubendampfer „Dalhousie“ an Ort und Stelle und verlangte und erhielt nach einigen Winkelzügen Azran ebn Gheis' Genugthuung.

England unterstützte jetzt einen andern Thronenbidaten, Sejjid Said's letzten Sohn, Turki, der in Bombay unter den Augen des britischen Gouvernements gelebt hatte. Turki wurde, als Azran ebn Gheis 1870 vor den Thoren von Maskat im Kampfe gefallen war, Sultan.

Hiermit endet meine Kenntniß von den Verhältnissen in Oman. Indem ich nun schließlich, was die Geschichte des Imamats von Sanaa und Jemens überhaupt, sowie der dazu gehörigen Tehama, ferner was die der südarabischen sogenannten hadramautischen Länder betrifft, auf eine spätere Arbeit verweise, wo das geringfügige Material in den Hauptzügen verwendet ist, sei mir gestattet, als Resultat der vorliegenden geschichtlichen Skizze zu constatiren, daß in den drei Staatenbildungen Nedsched, Schammar, Oman ein zwar wesentlich einzelnen Herrschern verdankter und deshalb an sich nicht Dauer verheißender, aber doch auffälliger Fortschritt innerer arabischer Entwickelung offenbar wird. Im nedschdäischen Reiche zeigte sich ein bornirter weil fanatischer Arabiismus, aber doch die Staatsidee; in Schammar, das sich über den orthodoxen Zwang erhebt, der Typus des freisinnigen wenn auch noch arabisch bedingten Staatswesens; in Oman dann die internationale Vorurtheilslosigkeit, die sich durch Race und Religion nicht mehr beeinflussen läßt.

Die großen Fürsten aber, Saud der Wahabi 1803 bis 1814, Telal der Schammar 1845 bis jetzt, Sejjid Said der Omaner 1808 bis 1856, haben die Araber von dem schlimmen Ruf, zum Leben im Staate unreif oder gar unfähig zu sein, befreit und Aussicht auf eine nochmalige arabische Blüthezeit eröffnet.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Die gesetzgebenden Versammlungen in den Einzelstaaten Nordamerikas.

„Unsere sogenannte Republik ist durch und durch krankhaft!“ Solche und ähnliche Ausdrücke kann man täglich in den amerikanischen Blättern lesen, und sie bellagen, oft in elegischem, oft in grimmigem Tone oder auch dann und wann mit Galgenhumor, daß gar nicht abzulesen sei, wie und woher Besserung und Rettung kommen solle. Von öffentlicher Moral sei überhaupt längst keine Rede mehr, alles politische Ehrgefühl verschwunden, das Volk in Stumpfheit versunken und der Parteifanatismus anheimgefallen. Die republikanische Partei waltet die Schuld auf die Demokraten, und diese geben dagegen das unendlich lange Sündenregister, welches auf Rechnung der „Gott- und Moralitätspartei“ kommt.

Im April war ein eigenthümlicher Streit in der Presse ausgebrochen, der kennzeichnend für die Zustände in der Musterrepublik ist, welche Präsident Grant der Welt als Leitstern hingestellt und zur Nachahmung empfohlen hat. Von einer guten Staatslegislatur ist nirgends die Rede, der Streit dreht sich um die Frage: „Welcher Staat hat die nichtswürdigste, corrupteste Legislatur?“

Im „Newyorker Journal“ lesen wir Folgendes: „Dem „Indianapolis Sentinel“ zufolge ist die Legislatur von Indiana eine der nichtswürdigsten Versammlungen, welche jener Staat jemals gehabt hat. Den Anspruch des Blattes, daß diese Gesetzgebung an ausgesuchter Schlechtigkeit nicht übertroffen werden könne, bestreitet der „St. Louis Democrat“, welcher behauptet, daß Missouri in dieser Beziehung nicht hinter Indiana zurückstehe. Der „Democrat“ offerirt eine Wette, daß die jetzt in Jefferson City versammelte Legislatur jede ähnliche Körperschaft, die sich in diesem Lande seit der Entdeckung von Amerika durch Christoph Columbus versammelte, in Bezug auf Dummheit, Werthlosigkeit, Schlechtigkeit und alle jene Eigenschaften, durch welche sich Staatsmänner von ehrlichen Männern, Einfaltspinsel von verständigen Leuten unterscheiden, übertrage. Dieser stolze Vorzug kann Missouri nicht durch irgend einen seiner Schwesterstaaten geraubt werden.“ Wir würden bei dieser Concurrenz die Legislatur, welche zu Albany, Staat Newyork, tagt, anmelden, wenn wir nicht fürchten müßten, sofort als eine weitere Mitbewerberin die pennsylvanische Legislatur, welche in Harrisburg versammelt ist, auftreten zu sehen. Eigenthümlich ist auch die Klage, welche die „Chicago Tribune“ über die Gesetzgebung von Illinois erhebt. Dieser zufolge ist die Legislatur jenes Staates elf Wochen in Sitzung und hat nur zwei Bills, von welchen die eine zur Ausführung der andern bestimmt war, angenommen. Das Chicagoer Blatt scheint darüber sehr ungehalten zu sein. Wenn sie in Illinois nur eine solche Gesetzgebung besäßen, wie die unsrige, welche in jeder Session Gesetze hundertweise fabricirt, so würden sie den Werth ihrer eigenen Staatslegislatur besser zu würdigen wissen.“

So weit das „Newyork Journal“. Wir wollen eine kleine Nachreihe aus anderen vor uns liegenden Blättern hinzufügen.

In Newyork hielt ein Pastor eine Predigt über Armuth und Rechtschaffenheit. Er schloß dieselbe mit einer Apostrophe an die Eltern: „Es ist wohl möglich, daß Eure Kinder niemals reich werden. Aber sie haben dann doch den nicht geringen Trost, sagen zu können, daß ihre Väter nicht Mitglieder des 42. Congresses gewesen sind.“ —

Im Staate Florida hat die dortige Legislatur (welche den Bundessenator nach Washington zu wählen hat) sich sehr wohlfeil auslaufen lassen. Der Bewerber, Namens Dockwy, hatte nur 800 Dollars vertheilen lassen, um seine Ernennung zu sichern. Es wurde eine Commission niedergesetzt, welche Bericht über Bestechungen erstatten sollte. Dockwy selbst trat als Zeuge auf und erklärte kaltblütig: „Ich habe einem Lobbyagenten 800 Dollars gegeben, mich aber nicht weiter darum bekümmert, wie er dieselben vertheilt hat. Er erhielt sich das Geld in Zehn- und Zwanzig-Dollarnoten.“ Es wurde ermittelt, daß jener Agent dieselben Stück für Stück in gewöhnliche Briefcouverte gelegt hatte; jedem Gesetzgeber, der zu haben war, gab er eins; die „einfuß reichen“ erhielten ein solches mit 20, die Mitglieder „ohne Einfluß“ eins mit 10 Dollars. Der Stimmenkauf durch Bestechung war also erwiesen, aber die Untersuchungscommission fand an diesen „Transactionen“ nichts Anstößiges. Dockwy wird die große Zahl der Biedermänner im Washingtoner Senate noch vermehren.

Jede Staatslegislatur hat einen Caplan, welcher die Sitzung mit einem Gebet eröffnen muß. Lange Reden über Ehrtrichtigkeiten wären den aus so eigenthümlichen Bestandtheilen zusammengesetzten Versammlungen nicht willkommen. Deshalb hat die im März geschlossene Legislatur des Staates Nevada beschlossen, ihrem Caplan Dank dafür abzustatten, daß er seine Gebete stets so kurz gehalten und häufig auf das Bateruser beschränkt habe.

„Rament Heraus damit, wie sie heißen!“ So ruft die „Newyork Tribune“, indem sie die Untersuchung bespricht, welche über den berüchtigten Millionär und „Erie-Gauner“ Tweed verhängt ist. Die Bestechungen in Albany sind längst sprüchwörtlich; Tweed hatte durch solche, trotzdem seine Betrügereien und Diebstähle schon notorisch waren, seine Wahl zum Senator durchgesetzt, war aber nie nach Albany gegangen. Nun wird ihm freilich für alle seine Missethaten sein Haar gekrümmt werden, die sogenannte Untersuchung wird ihn „weißwaschen“, aber es ist doch ermittelt worden, daß er, um für die Erledigung einen Job durchzusetzen, sechs Staatssenatoren, jeden mit 5000 Dollars, bestochen und gekauft hat. Die Untersuchungscommission hat Alles auf, um die Namen der Gekauften nicht öffentlich werden zu lassen, aber zwei sind bereits ermittelt worden: Harrower und James Wood. Die „Tribune“ will nun auch die andern „ausräuchern“.

In der gesetzgebenden Versammlung des Staates Neu-Jersey geht es zuweilen etwas lebhaft her, und der ehrenwerthe James M. Scovel führt Scenen auf. Zu Anfang Aprils ging er in die Assembly; er hat das Recht der „Floor“, weil er einmal Präsident des Senates gewesen. Jetzt handelte es sich darum, einen Job durchzusetzen zu lassen, bei welchem er pecuniär interessirt ist. Bei der Debatte äußerte das Assemblymitglied Cole, jener Scovel sei ein notorischer Lügner und habe Meineide geschworen. Scovel nahm das sehr übel, ging auf Cole los und schlug ihn vermittelst eines Faustschlages ins Gesicht zu Boden. Der Sprecher hieß die Thür schließen. Ein anderes Mitglied, Namens Carse, fand Scovel's Betragen nicht gentlemanly, und das nahm der letztere wieder übel. Er schlug Herrn Carse die Nase platt, Herr Carse schwamm auf der Floor im Blute. Es wurde dann votirt, daß solche Auftritte unparlamentarisch seien. Weiter nichts?

Aus Kansas.

„Wir haben im südwestlichen Theile unseres Staates Kansas eine höchst interessante Classe von Leuten, denen freilich nicht nachgerühmt werden kann, daß sie nützliche Menschen seien und sich selber und der Civilisation zur Ehre gereichen.“ So schreibt die zu Kansas City (das in Missouri an der Grenze liegt) erscheinende „Times“ vom 15. Februar. Sie schildert dann diese „Musterexemplare rechter, echter, wahrhaftiger Raufbolde“ als Subjecte aus allen Ländern der Welt, welche auf der immer weiter rollenden Woge der Civilisation nach Westen hin getrie-

Digitized by Google

den werden, als Menschen, die vor keiner Wagthalsigkeit zurückschrecken, denen das Gesetz nicht einen Pfifferling werth ist, die ein schamlos aufschwellendes Leben führen und für die eine Mordthat eine unbedeutende Sache ist. In Cheridan und Ellsworth hat das Schießen, Stechen und Morden seit Vollendung der Kansas-Pacificbahn aufgehört; die Virtuosen haben nun den Schauplatz ihrer Thätigkeit nach Südwesten an die Atchison-, Topeka-Santa-Fé-Bahn verlegt. Diese Herren Kosmopoliten: Raufbolde, Taddelschläger, Spieler von Handwerk, Kneipwirthe, Hausirjuden und Stöddergründer, schieben sich immer weiter vor, jenachdem die Bahnschienen weitergelegt werden. Sie sind all sharp, gritty grit up and grit sort of people, und nur ein einziges Ding hat Werth für sie: der allmächtige Dollar! Diese noble Vorhut unserer christlichen Civilisation, hinter welcher zum Glück rechtschaffene Ansiedler salgen, arbeiten nun nach ihrer Art in Dodge City und in Sergeant, zwei kleinen, vor Kurzem in der Nähe des Aekansasflusses gegründeten Ortschaften.

Namentlich in Sergeant geht es munter zu; dorthin kam in voriger Woche eine Bande von Abenteurern (Desperados sagt man dort zu Lande) aus Dodge City. Ein nützliches Geschäft führte sie nicht hierher; sie spielten Karten und machten sich ein Vergnügen daraus, die Nächte hindurch Revolver abzuschießen. Zwei dieser Biedermänner, Sam Wright und Mc Cleslen, gingen neulich Abends in den Krämerladen eines ruhigen Bürgers, Jeß. Williams, um einen kleinen Spaß auszuführen. Derselbe befand nur darin, daß sie zunächst in dem Store (Laden) Alles, aber auch Alles, kurz und klein schlugen, ihre Revolver auf Williams abfeuerten und ihn zur Flucht zwangen. Dann zogen sie in den „Saloon" des Christian Gibson. Dieser biedere Kneipwirth lag, in Decken gehüllt, in einem Winkel seines Zeltes; sie hielten ihm ihre Revolver dar den Kopf, befahlen ihm, sich aus den Decken „herauszurollen" und sein Geld herzugeben. Gibson, als Mann von Welt, hieß sie Gentlemen willkommen und bat sie ergebenst, die Gastfreiheit seines Schänktisches (the hospitality of the bar) in Anspruch zu nehmen. Das ließen die Gentlemen sich nicht zwei Mal sagen; sie tranken tapfer, zerschlugen wüthig und verabschiedeten sich von Gibson mit einem rechtschaffenen Handschütteln. Dieser aber, der seine Leute wohl kannte, traf die nöthigen Vorkehrungen, denn möglicherweise konnten sie doch wiederkommen. Und richtig, um 4 Uhr Morgens stellten sie sich abermals ein. Im Zelte schlief ein alter Mann, dem sie seine Boarschaft raubten; auch verschonten sie nicht, den Branntweinflaschen zuzusprechen. Der Spiritus gab ihnen einen heitern Gedanken ein: sie wollten sich das Vergnügen nicht versagen, Gibson's Kopf zur Zielscheibe für ihre Revolver zu nehmen. Er hatte klüglich seinen Salon verlassen und befand sich in einem andern Zelte in der Nähe, wa sie ihn nun aufsuchen wollten. Er hatte ein geladenes Doppelgewehr bereit und schoß sofort Wright auf dem Flecke todt. Nun wollte „Big Jack" entlaufen, aber Gibson jagte ihm 4 Loth Blei in den Leib und seine Desperadosbrüder fuhr zu Hölle und Teufel. Mc Clellen, der etwas zurückgeblieben war, flüchte gewaltig und schrie, er wolle Gibson auf der Welt herumpeitschen, und kam mit seinem Hentrgewehre näher. Gibson stand im Zelte, auf Alles gefaßt. Als der Raufbold eintrat, bekam er sofort eine Portion Rehposten in den Leib und als er fliehen wollte, sofort eine zweite. Drei Raufbolde lagen todt da.

Inzwischen hatten sich viele „Bürger" versammelt, um zu sehen, was es da gebe. Als sie über die Vorfälle ins Klare gekommen waren, hielten sie vor Tagesgrauen ein Meeting und faßten mehrere „Resolutionen".

„Beschlossen: daß Christian Gibson dieser Ortschaft einen Dienst geleistet hat, indem er dieselbe von drei desperaten Raufbolden befreit hat; er verdient dafür Dank und wir, Bürger von Sergeant, erklären, daß er recht gehandelt habe. — Beschlossen: daß es unsere Absicht ist, alle gesetzverhöhnenden Personen, Raufbolde und Desperados zu entfernen, sie hinauszupeitschen. Und wir thun ihnen hiermit kund und zu wissen, daß sie ungesäumt sich entfernen sollen." Sie haben sich das auch in der That zur Warnung dienen lassen und sind abgezogen, — um irgend einen andern Platz mit ihrer Gegenwart heimzusuchen.

In Dodge City ging es lange Zeit überaus wild her. Seit dem 30. August sind dort nicht weniger als 16 Personen ermordet worden, und die Lage war so unerträglich geworden, daß selbst solche Bürger, die man im Uebrigen nicht loben konnte, sich gegen die Raufbolde erhoben. Um jene 16 Ermordeten ist es gewiß nicht schade; sie waren alle Taugenichste, und es ist gut, daß man sie aus der Welt geschafft hat. Am 2. Februar hat man nun einen Vigilanzausschuß gebildet und den Raufbolden wurde zu wissen gethan, daß sie ohne Weiteres abziehen möchten. Sie hielten sich indeß für den stärken Theil und erklärten, sie wollen bleiben. Am Sonntag, 9. Februar, kamen 20 Vigilanten unvermuthet in einen Tanzsaal, schossen den Raufbold Williams auf dem Flecke todt und verwundeten einen andern, einen Texaner, den sie gleich nachher auch zu Baden streckten. Am Montag wurden mehrere Desperados eingelangen; man sagte ihnen: „Binnen zehn Minuten verlaßt ihr den Ort, oder wir schießen Euch todt." Sie gingen. Die Bürger haben bekannt gemacht, daß das öde Unkraut mit allen Wurzeln ausgejätet werden solle.

Rey Elias in der Mongolei.

Eine wichtige Reise ist soeben von Herrn Rey Elias zurückgelegt worden, der von Peking aus gerade westlich durch die nördliche Mongolei ging. Dabei kam er unweit der Stelle von Karakorum, der berühmten Hauptstadt Dschingis Chans, vorbei, ohne jedoch den Ruinen zu hören. Weiter berührte er Uliassutai und Chadda, die äußerste nordwestliche Provinz des chinesischen Reiches; dann Omsk in Sibirien und Petersburg. Das Land befand sich in Folge des mohammedanischen Aufstandes in Kan-su, der sich allmälig über die ganze Mongolei verbreitet, in einem Zustande höchster Verwirrung. Die Dschungarei ist von den Russen besetzt worden. Alles Land östlich vom Gebiete des Atalik Ghasi und südlich vom Thianschangebirge hat sich in lauter einzelne unabhängige Staatsbezirke aufgelöst, so daß die Chinesen zwischen Kaschgar und dem eigentlichen China sich nur in zwei Forts behaupten. Die Tungusen nördlich vom Thianschan rebellirten schon seit lange, und während sich Herr Elias in Chodbo befand, eroberten und zerstörten sie diese Stadt. Eine ganze Reihe von Beobachtungen (Breite, Länge, magnetische Variation, Meereshöhe) machen seine Reise zu einer wissenschaftlich bedeutenden.

Der Ortsname Berlin.

Ueber keinen Namen ist mehr geschrieben und gestritten worden als über den der deutschen Hauptstadt. Alle Deutungen aus dem Griechischen (!), Keltischen und Deutschen müssen als mißtungen und gelünstelt erscheinen und widerstreiten den geschichtlichen und sprachlichen Momenten. Viele weisen und ganz entschieden auf das Slavische hin, als die einzige Sprache, aus welcher wir eine richtige Deutung des Ortsnamens Berlin gewinnen können.

Um zu zeigen, wie arg die Verwirrung bisher war, führen wir saigende versuchte, sast durchweg unbrauchbare, zum Theil ganz unwissenschaftliche Deutungen an. 1) Süßmilch und Fritsch vermuthen in Berlin ein Diminutiv von Bere. — 2) Frisch nimmt ein Diminutiv von Baer, niederdeutsch für Bäche, Wasserbaum, an. — 3) Bekreitet ist die Ansicht, Berlin sie siehe für Bärlein, weil Albrecht der Bär (das ist Bar, der Erlauchte) es im Jahre 1140 gegründet habe. Berlin bestand damals schon als Dorf. — 4) Bissel hält Berlin für ein Diminutiv von Perle! Gegen Diminutivformen spricht überhaupt der Umstand, daß Berlin die letzte Silbe betont. — 5) Eine schreckliche Ableitung ist die von griechischen Barylinas, schweres Netz, versuchte. — 6). Karl Braun diteilirt mit dem

Digitized by Google

Slawischen und will wissen, „der Berlin“ sei die Fähre durch den Fluß, Köln = Kutten, Spreeinselberg. — 7) Auch Dr. med. Riecke (!!) läßt sich vernehmen; natürlich kann Berlin nur aus dem Keltischen stammen und zwar von bior-linn, Fähre; übrigens scheint ihm auch haarlinn, der Damm, beachtenswerth. — 8) Bullet sieht in Berlin eine Zusammensetzung aus dem keltischen ber, die Krümmung, und lin, Fluß. — 9) Mahn, der dritte, der das Keltische unmittelbar herauszieht, ist natürlich wieder anderer Meinung. Nach ihm kommt Berlin vom keltischen paur, Weide, und lluyn, Wald; also Weidewald. Dazu ist zu bemerken, daß Kelten nie in der Mark wohnten, was aber die Kettamonen bekanntlich wenig genirt. — 10) Daß Victor Jacobi (!!) in einer solchen Frage nicht fehlen durfte, ist selbstverständlich. Nach ihm ist der Name hervorgegangen aus dem slavischen pri, bei, und lin, Berg, wobei lin gleich einem ältern lapa stehen soll. Es scheint, als ob der Mann den Kreuzberg wirklich für einen Berg hält. — 11) Nach Klöden ist Berlin ein wendisches Wort, das einen eingefriedigten Platz bedeutet. — 12) Auch die Deutung vom slavischen bor = Kiefernwald, und rola, Acker, ist versucht worden. — 13) Andere meinen aber, es sei besser, von bor, Kiefernwald, und glina, Lehm, abzuleiten. — 14) Ebel entwickelt eine Ableitung von pero, Feder. — 15) Nehmlich deutet neuerdings Dr. Kittisch (Berlin 1872) Berlin als den Mauserplatz der Gänse der in Köln angesessenen Torfwenden, von pero, Feder, und linati, mausern (slavisch). — 16) Ebenso unglücklich ist die Ableitung vom sächsischen berla, die Krücke.

Genug des grausamen Spiels! Was bedeutet nun Berlin, wenn — aus mehr als einem Grunde — alle sechzehn oben angeführten Ableitungen nicht zulässig sind? Das Beste und Verständigste ist immer noch in einer soeben erschienenen Broschüre des Dr. med. O. Heyerdorf: „Der Ortsname Berlin aus dem Slavischen erklärt“ (Beuthen 1873), wonach Berlin von einem Gründer Berla abzuleiten ist und der Ort des Berla ist, wie Stettin der Ort des Stito, Cherwin der Ort des Cherno u. s. w. Wir können leider hier die gründliche Beweisführung, die von genauer Kenntniß des Slavischen und der einschlägigen Literatur Zeugniß ablegt, nicht wiedergeben, und verweisen deshalb auf die Schrift selbst. Erwähnen wollen wir nur noch, daß der Name Berlin keineswegs vereinzelt vorkommt. Der große und kleine Berlin in Halle sind zwei Plätze; Berlin heißt ein Platz bei Nordheim; in Frankfurt a. d. O. giebt es auch einen Berlin; der große und der kleine Berlin sind zwei Seen bei Wittstock, die nach dem angrenzenden Dorfe gleichen Namens benannt sind; Berlin ist ein Dorf bei Eutin; Berlin ein Dorf in Mecklenburg; Bertinchen eine Stadt bei Frankfurt a. d. O. u. s. w.

* * *

— Nicht selten giebt das unangemessene Betragen der Leute aus dem Abendlande den Ostasiaten großes Aergerniß und die Chinesen stellen dann Betrachtungen über die rothhaarigen Barbaren an. So jetzt über einen Vorfall, der sich im Januar zu Hankou, dem wichtigsten Handelshafen am Yangtsekiang, ereignete. Dort fielen an einem Sonntage mehrere russische Matrosen über einen Steamann vom amerikanischen Kriegsschiffe „Monocacy“ her und schlugen ihn halb todt; eine kleine Weile nachher prügelten sie einen andern Amerikaner. Ein vorübergehender englischer Missionär fragte, was es da gebe? Als Antwort erhielt er von einem Russen sofort einen Faustschlag auf den Kopf, wurde dann zu Boden geworfen und von einem zweiten Russen mit Fußtritten mißhandelt. Beide Mosskowiter waren nicht betrunken. Am Abend desselben Tages war eine Prügelei zwischen Matrosen und Chinesen. Die Russen sind übrigens streng bestraft worden; der eine, ein Unteroffizier, erhielt 150 Knutenhiebe, der andere seinen einhundert.

In neuer Zeit benehmen sich in manchen Städten die Chinesen wieder sehr übermüthig. Ein englischer Knabe von zehn Jahren riet in Tung tschou auf einem Esel; das Volk auf der Straße verhöhnte ihn und rief: „Kleiner Teufel!“ Wenn hergleichen geschieht, ist es in China Brauch, daß man fragt, was das bedeuten solle, und so fragte auch der chinesische Eseltreiber, welcher den kleinen Engländer begleitete: „Wen schimpft Ihr da?“ Zwei Chinesen traten vor und riefen: „Du verstärkst Dich wohl auf die Macht der Ausländer?“ und nun prügelten sie diesen chinesischen Burschen. Der kleine Engländer sprang vom Esel, wollte den Krämer an weiteren Mißhandlungen verhindern, wurde aber niedergeworfen.

Solche Dinge erscheinen an und für sich genommen als sehr geringfügig, sind aber doch von Wichtigkeit. Sie zeigen die Stimmung des chinesischen Volkes. Natürlich wird der englische Consul sich seines mißhandelten Landsmannes annehmen; die Schuldigen müssen bestraft werden und daraus entsteht dann neue Erbitterung. Im Tung tschou sind britische Damen auf der Straße mit den schmutzigsten Schimpfworten überhäuft worden.

Die Mandarinen reizen das Volk fortwährend in echt chinesischer Weise auf. Im Januar lud man plötzlich in vielen Städten ein mächtig großes Placat, welches Folgendes besagt: In der Provinz Honan hat sich die Erde in wunderbarer Weise geöffnet und es wurde dort eine Steinplatte gefunden; neben derselben wuchs schwarzer Reis, was ein gar böses Vorzeichen ist. Auf dem wunderbaren Steine befindet sich eine Inschrift, welche prophezeit, „daß fünf fremde Völker China mit Krieg überziehen werden. Das Volk muß sich zum Widerstande rüsten.“ Dieses Placat, das das erschreckt bemerkenswerth, ist auch an den Regierungspalästen (den Yamens) und an vielen Tempeln angeschlagen; es ist demnach officiell und kann als ein Zeichen der Zeit betrachtet werden.

— Der chilenische Minister des auswärtigen Angelegenheiten, Jbanez, und Herr Root, nordamerikanischer Gesandter in Chile, haben sich nach der Magellansstraße begeben, um zu untersuchen, was sich für die Hebung dieses immer bedeutsamer werdenden Handelsweges zwischen der Westküste von Südamerika und Europa thun läßt. Da die chilenische Colonie Punta Arenas nicht geheizt, so hat man sein Augenmerk auf den Santa-Cruz-Fluß gerichtet, wo ein guter Hafen vorhanden ist und Handel mit den Patagoniern getrieben wird. Schon läßt die chilenische Regierung in England einen Dampfer zum Gebrauche in der Magellansstraße erbauen.

— Seit Anfang des Jahres 1871 steht General Cunningham an der Spitze der archäologischen Aufnahme von Indien, welche einen Zeitraum von 10 bis 12 Jahren in Anspruch nehmen wird. Während des Winters 1871/1872 untersuchte er Theile des Gangesthales, während seine Assistenten Beglar, ein ausgezeichneter Photograph, und Carleyle, Curator des Nibdell-Museums in Agra, in Delhi und Agra arbeiteten. Während der gegenwärtigen Saison 1872/1873 erforscht Cunningham viele nie beschriebene Antiquitäten des Pendschab, während Beglar Oschbhor, Birbhum (Birakhumai) und Bengalen zu beiden Seiten des Ganges durchzieht. Die Sommermonate werden verwendet, um die Berichte über das im Winter Gesehene fertig zu stellen.

Inhalt: Aus Werschagin's Reise von Orenburg nach Samarkand. II. (Mit sieben Abbildungen.) (Schluß.) — Dr. Gustav Nachtigal und seine neueste Reise im Sudan. (Mit einer Abbildung.) — Die Colonie Südaustralien als Agriculturland. Mitgetheilt von einem alten Colonisten. — Der Wahabitismus in Arabien seit 1819 und die Staatenbildungen auf der arabischen Halbinsel im 19. Jahrhundert. Von Dr. A. Zehme in Frankfurt a. d. O. III. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Die gesetzgebenden Versammlungen in den Einzelstaaten Nordamerikas. — Aus Kansas. — Rey Gliés in der Mongolei. — Der Ortsname Berlin. — Verschiedenes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03925 5016